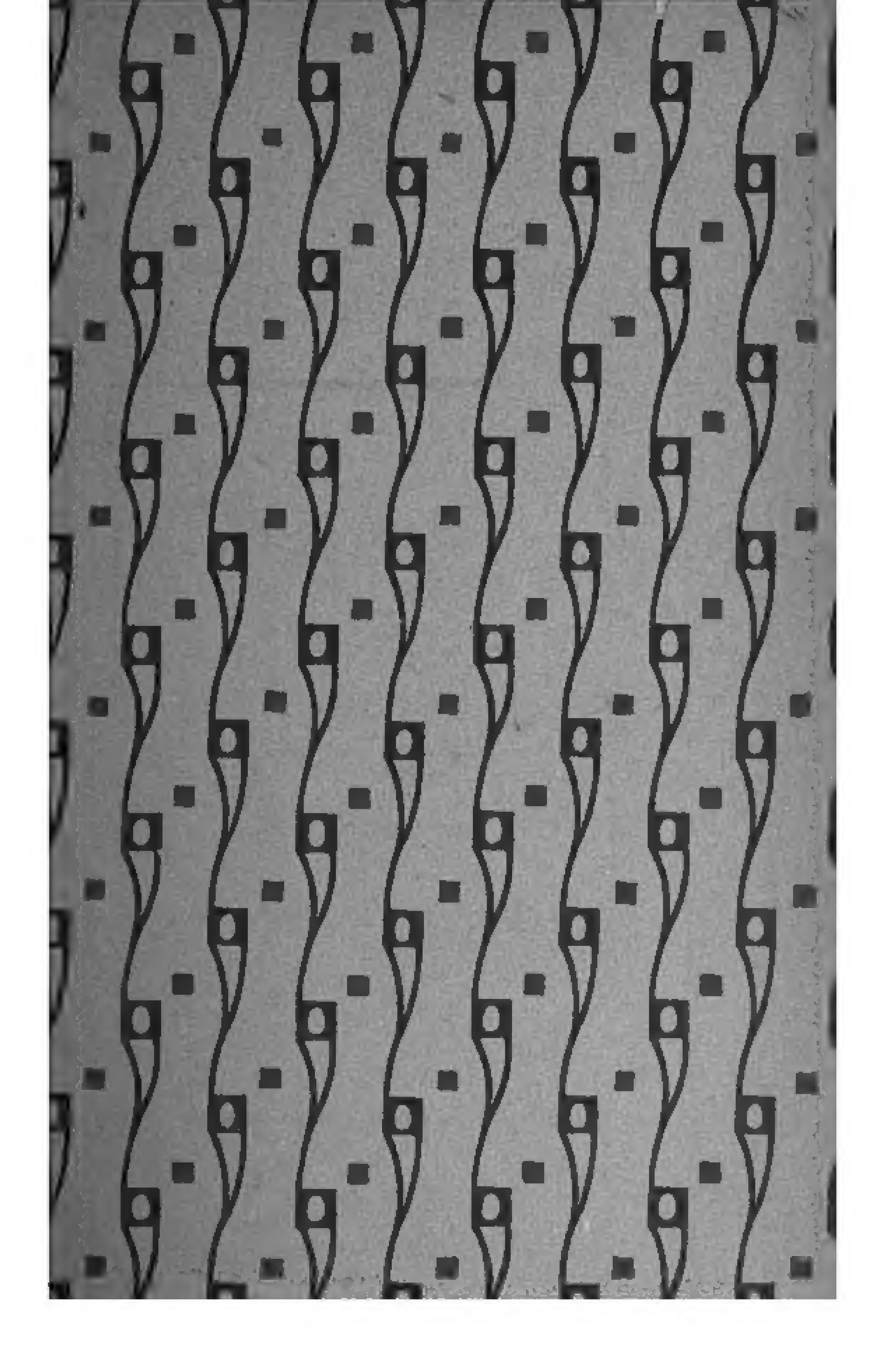
Die statuendame!

Nanny Lambrecht



Nanny Lambrecht
Die Statuendame

Die Statuendame!

Roman einer Ehe und eines Volkes von Nanny Lambrecht

(Alka Ruth)



J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.

Herzogl. Sächs. u. Fürstl. Sch.-Lipp. Hof-Verlagsbuchhandlung.

Hofbuchdruckerei von J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

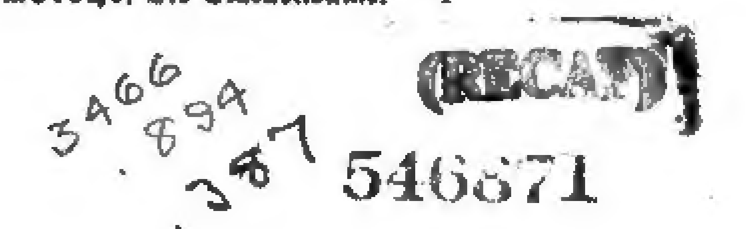
Erstes Kapitel

. . . . und leise wischt die Nacht ihre Farben hinweg.

Vor Tag und Sonne eine grau verhangene Welteinsamkeit — so leuchtend grau, als schimmere ein gewaltiger, dickflüssiger Quecksilberbrodem hinein.

Schwefelnde Nebel. Hockende Wolkenklumpen. Keine tiefere Silhouette auf dem schwimmenden Hintergrunde. Man tastet hinein und schöpft mit leeren Händen in der Unendlichkeit. Man ruft hinein, und der Schall geht nicht von uns weg, der hallt in den Mund zurück, und die windlose, freudlose, uferlose Geisterstille gellt uns in den Ohren. Man zählt, und es sind Ewigkeitminuten, und ein Tag ist wie ein Jahr! Unzählige solcher müden, stillen, verschlafenen, engen Tage verschleppen sich in den öden, unendlichen Heidestrecken des Hochplateaus, als wären sie aufgestiegen aus den Gesängen Ossians! Ein niederer, grämlicher Himmel hängt darüber.

Zu dem hinauf bellt kein Hund. Und die Menschen reden leise. In dem tiefen, drückenden Schweigen klingt ein lautes Wort schon wie eine Beschimpfung. Man sieht sich um und erschrickt: Eine Krähe schreit heiser in das Nebelall. Wer will denn so frech und vorlaut sein wie die Krähen? Sachte wallen die Nebel. Weich stapft der langsame Schritt in dem



nassen Boden, planscht die Heidehaue hinein. Und die halbhohen Tännlein rauschen nicht.

Und Stille . . . Stille . . . . und Stille!

O, diese furchtbare, gehirnzerfressende Stille 694 Meter über dem Meere!

Da liegt der höchste Gipfel des Hohen Venn, der Bodranche. Auf seinem graubraunen, flachen Heiderücken die zwei steinernen Würfelklötze der Vennhäuser. Zwischen ihnen, in spitzem Winkel, fast planimetrisch genau, die Kapelle Fischbach. Die steht weiter ins Venn hinein. Kreideweiß zieht an den beiden entfernt liegenden Häusern vorbei die Landstraße. Die gabelt sich und läuft mit dem einen Zinken nach Belgien hinüber, mit dem andern nach Eupen weiter. Niedrig und steinklumpig hinter dem schwarz-gelb-roten Grenzpfahl das Haus belgischerseits! Baraque Michel. Fünfzig und ein paar Schritte mehr ins Wallonisch-Preußische zurück das zweite mit dem verwischten Wirtshausschild über der Haustüre, Hotel Mont Righi! Ein stolzer Name auf Ärmlichkeit und verschlissenem Ansehen! Der Mörtel bröckelt ihm aus den Mauerfugen. Der Nebel frißt an seiner hohen Giebelwand hinauf. Die Dachspitze stützt den niederen Vennhimmel.

Die andere Seite der Landstraße säumt ein neuangepflanzter Tannenschlag ein. Nebelfetzen zerreißen in dem Nadelgezweig. Ein leuchtendes Dunkelgrün im dampfenden Grau! Ein Meer von wallenden Dämpfen. Das zerfließt lautlos und heimlich und urgewaltig in der tiefen Einöde.

Auf dem Sande der Landstraße ein Knittern und Knattern. Stumpfe Geräusche, Menschenstimmen, stampfende Pferdehufe.

Eine Krähe stößt quer über den Weg und mitten ins Venn und taucht unter in den Dämpfen.

Die aufgestöberte Einsamkeit zittert in leisen Luftwellen.

In dem Nebel schwankende Umrisse. Schattenbilder im wässerigen Dunstkreis. Baumelnde Pferdeköpfe und eine Kutsche. Mit sterilem Schein das heller werdende Grau darüber. Das rieselt jetzt schon bis auf die Schultern des Kutschers. Die zeichnen sich scharf und dunkel ab. Und weiter an den Wachstuchschutzwänden des Break herunter. Wagen und Pferde sind plötzlich wie aus dem flirrenden Wasserdunst herausgeschält. Alles wird deutlicher und sichtbar und erkennbar. Die Zipfel der Damenschals flattern an den Ritzen der Schutzwände. Hinterher ein auslugendes Mädchengesicht. Dem sprenkeln die Nebeltropfen ins Haar. — Und lachend zurück!

Hinter dem Mietsfuhrwerk ein eleganter Dogcart. Der Rotfuchs tänzelt in dem blanken Geschirr. Wanstriemen und Zügel rot. Am Auffsatzbügel ein Veilchensträußchen aus den Treibhäusern von Lüttich. Man kann ein Pferd lieben und ihm Blumen verehren und eine Frau darüber vergessen. Julien Pavonnet hat eine gute Frau und ein übermütiges Pferd. Das Umgekehrte wäre besser für ihn. Gute Frauen können so langweilig sein. Und darum liebt er sein übermütiges Pferd. Da muß er die Zügel stramm ziehen. Die Spannung fiebert in ihm. Und verliebt beäugt er den graziösen Trab der schlanken Beine. Ab und zu wirft er ein Wort in das Stimmengeschnatter aus dem Vorwagen. Das ist meist ein zündendes, ein Bonmot der Pariser Boulevards. Er liebt Paris und erzählt Abenteuer aus dem „Moulin rouge". Man lacht, schäkert, witzelt, und die Damen nennen das „unverschämt" — anstaltshalber! Aber er weiß, daß er weiter erzählen darf. Dann läßt er die Zügel locker, strählt mit den beringten Fingern

das Knebelbärtchen, lächelt. Sein Napoleongesicht zerfältelt geil und — fi donc! Die Damen halten die Ohren zu. Aber das ist zimperlich. Er hat nichts gesagt, gar nichts. Er schwärmt für Napoleon, und für seine eigenen, gewagtesten Bemerkungen hat er den Hinterhalt: „Napoléon l'a dit!"

O, der Filou!

Aus der Tiefe des Wagens heraus eine breite Protzenstimme. Alphonse Pavonnet reckt die mächtigen Schultern. Das glattausrasierte dicke Kinn schwappt ihm zwischen den grauen Bartbüscheln Jetzt gibt er's dem dahinten auf gut wallonisch, er, der Aeltere dem Jüngeren. Er ist der französischste aller Wallonen, aber wenn er frei von der Leber weg reden will, rasselt ihm das Wallonische wie ein Ungewitter heraus. Das ist nicht fein, aber deutlich. Und es trifft so Schlag auf Schlag den Nagel auf den Kopf. So knurrt er ihm den „schmutzigen Hund" hin und er solle „seinem Gaul in den Schwanz beißen, wenn er gerade nichts anderes zu tun habe! Nur das Maul halten, das gottvergessene Maul!" — Und hintennach das kräftige „Tin!" So, da hatte er's! Mimi D'Ysard lacht eine ganze Tonleiter herunter, wirft sich gegen ihn, kitzelt ihm an die Hüfte. Mimi D'Ysard ist Belgierin und für ein paar Besuchswochen bei ihm Belgierinnen sind nicht spröde; Mimi D'Ysard ist eine mokante Belgierin, schwatzt entzückend das Idiom ihrer Heimat und sagt ‚Moncheu'. Sagt also „Moncheu Pavonnet" und er sei ein Draht, ein dicker, fünfzölliger! Man müßte ein Staket um ein Zuchthaus aus ihm flechten! Wahrhaftig um ein Zuchthaus, oder zu einer Geißel der Flagellanten, als diese gezogen kamen durchs Land anno domini 1400 und sich kasteiten, um der Seuche Sühnopfer zu bringen; oder zu des Herrn

Geißel, als er dem alten Moses von Judäa den Wechslertisch umstieß — oder zu dergleichen außerordentlich Schreckhaftem! Und hämmert ihm mit dem spitzen Ellbogen auf den Arm.

„Uff!“ lacht der, bläht die Backen auf, „dürr wie eine Ofenzange!“ Die Herren staunen. Sie sagt etwas aus der deutschen Geschichte. Ei, klug! Man ist froh, wenn man das Notdürftigste aus der französischen weiß, die Maitressengeschichten der französischen Könige, die Bartholomäusnacht und die Bemerkung des betreffenden Königs, der jedem Bauern Sonntags ein Huhn in den Topf wünschte, etliches noch von düpierten Kardinälen, sowie die ganze Geschichte von Johanna D' Arc und Marie Antoinette nach Romanen! von Napoleon I. einige Schlagwörter, z. B. „Chaque soldat porte dans son sac le bâton de maréchal!“ — und Schlachten! am besten die Niederlage von Moskau, und die traurige Folge, daß das Wallonenland Deutschland zufiel! von Napoleon III. hauptsächlich, daß er eine schöne Kaiserin Eugenie besaß, die man am Kirchweihfeste im Panoptikum sehen konnte, aber sehr „flattiert“! Das alles wissen die Herren! Sie haben meistens nicht ihr Einjähriges gemacht. Sie brauchen es nicht, sie sind Gerber! Stadtfreiherrn! Reichspotentaten! Die Fugger von Augsburg in Malmedy! Ein Examen ist schwer für sie, die Wallonen. Auch schwer für sie, die Jünglinge, trotzdem ihre Köpfe lang und schmal und nicht dick sind. Einer hat's fertig gebracht, einer unter ihnen, der René Monfort. War in Saint Tront bei den Patres und dann zwei Semester in Löwen. Dann kam er heim und hatte einen guten Schneider in Löwen; sonstwie sah man nichts Außergewöhnliches an ihm, in ihm! Dieser Monfort reagiert auf Pavonnets derbe Abfertigung, sagt:

„Ich liebe die Frauen, die das Knochengerüst einer Sylphide haben. Sie haben es, Mademoiselle! Dicke Frauen sind mir, ebenso wie Gott dem Herrn lügenhafte Lippen, — ein Greuel! auch die junonischen! Man denkt da unwillkürlich an Juno, die eine Nymphe haßte, weil Jupiter sie liebte und sie in eine Bärin verwandelte. Jupiter setzte sie unter die Gestirne. Aber merken Sie sich, meine Herrschaften, Juno übertrumpfte ihn auch jetzt noch, bat den Ozean, das Gestirn Kallisto nicht in seinen Schoß aufzunehmen. Daher geht dieses Gestirn nie unter. Wie schön das gesagt ist! Nie unter!" Seine Augen schwenken zu Mimi D'Ysard und von ihr zu der großen Laure Pavonnet, die neben ihres Vaters breiten Schultern aufragt Er spricht mit prätentiös geschürzten Lippen. Die rote Linie seiner Oberlippe läuft schmal unter dem schwarzen Schnurrbärtchen. Man weiß, die große Laure würde sich von ihm „haben lassen". Aber die stolze Laure „angelt" nicht. Man begreift das nicht. Ein Mädchen muß „angeln". Selbstverständlich! Der Weg zur Ehe ist schmal und dornig und steinig! Wie der Weg zum Himmel! Die Ehe ist ein Himmelreich. Die Achtzehnjährigen sagen es. Mimi D'Ysard sagt: „Die Ehe ist ein Hinterhalt! Hüten wir uns!" Aber jetzt reibt sie liebkosend, als habe sie ein Kinderköpfchen oder ein schnurrendes Kätzchen im Arm, ihren Ellbogen. Sie will sich entschädigen für den derben Witz, sagt:

„Wenn er Fleisch haben will, soll er zum Metzger gehen!" — und: „Kuß, Moncheu!" hält ihm schnell versöhnend die Wange hin. Die Damen erstaunen sehr, sie erstaunen sogar furchtbar. Fi donc! Die Herren tauschen Augurenblicke. Es gefällt ihnen unbändig, aber das wirrt hinter den klassischen Mienen des gesellschaftlichen Terrors. Die große Laure

bäumt den Kopf in den Nacken, neigt zu René Monfort:

„Wie finden Sie das?"

„Charmant, chère Laure! Ein süßer, niedlicher Kerl! Sehen Sie, das prickelt. Unsere Damen sind zu spröde. Da muß eine Belgierin kommen wie Samson über die Philister! Meiner Treu! Die kann's! Patentes Kerlchen!"

Laure tüftelt an ihren Haarfransen, die ihr schnurgerade in den Nacken fallen. Es war Mode dieser Zeit, daß man sich falsche Ringellöckchen in den Nacken aufsteckte. Laure ist dem Betrug abhold. Sie ist echt. Auch die rote Verbrämung, die ihr bei den Worten Renés ins Gesicht sickert. Und schön und kalt und stolz erwidert sie ihm:

„Sie vergessen, René, daß es nicht nach jedermanns Geschmack ist, als ‚patentes Kerlchen' tariert zu werden!"

Und beugt von ihm zu den anderen hinüber. Seine dunklen, weichen Augen tasten ihr nach. Wie ein Sonnenstrahl an einer Schneekoppe hinauf. So weiß und rein ist sie! Man könnte ihre Worte wie Lawinenschnee essen und empfinden, wie man innerlich gesäubert wird. Sie wird nie ein ungebührliches Wort sagen. So wohlgeordnet ist sie! Herrgott! Laß in Fülle und Kraft gedeihen die Unordnung süßer Frauen! Und nun horcht er, was sie schäkern. Der Herren Rede geht surrend um Mimi D'Ysard wie Bienen um den Maiklee. Die Damen erstarren in Eis und Würde. Mimi pickt mit spöttelnden Bemerkungen an ihnen, sagt, sie seien langweilig und spricht ausschließlich — man bedenke, ausschließlich! — mit den Herren. Man mißt sich mit Blicken wie einst die Guelfen und Ghibellinen. Man ist sehr

verärgert. Man denkt in auffallender Nächstenliebe, daß René Monfort zu Laure passe, und Louis Fossard und Martin Bragard und der und dieser zu ihnen! Vielleicht denkt das auch Mimi D'Ysard. Sie will René Monfort abstreifen, wie sie den Handschuh abstruppt, den sie Louis Fossard ins Gesicht wirft. Sie hat die stolze Laure gern zum Totdrücken. Wenn sie ihn also will .... na also! na also!

Louis Fossard ist ein stämmiger Quark. Und aristokratisch! Er trägt enge Hosen, daß ihm der Schenkel strafft. Er platscht sich auf den Schenkel, wenn er Champagner trinkt. Er trinkt Champagner, wenn er die Goldstücke aus der Westentasche holt. Und auf Quarta blieb er sitzen. Malheur! Und studierte nicht mehr. Aber er ist klug! Die deutschen Lehrer haben ihm Schikanen gemacht — darum! Und kurz und gut, darum haßt er die Deutschen! Aber: Hoch Belgien! Mimi D'Ysard kriegt auf den Fingerspitzen ein Küßchen geschleudert. Diese Mimi ist niedlich, ganz süß Zückerchen! Ob sie Geld hat? Er braucht's. Er fabriziert das Malmedyer Leder. Das geht noch durch keine Schnellgerberei, das muß zirka zwei Jahre in den Gruben stecken, bevor es lohgar wird, und so weiter. Dazu braucht er Geld, Geld! Punktum. Streu Sand drauf.

Neben ihm haftet seine Schwester auf, lockert die Schutzwand an dem Kutschbock, will hinauf.

„Sachte, Berthe. Auweh, mein Fuß! Wohin denn?"

Sie humpelt rücksichtlos in das Wirrsal von retirierenden Füßen.

Die Hüfte knickt ihr ein. Berthe Fossard hinkt.

„Man sieht nichts von der Herrlichkeit draußen. Warum fährt man um 6 Uhr morgens aufs Venn,

wenn man sich hinter herabgelassene Wände versteckt? Ich will hinaus."

„Herrjerum! Auf den Kutschbock?"

„Ja!"

„Vorwärts!"

Die Herren springen auf, helfen, schieben, tragen. Die Damen lachen auf, krähen auf, rücken, tuscheln. Und Berthe sitzt neben dem Fuhrlenker und ordnet das zerzauste Haar. Hinter ihr ein Geschnatter und Gelächter. Jetzt, wo sie draußen ist, fühlt sie, wie das die Stille stört. Wo der Wallone auftaucht, ist immer der fröhliche Lärm. Er ist kein Stiller und kein Duckmäuser. Und er ist auch kein Inniger, der die Wärme der heimlichen Stille sucht. Vielleicht ist sie es, weil sie nicht sein kann wie die anderen, so flirtend, und nicht mit der kühnen Herausforderung an den Mann. Sie hat keine weiblichen Reize. Sie hat große, suchende Augen, vor denen man zusammenschrickt. Und ein hageres, leidenshartes Gesicht, wie alle Krüppel. Das Gerücht geht, sie lese die Zeitung, die ‚Kölnische' — und sogar die Politik! Man zuckt die Achseln. So etwas lesen . . . . . kaum! . . . . . unsere Herren! Die Handelsnachrichten für den Lederbetrieb und nichts weiter. Das übrige für den Flirt. Harmlos, sorglos, unpolitisch kreist hinter wallonischen Bergen eine Welt abseits.

Berthe Jossard duckt den Kopf in den aufgeschlagenen Mantelkragen, zieht fröstelnd die Schultern hoch. Ihre großen, schönheitdurstigen Augen suchen in dem Nebelwehen. Alles um sie streng und hart und herb. So ist ihr Leben. Aber vielleicht glüht doch Wärme darunter Man sucht sie nur nicht, weil man sie da nicht vermutet.

Neben ihr hängt der Fuhrknecht in sich zusammen,

wulstet die Unterlippe hervor und schläft. Die Pferderücken schweißen. Die Mäuler tropfen. Ein schweres, atemraubendes Brauen von Dunst und Wärme quallt in der Luft, aber man fröstelt dabei. Vor den Pferden her über den Weg wälzen und würfeln die Nebeldämpfe. Die Tiere trampfen mit klatschenden Hufen hinein. Um sie, über ihnen tropft es milchweiß. Zur Seite der Landstraße schwefelt es auf, verdichtet sich zur steilen Wand, stürmt gegen die Wagen an und zerrinnt, zerrieselt, zerplatzt über ihnen. Das tropft in die Augen und sickert in den Ohren und streicht die Haare naß und glatt. Dahinter steht die Sonne. Man sieht und fühlt sie nicht. Bloß ein heller Lichtkreis in dem Meer von brodelnden Dämpfen. Der ist scharf umrissen. Sie könnte mit dem ausgestreckten Finger um seine Peripherie fahren. Wenn die durchbrennt, frißt sie den Dunst und die Dämpfe auf.

Sonnenaufgang im Venn!

Sie stiert darauf und wird warten. Wenn die Sonne kommt, steht in dem Moorgesicht ein Lächeln. Dann schwinden die herben Linien und über das Häßliche flutet Gold und Licht. Es gibt Menschengesichter, die kein Sonnenlächeln haben. Das ihre hat keins. Sie kann über so weniges nicht lachen. Und es war so wenig in ihrem Leben. Wenn aus der Kleinstadtidylle der Flirt heraus ist, gähnt die Langweile aus allen Gassen. Ihr Kopf reckt auf. Dicht vor ihnen eine Hauswand, fast unmittelbar und wie herausgezaubert aus quirlenden Dunstballen Sie stößt den im Schlaf wankenden Fuhrknecht an die Schulter. Der schnappt auf. „Ohó! Luk! Mont Righi! Brrrhüjoh!"

Im Wagen ein Scharren, Schupfen, Schwatzen. Mont Righi! Mont Righi!

Man springt ab, reckt die Arme, streckt die Beine, pustet, trampelt. Man ist steif und verfroren. Die Herren trommeln auf die Haustüre, auf den langen Schenktisch vor dem Hause. Tagsüber spazieren die Hühner darauf. Man sieht noch Spuren. Die Stöcke werden in die Fensterläden geklemmt, um sie zu öffnen. Und Pfiffe und wallonische Spottrufe. Heh, holla! Malmedyer sind da! Die kommen mit viel Geld und viel Geschrei. Und Reiche sind's. Malmedyer Reiche! Malmedyer Gerber! Achtung!

Aus dem verschlafenen Hause heraus ein dumpfer Ruf. Ein Bumbsen auf Strümpfen weit aus dem Gange.

„Macht nur auf! Wir verschließen kein' Tür!"

Die klappert zurück. In dem ausgetretenen Flur ein Alter mit einer grauen Bartkrause unter dem Kinn, fast am Halse. Er zieht die Hosen herauf und krampfhaft über dem Bauch zusammen. Der hohe Besuch setzt ihn in Verlegenheit. Er hat das Zittern im Kopf und das Weinerliche in der Stimme.

„C'umint?" (Was?) fragt er ängstlich in den Tumult um ihn. Da hören sie schon, daß er kein Wallone ist. Sie patschen ihm auf die Schulter, daß er zusammenknickt.

„Kognak! Kognak, alter Magen*)! Schuck! Wie kalt!"

Sie trippeln, drängen, drehen in die Stube. Die Damen ziehen die Nase ein. Es riecht nach erkaltetem Dunst von Bratkartoffeln und Kuhstall. Die Herren langen vom Büffet die Flaschen herunter, schmecken, verziehen das Gesicht. Sie schütten Glas auf Glas in die hohle Hand, reiben die Handflächen, frottieren die Schläfe. Es wird ein endloses Spaßen, Kichern, Hänseln.

*) Eine freundliche Anrede = vi' stumao.

René erzählt, das hätten sie auch so in St. Trond gemacht. Der gute Pater Booy habe dann Anlaß zu einer Moralpauke über den entsittlichenden Einfluß des Alkohols genommen, habe mythologische Vergleiche herangezogen, — mythologisch! man bedenke. Und anhub: Gleichwie der trunkene Silen im Gefolge des Weingottes, gefragt von dem phrygischen König Midas, was er für den Menschen am besten hielt, die Antwort gab: „Nie geboren werden, oder doch bald nach der Geburt sterben!" — also sei der Alkoholiker unter den Ärgernisgebenden, die Christus, ähnlich der Antwort Silens — und so weiter. Dann habe der Pater, überwältigt von der Kühnheit seines unehrerbietigen Vergleiches, gestockt, und die Unterrichtsstunde sei wegen Suff und Völlerei ausgefallen. Also geschehen. Ganz unbändig freut sich noch René Monfort. Julien Pavonnet ruft:

„In St. Trond warst Du der Held in der Heiligengeschichte! Du! Mehr nicht!" Seine Blicke gehen zu Mimi. Es freut ihn, vor ihren Augen einen Adonis zu zerzausen.

„Wieso?" fragt Monfort. Er ist auf schlagfertige Antworten nicht eingerichtet. Da knurrt Pavonnet des Ältern Stimme hinein. Er ruft den Alten von Mont Righi an:

Hoûtoz! Hören Sie! Haust Ihr allein hier?"

„O, nee, nee, Muschö, mit mein' schön' Mutter (belle-mère = Schwiegermutter); achtzig Johr und hat noch fast all ihr Zähn! Hähä!" Pavonnet nimmt ihn beiseite, raspelt seine Fragen zwischen zusammengebissenen Lippen heraus, schwindelerregend!

Der Wallone redet, wie sein Temperament ist. Ein Alt-Aachener, der singend in seinem Wortschatz sich wiegt, könnte von ihm lernen, aber von den deutschen Adoptivbrüdern müßte der Wallone ein Wort lernen, das

seinem Sprachschatze und seinem Hause fehlt: die deutsche Heim-Gemütlichkeit! Er ist „chez soi“ oder „à l'mahon“ (zu Hause), und das ist weder deutsch noch gemütlich.

Pavonnet verlangt Kaffee, aber sauber, aber comme il faut! Der Alte blinzelt an ihm hinauf. Es waren der unverstandenen Wörter viele; eines greift er auf: „Kaffi! Ja.“ Er denkt, man kann durch die ganze Welt reisen und überall „Kaffi“ verlangen und überall verstanden werden. Der Mann stammt aus den deutschen Dörfern, hat in Amel einen Holzhandel betrieben, in den Schieferbrüchen zu Recht gearbeitet, zu Bütgenbach Limburger Käse gemacht. Dann pachtete er die armselige Vennwirtschaft mit dem stolzen Namen Mont Righi. Seitdem ging sein ehrlicher deutscher Name Förster in den wallonischen Mund über und wurde „Föschtär“. Nach ein paar Jahren wußte er nicht mehr, daß er ein Förster war. Nahm ein wallonisches Weib, und das wußte auch nicht, daß die deutsche Abstammung aus seinem Namen klang, war im Wallonenmund die „Geborene Fänk“, die doch so deutsch gewesen war, wie nur ein Fink sein kann. Ein Fink-Urahne, über den die Sturzwelle der Wallonisierung ging! Ein kränkelndes, widerstandsunfähiges Deutschtum unter Olympiern! Pavonnet will wissen, was es zum Brot gibt, ob Makai? Der Alte wehrt energisch.

„Frommadj, s'if plait! Schöne Limburger! Mein' Käs'!“

Er zieht die Hosen herauf. Die Hosenträger baumeln ihm herunter. Pavonnet schleudert sie ihm mit dem Stock über die Schulter.

„Alter Magen!“ sagt er, und das ist brutal hochfahrend, wiewohl auch eine brave, wohlmeinende

Wallonenfrau sagen könnte: „vi' stumac". So altenlieb heimelig könnt's gemeint sein. Aber Pavonnet ist Gerber, und ein solcher sprach dazumal — nehmen wir das Jahr 1887 — zu den „Bourgeois" in Ausdrücken, die der Deutsche gemeinhin mit der Bemerkung einleitet: „Mit Respekt zu melden!" Also spricht Alphonse Pavonnet:

„Alter Magen! Du bist ein Ferkel! Wahrhaftig noch nicht wallonisch genug, um ‚Föschtär' zu heißen!" Dreht zu der Gruppe am Tische, kollert sein Lachen „Hört Ihr? För—s—t—er! Wer nicht mit seiner wallonischen Zunge über einen Zacken stolpert, mag auf mein Konto eine Bierrunde spendieren!"

Das Wort läuft um den Tischkreis. Ein Mund legt es in den andern. Das lose wallonische Zünglein zerbricht. Das lose wallonische Zünglein knabbert an den gehäuften Konsonanten. Sprich einem Wallonen von einem Handwerksburschen, und er wird einen ‚Hanswerkburschen', im günstigsten Falle einen ‚Handswerksburschen' daraus machen. Es wird ein Gelächter in der Runde, ein herausgeschütteltes Lachen über eine solche „Sprake", o eine Pferdesprake! und kollern ihr Französisch! Es ist nicht das weiche Vogelgezwitscher von Paris und Nancy. Es sind harte, wallonische Laute, das Rattern eines Mahlkastens nach einem falschen Takt. Abgemacht. Der preußische Wallone spricht kein gutes Französisch. Der Belgier, der über die Grenze herüberkommt, entsetzt sich. Solch ein Preußenwallone kann majestoso fragen: „Qu' est ce pour un cheval?" und müßte doch heißen: „Qu' est ce que c'st pour un cheval?" Sagt der Belgier und die Akademie und der Ploetz.

Ein Zuruf aus der Gruppe:

„Houtdz! För—s—t—er! Es soll hierherum das

eiserne Buch sein. Die im Venn Geretteten schrieben ihre Namen und ihre wunderbare Rettung hinein. Ist's so, qwai?" (was?)

Der Alte schlottert in den Kreis, fuchtelt mit den dürren Armen. Die blauen Hemdärmel schlampern.

„O aye! (Ja.) Schöne Affären stehen drin, djustamäng als wär's nit wohr. Aberst es soll alles wohr sin, o aye! Am schönsten ist die vom Schuster Marait. Der kam hier so winters die Leut vorschuhen. Und da will er à l' nutte (abends) heim, und es ist dunkel. Ist er also schön drin im Moor und — baderadautz! im Sumpf. Und so ist er! Und wenn er links geht, ist er drin, und wenn er rechts geht, ist er drin. Jémisse! Denkt er, jetzt kann nur der binamé saint z'Antône ein Miråk' machen! Und sagt: Saint z'Antône, wennste mich nit förschterlich hier umkommen läßt, dann laß ich dein'm pitit Jesuchen, das du auf'm Arm trägst, im Schapellche Fischbach sein Krönchen vergolden! Und was meinen die Musjös? Tuttrö sieht er'n Licht im Nebel," er ringt die Hände bis über den Kopf hinaus, „und geht drauf zu und ist gerettet! Und es ist gewiß wohr; es steht drin!"

Pavonnet der Ältere fragt:

„Hast du Kinder zur Welt gebracht?"

Der spreizt die Finger, schlägt die Daumen gegeneinander. Er hat sein Menschenmöglichstes getan: zwei gestorben an der Halsbräune, eines totgeboren, Zwillinge ungetauft begraben, $1^1/_2$ Wegstunde ist's nach Sourbrodt zur „weisen Frau"; die Zwillinge kamen, sahen, daß niemand da war, sie zu warten, und kehrten wieder um. Als man mit der „weisen Frau" anlangte, hatten sie ihre weißen Körperchen zurückgelassen wie in der Eile zurückgelassene Mäntel,

die man nicht vermißt. Und der Alte erzählt von seinen Lebenden:

„Da ist der Gamin, uns' Gilles, der klabelliert wallonisch wie sein Mam' selig. Und uns' Tonnet — das ist ein sawadje (wilde) Kanai! Zwei hob ich noch, aye!"

„Können die uns ins Venn führen?"

„Bis übers Knie, wenn's sein muß!"

Louis Fossard ist leise pfeifend um den gestikulierenden Alten, greift einen seiner baumelnden Hosenträger auf und häkelt ihn in den Bierkrahnen. Das Faß liegt auf dem Büffet. Wenn der Alte davonschurpst — und darauf freut sich Louis Fossard. Geht mit steifgehaltenem Kopfe und pfeifend durch die Stube. Man sieht ihn an und wartet. So viel steht fest: Der kleine Louis macht eine Heldentat! Er ist drollig, er ist ausgezeichnet, der kleine Louis! — Und hinter dem schwatzenden Alten raschelt es los, zwischen die Füße der Damen! Geschürzte Röckchen! O, ein Anblick! O, ein Tumult!

Louis, Louis! in allen Tonarten! Eine ganze Kadenz Louis! Der Kreis ist aufgestöbert und drängt hinaus. Der kleine Louis greift in die Westentasche, da wo die Goldstücke lose klimpern, wenn in ihm Champagnerlaune ist. Eine Handbewegung über den Tisch. Der Alte springt den Kapriolen des Goldstücks nach, dankt, dankt mit tiefen Bücklingen hinter dem Granden von Malmedy her. Steht auf der Hausschwelle und gröhlt sein einfältiges Lachen. Und sie lachen über den Lacher, mit dem man für Geld sein Späßchen treiben kann. Es steckt ihnen heute noch die Fürstenherrlichkeit mit ihren stark souveränen Neigungen im Blute. Ehedem mehr noch wie jetzt, wo ein kräftiger Mittelstand sich emporgearbeitet hat und in das exklusive Geschäft der „oberen Zehntausend", die Lederfabrikation, eingedrungen ist. Über ihnen

wirrt unvergänglich der Glanz des reichen Fürstentums Stavelot-Malmedy, und sie die Adeligen! Und jeder ein Fürst! Sie nennen das Volk — Bürger! Was ihr Fürstabt der Verfassung gemäß war „Herr über Leben und Tod“ mit unumschränkter Gewalt ausgestattet über „Feuer, Wasser, Luft und Erde“, das pulste in ihnen zu dem souveränen Gedanken der Oberherrschaft über die Bourgeoisie, der sie das tägliche Brot reichen. Wie nach den Franzoseneinfällen um 1700 ihr Fürst-Kardinal Egon von Fürstenberg bei seiner Rückreise vom Konklave in Rom dem französischen Kriegsminister wegen der dem Fürstentum zugefügten Unbill Ohrfeigen verabreicht haben soll — solch ein tägliches Brot, das man auch als Züchtigung hinnehmen kann!

Und sind heute noch geborene Staatsräte, eine „haute-cour“, die ihre älteren Rechte im Deutschen Reiche geltend machen möchte, eingedenk, daß damals dieser Hof dem Fürsten gegenüber auf sein staatserhaltendes Alter pochte, aber die denkwürdige Antwort erhielt: Das Alter habe nichts in der Sache zu sagen, da ja auch die Tiere, die vor dem Menschen erschaffen wurden, dafür doch nicht über ihm ständen!

Aber auch das ist kein Grund, die heutigen Wallonen zurückzuschrecken, dem preußischen Reiche die Rechte ihrer Muttersprache abzufordern. Und wie man von dem Grabstein des Abtes Jean de Geuzaine die vier Ecken abschlug, um anzudeuten, daß er die vier Ecken seines Landes veräußert hatte, ebenso würden sie an jedem Wallonen, der seine Muttersprache preisgibt, eine Grabschändung begehen.

Durch die Hainbuchenhecke an der Giebelwand drängt ein rotköpfiger Bube, stellt sich in den schwatzenden Kreis und sagt in gutem Wallonisch: „Soll ich euch führen? Drei Groschen die Stunde.“

Ein hageres Gesicht, dem die Muskeln wie Drähte den Hals herauf zerren. Um die stumpfe Nase ein Gesprenkel von Sommersprossen. Das Gesicht könnte frech sein, aber die fahlen Augen blinzeln verlegen, fast nervös. Alphonse Pavonnet mustert ihn. Ob er der Gilles sei? Ja! Ob er eine Schule mitmache? Ja, drunten im Dorf, in Sourbrodt. Und ob er deutsch könne wie sein Wallonisch? Er lernt's jetzt — drunten! Pavonnet lacht befriedigt, verspricht ihm einen veritablen Franken. Und zu den anderen: „Sohn eines Deutschen, muß zur Schule, um wieder deutsch zu lernen! Bravo! Ob das die Herren Germanisatoren noch nicht aufgeschnüffelt haben?"

Der rote Bube lauert ihn an. Er ist wißbegierig. Er möchte auch das Französische lernen. Die belgischen Grenzbeamten und die Ausflügler, die von Belgien herüberkommen, sprechen es. Wenn er zuhört und den Mund aufsperrt, hat er's 'raus. Das sagt er Pavonnet im Weitergehen. Er glaubt ihm damit nach Kinderart zu Gefallen zu sprechen.

„Ich hab' Sie verstanden, Monsieur; es klingt fast wies Wallonische! Wenn Sie ‚manger' sagen und ich ‚mangi', das ist doch fast beinahe egal; und ‚voilà' und ‚volà'; und ‚lundi' und ‚londi'; und ‚étrangère' und ‚étrandjire'; und ‚Madame' und ‚Madâm'"! und —"

In dem kahlgrauen, breiten Gesichte Pavonnets wulstet die Unterlippe herauf; das quallende Kinn rollt wie eine Billardkugel im Sauerteig. Gilles Mut ist hin. Er gibt seine Erfindung preis. Pavonnet sagt: „Jetzt kannst du schweigen, du Rattata! Was bist du? Nichts!" er zählt's ihm an den Fingern her, „nicht mehr deutsch, noch nicht wallonisch, gar nicht französisch! Du bist ein bedauernswerter Knabe. Du mußt dich schrecklich unglücklich fühlen. Wenn man dich mit

den Farben deiner Nationalität anstreichen wollte, wärest du tätowiert wie ein Siouxhäuptling. Da! hast du deinen Franken. Und nachher gehst du zu den anderen und forderst noch einen. Man soll den Kosmopolitismus in der Preußen-Wallonie unterstützen. Tonnère!" Er schiebt ihm die Stockkrücke unters Kinn, wirft ihm den Kopf zurück, „du bist einer, den man in Berlin ‚auf den Tisch des Hauses' legen müßte".

Seine Mundwinkel zerren herunter! So brummt er ein ingrimmiges Lachen, sieht verächtlich auf den Buben mit den drei Nationalitäten mit zusammen acht Farben. Der Bube grinst ihn an, daß die Haut an der Nasenwurzel fältelt. Und je mehr der Große brummt und lacht, desto mehr grinst und lacht der Kleine. Und dann packt der Große den Kleinen an den breiten Ohren und schleppt den Rotkopf mit sich fort. Mit weit ausholenden Schritten erreichen sie Baraque Michel. Ein niederes, grausteinernes Haus mit dem Stall unter einem Dache. Gilles wirft die Türe auf, springt in den Hausgang. Die Steinplatten sind ausgetreten und zeigen Löcher. Die Falltüre zum Keller steht offen. Das ist halsbrecherisch am hellichten Tage. Pavonnet setzt mit einem langen Schritt links hinüber in die gute Stube. Gilles schreit die Treppe hinauf: „Mam' Gaillard! Mam' Gaillard! Ich bin's! Bleibt im Bett! Es sind bloß Fremde!" Ein Kreischen dumpf aus der Kammer. Mam' Gaillard hält darauf, ihre belgische Herkunft zu betonen und sagt nicht ‚aye' (ja) sondern ‚awé' (ja).

„Kusch!" ruft Julien Pavonnet an der Türschwelle den Nachfolgenden zu, „gnä' Frau schläft noch!"

Die große Laure wiegt herein und verdreht sich die Absätze. Die anderen kichern und poltern ihr nach.

Mimi D'Ysard läßt sich von den Herren über die „Klippen“ — tragen. Berthe Fossard ist die einzige, die diesmal nicht hinkt. Die Unebenheiten des Bodens lösen die ihres Körpers auf.

Das eiserne Buch!

Die Scherze verstummen. Moderluft und Staub steigt aus den gelb- und feuchtgewordenen Blättern. Das stimmt ernst wie vor einem Grabe. Tote redeten darin, einstmals glücklich aus Sumpf und Nebel Gerettete. Und naive Stammelgebete, Versprechungen an heilige Helfer und Dank gegen Gott! Die Deckelränder sind mit Messingbeschlag. Die Pappe durch Feuchtigkeit verbogen und das Glanzpapier teilweise abgeschalt. Die Blätter sind verbrannt oder angesengt. Mit knapper Not hat man das merkwürdige Buch einmal aus einem Brande gerettet.

Die Köpfe neigen darüber. Man liest laut einige Berichte und horcht mehr auf den Klang des veralteten Französisch, als auf den längst der Verwesung verfallenen Dandrifrosse, der von Xhoffraix nach Eupen wollte und frühmorgens zwischen die Sümpfe geriet und ein Pfund Kerzen in die Fischbachkapelle versprach und drauf das Laternenlicht sah, dem er nachging; oder auf die dicke Uwá-Uwá, die als Hebamme zur Nacht von Jalhay herüberkam und in eine Wassermulde stürzte. Da versprach sie dem St. Antonius, jedem Armen, der ihr im nächsten Monat begegne, ein Weißbrot zu schenken, und just in dem Augenblick kam der Glöckner im Venn mit Laterne und Springstock auf die Unfallstelle zu. Ein Zeitgenosse schrieb aber daneben, die dicke Uwá-Uwá sei den Monat nicht aus ihrer Behausung gegangen. Dieweil habe sie auch keine Armenbegegnung gehabt. Ob dieser gottvergessenen Übeltat sei ihr aber das Ungemach widerfahren, daß die Leute um Longfaye und

weiterhin nach Mont und Xhoffraix keine Kinder mehr bekamen und die dicke Uwá-Uwá darauf vor Ärger und Kummer ans Saufen gekommen sei.

In den neugierigen Gesichtern vertieft sich wieder die Spottlinie. Das Interesse an den alten Geschichten des eisernen Buches flaut ab. Man sieht sich in der Stube nach Neuem um. Die meisten holpern durch den Gang hinaus. Dann schellt Gilles sie wieder durch eine geborstene Glocke zusammen. René Monfort klappt sein Taschenmesser auf und kratzt die Staubkruste aus der Inschrift. Gilles hebt mit mageren, sehnigen Händen die verrostete Laterne. Seine Stimme schrillt über alle anderen:

„Houtöz Meßjö und die Damen! Das ist die Lantern' vum Glöckner! Er hat sie ans Haus gehangen oder an einen Pfahl mitten ins Venn. Damit hat er gerettet die dicke Uwá-Uwá. Als man sie wollt' begraben, war das Venn voll Schnee, und man konnt' nicht 'nauf. Und dann floß der Schnee fort, und was meinen die Meßjös und die Damen? — Das Haus von der Uwá-Uwá war auch fort. Vielleicht hat's der Teufel geholt!"

„Glaube ich auch," sagt Julien Pavonnet, hebt das Gesicht und schnobert die Luft auf, „es riecht heute noch hierherum nach Höllenbraten!"

Gilles sieht die lächelnden Gesichter und grinst nicht. Unsicher wirren seine Blicke von einem zum andern. Merkwürdig, daß diese nicht vor der Hölle schrecken. Wenn er nachts daran denkt, zieht er die Decke über den Kopf und betet. Betet fieberhaft, schluchzend. Und eine große, unheimliche Angst macht ihn zittern. Am Frühmorgen schleicht er hinunter in die Küche, zündet ein Streichholz nach dem andern an, schneidet mit dem Finger durch die Flamme. Erst schnell, schreckhaft vor dem Brennen, dann langsam

und verwegen langsam und still und mit Zähne-klappern. Weh, weh tut's! Eine Fingerspitze nur! Und wenn erst der ganze Körper schmort — hu! Er schleicht zu der Großmutter. Die muß ihm erzählen von den Verdammten und denen, die heulen und zähneknirschen Er liebt das Grausige, Schreckhafte, das ihn gruseln und stöhnen läßt. Er liebt auch die Flammen, trotzdem sie wehe tun und höllisch sind. Flammen und Grausen! Das sieht er alle Tage, wenn die Sonnengluten über den Tümpeln lodern und purpurne Feuersbrünste in die stinkenden Mulden hinunterlecken. Das Venn gibt seiner Kinderseele die Wonnen der schaurigen Angst. Das hat die tote Trauer im Moorgesicht, auch wenn die Sonne ihm das Lächeln hineinmalt.

Und der rothaarige Bube steht unbeholfen vor den noblen Spaßmachern. Seine Frohlaune ist zerrissen. Scheu und gedrückt geht er hinter ihnen her Eine bleibt zurück. Das ist Berthe Fossard. Sie hat das eiserne Buch aufs Fensterbrett gelegt, starrt hinein und stützt die Stirne. Sie sitzt in der Stille des Hauses. Die vergilbten Blätter rascheln in ihren Fingern. Sechzig Jahre kreisen ihre Gedanken zurück. Die Vennebel quallen um den einzigen Menschen in der Meilenweite der toten Hochfläche. Und dieser einzige Mensch könnte sie sein! Wenn sie um Hilfe ruft, hört sie niemand. Wenn der Sturm ihre Hütte hinwegfegt, ist kein Wald und kein Baum als Schlupfwinkel für sie da. Ihr Stöhnen verhallt mit dem Gebell des Vennwolfes. Kein Haus und keine Höhle hat sie mehr, aber viele, viele offene Gräber. Im Leben arm. Im Tode so reich. Und eines ist, darin sie einmal schlafen wird bei Sturm und Wetter und Schneegestöber, und wenn die Märzlüfte übers schwarzbraune Moor streichen . . . .

Mit diesen Eindrücken liest Berthe Jossard in den tiefen Schauern der Einsamkeit und Weltferne die Geschichte des ersten Glöckners im Venn.

„Ich, Schmitz aus Herbiester, und Schneider für die Leute, die da wohnen in den Venndörfern! Man kann hundert Pfade im Venn wissen und einmal einen verlieren und blind und toll sein. Das war ich anno 1827 in einer stürmischen Moornacht, als ich heimwollte am Samstag vor Allerseelen. Im Defosse-Hof hatte ich dem Bauer und seinen Buben im ganzen zusammen sechs paar Hosen geschneidert, und nun konnte ich zum Sonntag heim ins Dorf zu meinen fünf Buben und zu der Apollin, meiner Frau. Freut' ich mich!

Im Dorf drunten stieg ein Abendstern um den andern, aber im Venn war's schon pechschwarz und der Nebel dick zum Durchschneiden. Ich bete zum Saint Julien, dem Patron aller Reisenden, daß er mich, wie bis anhero glücklich heimgeleite, und stoße meinen Stock überall ein und sehe, daß ich vom besten Wege abgekommen bin. Gehe ich rechts, schwappt der Boden, gehe ich links, wässert er. Ich denke also: rechter Hand habe ich Sümpfe, linker Hand Wassermulden. Und wo läuft mein Weg? Ich bin zwanzig Jahre lang gegangen, immer von einem Hofe zum andern. Ich war der Schneider vom Venn, und sie sagten, keiner kennt das Venn so wie der Schneider Schmitz. Er hat's in der Tasche. Er weiß es auswendig. Und Moormann und Moorfrau hat er zum Abend und im Frühnebel gesehen. Getan haben sie ihm nichts. Sie kennen ihn. Kein Irrlicht hat ihn in die Sümpfe gelockt. Und jetzt! Ja, jetzt war ich hineingeraten, wo sie alle umgekommen sind, der Lumpensammler von Jalhai, der Mattes Debrüs von Bernister und der alte Priester samt dem Küster,

die in der Schneenacht heimkamen von Kranken. Ich stand und wollt' keinen Schritt mehr machen, denn ich dachte, es ist mein letzter. Ich versinke! — So stehe ich und will den Morgen abwarten. Die Kälte schleicht an mir herauf. Der Nebel klatscht mir ins Gesicht. Ich höre die Sumpfhühner schreien und den Vennwolf heulen. Und mitten im dicken Nebel stecke ich und kann nicht mehr atmen, und ich weiß, den Morgen erlebe ich nicht, und zu Allerseelen müssen meine fünf Buben und mein gutes Weib Apollin für meine arme Seele beten. Da habe ich sonderbare Gedanken und mache ein Gelübde. So wie ich allein und in der Einsamkeit zwischen den Sümpfen stehe, will ich meinen Lebtag als Einsiedler im Venn wohnen und Unglückliche retten, wenn der liebe Herrgott mir auf den rechten Weg hilft. Ich knie' nieder, hebe die Finger zum Schwur und laut hab' ich's gebetet und ich meinte, man müßte es übers ganze Venn hören, aber kaum hörte ich mich selber. Dann greife ich vertrauensvoll zu meinem Stecken und schließe die Augen und beiße die Zähne aufeinander und gehe weiter. Das Wasser zischt mir um die Knöchel. Der Boden schwappt wie Gummi auf. Ich gehe weiter mit Gott und unter dem Schutze des Saint Julien und im Vertrauen auf mein Gelübde. Da merke ich, daß der Boden fester unter mir wird, und er schwappt nicht mehr, und   gelobt sei der Höchste! — ich habe meinen Weg wieder. Da, wo ich stehe und gerettet wurde, stieß ich meinen Stock ein Die Hütte für mein Einsiedlerleben sollte dort erbaut werden. Ich wußte nicht, wohin ich auf diesem Wege gelangte. Aber auf einmal sah ich Lichter, und die Hunde bellten. Ich war in Herbiester, meinem Dorfe. Ich habe mein Versprechen gehalten. Wo ich den Stock einschlug, zimmerte ich mir eine Hütte.

Das wurde die Baraque Michel. Da wohnte ich allein. Wenn es Nacht wurde, schrie oder schoß ich ins Venn und ging auf die Suche nach Verunglückten. Alle acht Tage steige ich ins Dorf herunter und besuche meine Familie. Dann lasse ich Brot und Schnaps in der Hütte zurück für die Verirrten. Ich habe mir Geld zu einem Glöckchen zusammengebettelt und läute es zur Nacht. Dadurch rettete ich den reichen Fischbach aus Malmedy, und der versprach, eine Kapelle bauen zu lassen. Er hat mir meine Hütte vergrößert und gab mir ein Stück Land für neunundneunzig Jahre. Ich werde es bebauen und meine fünf Buben sollen ernten nach meinem Tode. Der wird gottselig im Herrn sein, weil er mir in der furchtbaren Vennacht gezeigt hat, wie der Tod aussieht, der nicht im Herrn vollendet. Denn ich war da noch sehr von der Welt. Ich bin in der Einsamkeit, und das ist gut, und das ist schön. Wenn ich tot bin, kann's kaum stiller um mich sein. Ich ruhe im Frieden schon im Leben. Amen." —

Und in der stillen Stube erwachen hundert flüsternde Stimmen — Amen! Amen!

Berthe Fossard läßt den aufgestützten Arm sinken. Ihr Kopf neigt tief über das Buch. Sie saugt aus den Blättern den Geruch des Zerfalls, den Moder der fünfzig Jahre ein. Ihre Seele ist still wie in einer Grabkirche, und sie hat keine unruhigen Wünsche mehr. Sie stiert auf die Blätter. Die Feuchtigkeit hat braune, zackige Ränder hineingefressen. Jetzt flirrt ein Leuchten darüber. Woher kam das? Sie blickt auf. Der Lichtkreis in dem Nebel wird hell und blank, und über der Turmspitze der Fischbachkapelle brennt er. Ein blasser Wirbel von Nebeltropfen kreist in ihm. Farbige Lichter stechen hinein. Violett und rot. Schamrosa und Gold. Der Kreisrand zieht in

hellerem Lichtstrom wie ein glitzender Reifen um ihn. Dreht und wirbelt und stäubt Funken. Und brennt den Nebel durch. Man meint das Knistern und Knattern, Prickeln und Sprühen zu hören. Herausgeschält aus dem grauquallenden Nebel hängt die große, blanke Scheibe in den Morgendämpfen. Rund um sie bröckeln die Wolken. Flockenweise tropft es in die Sümpfe. Verdunstet, verglüht. Das faulende Wasser wirft leuchtende Farbenreflexe. An dem niederen Himmel ein Wallen und Wogen und Wandeln von flüchtenden Nebelwolken. Und unsichtbar und lautlos steigt die Himmelsdecke in die weißen Lüfte. Höher, immer höher! Und schwebend und leise. Und leise und lautlos. Und Geisterhände heben sie. Und unendlich hoch ein Gewolbe von weißem Dunst und blauem Samt. Glitzernde Perlen sprenkelt die Sonne hinein, und Strahlenbündel und weißgoldene Bänder und einen purpurrot flammenden Feuerstrom! Der rinnt über die Gipfel der Wolkenberge, in die blauleuchtenden Spreiten, um den Sonnenkreis und längs der entferntesten Horizontlinie weit drüben in den traurigen Gründen des Wolfsvenns.

Berthe Fossard liegt über der Fensterbank und staunt in den feiertägigen Sonnenaufgang. Der schimmernde Sonnenball nimmt seinen Lauf hinunter in die wallonischen Täler. Seine keusche Schönheit hat er hier droben in Dunst und Einsamkeit enthüllt. Nun geht sein Erdenwallen im Festschmucke des Mittags hinab zu den Menschen.

In Malmedy werden sie jetzt aufstehen und die Augen reiben und die Läden schließen vor der zudringlichen Sonne.

Ein Schall von Stimmen aus der Fischbachkapelle. Da ist die Poesie der Venneinsamkeit zersprengt. Berthe Fossard schnellt auf, hinkt hinaus.

In den Kammern der Baraque springen die Leute aus den Betten, schurfen in die Holzschuhe. Im Hause ein Stapfen und Humpeln. Die Eimer rattern. Das Herdfeuer fluttert die Qualmfäden in den Hausgang.

In der Fischbachkapelle ist ein kleiner Vorraum für die Andächtigen. Ein hohes Gitter trennt den Altar ab. An der linken Wand eine große Votivtafel mit den Reliefabdrücken von Glocke und Laterne. In Goldlettern die Inschrift:

„Henri Fischbach, Hubertine Fischbach,
„Fondateurs de cette chapelle 1830.

Die dicken, engen Mauern verdumpfen eine modrige Grabesluft. Stumm und finster hocken die Moorträume darin. Zwischen steifen Papierblumen und ärmlichem Altargerät die Madonna von der immerwährenden Hilfe. Pausbackig und in grellbuntem Röckchen das Jesuskind auf ihrem Schoß. Aus den bleigefaßten Fenstern rinnt ein blasses, fahles Licht über den kärglichen Putz. Die Vennleute kennen den Prunk nicht. Und wenn sie hier beten und Stearinkerzen in die Spitzhacken des Ständers einstecken, wird das plumpe, angeschwärzte Bild der hilfreichen Madonna verklärt in verzücktem Schauen. Man wird sich der Stelle im Hohenliede erinnern müssen „Nigra sum, sed formosa, filiae Jerusalem!“ Ich bin schwarz, aber schön, Töchter Jerusalems!

Und so grüßen sie dich, o Madonna, die Stillen im Venn!

Die Herren nehmen die Hüte ab, spielend in die Hände auf den Rücken. Die Damen fassen an ihre Rosenkränze. Ein Stoßgebet. Gilles Lippen rascheln: „Bonne pitite notru Dame!“ Julien Pavonnet sieht auf seine Uhr, scharrt hinaus. Ihm nach die anderen.

Die große Laure rauscht auf, und mit Grazie und Schwung eine Courverbeugung vor der Madonna im Venn; mit Grazie und Schwung die anderen hinter ihr. Bonne notru Dame! Die Eiligen grüßen Dich. Die Herren verehren dich aus Courtoisie. Die Damen beschenken dich aus ihrem Überfluß. Aber das wallonische Volk liebt dich, o bonne pitite notru Dame!

Gilles stochert aus dem bürstenrauhen Moosboden einen Haarpfeil, hält ihn hoch. Über seinen Kopf langt René Monfort, zupft den Pfeil aus der Kinderhand. Ihm nach Mimi D'Ysard, rollt bitterböse Blicke. Sie sieht die große Laure hinter ihm.

„Geben Sie! Er gehört mir."

„Darum eben — nicht!"

„Keinen Spaß, bitte, ich muß meinen Pfeil haben."

„Verschenken Sie dergleichen nicht, Mimi?"

„Ihnen nicht!" Sie zieht die große Laure neben sich.

„Hier, Mademoiselle, Ihr Haarpfeil!"

Louis Fossard krempelt die Hosen auf, stapft ihr entgegen.

„Mademoiselle, Sie schulden mir ein Vielliebchen. Geben Sie mir den Haarpfeil."

„O gern!" Sie sieht die große Laure hinter sich.

Ihre Augen glitzern. Sie lacht ihn an. Sie hätte diesen kleinen vorlauten Louis küssen mögen. Als Lückenbüßer genoß er Vorzüge. Andere couren erfolglos darum. René Monfort bleibt an der Kapelle zurück. Er möchte seine Seele rasten lassen und nicht mehr lachen. In solcher Stimmung kann man ausruhen bei Berthe Fossard. Sie reißt die stieren Augen auf und ist voller Verwunderung.

„Haben die Damen Sie abfallen lassen, Herr René?"

„Warum das Gerede, Mademoiselle Berthe? Nehmen Sie an, daß mir Ihr Fernbleiben von der Gesellschaft aufgefallen ist.“ —

„Daß ich immer nachhinke — immer, immer, ja! Das ist meine Profession. Nicht so unangenehm, als man denkt, ich sag's Ihnen!“

„Nachhinken? Nein! Sie sind uns allen voraus. Aber das wissen wir nicht.“

„Ach, Schnack! Unsere Herren sagen keine zwei Worte ohne Schmeichelei.“

Herb und hart und kantig wie ihr Gesicht ist ihre Stimme.

„Mademoiselle Berthe, sehen Sie denn nicht, wie ich gar nicht in einer konventionellen Stimmung bin.“

„Ohne daß Sie es wollen. Wenn die Herren unter sich sind, reißen sie unanständige Witze und kommen mit roten Köpfen heim. Wenn sie unter Damen sind, laden sie anständige aber fade Witze aus. Was dann noch an Lücken auszufüllen ist, wird mit gentilen Redensarten verstopft. Das ist *unser* Amüsement. Über ernste Dinge redet man mit uns nicht. Ein Glück, daß ich hinke. So gestattet man mir mitleidig meine nachdenklichen Schrullen, sonst würde man mich für verrückt halten.“

„Nein, nein, Mademoiselle Berthe, ich halte dafür, daß junge Mädchen sind wie Blumen. Das Nachdenken besorgen wir Männer. Ich möchte Sie froh sehen, sogar leichtlebig — gerade Sie!“ Und unwillkürlich gleitet sein Blick zu ihrem kranken Fuß. Sie sieht es und eine tiefe Linie gräbt sich um ihren Mund. Das ist ihr Lächeln.

„So wie Mimi D'Ysard, das meinen Sie. Aber sehen Sie mich an. Ich bin nicht Mimi D'Ysard.“

Sie hinkt ihm voran. Ihr Hüftknochen scheint fast herauszurenken. Hohnvolle Schadenfreude zerrt

in ihrem Gesichte. Sie gönnt ihm diesen Anblick. Schweigend setzen sie ihren Weg bis Mont Righi fort. In der Schenkstube rasseln die Kaffeetassen. Ein Geruch von gebratenem Speck mit Eiern dunstet ihnen entgegen. Die Fenster sind weit geöffnet und mit lachenden Gesichtern angefüllt. Hände recken heraus und schwenken gefüllte Gläser. Und Mimi D'Ysard ist nicht eifersüchtig, und Laure Pavonnet zieht den Mund kraus. Die arme Berthe Fossard! Man konnte ihr das gönnen.

Alphonse Pavonnet steht breit in der Haustüre. Ein Mann im Jägerrock drängt an ihm vorüber, grüßt kurz, macht wenig Umstände.

„Bûsai! (Tölpel)", murrt Pavonnet. Der Jägersmann dreht nach ihm. In sein gelbes Gesicht hat die Sonne Falten eingebrannt. Er versteht den Wallonen nicht, aber er denkt, daß es keine Liebenswürdigkeit ist. Wenn der Wallone hinter dem Deutschen herspricht, peinigt diesen das Mißtrauen.

„Was wollen Sie?" fragt der Förster.

„Nix, Allemand!"

„Herr! Sie duzen mich!"

Pavonnet fragt über die Schulter in die Stube: „Was ist das, ‚duzen'?"

Julien Pavonnet eilt heraus und neben ihn, hackt ein paar deutsche Sätze heraus.

„Monsieur Jäkersmann, wenn der dicke Mensch dich tut duzen, das ist, er verstehen nix Deutsch, tout a fait wie mich: Adieu!" Und drinnen in der Stube: „Fi donc! dem riecht das deutsche Sauerkraut mit Speck aus dem Halse!"

Der Alte von Mont Righi hantiert in der Küche mit der Achtzigjährigen. Er ist herausgeputzt wie zu den höchsten wallonischen Festtagen, als da sind: Weihnachten, Karneval, Ostern! Auf dem Zitterkopf

ein halbhoher Zylinderhut. Die grauen Haarfransen vorn in die Stirn gekämmt, hinten lang in den Nacken. Ein Huttenkopf, oder wie ihn Provinzschauspieler für die Frisur des Dunois in „Johanna d'Arc" zurechtstutzen! In die einknickenden Knie schlampern ihm die überlangen Rockschöße. Die Herdglut schlägt ihm ins Gesicht. Der Schweiß läuft ihm unter dem Hut heraus. Die Greisin quillt auf dem niederen Schemel neben dem Feuerloch zu einem ungeheuren Fettklumpen zusammen. Wenn der Alte die Eierrunden ungeschickt auf dem Pfannendeckel wendet, lacht sie, daß ihr der Bauch wappelt; lacht lautlos und grinsend. Sie ist in der Lebensphase angelangt, wo man das Dasein wieder in kindlicher Heiterkeit auffaßt. Sie wäre eine Zierde jener altthrakischen im Altertum verrufenen Stadt Abdera gewesen, deren Bewohnern in den ernstesten Angelegenheiten der Lachkitzel stieg und die darum im Geruche der Einfältigkeit standen. Von dem früheren hier eingemauerten Herde steht noch der ungeheure Eisenhut des Kamins. Die aus Bruchsteinen aufgeführte quadratische Aufmauerung ist herausgebrochen und eine neuzeitliche Fournaise eingeschoben. Auch das gußeiserne Thakeneisen, das hinter dem Feuerherd in die Wand eingelassen war, fehlt. Es hatte, wie die meisten Thakeneisen aus dem 16. und 17. Jahrhundert in künstlerischer Verzierung Darstellungen aus der Heiligen Schrift. Für einige Groschen ist es in die Hände der Händler, die massenweise die Eifel absuchten, gekommen und wurde an ein Museum weiterverkauft. Für Privatsammler ist noch jetzt die Wallonie eine Schatzgrube. Die Bauern sind gefällig und öffnen ihre Stuben und Speicher. Aber einem belgischen Händler kommen sie vertrauensvoller entgegen. Ein Deutscher, der sich mühsam verständigt, könnte

-- ein Jud' sein. Sie haben in Wallonenlanden nie einen Juden gesehen, Protestanten nur vereinzelte. Die gingen keinem Kirchenkult nach. Sie schickten ihre Kinder in katholische Schulen, ließen sie den Religionsunterricht bei ihrem Pfarrer nehmen. Der ist sehr duldsam. Er ist Junggeselle und wohnt bei Katholischen. Sie nehmen ihn wie einen der ihren.

Gilles stürmt herein gegen die Großmutter, platscht sie auf die Schulter.

„Man hat mir einen Franken versprochen, aber sie denken nicht daran.“

„Aye, Söhnchen, aye!“

„Sie müssen ihn geben, gelt, Großmutter?“

„Aye, aye, Söhnche!“ Tonnett', die Fünfjährige, kommt herein, holt altklug die Eierplatte von der Anrichte, will sie in die Stube tragen. Gilles sagt: „Das Tonnett' soll den Franken fragen, qwai, Großmutter?“ Tonnett' dreht im Hinausgehen zurück, streckt ihm die Zunge heraus. Da weiß er, daß sie dafür nicht zu haben ist und ärgert sich. In dem brodelnden Dunst die Stimme des Alten.

„Schillche! Geh', such' Holz au l' cave (im Keller), bei den Crompires liegt noch 'n pitite Händchen voll!“ Gilles sagt: „Nenni!“ (Nein) und mitleidig-verächtlich zu der Alten: „Luk! Wie der spricht! Er kann's gar nicht!“ Deutsche Eltern ließen sich von ihren wallonisch sprechenden Kindern hänseln. Und verstanden nicht und lächelten. Und lächelten, weil sie nicht verstanden! Und weil ihre Kinder klug waren! Der Deutsche verträgt das! Weil er stolz ist — auf das Fremde! Stolz lieb' ich den Deutschen!

Die Großmutter, die von dem Deutschen so viel weiß, daß man es ‚à Berlin‘ spricht, sagt im dunklen Belgisch-Wallonisch:

„Die Bozelle soll gehen!“ meint damit die wieder

hereinstapfende Tonnet. Diesseits der Grenze im Preußisch-Wallonischen weiten sie den Gaumen und sagen breit und ausgiebig ‚Bazelle‘; jenseits, einen Schritt in Belgien hinein, höhlen sie den Mund zu gedunkelten Vokalen und nennen ein Mädchen ‚Bozelle‘. Großmutters Wiege balanzierte auf der jetzigen Linie zwischen Schwarz-weiß und Schwarz-gelb-rot. Sie hat nicht in geschichtlicher Ruhe geboren werden können; denn das revolutionäre Feuer verzehrte den zwölfhundert Jahre alten Thronsessel der Fürstäbte. Der Wiener Vertrag vom 9. Juni 1815 riß dann die innigen Schwesterstädte Stavelot — Malmedy mit ihrer glanzvollen Vergangenheit auseinander, und so bleibt unentschieden, ob Großmutter Fink, gesprochen ‚Fähnk‘, mit Stavelot zu den Niederlanden überging oder mit Malmedy und seiner Umgebung, soweit sie zur Diözese Köln gehörte, an Preußen kam. Jedenfalls aber kam ihre Tochter an einen Preußen und brachte einen Sohn hervor, der eines ihm zukommenden Franken wegen hinter den davonrollenden Wagen herläuft. Man hat freigebig bezahlt, das Doppelte des Geforderten. Vennleute berechnen ihre Auslagen und nicht ihre Mühe. Aber Gilles wird ihnen bis nach Belgien hinein oder nach Eupen hinunter folgen, um sein Konto auszugleichen. Es ist ihm unfaßbar, daß vornehme Herren nicht ihr Versprechen halten. Geht in Sonnenbrand und Vennkühle. Die zwei einzigen Häuser verschwinden hinter ihnen in weißer, dampfender Luft. Auch das Türmchen der Fischbachkapelle. Auch das Gerüst des Observatoriums. Die öden, graubraunen Weiten dehnen sich in die weißnebelnde Unendlichkeit. Gewaltige Perspektiven reihen sich an arme, krüppelhafte. Das Arme und Reiche! Das Blühende und Sterbende! Es ist eine Natur, wie sie Walter Scott schildert: die einzelne Teile ihres

Körpers abgetrennt hat, um sich als Glieder einem Riesenleib anzufügen, aber dann in bizarrer Laune sich einem Zwergenkörper anklebte!

Und Gilles trottet in Schweiß und Erwartung. Tiefer weiten sich die Umrisse ins Venn. In kurzen Abständen Wegweiser und Kreuz. Warnungen für Lebende, Erinnerungen an Tote, und beides mit stillen Wahrzeichen an die Adresse der Vorübergehenden. Louis Fossard beugt einmal aus dem Break, ruft: „Ffft! Zurückbleiben! Jetzt wird's Trab!" Da sind sie am Kreuze Guilleaum. Die Wagen rattern die abdachende Straße hinunter. Gilles schwingt sich aufs Trittbrett. Da sausen sie schon am Kreuze Olivier Gazons, der im Schnee von Baronneux zu Tode gekommen ist, vorüber. Und weit im Venn die ragenden Stäbe, zwei Meter hoch, in langen Abständen, Wegzeichen der Bauern von Ovifat, die ihre Butter- und Eierkörbe den gefahrvollen Weg nach Eupen schleppen. Und weiter! Die Landstraße staubt nicht. Der feuchte Niederschlag aus den Sümpfen sprenkelt in den Mittagsbrand. Einige Steinwürfe im Moor, halb in die Sümpfe eingesunken der Steinriese „Schwarzer Louis". Um ihn zu Schutz und Trutz die halbhohen Tännlein wie stille Leidtragende um ein Mausoleum, oder wie stumme Krieger um den Leichenhügel zahllos Gefallener aus jenen Zeiten, da in der wie toten Stille das weite, blutige Schlachtfeld toste. Die Wagenräder prallen an Steinhaufen. Da fliegt Gilles fast vom Sitze herunter. Eine Hand greift aus dem Wagen heraus an seinen Kopf. Er schurpst herunter, ruft in seiner Not dem Wagen nach:

„Meinen Franken, s' if plait! Ihr habt's versprochen, s' if plait!" Ein Geldstück fliegt ihm zu. Zurufe und Lachen. Sie vergellen in der immensen

Weite. Im tiefen Moor lodern die Feuerschwengel. Gilles krampft die Finger ein. In seiner heißen Hand klebt die Münze. Heim stapft er, langsam, hartnäckig. Er hat den Franken! Die Großmutter wird's nicht einmal freuen. Sie brauchten im Venn so wenig. Aber — er hatte den Franken: Es war ein Versprechen!

Die Landstraße liegt weit und vereinsamt in der prallen Sonne. Feuchte Dunstbläschen quirlen in den Mittagsbrand und scheinen in der gläsernen Sonnenluft zu zerplatzen. Das bringt die angenehme Kühle in den Moorsommer. So weit man sehen kann, keine Menschenschatten auf der weißschimmernden Weglinie! Die Landstraße läuft schnurgerade in den Wolkenhimmel. Dort ein Schattenklecks in der milchweißen Ferne! Gilles läuft. Die Malle-post von Eupen schwankt in ungeheurer Silhouette über den Weg. Da konnte er bis Baraque Michel mitfahren. Und flugs hinauf auf den Kutschbock zum alten Postillon. Johann Meyer hat seine Strecke an die zwanzig Jahre gefahren, hat das Venn im stürmenden Winter und in melancholievollen Sommernächten geschaut, hat sein Horn geblasen den Müden und Schlafenden in weltverlorenen Vennhäusern, den Irrenden und tot in Gott Ruhenden! Johann Meyer ist graubärtig auf dem Kutschbock geworden. Er wird einmal da einschlafen und seine treuen Ardennengäule werden ihn heimfahren, obwohl der Zügel locker und das Horn verstummt ist. Ehre dem Andenken Johann Meyers!

An Baraque Michel ist Haltestelle. Ein Pater und ein Viehhändler, die zwei einzigen Passagiere. Gilles trabt die paar Schritte auf Mont Righi zu. Der Förster steht vor dem Hause und brennt die kurze Weidmannspfeife an. Nach ein paar langen

Zügen hält er die Pfeife vor sich hin, beäugelt wohlgefällig den geschnitzten Pfeifenkopf, pustet mit rund gestelltem Munde dichte Dampfquallen aus. Am Oberstock liegt breit mit aufgestemmten feisten, nackten Armen Kat, die Schwester. Ab und zu spricht er über die Schulter zurück zu ihr hinauf. Dann graben sich tiefe Linien in die Stirne und die Backen herunter um den Schnauzbart. Die Haut ist braunrot und ausgedörrt und faltig vom Sonnenbrand. Er geht auf in der Sorge um die Baumkultur im Venn. Ein aufwachsender Baum ist ihm ein Menschenleben. Die Pflege und Wartung und das Hangen und Bangen um die vielen aufkeimenden Tannenpflänzchen lenkt ihn von dem Wunsche nach Familie und Kindersegen ab. Das fehlte ihm noch! Hier wie dort die Zucht und die Verantwortung! Für sechse oder sieben! Weniger würden's nicht sein. Er weiß es. Er würde nicht ruhen bis er einen Kaiserpaten hat. So patriotisch ist er! Und — kurzum — darum heiratet er nicht. Die Schwester hat er, so lange er sie behält. Aber die ist ein verliebtes Mensch. In Sourbrodt heißt sie der Kirmesschimmel. Dort sprang sie auf den Zeltböden und in den Kirmeswiesen, daß ihr der Rücken dampfte. Jetzt hat der Pfarrer drunten Sang und Klang und Tanzlüderlichkeit verboten. Und nun springt sie in Robertville und weiter hinauf in Bernister und in Bevercé mit den Malmedyer Windbeuteln. Sie wird einmal an irgendwem hängen bleiben. Dann wirft er sie aus dem Hause. Das sagt er ihr, so oft sie's hören will. Und sie lacht, daß es ins Venn schallt. Dumm wird sie doch nicht sein. Wenn *sie* hängen bleibt, hängt *er* auch. Nun, und dann wär's gerad' nicht so schlimm.

Hähähäm!

Außerdienstlich steigt der Förster ins Dorf hin-

unter und trinkt Flaschenbier. Droben in der Venn=wirtschaft war's ein Gesöff wie destilliertes Sumpf=wasser. Pfui Teufel! Eine starke Stunde Wegs für einen guten Trunk! Wenn die Grenzbeamten in Mont Righi einkehrten und Durst hatten, spülten sie selber die Gläser. Und zu den Deutschen setzten sich die belgischen Grenzler, bliesen sich den Pfeifendampf ins Gesicht, und jeder schwatzte in seiner Sprache, las aus den Gebärden des anderen, was der sagen wollte. Und so war's dumm zum Lachen. Bisweilen von belgischer Zunge ein hingeschnalztes deutsches Wort, von germanischer ein hartkantiges französisches. Das waren ein paar muntere Stimmen in der Welt=ferne. Wenn die wieder links in Belgien und rechts in Wallonisch=Preußen verhallten, spann das tiefe Schweigen sich umso dichter um die drei einsamen Häuser.

Der Förster sieht Gilles kommen und ruft ihn an.

„Du da! Haste die Walloner geschröpft?"

Gilles verlangsamt den Schritt, sieht ihn an und zu dem Fenster hinauf, sagt nichts.

„Du Gauner! Ja. Weißte, was du mal wirst? Finanzrat. Du hast die Ader dazu. Wieviel Mark=stücke haben sie dir 'rausgeschüttelt?"

„Eins! — Noch nicht mal! Einen Franken."

„Lumpig. Puh! Großmäulige Walloner! Mal=medyer Wind, vorne Locken und hinten Grind! Puh! Und einen Franken! Warum geben die kein deutsches Geld?"

Vom Fenster herunter ein gellender Protest.

„Geld ist Geld. Ich wollt nur, ich hätt 'n hun=dert Franken."

Der Förster:

„Ich nähm' sie nich. Nein! Ich nähm' sie nich. Die müßt'n mir deutsch ausgewechselt werd'n!"

„Du närrisch' Dier!“ Ihr breites Lachen prallt in die Stille. „Du dummer Dackel! Wennste nur mol die hundert Franke hätt'st, nachher losse mir sie schon auswechsele. Gotte noch, Gilles! Was 'en sauer' Gesicht! Wenn's dir zu wenig war, hätt'st dein Mundstück aufmachen solle. Aber du bist auch 'n Hammel!“

„Es ist mir nicht zu wenig.“

„Dann gewiß ze viel!“ Sie reckt die Hand herunter, „nur her dermit.“

Der Förster schnellt mit dem Fingernagel den Pfeifendeckel auf, drückt die aufquallenden Tabakblätter nieder, klappt zu und knodert zu Gilles:

„Die gebärden sich hier herum wie die Herren. Und da meint dein dämlicher Vadder, ich sollt' sie noch ans Wetterhäuschen führen. Dein Vadder ist 'n Jammerdarm von oben bis unten.“

„Es sind doch aber Reiche,“ macht Gilles und nimmt den Mund voll Respekt.

Dem Förster klunkst die Galle auf

„Reiche! Was liegt mir dran? Ich bin kein Walloner. Ich brauch' nicht um die Malmedyer Reichen zu schlampatschen. Was sind sie denn? Gerber! Bei uns sind die Gerber Stinkuduras. Und hier tun sie dick. Es ist doch ein niederträchtig gemeines Geschäft, das Hautgerben. Puh!“

„Nu, aber feinere Gerber sind's doch als bei uns derheim,“ kommt's gemächlich vom Fenster her, „die sind all' wie kleine Barons und können eso scharwenzeln, ach eso!“ Sie schlägt verzückt die Hände zusammen. „Nee, Peter, da laß die Finger derweg. Die deutsche Mannsleut könne daran nit tippen. Die kriegen die Zung' nit herum, und eso steif — !“

„No, du da! Hörste jetzt auf? Das Schöntun um euch Weibsleit ist Falschheit und noch was mehr.

Von Treusein wissen die nix. Aber 'n Deutscher! Na! Der ist kein Poussierstengel, aber wenn er mal angebissen hat, dann wird auch geheirat'. Und dadrauf kommt's doch an, was, Kat?"

„Schwatz nit über die Heirat. Was weißt du dervon?"

Da scharrt der Förster auf den breiten Absätzen herum und geht weitausholend, breitspurig um die Hausecke in das Wiesengelände zum Observationshäuschen. Über die Hausschwelle schurpt mit schlotternden Knien der Alte von Mont Righi, den Festtagshut im Nacken.

Kat kräht einen Juhschrei vom Fenster herunter.

„Herrjehrem! Wie staats! Ist Ostern und Pfingsten uff eine Tag gefall'?"

Der zwingt den Schüttelkopf in den Nacken, blinzelt zu ihr herauf.

„Katinka," sagt er. Die verrunzelte Haut hängt ihm in den zahnlosen Mund. „Katinka, ich muß tudrö ins Dorf, von wegen einer wichtig Kommission. Mein Gamin ist heut' wieder nicht in der Schul'. Muß ich zum Meie'*) und sagen: Komplimeng, und wir hatten Fremde. Ich bitte für uns' Schillche die Permission. — Ja, muß ich. Adschüs, Mamzell Katinka. Auf torat'!" (Auf gleich.)

Er schwenkt grüßend den Finger an die Schläfe, schwankt auf einknickenden Beinen die Landstraße hinunter nach Sourbrodt. Am Förster vorüber mit Winken und Kopfnicken und einfältigem Lachen. Kat schiebt die dicken Arme aufs Fensterbrett und das Kinn darauf. Die Haut strafft um das Fett zum Platzen. Ihre Augen lugen von unten herauf dem schlotterigen Alten nach. Leise und monoton grölt sie heraus:

*) Meister   Schulmeister.

„Olles Luder! Säuft sich jetzt wieder einen an. Frißt nix und säuft wie 'n Loch. — Na, der bricht mol uff der Landstraß' vor Armseligkeit zusammen." Das letztere sagt sie laut, aber Gilles hat auch das andere gehört. Sein wütender Blick schießt hinauf zu ihr.

„Du säufst auch, tin!"

Da quallt sie auf. Ihr feister Rücken wölbt fast bis zu dem niederen Fensterkreuz.

„Du blasser Ekel! Dir klopp ich dein gottvergessen' Mundstück! Wie alt bist du denn, du Rotzbub', daß du so frech 'gen große Leit bist?"

Gilles stößt die Hände in die Taschen, spreizt die dünnen Beine und nickt dreist zu ihr hinauf.

„Ich hab' auch gesehn, daß der Musjö Pavonnet, der schöne, zu dir heraufgewunken hat und was gesagt hat."

„Was? Was hat er?!"

„Frag doch nicht, wenn du's schon weißt."

Er springt fort und zu dem Förster in die Wiese. Der steht noch auf der Leiter, prüft in dem Gehäuse die Wettergläser und notiert die Grade, berichtet sie weiter dem Observatorium zu Aachen. Venn-Witterung soundso!

„Was hat's denn wieder gegeben?" fragt er zu Gilles herunter.

„Mein Vater ist kein Luder", sagt Gilles.

Und dreist nickt wieder der brandrote Kopf. Das Herz bebt ihm, und dies empörte Kindesherz könnte man lieben, aber es funkelt durch freche Augen und gießt sein wallendes Blut in ein abstoßendes Gesicht, und darum haßt man's.

„Nicht grad'n Luder," sagt der Förster und kritzelt.

„Und auch kein Säufer."

„Nicht grad'. Aber 'n Quartalssäufer," er klappt das Notizbuch zu, steckt es ein. „Das ist er!"

„Was ist das?"

„Nu, wenn er 'runter geht," er zeigt über die Schulter zurück nach dem Dorf, „hat er allemal schwer geladen. Aber hier oben sitzt er wochenlang und trinkt nix." Damit klappt er das Türchen der Wetterwarte zu, springt ab, stapft über die Landstraße in die Waldschneise ein. Dumpffeuchte Luft siedet darin, und Scharen von Schnaken näseln ihm um den Kopf. Der Grünrock taucht unter in dem jungen Grün der Tännlein. Fahles Moosgrün auf dunkles und breite Goldstreifen darüber. Der keimende Wald leuchtet, brennt und verdurstet. Und die Sümpfe kochen blaue Dämpfe.

Gilles sieht dem Förster nach. Die weißroten Brauen über den Augen zucken. Ein heftiger Zorn bebt in ihm. Er möchte den Menschen Schlimmes antun, so quält's ihn, das, was er schon weiß und was sie ihm immer wieder sagen. Er empfindet das. Daheim ist etwas, worüber sie lachen und ulken und ihre Späße machen. Und manchmal ein Achselzucken, ein hingeworfenes Wort wie ein Steinwurf. Wenn die Großmutter redet und auf schwappenden Krampffüßen daherschurft, gibt es ein Gelächter oder ein mitleidiges Verachten. Über den Vater lacht er auch. Er macht es den anderen nach, manchmal aus kindlicher Feigheit. Aber auch kindliche Grausamkeit ist's, die immer da wütend haßt, wo die Autorität durch Unbeholfenheit und Lächerlichkeit eingebüßt ist.

Und nur über die Großmutter lacht er nicht. Wenn die spöttischen Blicke sie treffen, zieht er die Alte zum Lehnstuhl in die Küche zurück, und Schamflecken brennen ihm auf den mageren Backen. Die streichelt sie ihm mit aufgedunsenen Händen, kollert

ein einfältiges Geschwätz heraus und ist harmlos und ahnunglos und dumm. Ihr Verstand ist mit den steigenden Jahren verschlissen.

Er hackt mit dem breiten, beschlagenen Absatz in den qualligen Wiesenboden. Und tiefer stampft er. Erdiges Wasser sammelt sich in dem Loch. Wenn sein kindlicher Ingrimm sich in einer Kraftäußerung auslöst, wird ihm besser. Mit beiden Füßen springt er in die Pfütze hinein. Das Schlammwasser platscht ihm in großen Tropfen die Jacke hinauf bis zur Schulter, bis ins Haar. Das Gesicht ist vollgesprenkelt.

Und jetzt geht er zur Großmutter. Die fragt nicht, von wannen der Schmutz kommt, der auf ihm haftet. Aus ihrem langen, einsamen Leben ist ihr nur eine Weisheit gewärtig: Schmutz hält warm! — Sonntags ausgenommen. Der Herrgott war die einzige Autorität, dem sie ihre Erfahrung opfert.

Hinter dem Schenktische schläft die Achtzigjährige. Auf der Schwelle ein hausbackenes Kleines. Das strickt Strumpfbänder und balanziert schläfrig den Wasserkopf, stochert mit der Stricknadel in dem unausgekämmten Haar und brummt eine eintönige Melodie von der Cousine Magritte, die in der Weihnachtsnacht eine Elle Blutwurst ißt und zwei, drei gute Schlucke trinkt, und dies alles in Ehren und mit Gloria in excelsis Deo.

Es bläht die Hängebacken auf, kaut auf der Zunge, wischt die Triefnase, summt. Gilles steht vor ihm, krümmt die Hände in den Taschen. An den engen, verwaschenen Leinhosen platzt die Naht.

„Ich hab' doch den Franken," brüstet er sich, drückt den Leib heraus. Die Idiotenwut steigt ihr. Sie reißt den Mund auf und weist ihm die Zunge.

„Bläh!"

„Da! Hier hab' ich's!" Seine Augen zwinkern schadenfroh.

„Bläh!"

„Das behalt ich jetzt für mich, tin! Ich kauf' mir Zigaretten, ja! Zi—ga—retten, siehst Du! Und Sonntag geh' ich über die Grenz' nach Francorchamps und fahre mit der Bahn. Vielleicht fahre ich nach Paris. Wenn man in Belgien ist, kommt man schnell nach Paris. Man braucht sich nur auf den Moulin rouge zu setzen. Das tut der Monsieur Pavonnet auch. Die Großmutter nehm' ich auch mit. Und du bleibst bei dem Kat."

„Bläh! Bläh!"

„Das Kat ist 'n Hurenmensch. Der Monsieur Pavonnet hat's an der Kapelle gesagt. Aber dem Kat hat er gesagt, sie soll sich staats machen und nach Francorchamps kommen. Sie würden mitsammen nach Brüssel reisen. In Brüssel kauft er ihr vielleicht wieder 'n neuen Hut. Dann darf sie in Sourbrodt drunten nicht in die Kirch' rein, sonst schmeißt der Pastor sie 'raus. Und bei so 'm Kat mußt du bleiben!"

„Ich —," sie schnaubt, „ich bleib' bei 'm Pape!"

„Der Pape — weißt du, was der ist? . . . 'n Quartalssäufer!"

Sie glotzt ihn an. Verständnislos und dumm. Die Unterlippe wulstet ihr heraus. Sie macht sich keine Begriffe. Sie quält sich nicht mit Nachdenken. Sie hat nur den Instinkt, sich zu wehren. Mit gespitzten Lippen suggert sie den Speichel zusammen und spuckt aus. „Du bist ein Quartalssäufer!" Gilles springt beiseite und hinter sie. Seine Hand schnellt nach ihrem spärlichen Haarzopf. Ihr Kopf schlägt zurück. Sie klunkst auf vor Schrecken, purzelt gegen den Türpfosten. Und Gilles mit zwei Sprüngen hinein in die Schenkstube.

Mit wütendem Grunzen rafft Tonnett' sich auf und ihm nach. Die Stricknadeln reißt sie aus dem Strumpfband und — o, sie wird ihn stechen! Sie wird ihn totstechen, den — den . . . Quartalsfäufer!

Gilles kauert hinter dem Lehnstuhl der Alten und verdeckt sich in ihren Kleiderfalten.

O, sie wird ihn stechen! Sie tastet nach seinem Kopf und sticht blindlings in den steifen Türtig. Da wuschelt es unter dem weiten Rock heraus und zwischen den Stempeln hindurch. Gilles krallt die Finger in ihr Bein. Sie brüllt auf, tritt nach ihm, und auf allen vieren ihm nach. Der Sessel kommt ins Wanken. Die benagelten Schuhe plumpsen gegen das Holz, gegen das Polster. Aus den Federn springt ein singender Ton.

Und Großmutter schläft und lächelt!

„Großmutter, der beißt, der Frechsack!"

Sie wälzen übereinander, ineinander, kratzen sich blutige Streifen auf die Backen. Und Keuchen und Grunzen. Und Beine und Arme schlingen ineinander, pressen die Körper. Das Zeug reißt entzwei. Die Nähte knacken. Um die Sesselbeine ein Gewühl und Wälzen und verbissenes Schnauben. Tonnett' faßt krampfhaft in den Rock der Greisin, will los von dem Frechen, will Hülfe.

Und Großmutter schläft und lächelt.

Er zerrt ihr die Hand von der Alten Rock.

„Du sollst sie schlafen lassen, o du!"

Tonnett' fühlt seine Fäuste locker und wälzt sich blitzschnell hinaus in den Gang. Der Kleiderbausch wirrt und flattert um sie. Mit zerrauftem Haar auf und ins Venn. Da ist sie in Sonnenglanz und heißem Dunst ein verlorenes Pünktchen. —

Gilles sitzt neben dem Lehnstuhl auf gekreuzten Beinen, keucht und blinzelt lauernd zu der Greisin

auf. In das dicke, schwammige Gesicht der Alten wölbt der zahnlose Mund. Gilles denkt, wie der ohne Aufhören tagsüber all die Jahre hindurch gekaut habe. Und gefragt hatte er:

„Großmutter, ißt du 'was?“

„Nenni! Nenni.“

„Gar nix, Großmutter?“

„Nenni.“

„Aber du kaust doch.“

„Das kommt vom Alter, Söhnske, vom Alter. Das Alter ist 'n schwer Malter.“

Und jetzt liegt der Mund wie gemeißelt, wie aus Wachs geschnitten — so glänzend und so gelb und so — tot. Die Hände hängen ihr im Schoß. Die Finger lose ineinander. Ein Sonnenstrahl sticht herein und quer über die Schlafende. Staub wirbelt darin. Ab und zu klatscht aus dem Bierkrahn ein Tropfen herunter. Aus der Küche ein leise klapperndes Geräusch. Die Katze schleicht um die fettriefenden Teller. Und sonst nichts und nur Stille. Ganz trostlose Ruhe. Man könnte hier unendliches Weh empfinden, weil draußen, weit, weit das Glück vorüberzieht und nach uns sucht und uns nicht findet. — Und wir müßten eilen. — — Behutsam klettert Gilles auf, den Blick immer nach der Alten. Seine Hand wühlt in der Hosentasche. Vor dem Lehnstuhl steht er und hält das Frankenstück zwischen den Fingern. Und ganz leise und fast wie ein Hauch:

„Großmudder!“

Sein Knie stößt er sacht an das ihre.

„Großmudder!“

Und lacht heimlich und zuckt kichernd die Schultern empor. Jetzt wird er etwas Schlaues anfangen. Nein, so 'was! Wenn sie aufwacht, wird sie sagen:

„Ist einer dagewesen und hat mir 'n Franken in die Hand gelegt?“

Und einer war das „Schillche“. Na, wird sie lachen! Den ganzen Tag wird sie lachen. Und wenn sie später davon erzählt, wird sie wieder lachen. Was sie wußte, erzählte sie bis an ihr seliges Ende. Das war schön.

Mit glänzenden Augen wird er dabei stehen und herausfordernd die Leute ansehen, die so viel famose Nichtsnutzigkeit von ihm zu hören bekommen.

Vorsichtig schiebt er ihr das Geldstück in die gewölbte Hand. Sein Finger streift ihre straffe Haut. Es springt etwas in ihn hinein, etwas Fremdes, etwas, das zum Fürchten war. Das ging von der schlafenden Großmutter aus — das Fremde!

Er schurpt zurück und steht da und lauert. Schurpt weiter zurück und wendet den Kopf, ganz ängstlich, ganz verschüchtert. Und weiter bis zur Türe.

„Großmudder!“

Die Lust kommt ihm, wieder hinüberzugehen und über ihre Hand zu streichen. Ob er dann noch einmal das Fremde fühlen wird?

Er stoßt den Oberkörper vor — zögert. Rufen mag er nicht mehr. Er fürchtet sich. Scheu drückt er sich die Wände entlang hinaus, hinüber ins Dorf. Der Vater muß kommen und sie aufwecken.

Und Großmutter schläft und lächelt.

Aus der weißen Sonnenferne im Venn die holpernde Kinderstimme Tonuett's:

> „N'est · · i nein veur, Gusenne Magritte
> Et s' beurane deus (e), treus bons co (ps)
> Gloria in excelsis Deo!“

Auf der Landstraße stapft einer im heißen Sonnenbrand und pfeift die Melodie mit. Eine Kiepe auf

dem Rücken, und die ist vollgefüllt mit Leinwandrollen, festonierten Hemden, 3 Franks das Stück, Unterröcken und Schürzen. Er trägt schwer daran. Die Riemen schneiden ihm in die Schulterblätter. Calixte Derefat flucht nicht in der Hitze; er pfeift. Das ist nicht der Jubel in ihm. Das ist der Egoismus. Er pfeift eben auf alles. Er pfeift auch, wenn er in Angst fiebert, daß ihm irgend ein unsauberes Geschäftchen mißlänge.

Das Schweißwasser läuft ihm den Hals hinunter. In dem runden, bartlosen Gesicht schwillt kein Blutfäserchen. Das hält die graue Blässe unveränderlich wie eine gute Glasur. Zwei kleine helle Augen stehen stier darin. Man bemerkt sie nicht. Man kennt ihre Farbe nicht. Man könnte mit dem Hausierer Calixte Derefat ein halbes Menschenalter zusammen wohnen und wüßte nicht, was für Augen er hat. Man könnte einen Sack Salz mit ihm verzehren und wüßte nicht, ob der Hausierer Calixte Derefat ein Freund oder ein Schuft ist. Er aber sagt zu seinen Kunden: „Meine Freunde!" und da er gute Ware billig verkauft, sagen die Kunden nicht, daß er ein Schuft sei.

Calixte Derefat bleibt mitten in der prallen Sonne stehen, schiebt den Stock stützend unter die Kiepe und pfeift zu dem aufgebauschten Röckchen im Venn hinüber.

„Eh du! Du Quackelchen! Komm, schenk' mir Bier ein!"

Tonnett' füllt eine fettige Tüte mit Erde, putzt ihre Hände an dem Rock ab, füllt wieder, und ihre Augen glotzen zu ihm her. Eine tiefe, unkindliche Stimme:

„Sie is jo drin."

„Sie! Wer?"

„Großmudderche."

„Lebt also noch? Unverschämt!"

Weiter stapft er. Hinter ihm her zieht Tonnette eine fürchterliche Grimasse, und ganz leise: „Bläh!"

So! Der hat sein Teil. Sie ist gerächt.

Auf der Schwelle zu Mont Righi beginnt der Hausierer sein belgisches Genäsel, sieht, hört niemand und redet durch den Gang in die Stube hinein einen eintönigen Singsang.

„Bodjou, Madam, die Hitze, die Hitze, ich will Schwefel fressen, wenn das nicht eine Sauhitze ist. Bodjou, Madam, bodjou! Hol' Sie der Teufel, Madam, wenn ich nicht Durst habe wie ein Schächer. Eijeijei! Madam, Sie schlafen. Wohl bekomm's. Schlafen Sie wohl."

Er dreht mit dem Rücken gegen den Schenktisch, bückt sich, schiebt die Kiepe darauf und schnallt ab. Auf die knarrende Bank wirft er sich, streckt die Beine lang in die Stube, pustet.

„Eh du! Madam! Es ist einer da! Der mit den schönen Hemden! Hemdchen gefällig, Madam?" Und leise knodernd durch die Zähne: „Das deinige stinkt dir ja auf dem Leibe. — Eh du, Madam!"

Er plascht mit dem Stocke auf den Tisch. Der Knall zittert durch das stille Haus. Da schnellt sein Kopf auf und mit langgestrecktem Halse vor. Ein Frankenstück im Schoß' der Alten. Zu wenig, viel zu wenig. Calixte, verbrenne dir die Finger nicht. Tut er auch nicht. Er stiehlt überhaupt nicht. Pfui! Steht auf und hält unter den Bierkrahnen ein Glas, trinkt eins, zwei, noch eins. Es klunkst ihm hinunter. Der Schaum sickert ihm um die Lippen. Und noch eines. Es steigt ihm wieder zum Halse herauf. Die Hast bekommt ihm nicht. Ein Schluckser um den andern stößt ihn an. Und darauf ein Kognak. Dann wischt er sich den Mund. Prost! Er hat sich

satt getrunken. Er kann gehen. Aber arme Leute bestiehlt er nicht. Plumps! Ein Zehncentimesstück zu dem Franken in die starre Großmutterhand. Er ist gut und redlich, der Calixte Derefat, andere an seiner Stelle hätten sich den Bauch vollgetrunken und nichts gegeben — so leicht ging das!

Großmutter schläft und lächelt.

Warum soll er nicht sein wie andere? Und bedachtsam greift er in die hohle Greisenhand, um sein Geldstück mit spitzen Fingern wieder aufzupicken. Da schlürft er den Atem laut und pfeifend zurück, prallt hinterrücks gegen den Tisch. Ein Hagelschlag sprang in seine Fingerspitze, eine eisige, grausige Kälte, ein Menschenfremdes, ein Totstilles. Herr des Himmels! So wie das in ihn lief. Er schnallt die Kiepe um, stürmt hinaus, ruft, brüllt. Die Treppe herunter saust Kat'. Der schreit er's ins Gesicht. Und die seelenruhig:

„So 'n alter Narr! Kreischt wie besessen. Dat war doch zu erwarte."

Er schwankt die Treppe hinaus in die Sonnenweite und den Weg hinunter gen Xhoffraix und das Tal von Bevercé. Der Biergeschmack hängt ihm wie ein Leichenschmaus im Munde. An der Kapelle Fischbach vorüber kommt er und wirft einige Münzen durch das Gitter. Gott bewahre ihn vor unredlichem Verdienst! Gott bewahre ihn vor Krieg, Hungersnot und Bier! Heute hat er das letzte Glas getrunken, das letzte, das letzte! Die weiße Straße schlängelt unabsehbar weit vor ihm durch Heidestrecken. Der Schweiß tropft ihm und er friert. In die Fingerspitzen sprang ihm ein Hagelschlag. . . .

Die Westseite ins Venn herauf führt die Landstraße von Sourbrodt her. Schatten schwanken darüber, wirren um die dünnstämmigen Bäume.

Gilles hängt am Arm seines Vaters und versucht ihn von dem Baume wegzuzerren. Der klammert sich an, lacht blöde. Der Schnapsdunst quillt ihm aus dem schiefhängenden Munde. Er knickert in den Knien zusammen und macht verzweifelte Anstrengungen niederzusitzen.

„Schillche, nu bwleib ich un schwlaf mir eins. Hupp! Geh' in die Kwlapp!"

Über Gilles Gesicht reißt und zerrt ein unterdrücktes Heulen. Er reckt an den Stamm hinauf, löst dem Alten die Finger, und dann fällt die ganze Manneslast an seine Schultern. Er stemmt sich dagegen. Er schnauft. Und weiter wanken sie mit taumelnden Kinderschritten, zwischen den Baumschatten weiter.

Der Alte fuchtelt unsicher mit den Armen, singt, kräht, und mit Schlotterbeinen quer über die Landstraße, quer rechts, quer links. Jupp! schmeißt er die wankenden Beine! Der Bube packt ihn beim Arm, er reißt ihm fast das Handgelenk aus, zerrt rechts, wenn der Alte links hinüberfällt, stemmt ihm die Hände in den Rücken und stößt ihn weiter. Und dann steht der Alte, störrt. Die Füße steif wie angenagelt am Boden; in den Kniescheiben schwankt und schwappt der hagere Oberkörper. So mit erhobenem Finger und Trinkerrührung vor dem Buben. „Schillche, Gott stwraf mich, wenn ich nicht immer dein gut, pütit' Pappe guwese sin. Gott stwraf mich — jupp! Schillche, ich bin dein médjant Pappe! Ach, wat bin ich 'n schlechtee Familienpappe — jupp! Gott verguwess' mir mein Sünd jetzt und in der Stund Stots Amen — jupp! Schillche, und jetzt in die Kwlapp . . .!"

Er knickert zusammen. Es ist kein Halten mehr. Schwer gegen den Buben fällt er, sitzt ihm auf der

Schulter. Er drückt das schwache Kerlchen wie Zunder zusammen. Ein Drehen und Kurbeln, und der Große liegt auf dem Kleinen. Der Kleine schüttelt den Großen ab, und so wälzen sie beide bis zum Wegrain. Sie sind mit weißem Staub wie mit Zucker bestreut. Gilles Augen blinkern in rasender Erregung. Über den Augen des Trunkenen hängen häutig die Lider. Ein verblödetes Lachen um den triefenden Mund. Der Kopf plumpst gegen den Boden. Regunglos liegt er und schläft. Und schnarcht schon. Da nimmt ihn der Bub und schupst ihn in den Straßengraben. In den Schatten eines Ginsterstrauches dreht er ihm das Gesicht und springt aus dem Graben die Straße weiter und fort. —

Ein paar Schritte vor dem Hause steht er und wagt sich nicht näher. Die Mam' von der Baraque Michel geht hinein und hat Bettwäsche über dem Arm. In dem Fenster am Giebel sieht er Kerzenlicht. Am hellen Tage. Darum zittert er. Darum betet er. „Lieb' Gottche! Lieb' Gottche!“ Und weiter nichts. Und weiter keinen Sinn. Lieb' Gottche, du wirst doch dem Gilles Förster aus Mont Righi nicht die Großmutter weggenommen haben! Lieb' Gottche. Das wäre nicht schön; denn jetzt macht's der Gilles Förster aus Mont Righi wie der Hausierer Calixte Derefat: er pfeift auf die ganze Welt.

Von innen heraus ans Schenkstubenfenster klopft die Kat und winkt. Da schleicht er. Im Hausgang steht er wie ein fremdes Kind und schabt den Rücken wider die weißgetünchte Wand. Die Kat packt ihn und stellt ihn auf die Kammerschwelle. Er sieht Tonnette auf einem Fußbänkchen knien und stier drauf los beten. Zwischen zwei Kerzen vor dem Bette kniet sie. Da liegt eine blühweiß und lächelt noch. Das war einmal die Großmutter. Jetzt ist sie wie

ein Engel oder wie eine Heilige — aber die Großmutter ist sie nicht mehr. Er steht und starrt, und ganz kalt ist ihm. Kat knufft ihm eins in den Rücken.

„Nu sieh mal einer an, wie der Galgenstrick da steht! So 'n undankbares Aas! Und die arme Alte war wie närrisch auf ihn. Huh du!"

Er duckt zusammen. Jetzt darf die ihn schlagen.

Lieb' Gottche, du hast dem Gilles Förster nicht wohlgetan!

Hinaus schleicht er, wendet an der Türe noch einmal den Kopf und schluckt und sagt nichts, weint nicht.

Und hinaus geht er wie ein fremdes Kind.

Das darf man jetzt schlagen.

Großmutter schläft und lächelt. Sie wird jetzt immer lächeln. Sie ist im Himmel. Aber die heilige Großmutter kann er nicht ansehen. Er erschrickt. Er fürchtet sich. Schluckweise stößt's ihm heraus.

Er sagt nichts, weint nicht. Und weiter geht er wie ein fremdes Kind, weiter bis zum Ginsterstrauch am Straßengraben. Da liegt noch immer einer und rasselt im Schnarchen. Der Bube fährt mit einem Sprung hinunter, schüttelt den Trunkenen, packt seinen Kopf, rüttelt ihn. Und da ist ihm, als schüttele er in sich selbst etwas wach, etwas Fürchterliches, ein heißes, kochendes, salziges Etwas, das ihm in die Augen hinaufschießt. Und das dunstet ihm die Fieberröte ins Gesicht. Das läßt ihn fauchen. Das läßt ihn stöhnen. Aus einem verzweifelten Kinderherzen bricht Schmerz und Wut und Scham. In den Rock des Schnarchenden krallt er die Hände, zerrt, wirft, rüttelt ihn, und ein Schrei, ein gellender, heulender:

„Quartalssäufer! Quartalssäufer!!"

Stimmen schwirren an sein Ohr. Er ist taub.

„Quartalssäufer! Quartalssäufer!!! Quartalssäufer!!"

Da stürmen Weiber um ihn, ein Trupp mit Körben von der Waldbeersuche her. Ihre weißen Kopftücher flattern. Ihre groben Hände klatschen auf den Buben.

„Ah sicola! Was ein Schauderbub! Die Hand soll dir verdorren, die Hand soll dir verdorren, die du gegen deinen Vater aufhebst. O, barmherziger Gott! Was ein Teufelsbub'! Garitt', hau ihm doch eins in die Fratze! Großer Gott! Die Hand hat er gegen den eigenen Vater erhoben!"

Sie ringen die Hände und schwören zum Himmel und malträtieren ihn mit geballten Fäusten und fluchen.

Gilles bebt, zittert, hetzt davon, über die Straße in den Busch ins Venn. Immer weiter in die weiße, dunstige Ferne. Bricht im Moorboden ein, stolpert. Die Zähne klappern ihm in wilder Angst. Und hinaus rast er.

Wie ein fremdes Kind.

Man darf ihn jetzt schlagen.

Zweites Kapitel

Tröpfeln und Rieseln in den Heidestrecken.

Es regnet dünn.

Eine fahle Sonne sticht durch den grauen Dunst. Da blitzen Perlen überall. Sie sind über den borstigen Rasen gesäet, wallen in den Dunstschleiern vom Himmel herunter, blinken in den lodernden Dämpfen auf. Und in einer weiten, quadratisch gezogenen Pflanzung hängen sie an den Keimblättchen.

Die dehnt sich hinter Mont Righi wie ein großer, wohlgepflegter Garten.

Der Gemeindeförster steht darin und notiert. Vor ihm drei lange, unabsehbare Reihen, schnurstracks wie grüne Linien, Keimblättchen fingerhoch. Das sind die Einjährigen, die Kickindiewelt, seine Kleinsten und Jüngsten in der Baumschule. Wenn er mit seinen Latschfüßen zwischen diesen Reihen entlang schreitet, nimmt er fein Obacht. Es könnte einem das weiche Stämmchen abgetreten werden oder eine Erdscholle auf das zarte Blättchen plumpsen. So gar leid tät's ihm um diese Nesthäkchen, seine ABC-Schüler. Wie die noch wachsen müssen, bis sie als dunkle, majestätische Tannen in den künftigen Moorwäldern rauschen!

Hinter ihnen dehnen sich die Linien der Zwei- und Dreijährigen. Die recken schon lebenskräftig ihre Ärmchen. Er lächelt, wenn er sie anschaut. Wenn

er ihre junggrünen Zweiglein in die Faust nimmt, zerdrückt er sie wie Blumenstengel. Wie die zart durch seine Schwielenhand gleiten, fast wie Frauenhände! Und Sorge hat er um sie. Kinderkrankheiten zarter Tännlein. Mit denen kämpft er durch mühevolle Tage und schlaflose Nächte. Nun stehen und wachsen sie kraftstrotzend in der frisch um sie gehäuften Erde, seine heranblühenden Sorgenkinder, seine pausbackigen Zweijährigen. Mit zufriedenem Schmunzeln notiert er ihr Wohlergehen.

Hinter ihnen brüsten sich, drei Spannen hoch über ihnen weg, die Halberwachsenen, die letzten Jahrgänge im Schulbezirk. Ihre Nadeln drohen schon. Sie haben die Kinderschuhe abgestreift. Ihre unternehmunglustigen Wurzelfüßchen zucken im Erdreich. Sie warten mit Ungeduld, bis man sie freigräbt. Und hinüber wandern sie zu den Großen und Düstern, die im Winter Schneelasten tragen und gegen die Frühjahrsstürme mit starken Armen angehen. Mitten unter diesen Lebensstarken werden sie stehen. Aber man traut ihrer Widerstandsfähigkeit nicht. Ein Drahtnetz umgibt sie. Die sorgende Hand lenkt noch die Wagemutigen. Über zwei Jährlein oder drei dürfen sie wurzeln und in die Jahrhunderte rauschen.

Mit langen Schritten steigt der Förster über die grünen Linien der Einjährigen. Am unteren Ende dieser bauscht ein steifer Frauenrock. Ein Weibchen gebückt beim Jäten des Unkrauts. An dem steifen Strohhut flattert der weiße Nackenschleier. Der Gemeindeförster steht und sagt:

„Cicile Poupoudje!“

„Aio?“ Sie bleibt gebückt und rupft.

„Ihr schmeißt die Unkräuter zwischen die Reihen. Das gibt's nicht.“

„Aie.“ Sie bleibt gebückt und rupft.

„Faßt es in die Schürze.“

„Aie.“ Sie bleibt gebückt und rupft.

„Habt Ihr verstanden?“

„Aie! Aie!“

Der Gemeindeförster stampft ein paar Reihen weiter, lockert mit der Fußspitze die Steine aus der Häufung, stemmt dann die Hände in die Seiten und wendet sich.

Das Weibchen wirft nach wie vor das Kraut zwischen die Reihen.

Er winkt und sagt:

„Cicile Poupoudje! Versteht Ihr mich?“

„Nenni!“ (Nein). Sie bleibt gebückt und rupft.

„Meint Ihr, ich wollt' so 'n Sauerei?“

„Nenni!“

„Hats Euch einer so vorgemacht?“

„Nenni! Nenni!“

Da ist er mit drei Sätzen bei ihr und brüllt.

„Na, dann macht's auch nicht so!“

Der Rockbausch flattert auf. Mit gleichem Grimm schnaubt sie ihn an:

„Seht Ihr denn nicht, daß mein' Schürz' voll ist?!“

Und wieder ist sie gebückt und rupft.

Wütend tritt er hinter sie, reißt ihr das Schürzenbändel los. Da kreischt sie jungfräulich auf. „Nicht angerührt! Pf!! Schmutziger Hund!“

Verblüfft steht er. In die eingebrannten Gesichtsfalten reißt ein Gelächter. Wie die vor ihm steht! Auf kurzen Beinen ein langer, welker Oberkörper. Die gelbe, lederne Haut zu einem Gewirr von Linien verrunzelt. Die Schlitzaugen wirren unstät. Der Unterkiefer steht vorgedrängt zum Beißen. Cicile Poupoudje hat zum Beißen nicht viel Zähne mehr.

Aber ihre Zunge 'kann tödliche Bisse geben. Im übrigen ist sie versimpelt und gut und gefällig — ausgenommen, wenn sie ein Attentat auf ihre Jungfräulichkeit wittert. Und diese Witterung überträgt sie auf jeden Mann, der ihr in den Weg läuft. Die Männer sind schlecht! Die Männer sind schmutzige Hunde. Sie hat viele Anfechtungen. Aie! Aie! Aie!

Sie bleibt gebückt und rupft. Der Förster mag gehen und lachen.

Und er lacht und geht.

Die fahle Sonne leckt das Getröpfel auf. Sie wird stärker, und es fallen schon Schatten hinein. Ein dünner Schattenstreifen fällt Cicile Poupoudje über die raffenden Hände. In ihrer Fuhrte steht Gilles, stopft die Hände in die Taschen und sieht ihr zu. Er ist erstaunt: sie jagt ihn nicht weg. Blutige Schrammen laufen in seinem Gesicht. Seit er ein fremdes Kind auf Mont Righi geworden ist, muß er sich wehren. Er weiß, wie frech er ist. Sie sagen's ihm alle. Auch das Gute in ihm ist frech. Wie drollig! O, er ist ein frecher Kerl. Und wie ihm das Spaß macht! Jetzt bleibt er stehen und weicht nicht von der Stelle — dreist und frech. Sie wird sich ärgern. Sie kommt im Jäten nicht weiter. Na, wie die fauchen wird!

Die flimmernden Blicke bohrt er auf ihre geschäftigen Hände. Immer näher. Bald stößt sie an seinen Fuß. Die Hände krümmt er in den Taschen, zieht die verschlissenen Hosenbeine herauf. Und freut sich auf den Ärger der Cicile Poupoudje! Die grast und rupft ruhig, monoton, mechanisch. Soundsoviel Groschen Taglohn, armselige Groschen. Man macht, wie man's kann, ruhig, monoton, mechanisch. Hepp! Was ist das? Ein Bub' und weicht nicht. Der Bub' der Verstorbenen. Armer Bub'. Cicile Poupoudje

richtet sich auf. Sie ist knapp eine Spanne größer als Gilles. Lacht ihn an. Die verlederte Haut kringelt zu abscheulichem Grinsen. Aber gutmütig ist's und versimpelt und dumm Er denkt: Grad' wie die Großmutter! Und bleibt stehen -- dreist und frech. Er lauert sie an. Wenn sie zuschlägt, duckt er sich. Aber sie bückt sich und rupft. Rundum. Rund um ihn. Sie gönnt ihm sein Plätzchen. Der arme Bub' der Verstorbenen. Scheu schielt er zur Seite, links wo sie rupft und rechts wo sie rupft. Rundum. Rund um ihn. Seine Blicke wirren. Seine Augenlider fliegen. Zögernd hebt er das Bein und einen Schritt zurück. Hebt das andere Bein und noch einen Rückwärtsschritt. Und fort aus der Fuhrt.

Sie bleibt gebückt und rupft.

Er ist ganz wirr.

Langsam duckt er nieder, streckt den Arm aus, lauert sie an. Das Kraut räumt er ihr aus dem Wege, faßt's büschelweise mit den Händen, und sachte, sachte über die Pflänzlein weg. Aber seine Augen hängen an ihr — mißtrauisch, kampfbereit. Wenn sie auf ihn schreit, wehrt er sich. Wenn sie schlägt, duckt er ein; er ist ein frecher Kerl. Das Gute ist frech in ihm. Er weiß das. Sie sagen's alle. Sie wird es auch wissen.

Aber Cicile Poupoudje weiß es nicht. Sie läßt ihn gewähren und bleibt gebückt und rupft. Da kommt ihm die Arbeitslust wie ein Fieber. Mit beiden Händen rafft er Krautbüschel, wühlt Steine heraus, kratzt, häuft die Erde. Die Hast macht ihn wild, ungeschickt. Er tritt dem Weibchen an die Beinknöchel. Er arbeitet ihr hindernd ins Revier. Er möchte alles gut machen und macht alles schlecht. Und sie grinst ihr heiserstes Lächeln, reißt den Mund auf und lacht breit.

Grad wie die Großmutter! Grad wie die Großmutter!

Er bleibt bei ihr, bis sie heim muß.

„Jetzt kommt Ihr nicht mehr, qwai?"

„Sia, sia, sia!" (o doch).

Sie schüttelt den aufgeschürzten Rock herunter.

„Morgen, ja?"

„Was morgen? Morgen ist Samstag."

„Ja, Samstag."

„Ah bais, und dann? Und dann hab' ich in der Kirche zu tun."

Sie rollt die Arbeitschürze und bindet die saubere um.

„Aber Montag?"

„Montag, aie. Adjüs!"

Er rennt über die Pflanzenreihen dem Hause zu. Die klaffenden Schuhsohlen quetschen manches zarte Stämmchen in die Erde. Hinter ihm her pfeift der Förster schrill aus der Pflanzung. Er dreht sich nicht um, läuft. Es ist ihm einerlei. Atemlos kommt er in die Küche. Die ist wie ein Loch und starrt im Schmutze. Fettige Teller aufgehäuft auf dem eingemauerten Herd. Auf dem Boden Eimer, Töpfe und Brotkrusten. Neben dem offenen Schrank die ausgebrochene Wand. Rattenlöcher faustdick. Gilles schneidet sich Brot, kratzt den Butterrest aus dem Topfe. Seit langem gab's kein Mittagessen. Wer Hunger spürte, lief zum Schrank. Tonnett' lief zum Kat. Derzeit ist sie meist droben und macht noch Botengänge. Jetzt singt sie mit dem Kat! Die Stimmen gellen durch das stille Haus.

Mit kauenden Backen geht Gilles in die Schenkstube und dreht den Bierkrahnen. Ein Glas leert er in zwei Zügen. Er hat Durst. Und er versteht's. Er kann dem Bier sogar Schaum geben, hält das

Glas tiefer. Der Bierfluß plumpst hinein, der Schaum stäubt ihm über die Hände, in quirlenden Linien über den Boden. Auf das Büffet steigt er und langt die Zigarrenkiste herunter. Und drauf an den Schenktisch, rauchend, trinkend, die Beine gekreuzt. Und spuckt in weitem Bogen. Die Augen gehen ihm über. Die abgekauten Tabakblätter kleben ihm auf der Zunge. Lange Züge nimmt er aus der wurmstich-gesprenkelten Dreipfennigs. Tritte auf den Steinplatten im Gang. Gilles scharrt auf, die Hand mit der dampfenden Zigarre im Rücken. Der Förster steckt den Kopf herein. Die Schultern des Buben herauf flackert ein Dampfsäulchen. Die Backen hat er voll Rauch. Nun strömt ihm der aus Nase und Mund. Der Förster schreit ihn an.

„Lotterbub'! Na warte!“

Zwei knarrende Schritte in die Stube. Wie der Wind ist Gilles über den Schenktisch und durchs Fenster. Hinter ihm kollern Bänke und Stühle. Er krabbelt die Hauswand hinunter auf die Regentonne, springt ab. Aus seinen schlotternden Hosentaschen klinkert etwas zu Boden. Er sieht nicht um, läuft quer über die Landstraße und hinter den Holzstoß. Zwischen den wettergebleichten Stämmen lauert er hervor. Kat reckt aus dem Oberstock durchs Fenster.

„Peter! No, du tauber Gaul! Peter!! Liegt jetzt in Mont Righi 'rum das Geld uff der Straß'? Hier liegt Geld. No guckste gleich! Ein Reicher hat das 'rümgesäet. Lauter Groschens!“

Der Förster tritt aus der Türe, bückt sich, sammelt die Münzen und sieht zum Kat hinauf.

„Die sind dem Gauner aus dem Säckel gefallen. Was 'ne Geschicht' mit dem Lüderling! Seit die Olle tot ist, verloddert hier die ganze Budick'. Was meinst

du, Kat? Ich müßte zum Bürgermeister und mit dem reden von wegen. Dem alten Süffer müssen die Kinnerkens genommen werden. Der junge Galgenstrick muß in Zucht. Kat, du könn'st ihn in Zucht nehmen."

„Ja, Proste Mahlzeit! Nich ohne — das!"

Sie reibt Daumen und Zeigefinger gegeneinander.

„Bezahlt wird das. Natürlich."

„Na, denn schon. Ich will 'ne woll verknobeln."

„Na, dann geh' ich zum Bürgermeister, Kat."

„Geh, Peter."

Hinter dem Holzstoß ein totblasses Gesicht. Die Angst zuckt darin. Ehe der Bürgermeister ihn holt, wird er etwas anfangen, irgend etwas Bitterböses. Er wird sich's ausdenken. Er wird die ganze Nacht darüber denken. Und zu dem Kat will er nicht. Nein! Nein! Nein! Eher läuft er davon und wird Räuber. Und dann schneidet er allen Menschen den Hals ab — ausgenommen der Cicile Poupoudje.

Er kriecht die Hölzer hinauf und lugt darüber hinaus; die Cicile kann nicht weit sein. Er will sie einholen und ihr sagen, wenn sie wiederkäm', wäre er vielleicht schon ein Räuber, aber sie brauche nichts zu fürchten und so weiter.

Mit einem Sprung setzt er über den Holzstoß an der Kapelle Fischbach vorüber den Weg weiter.

Die fahle Sonne ist aus dem grauen Tag. Man kann nicht weit sehen. Aber den schwankenden Punkt in der Weglinie bemerkt er. Cicile Poupoudje tapst, tapst, tapst. Schlenkert den Kopf vornüber, schläft über dem Gehen, ist mit ihren Gedanken schon daheim in der Bettstatt. Das letzte Rot am Himmel leuchtet ihr in den Rücken.

Gilles hält im Laufen inne. Er meint, es sei dumm — das alles, was er ihr sagen wollte. Und

doch ist ihm, als könne er jetzt nicht mehr umkehren — so ohne weiteres nicht. Er müsse etwas sagen. Aber er sagt nichts, schlendert hinter ihr her und denkt, und denkt, nun müsse er etwas sagen. Sie sieht nicht um, tapst weiter. Er verkürzt die Distanz. Trapp, trapp, dicht hinter ihr; so eine Weile des Weges weiter. Er hält mit ihr Schritt, kurze, trippelnde Schritte, ein Wackeln vom linken auf den rechten Fuß. Tapst, tapst, tapst — fährt plötzlich herum, steht, starrt. Gilles starrt auch. Sie wulstet die Lippen heraus, pitscht die Augen, wartet.

Gilles wartet.

Da dreht sie schnell um, tapst weiter. Trapp, trapp hinter ihr der Bube. So weiter in eine Schlucht. Baumgestrüpp drängt hinein. Die Schritte hallen hohl. Der Alten hängen die Augen zu. Ab und zu stolpert sie in ausgefahrene Radspuren. Dann schreckt sie auf, horcht. Sie hört etwas. Hinter ihr schnufft und hustet etwas. Wie ein Kind, das weint. Sie kurbelt auf den Wackelbeinen herum, steht. Gilles rennt in heftiger Hast gegen sie an. Sein blasses, mageres Gesicht ist dicht vor ihrem gelben, verrunzelten. Dick quellen ihm die Tränen heraus.

„Was ist?"

Er kreischt in lautem Heulen eine lange, schauerliche Geschichte heraus, was man mit ihm vorhabe, und ganz zum Schlusse:

„— aber ich will nicht zum Kat."

Cicile Poupoudje sagt, was jeder Wallone in einem ähnlichen Falle geäußert hätte.

„Oho!" Kurz und mit dem Tone auf der ersten Silbe.

Wenn wallonische Kinder weinen, ist's ein Klagen: Ouye donc, ouye donc! So klagt Gilles und immer

wieder: „Ich will nicht!“ Sie tätschelt ihm die roten Bürstenhaare.

„Ah bais, dann nicht.“

Verwundert horcht er auf.

„Nenni?“

Und sie mit kräftigem Abwehren.

„Ne — — nni!“

Er wischt das Gesicht mit beiden Ärmeln.

„Dann bin ich froh. Dann kriegt das Kat auch nicht — d a s!“

Er reibt Daumen und Zeigefinger gegeneinander. Seine Augen glänzen vor Schadenfreude. Da flackern der Alten schläfrige Augen auf. Sie ahmt ihm die Bewegung der Finger nach, schnarrt.

„Sie will — d a s?“

„Ja, sie will!“

Sie schüttelt die welken Hände, daß ihr die Armknöchel knacken. „Nenni! Nenni! Nenni!“ und stapft davon, steht wieder nach ein paar Schritten: Wenn das Kat d a s will — ich will's auch! Ich bin ein arm's Hundsmensch! Ich kann dich brauchen, Bub'! Ich kann Geld brauchen, Bub'! Ich armes Hundsmensch! Aie, Kat, das geht dir an der Naf' vorbei. In Hergottsnamen! Geh' heim, Bub'. Das geht dem Kat an der Naf' vorbei. In Herrgottsnamen! Aie! Aie! Aie! Adjüs!“

Freudeklunksend schrammt er herum, stürmt die steilen Wände der Schlucht hinauf und im Zickzack wieder herunter. Staubwolken wirbeln hinter ihm. Die Rachefreude tost in ihm. Toll wie ein Füllen springt er Kapriolen, und mit fliegendem Atem den weiten Weg zurück. Als er das Türmchen der Fischbachkapelle sehen kann, ist er schon dicht dabei. Der Nebel verhängt den Abendhimmel. Die weite Hochfläche ist ein Tempel geworden, darin das tiefe, gottstille Schwei-

gen wohnt. Das trübrote Licht der zwei einsamen Häuser schwebt wie Ampeln darin. Und Nebelwolken steigen wie Weihrauch. Weltverloren düstert die Einsamkeit zwischen Sümpfen.

In Mont Righi stehen die Türen offen. Kat ist im Stalle zur Fütterung. Der Alte setzt in der Küche den Kessel auf den Feuerrost. Gilles struppt die Schuhe aus und schleicht die Treppe hinauf. In der Schenkstube hat er sich von der Kredittafel weg ein Stück weiße Kreide geholt. Nun steht er vor der Försterstube, faßt die Kreide in die Faust, schreibt breit an die Türe:

‚Kat, weißte wat, es geht dir an der Nas vorbei.'

Und kichert und geht. Na, der hat er's gegeben. Aber er wird sorgen müssen, daß er ihr nicht in den Weg läuft

Die Nacht zieht übers Venn. — —

Als der Samstagmorgen auf die Berge von Malmedy steigt, ist Cicile Poupoudje schon in den Sonntagsröcken. Ein gewirkter gelber Schal hängt ihr bis an den Rocksaum. Auf dem Kopfe eine schwarze Wollkapuze, und an den Füßen Plüschpantoffel. So macht sie sich auf den Weg zu „ihren" Reichen. Das sind Beichtkunden, die schon seit Jahr und Tag sich von Cicile Poupoudje an den Beichtstühlen Platz halten lassen. In der österlichen Zeit, wenn die Scharen zur Beichte drängen, blüht ihr Geschäft. Dann sammelt sie die Gehilfen auf den Straßen, setzt sie in langer Reihe vor den Beichtstuhl. Jedes Kind ein bezahlter Platz. Und die Reichen zahlen nicht unter fünf Groschen. Für fünf Groschen buhlen sie alle um die Gunst der Cicile Poupoudje; denn sie mogelt, die Cicile Poupoudje, sie mogelt fürchterlich im Tempel des Herrn. Die Letzten können die Ersten werden, so jenen ihre Gnadensonne scheint.

Und Madame Julien Pavonnet kann um sieben Uhr zum Beichtstuhl rauschen, ohne mit einer Grobheit angeschnaubt zu werden. Sie wird also zu Madame Julien gehen.

„Bodjou, Madame Julien."

„Luk vola die gute Cicile! Bodjou, bodjou!"

„Jèmisse, Madam' Julien, was 'n Geschicht'! Soundso, der Gilles muß 'raus. Ich kann ihn in Kost und Logis nehmen. Ich kann das Geld brauchen. Soundso, wollen Sie das dem Monsieur Pavonnet sagen?"

„Wer ist der Gilles?"

„Der Gilles aus Mont Righi? Madam' kennt ihn, o ja. Der Bub'. Die Alte ist tot. Nu essen sie da nichts mehr. Was 'n Geschicht'! Madam', was 'n Geschicht. Der Alte säuft, Madam', säuft wie 'n Loch. Da ist eine dreckige Wirtschaft, eijeijei, Madam' Pavonnet! Jetzt soll der Bub' 'raus! Aber warum denn das Kat? Das Kat ist 'n liederlich Mensch, Madam'! Ich könnt' den Bub' brauchen. Jemisse, Madam Pavonnet, wie ich anständig bin; Gott weiß! Und bei den Anfechtungen! Eijeijei —!"

„Ja, Cicile, Gott weiß. — Was soll ich denn?"

„Ah bais, ich denke, der Monsieur Pavonnet sorgt, daß ich den Gilles ins Haus krieg. Der Monsieur Pavonnet weiß auch, wie ich anständig bin, der weiß es. Na, Madam'. —

„Verlaß dich drauf, Cicile, du kriegst den Gilles."

„Adjus, Madam' Pavonnet."

Und über den Markt zum Hause Fossard, und so weiter die lange Reihe ihrer „Kunden". Unaufhörlich klappert ihr Mundwerk, Straße auf und ab. Nun ist in Malmedy kein Nennenswerter mehr, dem sie ihre Angelegenheit nicht erzählt und der ihr nicht

versichert hat: „Verlaß dich drauf, Cicile, du kriegst ihn!“

Und hinter ihr her ironische Gesichter und das Ulken der Spaßvögel. Aber einer rät: „Cicile, zur Madam' Bürgermeister mußt du noch.“

Die gehört nicht zu ihren Beichtkunden. Die sitzt selber mit rotgefrorener Nase ihre Zeit in der Kirche ab. Aber ab und zu läßt sie für ein paar Groschen bei ihr für verschiedene Anliegen beten. Und so ragt ihr allmächtiger Arm auch über diese.

„Bodjou, Madam' Bourgümeice, bodjou. Von wegen dem Gilles auf Mont Righi. Das Kat will ihn. Warum das Kat? Für — das nehme ich ihn auch. Und Madam' kennt mich wie ich anständig bin. Und wenn Madam' kommt und sagt: Cicile, da hast du zehn Grosch', bet' für das und das und soundso — dann bet' ich, daß der Himmel aus Rand und Band geht. Und dann geht er auch aus Rand und Band. Und nu' möcht' ich' den Gilles aus Mont Righi in Kost und Logis. Der Monsieur Bourgümeice wird das für mich tun, wenn Madam' Bourgümeice das sagt. Ich war schon bei allen Stadträten. Sie sagen ja. Ah bais, Madam'; was sagen Sie?“

Da wird ihr bedeutet, daß Mont Righi zur Bürgermeisterei Weismes und nicht zu Malmedy gehöre.

Verwundert kräht die Alte auf.

„Jemisse, der gute dicke Mann? Der von Weismes? Der kennt mich. Den hab' ich alle Ostern. Der kommt hierher zur Beicht'. Eh bin! Ich gehe zu dem guten, dicken Bourgümeice nach Weismes. Adjüs, Madam', Gott behüt.“

Und der gute, dicke Bürgermeister von Weismes sagte: „Verlass' dich drauf, Cicile, du kriegst den Gilles.“

Da schmunzelt sie und geht und rechnet: wenn sie ihr sieben Groschen für den Tag geben, legt sie Ersparnisse zurück. Und wenn sie erspartes Geld hat, kann sie Zähne kaufen. Und mit neuen Zähnen wird die alte Cicile Poupoudje wieder jung. —

Auf der Höhe von Mont Righi tobt ein Familienskandal. Der Weismeser Bürgermeister trank da sein Bier und erklärte:

„Die Cicile Petit, genannt Poupoudje, kriegt den Gilles!“

Nun knodert der Förster. Nun kreischt die Kat. Und eins schiebt die Untat auf den Rücken des anderen. Kat behält recht. Der Peter, der Haubenpeter, der Phlegmatikus, ist an alledem schuld. Basta.

„Aber was ist's jetzt mit dem Tonnet?“ wütet sie.

„Möcht' mer im Waisenhaus zum Malmedy unterschaffen,“ murrt der Förster.

„Warum nicht auch den Gilles?“

„Weißt das nicht? Da nimmt man keine Buben.“

„So! Dann kommt das Tonnett' ins Waisenhaus?“

„Geht auch nicht. Das ist städtisch. Das ist 'n Stiftung.“

„No, dann bleibt das Fratz bei mir!“

„Der Alte will nach Malmedy verziehn. Dann kann das Tonnet ins Waisenhaus.“

Kat schleicht näher mit vorgestrecktem Kopf. Ihre Augen funkeln. Leise fragt sie:

„Was? Der alte Süffer geht hier aus der Wirtschaft?“

„Der Bürgermeister hat's ihm so von weitem angeläutet. Der möchte das Saufaas aus seiner Gemeinde rausdrängeln. So einer kann doch nur dem Gemeindesäckel zur Last fallen.“

Kats Schulter knufft an die des Försters.

„Was will denn so 'n oller Süffer in Malmedy? Renten verzehren, hä?"

„No, da ist doch 'n Männerhospiz. Wenn er hierherum alles verkauft, hat er doch noch 'n Happen."

Wieder ein Knuff, ein derber.

„Peter, ich nehme die Wirtschaft auf Mont Righi."

Er sieht sie an. Ihre Augen rollen unternehmunglustig; da nickt er und schmunzelt.

„Jo, Kat, du übernimmst die Wirtschaft."

Sie rennt die Treppe herunter in die Küche. Da sitzt einer auf dem Herde mit heraufgezogenen Beinen und hält eine Tasse auf seinen Knien. Ab und zu schlürft er einen Schluck kalten Kaffee, bohrt Brotstücke aus dem frischen Laib und stopft die kauenden Backen voll.

Kat tritt ein und sagt milde:

„'raus, Föschtär, 'raus! Das ist nix für 'n Mann von eurer Manierlichkeit. Nee, nix da. Raus! Ich koche euch 'n Fressen, daß euch das Wasser im Mund zusammenläuft. Die Wirtschaft muß aufhöre."

„Nur herein ins Engtré, Mamsell Kat. Ohne Umstände, machen Sie weiter keine Schipottcher. Hier ist alles prête. Schanieren Sie sich nu ja nich, Mamsell Kat. Es steht und liegt alles noch so 'rum, wie mein' selig alt' Schwähermutter", er schnufft weinerlich ein paar Tränen heraus, „es hintergelassen hat."

„No ja, no ist die tot, und ich sage: Raus, Föschtär, aus dem Vergnüge," und dicht bei ihm mit bedeutungvoll verdrehten Augen: „Die Wirtschaft muß aufhöre!"

„Jémisse! Jawoll! Mamsell Kat, jawoll, jawoll. So 'n arm schmutzig Hund wie ich gibt's keinen mehr bis Lüttich 'rauf." Weinerlich schurpst er hinaus durch den Gang in die Schenkstube. Kat hört den Bier-

krahnen drehen und das Gurgeln im Glase. Ihr ist's recht. Ihr ist's ganz recht. Sie singt hellauf in der Küche und fegt in der Hauptsache den Schmutz hinaus. Was nebensächlich herumliegt, kehrt, stellt und schleudert sie in die Schrankecke. Es ist ja doch nur pro forma, und um dem Alten den Syrup um den Mund zu schmieren. Ist er erst mit guten Worten und ein paar Happen hinausgeschoben, dann wird die Kat patente Wirtsfrau, von der man redet bis Spa hinüber. Weiter braucht's nicht zu sein. Wenn die Spaer internationalen Kurgäste einmal auf Mont Righi „angebissen" haben — — — Kat schnalzt. Sie spürt jeden einzelnen Kurgast schon als Leckerbissen auf der Zunge.

Nun tut sie dem Alten das Menschenmögliche zuliebe. Sie kocht ihm Kartoffeln für drei Tage. So braucht er sie nur zu wärmen. Sie verwahrt ihm den Kaffeesatz. So kann er ein zweites Mal aufgießen. Sie hilft ihm das Faß leer trinken, wenn Gefahr besteht, daß der Rest von zu langem Lagern verderbe. Sie kürzt ihm die Hosenbeine, die alle Tage länger werden, weil der ganze verknorpelte Mann einschrumpft. Sie flickt ihm die Strümpfe und schneidet ihm die Haare.

So blühte und gedieh das Haus Mont Righi. Und es war ein ungeheures Wohlsein darinnen.

Nun meinte Kat, der Augenblick sei gekommen, die Ernte dieser sorgfältigen Saat einzuheimsen.

„Ja, Föschtär, so ist alles vergänglich!"

„Jémisse, jawoll."

„Alles hat ein End'. — Und es kann nicht immer so bleiben, so unter dem wechselnden Mond."

„Jawoll, das ist 'n Lied — ein schönes Lied, jawoll, Mamsell Kat."

„Jo, und so ist es, und so 'n Wirtschaft muß auch 'mal aufhöre."

„N' jawoll. Wir alle sind sterblich."

Jetzt rückt sie dicht zu ihm. Ihre Augen drehen nur so heraus. Ihre feiste Schulter drängt an seine knochige.

„Ich meine d i e Wirtschaft — euere!"

Sein Schüttelkopf prallt in den Nacken zurück. So blinzelt er sie verständnislos mit offenem Munde an. Da wird Kat deutlicher.

„Ich meine, Föschtär, Ihr schert euch hier heraus und setzt euch in den Ruhestand. Das ist nix for 'n Mann mit euerer Manierlichkeit. Ihr könnt mir leid tun."

Nun kommt sein Kopf vom Schütteln ins Schwenken.

„Schüstament grad jetzt nicht, Mamsell Kat. Wo's mir doch jetzt so gut geht!"

„Was?" schreit Kat, springt auf, „meinst du, alter Söffer, ich hätt' dir deinen Lauskopf geschore und dir aus 'm Dreck geholfe für nix und wieder nix. Wenn du das s o meinst — no, jetzt kannst wieder im Dreck sitze!"

Wütend hinaus, knodernd die Treppe hinauf. Droben stapft sie fast die Diele ein.

Föschtär sitzt steif und fühlt sich wie gewirbelt und gekurbelt und gestochen und gepeinigt. Allmählich kommt er zu sich und streicht sich übers Gesicht.

„Sie hat mir's Bier gesoffen, sie hat mir die Schränke leergefressen. Undank ist der Welt Lohn. Schillche hat recht. Sie ist ein' Hex'. Jémisse Mater! Was ein Undank!"

Und von da ab saß er wieder im Dreck. Es war sehr ungemütlich. Da ging er in sich.

In jenen Tagen sollte Gilles die Höhe von Mont

Righi verlassen und der Kost- und Logissohn der Cicile Poupoudje werden. Das alte Weibchen hockte schon am Frühmorgen in der Pflanzung. Der Nebel spann dicht um sie und das Haus, darin Gilles Förster die letzte Nacht geschlafen hatte. Mit Sonnenuntergang wollte sie mit ihm gen Malmedy. Kat sperrte Türen und Fenster zu, „bis der Lotterbub' aus dem Hause sei". Mit ihr war Tonnette. Und sie sangen aus vollem Halse. Der Alte kroch zwischen Staub und Spinngewebe im Holzschuppen und suchte nach „verlegten" Eiern. Die Hühner gackerten auf dem Mist. Die Schmeißmücken surrten um die Ställe. Ein erstickender Dunst von Vieh und Jauche quoll in die rotgelbe Luft bei Sonnenuntergang.

In dem kühlen Hausflur schwappt Cicile auf Trippelbeinen, hustet, kollert, sucht sich bemerkbar zu machen. Durch das Haus schrillt der bekannte Wallonenruf: „Wer da?" Der Ankömmling fragt sich und macht sich bemerkbar. Vielleicht ist der Wallone sich selber nicht über die Bedeutung klar. Er ruft sein „Quéssi?" und wartet. Gilles schießt die Treppen herunter aus der oberen Kammer, schwingt ein Bündel, brüllt vor Jubel.

„Ich hab' alles eingepackt — alles! alles! alles! Auch den Hut vom Kat!"

„Hut vom Kat — óho! Hut vom Förster hätt'st einpacken sollen. Was willst du mit 'n Hut vom Kat, bin?"

Kleinlaut öffnet er sein Bündel, struppt einen violett-blau-grünen Blumenwust heraus; und das war Kat's Hut. Den stülpt er auf den Besenstiel, lehnt ihn an die Treppe — dann stapfen beide hinaus. In ihre breite, verrunzelte Hand preßt Cicile die junge, frische und — als müsse sie dieselbe warm halten — unter ihr Tuch. Ihr gelbes, häßliches Ge-

sicht strahlt. Sie hat einen Jungen, einen eigenen. Den wird sie hegen und pflegen. Und der wird sie gern haben. Ein Mensch auf der Welt, der sie liebt! Und so viel Lust strahlt aus dem Mumiengesicht! Mit Kinderschritten haspeln beide weiter, in gleicher Größe Pflegemutter und -sohn. Ein putziges Paar! Kat steht am Fenster, hält sich die Seiten und lacht. Zwischen ihren Armen drängt Tonnett's dicker Kopf durch. Gilles schnellt herum. Das, was böse in ihm ist, schwillt bis zum Halse, läßt ihn fast ersticken. Wütend reißt er den Mund auf und — lang die Zunge heraus. So geht er rückwärts und hält das Gesicht zur Fratze verzerrt und läßt die Zunge baumeln. Kat schreit und schimpft. Cicile Poupoudje drückt mit ihrer breiten, verrunzelten Hand die junge, frische nur desto fester, wulstet die Lippen heraus, lacht versimpelt, lacht stolz und glücklich, lacht, weil's so drollig ist.

Gilles denkt entzückt:

„Grad wie die Großmutter! Grad wie die Großmutter!" Dann schluckt der Nebel sie ein, und friedlich stapfen sie nebeneinander die weiten Wege. Als die ersten Häuser von Xhoffraix in Sicht kommen, bleibt die Alte stehen.

„Sicola! Bub', hast du deinem Vater Adjüs gesagt?"

„Nenni. Hab's vergessen."

„Sicola! Sicola!"

Und stapfen weiter.

Über der Wallonenstadt schwalgt der Lohgeruch. Blitz-blank-bläulich schimmernde Dächer im Tale.

Grüne Berge schnüren sie ein. Kühne Felszacken hängen darüber. Aber Pavillönchen und weiße Puppenhäuschen darauf. Und weiß-grün-golden das in Bergen versunkene Tal!

Vier Landstraßen schneiden in die Berge. Zwei davon führen nach Deutschland, Aachen und Eupen, genau zweie! Und wieder zwei schlängeln nach Belgien, Stavelot und übers Venn nach Francorchamps. Genau so geteilt ist das wallonische Herz und wird's bleiben. Aber heute ist Deutschlands Teil nicht mehr die tote Herzseite. Ehemals war das nicht. Und das erzählt dieser Roman.

Im großen deutschen Reiche lag in einem weltvergessenen Schmollwinkel eine kleine eigenwillige Wallonie. Kein Lokomotivenpfiff schwirrte darüber. Kein Weltsturm sauste herein! Die Welt! Ach Gott! Wo lag die? Weit, weit, hinter Aachen, wo die Printenbäcker hausen! Belgischerseits fing sie in Lüttich an. Dort kreiste die große lärmende Welt, die man auf Hochzeitreisen nach Paris sehen ging und die nach kopernicanischer Ansicht um die Sonne wandelt. Aber die kleine eigentliche, maßgebende Welt, die Wallonenwelt, kreist heute noch um Malmedy und die paar wallonischen Dörfer.

Da lasset uns lobsingen und Heimweh weinen. O, Malmedy, meine Liebe!

Und dunkeläugige Blicke lodern auf, wenn sie reden: Wir Wallonen!

Und warme Herzen brennen vor Traurigkeit und Groll, wenn sie schmähen hören: Ihr Wallonen! ...

Und schnelle Zungen stechen wie Gift, wenn der deutsche Meißel an der Wallonenart feilen will.

Ihr, die ihr des Weges herkommt, liebt uns! Wir sind stürmische Liebhaber. Wir brauchen Gewalt.

O, Malmedy, meine Liebe!

Aber der Lohgeruch hängt in der Luft und hält sie leiblich gesund. Die Kirch- und Kapellentürme hocken im Häusergewirr und halten sie gesund an der Seele.

Die Gruben stinken zum abendblauen Himmel. Die weißen Sohlleder schwanken an den Pfählen. Die Glöckchen in den Türmen bimmeln den Abendsegen. Das Glockenspiel singt eine Operettenmelodie hinein. Und auf den duftenden Lindenplätzen wandeln sie mit der lieben Liebsten . . . leise wandelt neben ihnen der wonnevolle Abend. Leise plätschert in breiten Rinnsalen das Flußwasser durch die dämmerigen Straßen. Auf dem Römerplatz nicken die dicken Wuschelköpfe der Linden in den Klosterhof. Auf den weißgetünchten Mauern flackert das Abendrot.

Das Kloster steht ausgestorben. Mönche geistern darin. In den langen, gewölbten Gängen scheint die tote Stille zu gellen. Mönche sind darin gestorben und begraben. Und Nonnen kamen und lehrten die Wallonenkinder. Der Kulturkampf fegte sie hinweg. Und Weltliche zogen ein in die Wallonenschulen. Da weinten Frauen und Greise. Und Männer schwuren Feindschaft. Aber die Kindlein, um die sie weinten und schwuren, sangen ein altes Ferienlied:

Tralalala! Tralalala!
Dreimal hoch Vakance,
Nicht mehr Pénitance.
Brennt die Bücher all' zu Rauch
Und das liebe Nönnchen auch.

Dann schieden sie das „liebe Nönnchen" aus, und

Tralalala! Tralalala!
Brennt die Bücher all' zu Rauch
Und das liebe F r ä u l e i n auch.

Dem Reim hat's nicht geschadet. Es klingt ebenso schön. Tralalala!

So vollzog sich bei ihnen der Wechsel — so leicht, so gar kinderselig leicht! Aber die Alten schwuren im Grolle.

Der Tag und die Kinderschreie sind aus den alten Klostersälen. Das tote Dunkel füllt die feuchten Gänge. Es dunstet noch darin nach dem gestorbenen Tage. Der süßliche Weihrauch aus der Kapellentüre duftet hinein. Die Kapelle liegt stumm. Dunkelrot glüht in der nachtschwarzen, feuchten Kühle die Ampel vor dem Altare.

Im Quergange blitzt unter einer einzigen Türritze Licht heraus. Da wohnt die Pförtnerin in Einsamkeit und Schweigen. Nur an Sonntagen, wenn die verheirateten Söhne mit ihren Frauen und Kindern kommen, schallen hinter der Türe die dumpfen Stimmen durch die Wölbungen. Eine schmale Wendeltreppe führt in die Gänge und Säle des Oberstockes. Am unteren Ende des Ganges eine niedere Tür zur Empore der Kapelle. Da schlüpfen aus dem langen Korridor, der zum Männerhospiz leitet, die Nonnen aus den Nachtschatten zu den Offizien — auf Hausschuhen, fast unhörbar; nur der altmodische Riegel an der Türe tippt leise.

Da horchen zweie hinter der Türe gegenüber auf. Kein Licht blitzt heraus. Und Stimmen flüstern: „Volà! Die lieben Schwestern!"

Eine enge, hochgestochene Stube, blitzsauber und weißgetüncht. Hoch in der Mauer eine Luke; eine schmale Scheibe darin. Vor diesem Fenster ein hoher „Tritt". Darauf sitzt Cicile Poupoudje und hält den Rosenkranz im Schoß. Gilles sitzt in der Luke und sieht auf die Straße hinunter. Er nennt die Leute, die vorübergehen, wie ihr Spitzname, ihre Gangart,

ihr Rock und Kleid. Da schlendern sie über die Brücke zum Wallfahrtskapellchen, Männer und Frauen. Frauen beten, bis der Abend tief schattet. Die Männer schwenken ihre Hüte. Ein kurzer Salut der hilfreichen Mutter der Kranken; und warten auf die liebste der betenden Frauen und ziehen in die Berge. Und gehen ins Wirtshaus. Aber die hilfreiche Mutter der Kranken gehen sie grüßen.

Die lauten Stimmen schallen von der Straße herauf.

„Es ist neun die Glock," sagt Gilles, „man hat im Kapellchen geschlossen."

Cicile nickt. Ihre Lippen rascheln in eiligen Gebeten. Die Rosenkranzperlchen klirren. Sie redet mit Gott und mit dem Bub'! Sie muß zwei Herren zugleich dienen. Und mit Gott dem Herrn redet sie in Geschäften. Sie betet die Seelen gesund, die Armen reich, die Reichen arm, die Bösen tot, das Unmögliche möglich. Cicile Poupoudje ist die Jakobsleiter in der Wallonenstadt. Aber sie muß leben und essen. Und jeder ihrer Rosenkranzseufzer ist saures Verdienst.

In die Stille und das Perlenklirren und das Flüstern sagt Gilles wieder:

„Ein' Madame kommt. Sie ist dicht an uns' Haus. — Sie ist an uns' Tor, Cicile. Im Radmantel, Cicile."

Ein gedämpftes Timpen an die Entreeglocke.

„Jetzt schellt sie. Kommt sie zu uns?"

„Wenn's eine Madame ist —?"

„Es ist eine."

„Die kommt zu der Cicile. Hör'!"

Sie hören. Der Riegel an der Emporetüre knippt auf. Gewänder rauschen. Die Dielen knistern. Die schlenkernden Rosenkranzkreuze timpen an die Medaillen. Und mit Schweben, Rauschen und Knistern den langen Korridor hinunter. Weit in den Nebengebäuden

kündet ein Glockenzeichen das große Silentium an. Dann knarrt hinter dem Schweben, Rauschen, Knistern eine Türe ins Schloß. Stille! Das stumme Dunkel gähnt.

Nach einer Weile ein leises Knarren auf der Wendeltreppe.

„Sie kommt, hörst du?"

„Ja, Eine! Eine Reiche."

„Ja, eine Reiche."

Sie schweigen in Ehrfurcht und Erwartung.

Man hört keine Schritte. Plötzlich liegt draußen eine Hand auf der Klinke. Die Türe dreht sich quietschend. Aus der Laterne draußen fällt das Licht in die Stube. Von der Dame geht eine feine Wolke Veilchenduft aus. Aber man erkennt sie nicht. Sie drückt den Zipfel des Radmantels wider den Mund und verdeckt das halbe Gesicht. Dann schließt sie die Türe und hebt den Kopf. Cicile humpelt von dem Tritte herunter.

„O, Madame Julien!" und wischt einen Stuhlsitz mit der Schürze ab, macht eine Handbewegung: „s' il plait, Madame Julien."

Und Madame Julien Pavonnet setzt sich, schweratmend vom eiligen Treppensteigen. Man kennt sie bis in die wallonischen Dörfer hinein und nimmt darauf Bedacht, Madame Pavonnet älterer Linie nicht das Kompliment der Madame Julien Pavonnet jüngerer Linie zu machen, daß sie nämlich eine brave, wohltätige Dame sei. So kennt man sie als Madame Julien, und so liebt man sie, die bleiche Frau, die ganz feine und stille.

Aber selbst in den unsicheren Lichtsträhnen, die durch das Luckfenster fallen, sieht man, daß sie leidvoll ist. Ein weicher Ernst, aber nicht trüb. Weil sie fromm ist, ist sie nicht trostlos.

„Cicile,“ sie wirft einen Blick auf den baumelnden Rosenkranz und lächelt, „noch immer bei der Arbeit?“

„Aie, Madame Julien, noch zwei Ave.“

„Bete die zwei Ave, Cicile.“

Sie wirft den Mantel zurück und tupft sich mit dem Taschentuch das erhitzte Gesicht. Der Veilchenduft zieht in den kaltgewordenen Geruch von Bratkartoffeln. Gilles schnobert nach dem feinen Dunst, lauert zu der Dame hinüber. Der Alten Lippen rascheln die Gebete.

„Volà!“

„Fertig?“

„Ja.“

„Cicile, wofür betest du?“

„Ich bete, passen Sie auf, Madame Julien, ich bete für die Wallfahrt zur heilig' Patronin fürs Feuer, damit gut Wetter ist, und für Neugeborene, die Dreimonatschreier, und für Heiraten, daß es ‚gemacht‘ wird, und für gute Ehen —.“ Im Seidenfutter des Mantels raschelt der Arm der Frau. Ihr Gesicht liegt in dem Mantelzipfel — „aber für gute Ehen braucht Madam' nicht beten zu lassen.“

„Weiter, Cicile,“ drängt die Frau, und Cicile berichtet von ihren Bestellungen. Cicile gerät in Eifer, und es ist kein heiliger Eifer. Dann winkt Madame und sagt:

„Ich bitte dich, Cicile, bete für eine gute Ehe,“ und wirft ihr ein Fünffrankenstück hin, „ich sage dir nicht: bete täglich dreißig Ave, bete drei Rosenkränze und höre an Sonntagen drei Messen Cicile“ — die Erregung zersplittert ihr die Stimme und das Seidenfutter rispelt, und draußen klatschen die Schritte in der Straße — „Cicile, ich will keine bezahlten Gebete, du sollst beten, weil du jemand helfen mußt. Nicht,

weil Beten dein Geschäft ist! Kannst du das verstehen, Cicile?" Das Weibchen reißt den Mund zurück und gröhlt ihr einfältiges Lachen.

„A bais, auf 'n Kopf gefallen bin ich nicht! Ich weiß, was ich weiß. Da war neulich eine — bais, den Namen sag' ich nicht, o nenni! nenni! Sie wohnt in dem Petit Vinâve. Eine große Maschin' ist die. Groß wie die Mamsell Laure. Und dick: Und blond. Gar nicht wie uns' Damen, ja. Die läuft einem Deutschen nach. Und die sagt auch: Cicile bet', kost' es, was es will. Cicile, bet', als wär's für dich. Hähähä. Ich bete nie für mich. Ich hab' kein' Zeit."

Der Stuhl ihr gegenüber knarrt. Die bleiche Frau lehnt zurück. Ihr Blick irrt hilflos durch das Luckfenster zu dem Streifen Himmelsbläue hinauf. Die Sterne zwinkern darin. Fast spöttisch. Ach Gott! Was will die törichte Frau mit der Cicile Poupoudje? Die unterhält eine himmlische Agentur, weil sie satt werden soll. Und ihr Leid ist so fein und still und vornehm. So mit Seidenfäden umsponnen. — Sie hat noch nicht geweint darüber. Sie muß noch die Wehmut in sich suchen.

Cicile wartet, was Madame noch sagen wird, ob die Ave mit dem Zusatz: „Süßestes Herz Mariä, sei meine Rettung!" oder dreimal „meine Jesus Barmherzigkeit!" oder so oder anders?

Da ist Madame schon hinaus. Das Schloß knackt ein, und man hört nichts mehr, nicht einmal Schritte. Gilles drückt das Gesicht an die Scheiben, lange und lauernd. Es dauert eine Weile, dann sagt er:

„Jetzt ist sie 'raus."

„Eine brave Madame," nickt Cicile, „o eine brave Madame! Aber sie ist ein Vogel für die Katze. Sie ist wie Makai."

„Ja — so weiß, qwai?“

„O aie! O aie.“

Und ganz stille wird's in der dunklen Stube. Von der Straße herauf hallen die Schritte vereinzelter Spätlinge. An den Häuserfenstern verlöschen die Lichter. Das Glockenspiel klinkert dreiviertel zehn.

Gilles horcht in die Nachtstille und zittert. Er lauert nach der Türe und hält den Atem. Die könnte jetzt aufgehen, so leise und so fast lautlos wie vorhin. O, so grausig leise und geisterhaft und verwunschen . . . . . Er springt ab, schreit auf und angstvoll in Ciciles Rockfalten.

„Oho! Was?“

Die Zähne klappern ihm. Das Gruseln steigt ihm, aber er fleht:

„Cicile, o Cicile, wie war's mit den Mönchen, die hier begraben sind? O gute Cicile, wie war's?“

„Die Mönche? Sie sind all' hier begraben, all'!“

„Um — Mitternacht?“ fragt Gilles leise. Die Wollust des Gruselns fiebert in seinem dünnen Körper. Jetzt wird er wieder die Nacht im Schlafe schreien. Jetzt werden die bleichen Knochenhände ihn packen. In den Kellern werden die Gewölbe knacken und morsche Gebeine sich schütteln . . . . . O, um Mitternacht! Was sah Cicile Poupoudje um Mitternacht? . . . . —

Dreiviertel zehn können anständige Damen noch allein durch die Wallonenstadt gehen. Sie können's auch um Mitternacht, wie die Mönche des verlassenen Klosters. Und sie können's auch frühmorgens um fünf, wenn unter den dunklen Bäumen des Châtelets die Spaziergänger zur Frühmesse und die Arbeiterscharen zur Papierfabrik drängen.

Madame Julien Pavonnet sucht dreiviertel zehn noch die dunklen Gäßchen, wo die Remisen der Reichen

und die Häuschen der Armen stehen. Über den Markt und an den sprudelnden Wasserarmen des Brunnenobelisken vorüber Wo die Eckhäuser des weiten Platzes auf kaum vier Schritt Breite zusammenrücken, liegt der Petit Vinâve. Die Patrizierhäuser der Pavonnets darin. An ihrer Rückseite hinauf dehnen sich die Blumengärten des Kalvarienberges. Über die Häuser hinweg ragt der dunkle Koloß. Liebliche Waldterrassen umgeben ihn. Darüber der lichtblaue Abendhimmel. So ist das heute noch — schön wie ein erträumtes Land!

Die heimeilende Frau sieht den friedvollen Himmel und die stummen Berge und ihr steingraues Haus. Im Parterre zwei erleuchtete Fenster. Daran haften ihre Blicke. Hinter den safrangelben Stores der Schatten eines Mannes. Der steht gebeugt. Zwei helle durchschimmernde Lichtflecken brennen durch den gleichmäßigen Schein auf den Fenstern. Das sind die schwankenden Flammen der Klavierkerzen. Sie horcht. Man spielt nicht. Der Mannesschatten steht noch gebeugt. Da geht sie und schellt am Tore. Sie timpt zweimal gedämpft. Dann weiß man in der Küche, daß sie es ist, und kommt eilig. In der Torspalte ein geglätteter Kopf mit weißer Mullhaube. Dorine ist alt und klagt über Gicht. Aber sie hat noch rote, feiste Bäckchen und hängt sehr an Madame. Sie hat Madame noch die Windeln in die Höschen gestopft. Mit einem Kopfnicken geht die vorüber. Dorine ihr nach über die glänzenden Mettlachsteine des Entrees, rechts durch die Glastüre ins Haus. Am Garderobenständer legt Madame ab. Über die Schulter zurück eine eilige Frage:

„Ist Monsieur noch allein?"

Dorine schüttelt den Kopf. Ihre Blicke haften bedeutsam am Boden.

„Nein. Mademoiselle Mimi ist gekommen — gleich als Madame fort waren.“

Der Alten Hand liegt schon auf dem Drücker der Salontüre. Sie will öffnen. Ein ängstliches Abwehren.

„Nein, nein, Dorine. Ich — gehe später.“

„Noch später? Es ist zehn Uhr.“

„Mademoiselle Laure ist also noch nicht da?“

Der Alten Blicke bohren von unten herauf.

„Wenn Mademoiselle Laure wüßte, daß Madame ausgegangen ist, — wär' sie schon da.“

„Eh bien, rufe mich, wenn sie kommt.“

Ihr Kleid schleift schon um die Korridorecke. Ein Lichtschein blitzt aus der schnellgeöffneten Türe; — zu! In der Mitte des Zimmers steht sie und drückt die Hand gegen den wogenden Busen. Ihr Herz klopft vor Erregung und Angst. Sie fürchtet etwas, das sie nicht kennt. Aber es verursacht ihr Beklemmungen, macht sie reizbar. Sie muß sich zusammennehmen. Und das will sie. Das Leben ist so ernst. Man soll nicht in den Kleinigkeiten seines Herzens herumwühlen. Auf dem Nähtische unter dem Wandspiegel ein breiter Korb, hochgewölbt voll Wollsachen und groben Zeugs. Mit weißen, zerstochenen Fingern kramt sie darin, schiebt ihn auf den runden Tisch unter die hängende Lampe. Durch den goldbefranzten Schirm quillt sanftrot der Schein. Sie sitzt schon mit der Näharbeit auf dem Schoß in dem niederen Ledersessel, springt aber wieder auf, langt nach der Toilettenschürze. Die paar Wollfäden klopft sie von dem Kleide. Das ist aus hellbraunem Tuch, von einer neuen Nüance zwischen sandfarben und braun. Und strafft um den vollen Körper. Wie der einstmals schlank war! Jetzt quillt er schon merklich in die Korpulenz der letzten dreißiger Jahre.

Als sie die ersten Stiche durch den groben Stoff zieht, timpt es im Entree. Das kann Laure Pavonnet sein. Sie hält inne, horcht. Man spricht im Korridor. Die Flügeltüre zum Salon wird geschlossen. Sie hört es deutlich. Nun sind sie alle beisammen, vielleicht auch Madame Alphonse Pavonnet. Die gute, lächerliche Marie! Wenn sie nur nicht so entsetzlich vornehm sein wollte! Sie kam doch auch nur aus dem — Volke. Ja, wie das so auf Umwegen wurde — das bis zur Frau Alphonse Pavonnet! Und Madame Jules stützt die Arme auf und denkt darüber nach. Sie blickt geradeaus nach dem Kamin und seinen Siebensächelchen auf dem Sims. Ein breiter, altmodischer Ofenschirm steht davor. In flappen Falten um ihn ein grüngelber, aus Seidenfäden kunstvoll gestrickter Schal. Das ist des Hauses Zierstück. Fremde Gäste stehen vor ihm und müssen ihn bewundern. Wenn Madame nicht sagte: „Es ist das berühmte Schultertuch des letzten Prinzabtes, noch aus der Glanzzeit des verflossenen Fürstentums unseres Ländchens; ein Familienstück; wir haben es hoch in Ehren," — wie gesagt, wenn sie das nicht vorausgeschickt hätte, wäre dem Beschauer keine Ehrfurcht, nicht einmal Interesse und nur ein schlechter Witz aufgetaucht.

Und nun hängen der stillen Frau sinnende Blicke daran, als sie an Madame Alphonse denkt, und daß sie aus dem Volke stamme, und kein Familienstück aufzuweisen habe, nicht einmal den Brautschmuck ihrer Mutter, nicht einmal eine Brosche! Vielleicht hatte sie keine Mutter gehabt, die goldene Broschen trug. Das war doch entsetzlich, für Madame Julien sehr entsetzlich, denn sie war einfach und leutselig und stolz zum Explodieren und sehr fromm.

Aber ästhetisch und fein!

In ihre tiefen Gedanken hinein schnappt die Türklinke. Da fährt sie auf, hurtig über ihre Arbeit.

„Ah, Sie sind hier, petit' tant'?"

Laure Pavonnet steht in der Türe, die Hand in dem Phantasietäschchen des champagnefarbenen Prinzeßkleides, unternehmend, fast spöttisch. Die Taille ist latzartig mit Perlmutterflitter garniert. Daran nestelt die andere Hand. Laure ist nervös, vielleicht nur erzürnt. Ihr Kopf glüht.

„Mache doch die Türe zu, Lieb."

„Bleiben wir beide hier?"

„Nein, aber wir können ja — später hineingehen."

„So lieb sind Ihnen Ihre Gäste? Maman ist mitgekommen."

„Ihr seid keine Gäste."

„Wir nicht, aber Mimi."

„Julien ist ja da."

Jetzt schließt das Mädchen die Türe.

„Wenn Gäste Ihnen unlieb sind, lassen Sie Onc' Julien bei Ihnen, hein?"

„Ach Gott, Laure, Mimi ist mir nicht unlieb."

Sie zerrt die Fäden durchs Zeug. An ihren Schläfen quellen die blauen Adern. Laure Pavonnet steht groß und ihr unbequem am Tische. Die Goldfransen des Lampenschirmes baumeln ihr auf den vorgeneigten Kopf.

„Petite tante, Sie nähen wie eine Tagelöhnerin."

„Ja siehst du, das muß fertig sein, Lieb. In zwei Monaten bescheren wir im Waisenhause. Du kannst mir glauben. Ich muß meine ganze Zeit daransetzen."

Laure lehnt über den Tisch. Sie stützt sich auf die Ellbogen und läßt das Grobzeug durch ihre Finger gleiten.

„Diese entsetzlichen Röckchen! Sie stehlen Ihnen Ihre Zeit und machen Sie glauben, es sei Ihre Bestimmung, selber zu nähen, was eine Schneiderin in weniger Zeit und für kleine Münze fertig stellt.“

„Darauf kommt's nicht an, Lieb. Ich quäle mich ab. Das ist Gottesschweiß. Jeder Stich ein Opferchen. Und dabei sage ich meine Stoßgebete. Du glaubst nicht, wie das aneifert. ‚Alles für Jesus!‘ Und geht ein Stich daneben und in meine Hand: ‚Merci mon Jésus!‘ Das Leben ist so leicht, wenn man es nicht von Gott trennt.“

„Petite tant'!“

„Bitte?“

„Sie gehören Gott und lassen die Menschen notleiden.“

„Ach geh! Das verstehst du nicht. Du bist nicht geistig genug, Lieb.“

Laure reckt auf, umspannt ihre Taille und stößt die Schultern hoch. Man könnte das auch deuten, es wäre, um aus der Haut zu fahren. Aber Laure Pavonnet wird nie etwas sagen, das nicht von den dames de sacré coeur — jetzt, nachdem sie vier Jahre schon das Institut verlassen — noch gut geheißen würde. Also sagt sie:

„Mimi ist zeitig hier gewesen?“

„Gleich nachdem ich fort war,“ und leiser, sehr widerwillig, aber sie fühlt sich gestoßen, das zu sagen: „Ich wußte das.“

„Denk' an! Das wußten Sie und — gehen doch.“

„Zur Mutter der Kranken. Da muß ich hin. Davon können mich auch keine Gäste abhalten.“

„Auch nicht — wenn Gäste mit Vorliebe Ihr Haus suchen, nachdem Sie es verlassen haben?“

„Mimi! Das meinst du?“

„Ja."

„Ich verstehe das. Julien ist ein lieber Causeur, wirklich. Warum soll ich ihr das nicht gönnen? Ich", nun liegt die Arbeit im Schoße, ihre dunklen Augen runden sich groß in dem weichen Gesichte, „bin ja selbst so von ihm eingenommen."

„Meiner Treu! Dann bleiben Sie doch, — Sie als Frau!"

„Ich? Ach Gott, Lieb! Ich bin ihm doch nur im Wege. So unbeholfen wie ich bin! Ich verstehe seine Bonmots nicht."

„Ich bisweilen auch nicht — oder will sie nicht verstehen."

„Ja, sieh, Mimi versteht sie."

„Wir zwei Unbeholfenen! nicht wahr, petit' tant'?"

„Du nicht, Laure. Bringe dich nicht zu mir in Beziehung."

„Hören Sie, Tante —."

„Bien?"

„Man sagt, Sie seien das hübscheste und geistreichste Mädchen der Kasinobälle gewesen."

Schnell beugt der Frauenkopf über die Arbeit. Die Nadel rast durch den Stoff.

„Man sagt — — man sagt! Das kannst du glauben oder nicht."

„Ich glaube es aber."

Schweigen. Man hört nur das Zerren der Fäden. In dem tiefgeneigten Gesichte dämmert eine verklärende Erinnerung. Da deckt Laure hastig ihre beiden schlanken Hände auf die geschäftigen der Frau.

„Petit' tant', ich meine, Ihre Armenröckchen müßte man dafür verantwortlich machen, daß man geneigt sein könnte — nicht daran zu glauben. Da sitzen Sie nun Ihre Abende und quälen sich Gottes-

schweiß heraus, und nebenan freut sich der Onkel Julien, daß eine andere ihn besser versteht — diese andere ist — nicht seine Frau."

„Siehst du, Lieb, nun bist du schon auf meinem Standpunkte."

„Pardon! Aber nicht auf Ihren Folgerungen."

„Ach Gott! Wie du da stehst!"

„Und neugierig sind Sie nicht, was ich folgere?"

Tief liegt der Frauenkopf über der Arbeit. Sie beißt den Faden ab, und Laure bemerkt, wie sie dabei das grobe Zeug an ihre Augen drückt. Da muß sie hinhorchen, um zu hören, was die Frau leise spricht:

„Warum soll ich mir denn noch sagen lassen — — was ich weiß?"

In Laures Stimme zittert ein Weinen.

„Mein Gott!" und nichts mehr; und nach einer Weile:

„Petit' tant'!"

Die sieht auf und ihr mit halber Verwunderung in das erglühte Gesicht.

„Warum denn so erschrocken, Lieb? Man weiß das, und man fügt sich. Wenn Mimi kommt, bleibt Julien zu Hause. Das freut mich. Die beiden unterhalten sich gut. Ich müßte Julien weniger lieb haben, wenn ich ihm das nicht gönnte. Ich halte mich an die Worte Victor Hugos in „Les misérables": „L'amour a des enfantillages, les autres passions ont des petitesses."

„So leicht gehen Sie über eine Herzenssache hinweg?"

„Über — eine — Herzenssache? Das ist mir unklar."

Laure verliert alle Haltung, faßt das bleiche Heiligengesicht der Verwunderten in beide Hände.

„Petit' tant', sind Sie wirklich schon einige dreißig Jahre alt?"

Ihre Augen flackern in Mitleid und Hohn. Und ein anderes Augenpaar bohrt in das ihre. Das ist nicht mehr weich und gütig. Das ist voll Entsetzen und schreiendem Weh. Das ist so tief wie Abgründe, darüber ein Blumenteppich hing. Jetzt könnte eine arme Menschenseele in diesen Abgründen versinken. O barmherziger, o gütiger Gott! Wie wogt diese Seele in Schmach! Herr, hilf ihr, sie geht zugrunde! Sie will einen Verdacht niederschreien.

„Nein!"

Ein schriller Aufschrei. Ein Protest. Ein Wehren. Der Wahnsinn huscht über diese schimmernden Augen. Und sie lächeln wieder.

Und Gott half!

„Nein!" sagt sie ruhig, aber ihr Herz stößt gegen das straffe Taillenzeug. „Nein, Laure! — Wir wollen es nehmen, als sei das ungesprochen," — ablehnend aber liebevoll. Dem großen Mädchen pulst das Blut die Wangen hinauf. Seine Lippen zittern. Da wird die Türe zurückgeworfen.

„Nun?"

Julien Pavonnet steht auf der Schwelle, voll Zorn zum Platzen. Er sieht Laure und mäßigt sich.

„Wird man bald die Ehre haben? — Aber ich sehe, Madame flickt Säcke, da muß man allerdings aus dem Salon flüchten. Laure, du könntest doch mitkommen!"

In hastiger Eile wirft Madame Julien die Streifen in den Korb.

„Wie du siehst, komme ich auch mit, Julien."

Sie faßt seinen Arm und drückt ihn. Sie liebt ihn in diesem Augenblicke wie in den Brautjahren,

und die Angst brennt in ihr, daß sie ihn schon verloren haben könnte. Er sieht sie unfreundlich an.

„Nimmst du keine andere Arbeit?"

„Diesmal werde ich zur Abwechselung nichts tun."

„Wirst also wie eine Pagode dasitzen."

„Kann ich sonst nichts?"

„Glaub' nicht."

„Böser!"

Sie tippt ihm mit dem Handrücken an die Wange. Aber Laure bemerkt, daß er nicht einmal zu verbergen sucht, wie sein Wort nicht neckisch ist.

Langsam folgt sie den Voranschreitenden. Julien Pavonnet stapft in die offene Flügeltüre, ohne Rücksicht auf die Frau, die ihm am Arme hängt und in kurzem Getrippel mit ihm Schritt halten möchte.

Einen Augenblick bleibt Laure im Vestibül zurück. Das grelle Licht aus dem kleinen Salon rinnt in den Ampelschein des Entrees. Sie steht in dem Zwielicht unentschlossen. Sie ist empört. Aus der Flügelnische heraus ein Gesprenkel von wirren Melodien. Mimi D'Ysard wiegt und bäumt sich in dem tiefen Saffiansessel. Ihre prickelnden Läufe und Kapriolen zermartern sie in fiebernder Süße. Ihre Musik ist Lyrik und griechischer Tanz und Koketterie. Und ihr biegefroher Körper zuckt mit durch alle Skalen. Das ist aufreizend. — Julien Pavonnet sitzt schon wieder auf dem Klavierstuhl neben ihr. Seine Frau ist auf das Sofa mit dem Nippesschränkchen und dem Spiegel abgelagert. Neben ihr Madame Alphonse, den runden gewöhnlichen Kopf mit dem stumpfen schwarzen Haar über die Point-lace Stickerei gebeugt. Julien Pavonnets sammelwütige Frau wühlt schon in den Fächern der Nippesschränkchen. Sie hat da noch einiges altes Porzellan mit dem Sèvres-Stempel, echt, unzweifelhaft echt! Die massigen

Schränke stecken voll von diesem und anderem. Plumpe Handschnitzelei aus den wallonischen Bauerndörfern. Zwischen den massiven, glänzend aufpolierten Kästen rings an den Wänden geht der Menschenatem kurz und beengt. Madame Alphonse empfindet diese grobe Bauernherrlichkeit wie eine Beklemmung. Sie hebt den Kopf, schnobert nach einem Luftzug, und langsam und gedehnt nach der offenen Türe hin:

„Laure! Wie sieht das aus! Läßt man dich antichambrieren?"

Madame Julien schnellt auf.

„Ach Gott, Lieb! Du kommst nicht?" mit einer wirren Wendung nach der Nische, „ich denke, du wärst dort. Bin ich zerstreut! Verzeihe, Lieb."

„Ich komme schon, Tante Germaine. Empfindlich bin ich nicht, wie Sie sehen."

„Lieb, vergiß das." Sie reckt zu dem jungen Gesichte hinauf, küßt ihm beide Wangen, und im zärtlichen Flüstern: „Armes Kleines! Nicht wahr, du nimmst das nicht so? Abgemacht — Ach Gott! — Ich liebe so den Frieden!" Ihre Augen flimmern. Sie zeugen nicht von Frieden. Wieder um den Tisch und an dem Sofa.

„Eines muß ich dir noch zeigen, Marie. Warte! — Einen Ring! Was sagst du dazu — einen Ring! Sieh ihn dir an. Du kannst deine zwei Finger hineinstecken."

Drei Frauenköpfe über dem Ringe. Der ist aus massivem Mattgold. Ein Stein darauf mit einem nackten Gladiator.

„Man müßte ihn putzen lassen," meint kritisch Madame Alphonse.

„Aber nein, Marie, das ist ja sein Wert. Ein Römerring! Was sagst du nun? Auf dem Venn bei einer Ausgrabung gefunden. Kannst du annähernd erraten, welchen Wert er hat?"

„Laß ihn wiegen. Man wird dir das Gold berechnen."

„Marie, hier kommt's nicht aufs Material an. Der Fund ist die Hauptsache und sein Alter. Prinz Arenberg bot 800 Francs."

„Ich liebe alte Sachen nicht."

„Du kennst sie nicht, Maman."

Laure pulvert das Blut in den Kopf. Maman hat Kinder in die Welt gesetzt, um sie zu blamieren. Maman ist furchtbar — — Bourgoise!

Aber Maman stichelt unbeirrt in ihrer Stickerei. Ein kaum merkliches Zucken mit der Schulter, und sie beharrt mit der Starrköpfigkeit der Dummen:

„Ich liebe sie nun einmal nicht."

Aus der Nische heraus biegt Julien Pavonnet, drängt den gelben Seidenvorhang zurück.

„Zeigst du nicht meine Mormonenrolle, Germaine?"

Ein erregtes, grollendes Ablehnen.

„Nein, Julien, nein, nein! Nicht das!"

Sein Gesicht zieht die konventionellen Falten. Er ist lächelnd und gentil und schön, aber aus seinen Augen stiert die Brutalität der Sinnlichkeit.

„Unsere Damen wird das interessieren," steht auf, geht zu den Schrankfächern. Mimi D'Ysard lacht ihm leise nach. Und in dieses hinein ein weicher Ruf voller Vorwurf und Güte:

„Julien!"

Das Lachen stachelt ihn. Der Ruf rieselt ihm den breiten Rücken herunter. Er tritt an den Tisch mit der Mormonenrolle. Madame Julien lehnt gekränkt zurück. Mimi wendet sich in dem Sessel. Über der hohen Lehne schimmern die Schalksaugen. Und geheim blitzt die Schadenfreude darin. O, wie gönnt sie das den Tugendhaften! Dieser Julien

Pavonnet! So ein Julien comme il faut! Wie sie ihn haben muß! Mochte er von seinem Napoleon reden! Er war ein Napoleon, ein brutaler Draufgänger im Zobelpelz! So einer, wie sie ihn braucht! Wie er sie braucht! Sie wird ihn zwicken und quälen und den angegrauten Kopf schneeweiß ärgern und ihn süß zum Sterben machen. Das war lachhaft. Das war schön. Das war amüsant.

Und dann wird sie ihm auf die Backe klatschen, lacht ihr hellstes Lachen, sagt: es habe ihr gut geschmeckt.

Adieu, Julien Pavonnet!

Adieu, Malmedy, meine Liebe!

Adieu, ihr revoltierten Tugendhaften!

Diese Wonne schießt ihr durch den Sinn, als sie über der Sessellehne herauslauert und das Gefühl in ihr schlummert:

Er steht da und ist dreist und unverschämt und lieblos, weil ihr leises Lachen in ihn hineinbohrt wie glühender Draht. Bravo, Napoleon!

Seine Hände nesteln an den Rollen. Sie sind wie die Spulen in einer Maschine. Was die eine abrollt, gleitet auf die andere, je nachdem die linke Hand dreht oder die rechte und man das Ende lesen will oder den Anfang und man schließlich das Ganze umdreht und auch die Rückseite abrollen läßt. Die Aufschrift ist:

„Lieder der Mormonin."

„Das hat er aus Paris," sagt Mimi von der Nische her.

„Jedenfalls eine verteufelt geschmackvolle Maschinerie," reagiert er. Madame Alphonse nickt ablehnend.

„Ein Reklameding. Ein vernünftiger Mensch liest doch auch ein vernünftig zusammengestelltes Buch."

„Pardon, Marie, das nenne ich sinnreich.“

„Ach, so laßt doch das Äußere,“ klagt Madame Julien fast dem Weinen nahe aus der Sofaecke. „Was darin steht, ist geradezu —,“ sie stößt einen kurzen, heftigen Seufzer aus: „Du müßtest doch Rücksicht nehmen — —.“ Ihr Blick wirrt in die Nische. Pavonnet dreht mit halber Wendung dorthin. Der Gedanke ist ihm zu toll.

„Die?!“

Sein Augenflimmern tunkt in das Mimis. Zwei einzige Seelen klettern ineinander. Und diese Seelen lärmen lautlos ein faunisches Lachen. Aber die Mädchenseele müßte weinen. Er hat sie zu tief geschätzt. Und so tunken diese Blicke einander auf. Etwas Wesenloses, aber unsichtbar Dunstiges, Glühendes, Sengendes springt von einem auf das andere. Man riecht sein Brennen. Man fühlt sein Schwirren. Man hört's nicht. Man sieht's nicht; aber das Gemach ist so erfüllt von ihm, das feine, abendtraute Gemach, das zu enge zum Atmen ist.

Und zwei große, verstörte Augen stehen mit sterilem Leuchten darin. In der Sofaecke das Leuchten im Grausen. Ein gellendes Klingen in den Ohren: Die?!

Ein Poltern im Kopfe wie klappernde Mühlenräder: Die?!

Ach Gott! Die?!

Jetzt meint sie, in diesem Hause habe sie nichts mehr zu schaffen. Sie kennen sich nicht mehr. Aber er kennt . . . Die!

Sie kann allein draußen hocken und ihm seine „Zerstreuung“ gönnen. Er ist brüsk aus ihrem Herzen hinausgegangen. Und das schmerzt ihn nicht.

Mit heißem Lächeln liest er fieberndes Liebessehnen aus den Liedern der Mormonin. Aus seinem

Munde ein Verhauchen von Brunst und Glut. Die Menschen um ihn atmen nicht mehr. Ihr Herzschlag steht still. Die Flamme springt in der Lampe. Aus dem Hinterhause von der Küche her das dumpfe Plumpsen des Pumpenschwengels. Und er lächelt und liest.

Madame Alphonse legt ihre Stickerei zusammen.

„Laure, es ist unsere Zeit."

„Zu flüchten?" fragt Julien belustigt.

„Allerdings, Schwager."

„Fi donc, Marie! Prüde — für eine verheiratete Frau?"

Da bleibt sie hilflos sitzen. Was ist nun vornehmer — prüde oder nicht? Frau Germaine kommt ihr zu Hilfe, wispert mit erstickten Tränen in der Ecke:

„Ehrst du in der verheirateten Frau nicht mehr — die keusche?"

Er klappt die Rollen auf den Tisch. Sein Gesicht schnellt zu ihr.

„Ja — dich!"

Sie schließt die Augen und horcht. Das klingt wie Mitleid und Vorwurf. Die Erinnerung flammt in hellen Bildern in ihr auf. Da gab sie ihm einst Reinheit, und er verstand sie nicht. Sie versinkt in die Abgründe ihrer aufgeschreckten Gedanken. Da spricht er weiter:

„Was ich sagen wollte — Ihr keuschen Frauen seid nicht rein — nur unwissend!"

Er tritt in die Nische zurück. Mimi fährt auf, rast mit trommelnden Fingern über die Tastatur. Ein Wolkenbruch von Klangfluten jagt ohrenbetäubend in die fiebernde Stille. Das dröhnt von den Wänden in drei starre Gesichter. Der Orgelchoral einer neuen Verkündigung.

Und es kam zu den Menschen, und sie begriffen es nicht. Sie hörten das Böse und entsetzten sich.

Laure rückt am Tische zurecht, stützt den Kopf. In die zwei starren Gesichter sagt sie es:

„Ja, wir sind — bloß unwissend," und in unverständlichem Murmeln, „aber wir sollten uns das nicht von — ihm sagen lassen."

Sie sieht nach der Nische hin. In den Tonspektakel sagt Julien leise Worte. Mimi hebt das Gesicht und lauscht. Sein Mund verrät das Unhörbare. Es sind berauschende Verslein der Mormonenlieder. Was diese Blicke sagen! Laure bebt. Geräuschvoll zieht sie den Stuhl zurück. Die Tonwellen im Flügel verklingen in ein paar Kadenzen in unharmonischer Folge. Mit der freien Hand blättert Mimi gedankenlos in dem Musikhefte. Plötzlich schnellt ihr Finger auf eine Überschrift in Fettdruck.

„Deutsch? Wahrhaftig — Deutsch! Napoleon! Großer Napoleon, nicht von deinen Feinden bist du besiegt, sondern von deinen Freunden!"

Sie tippt die Melodie mit einem Finger. Sie hackt sie mit wegwerfender Geberde herunter. Da sagt Laure gleichmütig herüber:

„Das spielt man langsamer. Es ist doch keine Operettenmelodie. Übrigens — Tante Germaine singt das."

Die fährt wie gestoßen auf. Ein zerstörtes Lächeln geistert über ihr Gesicht.

„Wie das?"

„Du singst deutsche Volkslieder."

„Lieb, das liegt schon weit zurück. Wir lernten sie im sacré coeur. Darf ich wissen —."

Sie hebt sich halb und sieht nach dem Flügel.

Julien liest:

„‚Jetzt gang i ans Brünnele' — das singst du?"

„Ach Gott! Ist nicht der Rede wert.“

Er drängt den roten Hals in den Kragen. Stiernackig steht er und grollt ihr.

„Wenn du etwas kannst, dann verleugne es wenigstens nicht.“

Mit kräftigen Handgriffen schlägt er auf dem Flügel die einleitenden Akkorde an. Sein Arm streift dabei gegen die Schulter Mimis. Er drängt dagegen Ihre Körperwärme fließt auf ihn über. Seine Manschetten schachteln ihm auf die fingernde Hand. Die streift sie ihm mit feinem Händchen zurück, klatscht ihm auf die tappenden Finger, wirft sich in den Sessel. Die Arme gekreuzt, funkelt sie ihn an, — spottlustig, kampflustig.

„Spielen Sie, Monsieur? Wenn es gilt, setze ich mit Pedal ein.“

Er hackt mit vollen Händen die ersten Takte, und herrisch über die Schulter zurück ins Zimmer:

„Allons donc! Ich warte, wie du siehst.“

„Muß ich das wirklich?“ Aber sie steht schon.

„Muß? Wenn es dir an gutem Willen fehlt —.“

„Natürlich nicht.“

Schnell hinter seinen Stuhl. Ihre Hand liegt auf seiner Schulter. Sie zittert leise. Ihre Stimme ist gedämpfter Alt, weich wie ihre Augen, wie ihre Seele, wie ihre Reinheit.

Die gereifte Frau singt von dem herztausigen Schatz, der bei einer andern steht. Und Julien lacht nicht. Ihre Hand zittert heftig.

Und wie weh das tut, ihn bei einer andern stehen sehen! Das ungeweinte Weh läuft ihr in die Stimme. Mitten im Satze knipst ihr der Ton ab. Aber sie singt weiter, gehorsam und liebevoll und leidvoll.

Mimi D'Ysard beißt das Spottlachen in sich

hinein. Die zwei Grauköpfe! Fi donc! Wenn man alt wird, ist liebeln ekelhaft. Ihr schmaler Fuß, der in pariser Schuhen steckt — so elegant ist kein deutscher Schuh und so unbequem kein englischer —, tastet heimlich nach dem Pedal, drückt nieder. In das weiche Gespräch einer zuckenden Seele stößt ein plumpes Tongeprassel. Die bleiche Frau neben ihr bricht ab und geht zum Sofa zurück. Das Mädchen möchte sich ausschütten über den — Witz. Julien Pavonnet lacht nicht. Sein Gesicht ist eisern. Ein Napoleonsgesicht auf einer Bronze-Plakette. Da knufft sie ihm mit geballter Hand gegen den Arm.

„Monscheu, warum lachen Sie nicht? War das ein Grabgesang? Die Deutschen sind langweilig wie ihre Gesänge." Und schnellt im Sessel herum, und zu den anderen: „Bei uns singt man nicht so. Das war ein Kirchenlied, ja?"

Madame Alphonse hebt langsam den Kopf. Sie hat ihre Stickerei wieder aufgerollt.

„Ich glaube, ein Liebeslied."

Mimis Gesicht lungert über der Sessellehne. Die starre Verblüffung darin strafft alle Spottfältchen.

„Ein Liebeslied? Merci! So lieben die Deutschen? O Merci! Laure, du weißt! Auf unsere frommen Lieder im sacré coeur würde der Deutsche wahrscheinlich tanzen. Ah mon dieu! Und ich liebe die lustigen frommen Lieder!"

Sie intoniert und singt mit ihrer hohen Kletterstimme. Einer hört zu und findet sein entzücktes Lächeln wieder. Das ist Julien Pavonnet. Die anderen greifen ein lebhaftes Gespräch auf. Wie das so sei in den Kirchen Belgiens. Ein Singsang und frommer Melodientrubel. Wie das wallonische Gemüt dem belgischen zuneige, und wie das so gekommen sei, daß ehemals die Malmedyer Schulschwestern

französische Texte auf deutsche Melodien setzten. Ein lateinisches Segenslied auf „Deutschland über alles". Und Madame Alphonse weiß sogar ein Tantum ergo auf „Ich hatt' einen Kameraden". Wenn zwei oder drei oder vier wallonische Damen um den Salontisch sitzen, erzählen sie von den Schulschwestern, die nicht prügeln durften. Laure dreht an ihren Ringen. Sie hat an die lieben Schwestern kein gutes Andenken, wippt den Kopf in den Nacken, wirft eine wegwerfende Äußerung heraus:

„Ihr habt alle geweint, als sie gehen mußten — ich nicht."

„Du?" Madame Alphonse fädelt die Nadel ein, „du hast ihnen nie das mit René vergessen können. Das war gewiß nicht hübsch von ihnen, gewiß nicht. Da kannst du dagegen reden, wie du willst, Germaine."

„Ich sagte nichts, Marie."

„Bien. Damals sagtest du!"

„Es sei von Laure nicht hübsch, ja."

„Maman, die Geschichte ist dumm. Ich war ein unreifes Ding, René ein verliebter Tertianer. Es ist Gras darüber gewachsen, viel Gras. René ist jetzt vernünftig, ich auch. Wir schreiben uns keine Briefe mehr — am wenigsten deutsche."

„Bitte nein," ruft Mimi, „ihr könntet euch so Süßes nicht sagen, wie im Französischen. Aber ihr Preußen-Wallonen könnt nichts Süßes sagen. Absolut nicht. Eure Sprache erlaubt es nicht. Eure Sprache ist unser Französisch nicht mehr. Sie ist falsch, falsch — grob und falsch —"

Drei Damen mucken auf, reden, raspeln. Man hört nur Worte, keinen Zusammenhang. Drei Damen des sacré coeur sind gekränkt. Julien Pavonnet protzt in das Stimmengewirr:

„Natürlich ist sie falsch, grob und falsch. Aber," und jetzt steht er auf. Der Flirt aus der Nische ist von ihm. Er ist nichts weiter mehr, als der Mann seiner Lebensidee. Um die Sylphe im roten Saffian kümmert er sich nicht mehr. „Aber woher kommt das? Wir sind hier in Babylon. Man drillt uns auf drei Sprachen. Bon, wir werden an diesem Sprachengulasch ersticken."

Madame Alphonse sagt vornehm gequält:

„Wallonisch reden wir doch nicht."

„Wir Männer reden es, wenn wir gemütlich werden. Und wir sind immer gemütlich — wenn wir nicht unter euch sind."

Er pfeift und wandelt durchs Zimmer. Seine Frau hat ein weiches Wort des Tadels, wenn er eine Salonflegelei fertig bringt. Dann könnte sie dabei lachen.

„Gamin!"

Aber sie lacht jetzt nicht. Die Angst in ihr ist diesmal größer als ihre Bewunderung für ihn. Und dann kommt ihr doch ein Schrecken, der größer ist als ihre innere Wirrnis. Der Mann ist ungeschickt und reißt an den Stores.

„Julien!" erinnert sie, „sie sind nicht von Sackleinen."

Er steckt den Kopf in die Schleierfalten: draußen geht etwas vor.

„Sapristi! Alphonse kommt mit René. — Kusch!" macht er ins Zimmer zurück, „hört ihr sie sprechen? Bien, das ist schon lärmen. Aber Alphonse ist nüchtern, vollständig nüchtern. Bien, warum lärmt er?"

Er eilt hinaus ins Entree, öffnet, bevor sie die Glocke ziehen. Die Stimmen poltern, die mächtige Pavonnets des älteren, die dünne René Monforts. Julien Pavonnet flucht wie seine Lohschäler. Mimi

D'Ysard schnellt vom Sessel auf und an die Türe, steht da und lauert, ärgert sich, daß man sie unbeachtet läßt. Und hüstelt herausfordernd.

Die Herren schurfen über die Steine, schleifen die Stöcke nach. Zigarrendampf wallt ihnen voraus. Vor Alphonse Pavonnet weicht Mimi zurück. Sein erdgraues, breites Gesicht schillert ins Grüne. Er knodert verärgert vor sich hin. Julien Pavonnet stiert mit blitzenden Augen über sie weg. René bleibt stehen und drückt ihr die Fingerspitzen. Er weiß noch ein galantes Wort. Das ist schön von ihm. Sie wird ihn entschädigen. Und lieb:

„Pardon, wenn die Frage erlaubt ist: Werden wir morgen alle aufgehangen?"

Er zeigt ihr sein stilles Lächeln.

„Nicht gerade. Aber es sieht doch sehr nach einem Stricke aus oder — sagen wir — nach einer Vergewaltigung. Die deutsche Regierung soll mit dem Plane umgehen, die französischen Lehrstunden aus der Volksschule auszuscheiden. Sie sehen, wie das wirkt," er deutet nach den Brüdern Pavonnet.

„Bei Ihnen scheint die Temperatur noch mäßig."

„Es mißstimmt mich, aber echauffiert mich nicht."

„Ich möchte heim. Es wird jetzt langweilig bei den Pavonnets. Man wird bis zur Bewußtlosigkeit davon hören, wie Malmedy unter dem Fürstabt war, wie es unter Napoleon hätte werden können, und wie es jetzt unter dem Preußenregime ist. Ich sage Ihnen, René, die Deutschen sind mir sehr recht, zum Beispiel der junge Ingenieur, der euch eine Bahn bauen will. Aber sie singen schlecht. Es sind Grablieder."

Das Gerede vom Tische her übertönt sie. René rückt um einige Schritte vor. Er möchte die Damen begrüßen. Die Damen aber sind geschüttelt von der Wucht der Geschehnisse. Laure bemüht sich, nicht zu

bemerken, was hinter ihr vorgeht. Da weiß René, daß ihre Gedanken bei ihm sind, und er spricht ihr in den Rücken:

„Mademoiselle Laure — salut!"

Über die Schulter zurück ein Kopfneigen.

„Sie, René? Setzen Sie sich doch."

Mimi drängt dazwischen, wie beim Eisgang auf der Elbe spielende Kinder auf den Eisschollen sich in die Dampferlinie treiben lassen — so kindlich-rechthaberisch und ohne Verständnis für Ernst und Gefahr! Sie patscht Julien auf den Rücken, und vorwurfsvoll:

„Er könnte doch mit mir musizieren. Man hat die Damen zu unterhalten, nicht zu langweilen."

Auf Laures schmalen Wangen fiebert das Rot. Es ist, wie der weiße Himmel sich rötet, wenn er Sturm ankündigt.

„In diesen Lärm hinein Musik? Nein, Mimi, vom Zuhören kannst auch du noch etwas lernen!" Wendet den Kopf und ist wieder bei der Sache der Männer. Mimi dreht auf dem Absatz herum und mustert das Zimmer ab. Das Licht fällt im grellen Schimmern auf die weiße Täfelung der Wände. Sie hat den Geschmack dieser Zimmereinrichtung immer als eine unpassende Eigenart empfunden. Es liegt kein Stil darin. Die Frau sagt, das sei eben sein historischer Wert. Das Julien Pavonnetsche Haus war eine Emigrantenwohnung. Französische Flüchtlinge nisteten sich in wallonischen Patrizierhäusern ein, bauten sie teilweise zu Miniaturschlössern aus. Ihre Vorbilder waren nach dem damaligen Zeitgeschmack die Schlösser des 17. Jahrhunderts, namentlich aus der Jacobean-Periode. Sie bevorzugten die getäfelten, licht gestrichenen Zimmer.

Mimi gleitet mit der Hand über den Gleiß des Lacks. Bis zur Decke hinauf lichtweiß. Madame

ist bei ihrer Vorliebe für Antiquitäten auch praktisch. Sie hat an einzelnen Stellen die Täfelung ausbrechen lassen zu Etagèren für Bücher und Nippes. Wo aber augenblicklich Mimis Hände hintasten, klingt es hohl. Die Täfelung verkleidet einen eingelassenen Wäscheschrank. Das bestätigt die Annahme, daß hier nach dem Stil der Jacobean-Periode das Schlafzimmer liegen müßte. Als sie vor zwei Jahren hier war, befanden sich in dem Kamineinsatz noch nicht diese dunkel glacierten Steine, sondern lichte Fayenceplatten, Dekors des Schlafzimmers. Madame hat da Ordnung geschafft. Sie wird dieses Zimmer nicht mehr als Schlafzimmer benutzen. Man sagt, daß Madame zwei ineinander führende Zimmer zum Schlafen eingerichtet hat. Mit Einwilligung des Mannes! Ihr Beichtvater soll diesen Vorbehalt gemacht haben. Mit Einwilligung beider Teile kann man die „Josephsche" führen. Ein frommer Gebirgler hatte soundsoviel Kindern Leben gegeben, entschloß sich dann zur Josephsehe und später zum Einsiedlerleben. Seine Frau ließ den frommen Mann dahinziehen. Man verehrt ihn in den katholischen Ländern als den seligen Nikolaus von der Flüh. Da war auch ein Priester und Ordensmann, der zwei prächtige Jungen zur Welt gebracht hatte, ein weltfrohes Leben und eine erlöste Gattin hinter sich ließ und sich dann den Gelübden der völligen Enthaltsamkeit unterstellte. In Malmedy war er ein weinlieber Gesell und Rektor des Realgymnasiums. In Aachen hatte er auf der Kanzel gestanden und Missionspredigten gehalten. Man hat immer gemeint, daß er den Ordensrock wieder abstreifen würde, wie im Märchen verzauberte Prinzen die Gestalt eines Frosches, der eiskalt in warmen Menschenhänden liegt, oder die eines Bären, dem man eine glühende Eisen-

platte unterschiebt, um ihn zum Tanzen und Hüpfen zu dressieren. So glaubte man! Inzwischen ist dieser Mann in die letzte Phase seines Lebens eingetreten, aus der auch der Wankelmütigste nicht mehr wiederkehrt. Er schläft in ewiger Ruhe auf einem Klosterfriedhof.

Mimi D'Ysard stützt die Arme auf den Kamin, lehnt wider den weißen Kaminmantel. Über demselben steigt der Quecksilberbrodem der großen Spiegelscheibe. Sie schaut hinein und lächelt. Julien Pavonnet wird weder den einen noch den anderen zum Vorbild nehmen. Seine Gattin fastet, und — ihn dürstet! Die Gewohnheit des Fastens kann dazu führen, daß die Enthaltsamkeit kein Opfer mehr ist. Jede Gewohnheit büßt die Opferfreude ein. Der Orden der Trappisten lebt unter dem Gebote jeglicher Fleischenthaltung. Zu Weihnachten dürfen sie davon genießen — — und werden krank! In solchem Falle wird der Genuß zum Opfer!

Madame Julien ist in diesem Falle!

Und Mimi D'Ysard lacht vor dem Kaminspiegel das heimliche Lachen ihrer inneren Heiterkeit. . . . Wendet sich dann und greift in den zierlichen etagenförmigen Aufbau zur Seite des Spiegels, prüft die Nippes. Sie hat ihr Amüsement! Das laute Reden wogt in ihre stillen, versprühenden Gedanken. Alphonse sagt:

„Eh bien! Was wird nun?"

Der Atem raucht ihm stoßweise heraus. Julien weiß die prompte Antwort:

„Wehren natürlich! Wir Wallonen haben uns immer wehren müssen, so weit auch unsere Geschichte auszudenken ist!" Er möchte erinnern an die Streitigkeiten der Schwesterabteien und nachmaligen Schwesterstädte Stavelot-Malmedy, damals, als um das Jahr

669 der heiligen Remaklus, der die Abtei Malmedy gründete, dann in die Abtei Stavelot sterben ging! Wo bleibt der Vorrang? Da, wo das Leben ersteht, oder da, wo es hinsiecht? Die Mönche von Malmedy forderten Gleichberechtigung, aber Papst und Kaiser entschieden durch alle Zeiten, daß Stavelot Residenz der Fürstäbte und Sitz des Obergerichtshofes bleiben sollte; und durch alle Zeiten hat Malmedy um sein Recht gekämpft. Seine Stimme, die nach Gerechtigkeit schrie, drang nach allen Windrichtungen, wo die Grenzen des kleinen Reiches lagen: gen Norden dem Herzogtum Limburg zu Ohren; gen Osten und Süden den Luxemburgern zu Herzen; gen Nordwesten der Markgrafschaft Franchimont und Condroz zu verwandtschaftlicher Überlegung. Und überall taube Ohren, erfrorene Herzen und lose Verwandtschaft. Julien Pavonnet sagt: „Ebenso wie heute! Wir 11000 Wallonen sind auf eigene Kraft angewiesen! Unser Geschick macht uns einsam —. Aber stark!"

Alphonse, der Porphyrmensch, erwidert:

„Unser Geschick ist nicht einsam. Wir teilen es mit den Deutsch-Belgiern, die ihre Sprache nicht als Amtssprache anerkannt sehen; zurzeit auch noch mit den Vlamen. Aber diese sind weniger schlimm daran als wir. Auch mit den Polen, den Littauern. — Der Sprachenkampf wird ständig um die Welt kreisen, so lange der Raub ins Politische übersetzt „Annexion" heißt. Ein schönes Wort für eine schlechte Sache."

René Monfort wagt den Einwand:

„Glauben Sie wirklich, daß unsere Sache so schlimm steht?"

Alphonse lacht grell und bitter.

„Mon ami! Haben Sie von Ihren zwei Semestern in Löwen her noch die Divina commedia intus? Sapristi! Ich war ein schlechter Lateiner,

ich habe Homer nicht ohne Ponce übersetzen können, ich bin über den Genusregeln der fünf lateinischen Deklinationen zugrunde gegangen. Aber Dante konnte ich auswendig wie biblische Lektionen. Eh bien! erinnern Sie sich der furchtbaren Inschrift über dem Höllentore: ‚Ihr, die Ihr hier eingeht, laßt alle Hoffnung fahren!‘ Dieses Sprüchlein haben unsere Altvordern sich hergesagt, als 1815 die Wallonie, wenigstens der Teil mit der einzigen Wallonenstadt Malmedy, an Preußen kam. Solange unser Haß auf Bismarck liegt, wissen wir, was wir fürchten müssen. Es geht eine fortwährende Abbröckelung unserer altangestammten Rechte vor sich. Der Kulturmensch hat die Nonnenschulen hinweggefegt. Unsere Frauen und Kinder weinten! Wir Männer protestierten! Es half nichts. Man wies uns Beamtenbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt nach und stellte uns vor Gericht. Da stand der Zwang über uns wie ein Gewitter am hellen Mittag. Unser Groll wurde stumpf und dumpf. Man täusche sich aber nicht: er ist noch da! Jetzt haben wir uns so weit an die Eindringlinge gewöhnt, daß wir sie dulden — nun bricht der neue Gewaltstreich herein. Die armen, notdürftigen vier französischen Lehrstunden wöchentlich sollen aus dem Lehrplan verschwinden. Das ist Vergewaltigung des Schwächeren! Das ist Totschlag! Der deutsche Moloch wird unsere wallonische Eigenart vollends aufschlucken. Sacrebleu! Glaubt man, daß wir eine Sprachinsel bilden wie die Polen? Wir sind Ausläufer des belgischen Wallonentums und darum Teile von einem Ganzen, das unausrottbar ist!“

„Teile eines Ganzen!“ wiederholt Julien und zwickelt seinen Knebelbart. „Wir sind die losgetrennten Arme am Körper der großen belgischen Wallonie!

Brache Arme! Sie müßten dem Riesenkörper zurückgegeben werden! Der Gedanke ist süperbe!"

Eine Stille wird, da alle diesem Gedanken nachgehen. Dann winkt die herbe Wirklichkeit sie zurück. Das Vorgehen gegen die Polen peitschte in Wallonenherzen Schrecknisse auf. Die Wortführer ließen keinen Einwand gelten, auch den nicht, daß Deutschland einstweilen noch genug mit den Polen im Osten und den Dänen im Norden zu schaffen habe, auch die öffentliche Meinung sich noch zu sehr mit dem Südwesten des Deutschen Reiches, wo die Elsässer und Lothringer politische Unruhen heraufbeschworen, zu befassen hatte, um nach dem Häuflein Wallonen im Westen wachsam zu schielen.

Alphonse Pavonnet stößt seine weiteren Meinungen aus schwergepreßter Brust heraus, sagt, daß man die vereinzelten unwilligen Stimmen zusammenschließen, die Unbefangenen und Unbedachten aufrütteln, die Herzhaften voranstoßen müsse.

„Wir sind bisher nicht beachtet worden, weil unsere Stimmen einzeln zwischen unseren Bergen verhallen. Sie müssen zusammenklingen zu einem Choral, meinetwegen auch zu einem Kriegsgeheul!"

Und er greift wieder zu einem etwas weit aus der Zeit zurückliegenden Vorbilde. Wie die Germanen in die Schlacht zogen mit aufgesetzten Tierköpfen und dadurch ihre Schlachtrufe hohler und gewaltiger klangen, so sollte auch das wallonische Volk das Lammfell abwerfen und seine Rufe nach Gerechtigkeit in dräuende Tierköpfe hineinbrüllen.

Die Frauen horchen auf. Es geht wie heller Feierklang durch den lichten Raum. Ein Weckruf in das stille Tal hinter wallonischen Bergen! Und ein klares, bestimmtes Sprechen aus ihrer Mitte:

„Man müßte einen Artikel in der ‚Semaine‘ erscheinen lassen!“

Julien Pavonnet blickt verwundert auf. Es ist die Stimme seiner Frau. Sie pflegt sonst nicht über das Gebiet ihrer Wohltätigkeitbestrebungen hinauszudenken. Jetzt sind die weichen, verschleierten Augen weit geöffnet, groß und dunkel. In ihrem mehr runden als länglichen Gesichte, das unter dem glänzend schwarzen Haar bleich wie unter einem schwarzen Nonnenschleier ist, flammt eine tiefe Bedeutung auf. Als habe ein Posaunenstoß ihre Seele aufgerüttelt, leuchte auf in ihren stillen Zügen, und schreckhaft wieder in die Muschel ihres Innern zurück. Die Fülle ihrer Brust jagt gegen das enge Kleid. Das schweigende Atemholen nach ihren Worten schreckt sie. Sie fügt in der Hast noch ein paar Verlegenheitworte hinzu: „Julien müßte den Aufruf schreiben!“

„Sottisen!“ knurrt der. Er schreibe keinen guten Stil. Alphonsens Stimme dröhnt:

„Sapristi! Es ist annehmbar, trotzdem das von einer Frau kommt – trotzdem!“ Er würde auch heute noch, da er als grollender Greis in Lüttich lebt, Schopenhauer an der Stelle unterstreichen, wo er von der Frau sagt, daß sie ein „Geistiger Mops“ sei. Und fügt gönnerhaft nickend hinzu: „Es läßt sich machen — läßt sich wahrhaftig nicht von der Hand weisen. Wenn der Julien eine so schlechte Pfote schreibt, kann Laure ihm helfen.“

Laure meint:

„Laßt mich aus der Politik!“

Da wird ein Getrommel auf der Tischplatte. Alphonsens breite Finger taktieren den Sturmmarsch.

„Wenn du von deinen Nönnchen aus sacré coeur nicht so viel Ingenium heimbringst, daß du

Gedanken, die man dir diktiert, in anständige Satzform bringst — —"

„Enfin!" lenkt sie ein und schneidet dem petit Papa seine gefürchtete Offenherzigkeit ab. Der bestimmt:

„Den Artikel unterschreibt ihr mit ‚Civis'. Am Samstag steht also das Dingsda in unserer Wochenzeitung. Am Sonntag lärmen sie darüber in den Kabarets. Und dann dürfen wir diesen aufgestöberten Groll nicht mehr zur Ruhe kommen lassen! Das soll unsere Sorge sein. Können wir auf Sie rechnen, René?"

„Wie auf jeden guten Wallonen!"

„Wir sind alle gute Wallonen! Das wallonische Volk hat keine Überläufer! Todi wallon!" (Immer wallonisch). Wenn die Herzenstöne derb und warm erklingen sollen, springt man vom Französischen ins Wallonische ab. Julien wirft eine mißlaunige Frage hin:

„Ist das deine ganze Strategie, Vi?" (Alter.)

„Weißt du eine bessere, Schwätzer?"

„Warum mit der Bourgeoisie liebäugeln? Das gefällt mir nicht an deinem Vorschlag!"

„Ah malin! Willst du selber den Pulversack herumtragen? Wir brauchen die Bourgeoisie zum — Lärmmachen! Wir können das nicht! Aus mancherlei Gründen nicht! Es verstößt gegen unsere Tradition. Dieser Ausnahmezustand war schon im alten Fürstentum. Geistliche, Richter, der Bürgermeister und die Adeligen waren vom Militärdienste befreit. Bürger mußten unentgeltlich bis zum fünfundsechzigsten Jahre dienen. Die Pavonnets vorab stammen aus dem Geschlechte der Podestas! Wir halten daran fest!"

Die Bourgeoisie tut er mit einer Handbewegung ab. Patrizier und Adelige, sie, die Gerber! Aber den meisten konnte man noch mit zwei oder drei

Dutzend Jahren nachrechnen, daß sie zur Gilde der Pulvermüller und Krämer, manchmal noch zu den Lohschälern zählten. Aber Alphonse sagt: Wir aus dem Stamme der Podestas! Und spricht: „Wir können nur das Feuer von unserer Reserve aus schüren. Auf unserer Gerberei kannst du es schon, Julien. Sie auch, René! Ziehen Sie andere aus unserer Klasse heran. Delikat natürlich! Man kann das nun einmal nicht — das öffentliche Lostreten! Fragen Sie unsere Arbeiter, was sie eigentlich von Deutschland wissen. Einige vielleicht, daß es hinter Büllingen, Bütgenbach und Kalterherberg beginnt. Und das ist nicht ganz vier Stunden von uns. Was nützt uns die Sprache eines Landes, das wir nicht kennen?"

Mimi D'Ysard ruft vom Kamine her:

„Der kleine deutsche Ingenieur sagte mir, daß Sie wohl schon Deutschland kennen lernen, wenn die Wallonie dem Verkehr erschlossen wird, will heißen, wenn die neue Eisenbahn fertig ist."

„Ah parbleu!" Julien fährt lachend, René argwöhnisch herum. Alphonsens Zorn kommt wie ein Lastwagen gestampft.

„Was kann das Eifelbähnchen an unserem Renommee ändern? Malmedy war Stapelplatz Lothringens und der von Mosel und Rhein bespülten Länder, lange bevor man uns eine langsame Mallepost auf Schienen setzen wollte."

Da mischt auch Madame Marie sich ein. Ihre Gedanken greifen zurück.

„Jawohl, fragt nur unsere Arbeiter, ob sie Deutschland kennen. Sie werden euch die Grenzler- und Gendarmenfrauen zeigen, die mit Hut und am Munde durchlöchertem Schleier den Kinderwagen

drücken!“ Lacht, daß ihr behäbiges, vornehm eingeschnürtes Fett quallt.

Alphonse stößt einen mißbilligenden Schlucks heraus, knurrt:

„Wenn wir dieses Deutschland loyal genug kennen lernen, daß es uns im Vollbesitze unserer alteingebürgerten Rechte läßt, dann — stemme ich mich nicht gegen deutsche Bestrebungen! Aber ich brülle, ich beiße, wenn sie Germanisation wollen!“

Julien zuckt auf. Das klingt nach Kompromiß. Er ist radikal! Er ist Napoleonschwärmer. Brüstet sich. Alphonse schüttelt den Kopf.

„Keine Phantasmen! Keine Unmöglichkeiten! Dafür bin ich nicht zu haben!“

Julien zitiert ein Wort Napoleons:

„L'impossibilité n'est pas en France!“ Das ist seine Antwort. Mimi drängt neben ihn, fingert ihm aus seiner Brusttasche das Zigarrenetui.

„Soll ich anrauchen?“

Laures Blicke ruhen wie Geißelstreiche auf ihr. Die freie belgische Art ist dem stolzen, nach Schema F einer guten Erziehung großgewordenen Mädchen zuwider. Wallonische Mädchen sind lebhaft und intelligent. Auch nicht spröde. Gewiß nicht spröde! Sie sagen von den deutschen Frauen, daß sie kattunene Bäuerinnen sind. Wenn aber die Belgier zu ihnen scharen, ist zu bemerken, daß da noch ein verlorener deutscher Blutstropfen in ihnen kreist von jener früheren Zeit her, als bei der Teilung des Reiches Karls des Großen das Land, in welchem die beiden Abteien lagen, mit zu Lothringen kam und in der Folge bald zu Frankreich, bald zu Deutschland gehörte. Dieser historische Blutstropfen hat in Laure Pavonnet, aus dem Stamme der Podesta, eine Menge Arterien

angesetzt, so daß dem angestammten Wallonenblut ständig ein kühlender Tropfen zufließt. Der Widerwillen steigt ihr wie ein Knäuel zum Halse. Sie haßt ihr Geschlecht in dieser Mimi D'Ysard. Mit ihr und den vielen anderen, die um den Mann kirren, ist sie selber eines Geschlechtes! Die Empörung wallt in ihr. Man spricht von der Frau, die wartet. Worauf wartet? Worauf wartet eine Frau? Und wäre sie Ariadne und weltfern auf einsamer Insel — sie wird auf ihren Theseus warten! Und ihm nicht den Faden in die Hand geben, der zurückführt aus dem Labyrinth ihrer Seele. Oder wird auf Bacchus warten, der ihr nach süßem Schlummer die Krone raubt und in die Sterne hängt! Die Reinheit einer Frau! Nicht dieser! Nicht jener! Für die Frau hat man nur den Allgemeinbegriff, daß sie eine Frau ist! Daß sie auf Theseus oder Bacchus wartet! Er! Sie! Zwei Einzige und kein Drittes! Was will *sie* mit dem spröden, abgeschlossenen Herzen? Das ist ein Herz voll herber Spröde! Voll von der Keuschheit einer kristallglitzernden Winternacht! Ein steriles Herz! Und wartet auf Theseus! Worauf anders sollte eine geborene Podesta anno domini 1887 warten? Das Weib, das mit warmem Ernste dem erhabenen Brauche folgen und Mutter werden will! Mochte das Weibchen kirren!

Und das Weibchen kirrt!

Fast brüsk steht Laure auf, dreht an dem Kettenarmband die Miniaturuhr.

„Es ist Mitternacht. Bleiben wir noch?"

Julien sagt:

„Selbstverständlich!" und gebraucht die Redensart, mit der man in der Wallonie den Schlaftrunk umschreibt: daß sie noch ein „bonnet de nuit" nehmen müßten; fragt die Meinungen ab. Madame Marie

sagt: „Chartreuse.“ Die Damen nicken. Alphonse sagt: „Burgunder.“ Monfort: „Einen leichten Mosel.“

Mit einer Armschwenkung greift Julien nach dem Klingelzug, wirft dem eintretenden Groom die Schlüssel zur Weinloge zu; und zu Monfort:

„Ach was, leicht! Schwer trinken, schwer rauchen, schwer lieben! Da — rauchen Sie eine Bock. Ein Mann muß immer mit schwerem Geschütz auffahren, auch in den Leidenschaften. Das imponiert den Frauen. Laure zum Beispiel wird nie einen Schwächling lieben, der verdünnte Weine und fades Kraut vorzieht. Sie kennen Laure nicht. Sie kennt sich selbst nicht. Dazu ist sie viel zu wohl erzogen. Die Erziehung hat ihr Temperament verdorben!“

Ein leises Auflachen hinter ihm. Mimis spitzbübisches Gesicht dreht von René zu Laure. Die sind beide in verlegenem Stolz. Kämpfen dagegen. Und zürnen. Ihre Namen passen nicht auf einen Atemzug. Das fühlen sie. Es gibt einen Mißklang. Den duldet keiner. Sie nicht. Er nicht. Basta. —

Vom Hause Julien Pavonnets aus schräg ein paar Schritte hinüber zu einem quadratisch plumpen Bau am Fuße des Kalvarienberges, das Patrizierhaus mit der herausgebauten Freitreppe, des älteren Pavonnets Haus und Stammsitz. An der Giebelseite entlang ein stark steil ansteigendes Gäßchen zum Kalvarienberg, der in dunkler Schwermut in der Nacht hockt, seine Kolossalschatten an die Häuser drängt. Das Gäßchen führt aus der engdüsteren und langen rue la vaulx. In aufgemauerten Rinnsalen plätschert das Wasser der Warchenne die Stadt hinab zum Warchefluß. Die Verbindung zwischen dieser Straße und dem Markte stellt der petit Vinâve her (kleines Viertel). In diesem steht das Haus mit der sechsfenstrigen Front, das dem jüngeren Pavonnet

zugehört. So könnte man, Ökonomiegebäude und Gärten zusammengenommen, vom Pavonnetviertel reden. Im Handelsregister lautet die Firma auf Jean-Baptiste Pavonnet, um 1500 schon also benamset in der aufblühenden Malmedyer Lederindustrie, unter zwei Brüdern lange Zeit weitergeführt, manchmal unter dreien. Und heute schon ein Teil in Händen der Bourgoisie! Das Leben ein Traum! Oder besser: Das Leben eine Parodie! Ein Kauf und Verkauf und so weiter. Wer bleibt auf dem Lebensmarkte stehen und fragt: „Quo vadis?"

Zum Hause am Kalvarienberge kehren in der Nacht vier Menschen zurück. Auch andere Trupps kommen vereinzelt durch die fast dunklen Straßen. Der Wallone hält auf seine abendlichen Zusammenkünfte seine „sices". Mimi D'Ysard hängt am Arm der großen Laure. Jetzt, wo sie aus dem Rausche und dem Licht ist, beengt sie etwas. Was? Laures Gesicht, das ein langes Schuldkonto verheißt, und das möchte sie auswischen mit dem dicken Schwamm, der ihre weiche, zärtliche, flatterhafte Seele ist. Und darum hängt sie an dem Arm Laures. Ihre Finger fiebern darauf. Laure fühlte den Druck und die Wärme. Der Zorn wallt ihr, daß sie diese bacchalische Amorettenhand hinwegschleudern möchte. Der Widerwille quillt ihr, daß sie diese Hand wie etwas Ekles empfindet. Sie aber überwindet Zorn und Widerwillen und duldet das Ekle. Wohlerzogene Menschen ersticken nicht im Ekel. Das tut das Volk. Das speit aus, wo ihm der Ekel aufstößt. Pfui! Wer wird denn ausspeien!

Die massige Haustür federt ins Schloß. Mimi küßt Madame Alphonse auf beide Wangen, wünscht gute Nacht, süße Träume, ganz süße! Madame Alphonse erstarrt. Einer alten Frau wünscht man Zucker in

den Kaffee und keine Süße im Traum. Was so ein Menschendingelchen von einer Frau glaubt, die zwei Männer gehabt hat — einen, der sie aus der Schenkstube herausgeheiratet hat und von dem die Leute damals sagten, er trage das Glück heim. So Einer! — — — davon träumt man nicht. Und Alphonse Pavonnet hat sie durchweg traumlos schlafen lassen. En effet! Der Wunsch war ein verfehlter.

Laure sagt das droben in den zwei ineinandermündenden Schlafzimmern, von ihrem Toilettentisch herüber zu dem anderen nebenan.

„Man muß sagen, du hast eine unglückliche Art, etwas Gutgemeintes auch — taktvoll zu sagen."

Mimi hat das Haarband zwischen den Zähnen, bürstet schon die langen Strähne.

„Habe ich wieder etwas verbrochen? Mon dieu! Mon dieu! Du wirst mich einsperren müssen und durch ein Gitter füttern. Aber nur mit Pralinés und Croquants, bitte ja! Ich knuspere gern."

„Ja, wenn es nur abbröckelt! Gleichviel wo! Du kannst auch mit Wohlgefallen an deiner eigenen Ehre knuspern."

„Huh! Ich fresse mich auf. So süß bin ich! Um den Honig schwirren die Käfer. Siehst du, Laure, das ärgert dich."

„Wenn ich nach dem gleichen Maße zu messen wäre wie du! Dann allerdings."

„Für alle ein Maß, chérie. Du nicht besser wie ich, — du Marquis Posa im Unterrock!"

Sie lacht und trällert. Laure sagt:

„Es ist Mitternacht, Mimi."

„Ja, und darum siehst du Gespenster. Gute Nacht."

„Wie du dich getroffen fühlst! Du weichst mir aus."

„Ma foi! Nein. Hier bin ich."

Auf der Schwelle zu Laures Zimmer steht Mimi. Sie könnte eine Nymphe sein und kichernd Tang und Wassertropfen von sich abschütteln. Ein heller, weicher Seidenbausch mit Spitzen und Entre-deux, über den nackten Schultern rosa bebändert. Die Ärmel zurückgestreift, nackte Arme weiß-rosa! Schönzierlich, verführerisch. Hier stand das Weibchen!

Andere kleiden sich zum Schlafengehen aus. Mimi D'Ysard zieht sich an. Laure steht und krampft die Hand um den Tischrand. Mit verstohlenem Blick sieht sie nach ihrem Spiegelbild. Das blühweiße Nachtkleid wallt ihr in weiten Falten. Hoch an den Hals hinauf die Festonkrause, zugeschnürt, abgeschlossen! Aus den bauschigen Ärmeln langen die schmalen aristokratischen Hände. Eine herbe Kühle schachtelt ihre Gestalt ein. Hier stand das Weib!

Aber ein brennendes Weh quillt ihr herauf — mehr noch, ein fiebernder Haß! Sie schämt sich, aber sie fühlt's, dieser Konkurrenz ist sie nicht gewachsen. Wenn Mimi D'Ysard jetzt den Mignonfuß hebt und ihr den Pantoffel ins Gesicht schleudert, ist sie, das Weib, die Dienstmagd ihres Geschlechts. Sie kann nicht couren.

„Warum redest du jetzt nicht?" fragt Mimi.

„Ich möchte, du wärest weniger dreist. Oder ist das bloß Gewissenlosigkeit?"

„Was, bitte?"

„Hast du dir einmal überlegt, daß du eigentlich mit meinem Onkel kokettierst?"

„Mit einem alten Herrn, pfui!"

„Der alte Herr ist der Mann meiner Tante."

„Dein Onkel ist deiner Tante Mann — stimmt."

„Mimi, das ist infam!"

„O Laure, du verlierst alle Haltung. Was geht dich denn der Mann deiner Tante an?“

Da stürmt Laure mit großen Schritten auf sie zu, hält aber an sich.

„Du — kokettierst nur, aber eine andere leidet darunter. Ist deine Gesinnung so frivol oder bist du so gottlos oberflächlich, daß dich auch das nicht kümmert? Du hast heute abend ein Herz zucken sehen und konntest leichtlebig lachen. Sag, wie bist du?“

Mimi kreuzt die Arme, lehnt an dem Türpfosten.

„Ich lache immer, wenn alte Leute noch lieben wollen. Das stachelt mich an. Das bringt mich zum Beißen. Voilà tout.“

„Du findest natürlich nicht, daß dies — niederträchtig ist?“

Mit ungeheuchelter Naivität:

„Nein!“

Laure Pavonnet preßt die Fingerspitzen an die Schläfen.

„Mimi, du machst mich ganz wirr. Du gehst demnach mit wachen Sinnen darauf aus, einen verheirateten Mann in dich verliebt zu machen, nur — weil es dich belustigt! Darüber geht ein anderes Herz in Stücke, du brichst in einen leidlichen Hausfrieden gewissenlos ein, du bringst die Zungen der ganzen Stadt in Bewegung. — Und das kümmert dich nicht?“

Mimi schnellt herum und dreht ihr den Rücken. Sie zieht keine Konsequenzen — niemals! Und nun steht diese große Laure nach Mitternacht vor ihr und zieht die Bilanz wie ein Börsenmakler. Es wird ihr unbehaglich. Es fährt ihr wie meuchelmörderische Messerstiche in den trotzenden Rücken. Da stachelt es sie an, nicht besser zu sein als ihr Ruf. Sie schwippt den Kopf, und leichtsinnig roh:

„Ja, wie du sagst, ma chère!"

Sie wartet. Was wird jetzt kommen? Ein heißer Atemstoß fährt ihr in den entblößten Nacken. In ihren straffen rot-rosa Arm kneifen bebende Finger. Wie eine eiserne Handschelle liegt's um ihre Handknöchel. Und dann hört sie mit halbgeöffneten Lippen und wogender Brust:

„Du vergissest, daß du in unserem Hause nur Gast bist. Wenn du unbequem wirst, kann man dich gehen heißen!" Und gefaßter, fast bestürzt: „Siehst du, Mimi, daß du mir solche Worte in den Mund zwingst, das verzeihe ich dir nicht!"

Mimi steht abgewandt und unbeweglich. So spricht sie:

„Du kündigst mir die Gastfreundschaft. Daran tust du nicht gut. Du — könntest — Madame Julien in die Lage bringen — mir ihr Haus zu öffnen!"

„Nie! Nie!"

Da dreht Mimi den Kopf. Ihre Wange liegt fast auf der Schulter. Ihre glitzernden Augen suchen Laures Blick. Ihre Stimme ist ein sengender Hauch und so weich und so zitternd und so liebenswürdig schlecht.

„Glaubst — du — nicht — auch, — daß Madame Julien tut, — was Monsieur Julien — will?"

Laure tritt zurück — um zwei Schritte, um viele Schritte. Schweigend zurück, grauenvoll! Nun steht sie am Bette und greift mechanisch in das Federzeug. Sie weiß im Moment nicht, ob nicht irgendwer ihr hinterrücks einen Schlag versetzt. Ob da nicht jemand sprach, der nicht Mimi D'Ysard war! Und sanft und trauernd wie man bei Toten spricht, sagt sie:

„Gehe schlafen, Mimi."

Und Mimi geht schlafen, kuschelt in die Decken. In blühweißem Leinen und bauschendem Plümeau

kringelt das Menschendingelchen zusammen. Und schläft. Man hört leise und wild den jagenden Atem. Und ein klein wenig — ein ganz klein wenig ein Geräuschchen, wie wenn Mimi D'Ysard — schnarchte.

Im Zimmer nebenan hockt Laure auf dem Bette, stützt die Hände auf den Rand So sitzt sie und kann nicht schlafen.

Und kann nicht die zerflatternden Gedanken zusammenhalten. Und denkt nicht. Sie ist ganz leer. So prallen unerfahrene Menschen vor dem unverhüllt Nackten zurück. So graust den Keuschen vor der Gemeinheit. Und wie die Keuschen zu den Gemeinen, so lieblos und streng und unversöhnlich wird sie. Die Empörung wallt ihr, der Widerwille schüttelt sie. Alles in ihr bäumt sich auf gegen den Zwang, dieses Mädchen zu dulden. Und sie muß es dulden. Sie wird mit ihm an einem Tische essen. Sie wird neben ihm in der Kirche beten. Sie wird „Mimi" sagen und lächeln Und abends nur werden sie stumm sein und wie Feinde schlafen und den Groll austoben. Und lange so! Mimi D'Ysard wird das aushalten. Sie wird die Menschen in Stücke brechen wie ehemals ihre Puppen. Sie hat mit Puppen gespielt bis zum sacré coeur. Jetzt spielt sie mit Menschen. Wachsköpfe. Porzellanköpfe. Holzköpfe. Der eine schmilzt am Feuer. Der andere bricht am Boden. Der letzte hält stand. Das wird Mimi D'Ysard schlau machen. Und der stand hält, war vielleicht René.

Die Menschenpuppe mit dem Holzkopf!

Sie springt auf. Sie fühlt sich fortgestoßen. Ein Wühlen und Verzehren in ihr Das ist der Stolz und die königliche Würde und die unendliche Reinheit. Die wallen auf zu flammender Empörung. Sie faßt nach dem Kerzenleuchter, geht leise und schnell

hinüber durch die Türe. Die Flamme flackert und wirrt um den Docht. Das Nachtgewand rauscht. Ihre Füße eilen unhörbar. Dunkel und mitteilsam stiert die Nacht herein. Ihre tiefen Geheimnisse schwanken raunend an die Scheiben. Vom Turme der Pfarrkirche tändelt das Glockenspiel. Krönungsmarsch aus dem „Propheten". Die ganze Stunde. Ein Uhr.

Der Lichtschein der Kerze zittert über das Bett. Mimi ist hübsch — hübsch wie ihre Puppen waren. Hübsch und frech. Wie Magdalena war. Eine liebenswürdige, naive Ehebrecherin.

Und sie war jetzt Christus, sie, Laure! Ehebrecherin! Ehebrecherin! Sie wird Geißelhiebe schwingen und der Reinen Haus säubern wie Christus den Vorhof des Tempels. Sie wird der Frechheit ins Gesicht schlagen. O, in dieses kindliche Verbrechergesicht, sie, die Reine!

Ihre Hand schnellt auf. Der gebauschte Ärmel flattert zurück. Der bloße Arm reckt heraus. So will sie zuschlagen in Empörung und wallendem Zorn. In das schlafende Gesicht, in das traumsüße. Und wie es lächelt! Magdalena, holde Ehebrecherin! Eine steht vor dir! eine Reine! — —

Das schlafende Gesicht zuckt, fiebert — öffnet groß und entsetzt die Augen. Ein Schrei! Auf! Drückt sich an die Wand und wimmert. So wie ein Kind wimmert, schlaftrunken. So wie das ehrliche Gewissen aufschreckt aus gesundem Schlafe mit rotgeschlafenen Bäckchen und mit Weinen. Ihre ängstlichen Augen wirren. Ihr Stimmchen zittert weh.

„Du willst mich schlagen — im Schlaf?!"

Da fällt Laures erhobener Arm schlaff herunter. Das Blut siedet ihr in den Kopf. Die Scham schlägt ihr Flammen in die Augen.

„Nein, nein," sagt sie hastig, „sei ruhig. Ich

hätte dir nichts getan. Ich schwöre es dir — bei der ‚Mutter der Kranken‘!“

Und geht langsam. Ihr Nachtgewand flattert um die Türe. Die Lichtstreifen zittern ihr nach. Dann Dunkel und Stille. Mimi D'Ysard kauert noch an der Wand und lauert. Und springt pfeilschnell auf über Deckenwust und Kissen, fiebernd vor Angst nach der Verbindungstüre, schließt. Laure hört das Knacken. In brennender Scham drückt sie das Gesicht in die Kissen.

Wenn Mimi D'Ysard morgen nicht mehr schlaftrunken ist, wird die ihr ins Gesicht sehen und lachen.

Und sie wird die Augen niederschlagen müssen. Sie mit der königlichen Spröde und der unendlichen Reinheit! — —

Mit ihren dunklen Rätseln drängt raunend die Nacht an die Scheiben.

Drittes Kapitel.

Saffrangelb eine weite Fläche; die schwappt, wo feuchte Lohschicht unter ihr sickert. Aus den offenen Gruben dunstet das schwarze Wasser. Eine zähe, silbrige Haut darüber. Die Abendsonne sprenkelt darein. Zu allen Seiten Trockenhäuser mit schmalen, offenen Lukfenstern, eines neben dem andern. Zwei Stockwerke hinauf sind die Wände durchlöchert. Der Wind pfeift und saust hindurch. Aus den Kellern stinken die Häute. Die hängen über den Holzböcken. Das Messer des Schälers fegt darüber. Die Haare flocken. Männer, die dort arbeiten, heiraten Frauen, die an der Papierfabrik Lumpen sortieren. So hat keiner dem andern etwas vorzuwerfen. Ein Ruf in die Keller hinunter:

„Houtöz!“ (Hört!)

Die gebeugten Rücken schnellen auf. Auf der ausgemergelten Treppe einer in getranten Wasserstiefeln. Die Hosen bauschen über den zerbeulten Schäften. Eine verfärbte Jacke, den Hut tief in der Stirne. In dem verschweißten Gesicht den schwarzen Spitzbart. Da weiß man, daß es der Julien Pavonnet ist. Wer die Besitzer auf ihren Gerbereien sucht, erkennt sie nicht. Sie sind ihre eigenen Vorarbeiter. Sie schwitzen und schuften und fluchen. Die Goldringe blitzen an schwieligen, verquollenen Fingern. Und daheim in Patrizierhäusern nicken zierliche Frauen hinter den Schleiergeweben der Gardinen.

„Houtöz! Wenn ihr fertig seid, kommt mal herauf!“

Ein höflicher Gegenruf und ein Nicken. Monsieur Julien stapft über den lohweichen Boden zwischen die Gruben. Da schichtet man die Häute ein. Die Männer trampeln darauf, taktmäßig, gleichmäßig, die Fäuste in den Hüften. Ihr Stampfen hallert dumpf in die Grube. Den Männern sagt Pavonnet der jüngere, daß er am Keller auf sie warte. Er stapft weiter und sucht ein Zeitungblatt aus der Brusttasche. Mit diesem winkt er hinüber, wo auf Pfählen die weißen Sohlleder hängen. Auf die bauschig herausgewölbten Doppelhäute sausen die Prügel, tosende Schläge. Es rieselt und stäubt herab. Es gellt in den Ohren. Da muß Monsieur Pavonnet das Blatt in die rotweiße Luft fuchteln und winken und pfeifen. Die Männer nicken, geben Zeichen mit den Händen. Zwei lösen sich aus der Gruppe, harken den Querpfahl aus auf ihre Schultern, und so mit der schwebenden Lederhaut an Monsieur vorüber.

„Wenn ihr zurückkommt, bleibt am Keller stehen.“

Und weiter stapft er in die Trockenscheune. Da hallt eine Stimme in zweifachem Echo. Dröhnt und prallt. Die seine schallt hinein.

„Frisquet! Wo ist der?“

Ein langer, hagerer Körper gebückt zwischen den Trockenplanken, das Schurzfell über den Boden schleifend. Der strohgelbe Kopf reckt irgendwo in die Gestelle.

„Voci!“ (Hier.)

Frisquet fragt nicht, was dem Herrn gefällig sei. Er sagt „hier“. Er ist der einzige Unhöfliche unter denen allen. Das nimmt ihm keiner übel, am wenigsten Monsieur Julien. Da ist keiner in der Stadt, der nicht weiß, daß der lange Frisquet sich

schämt, höflich zu sein. Und Frisquet hat das Privileg, unhöflich zu sein. Aber er ist nicht grob. Man würde ihn lynchen, trotzdem er Aufseher ist und fünf Arbeiter stellt. Das ist der eine einzige Glücksfall auf den Malmedyer Gerbereien. Man stellt soundsoviel Arbeiter. Monsieur wirft eine gewisse Summe aus. Damit muß der Aufseher haushalten. Was er an Arbeitskräften spart, was er gut und billig nimmt, ist sein Vorteil. Der lange Frisquet lebt nur vom Vorteil. Seine Familie ist fett geworden davon, er nicht; er wird immer lang und dürr bleiben, er, der die Glücksfälle ausnützt!

„Frisquet! Raus aus den Ledern! Wo steckt Er denn, Er bièsse (Rindvieh)?"

„Bin! Was denn?"

Steht da mit hängendem Kopf.

„Sie können doch französisch lesen, Frisquet?"

„Kann ich. Mein Bruder ist doch meic." (Meister, Schulmeister.)

„Gut. Dann scheren Sie sich an den Keller und lesen das Dingsda den Arbeitern vor!"

Er klopft ihm zum bessern Verständnis auf die rotgedunsene Hand. Frisquet faßt das Blatt mit verknorpelten Fingern, sieht schläfrig mürrisch darauf.

„Das? - Worum steht's?"

„Hier! Der Fettdruck. ‚Germanisation'."

„Was ist das?"

„Lesen! Nachher weiß man's. Also Sie gehen zum Keller — gleich! — und lesen das den Arbeitern vor. Die Kerle müssen das doch wissen."

„To djus'!" (Ganz richtig.)

Frisquet holt mit weiten Schritten aus. Um die langen, dürren Beine schlampert die Leinenhose. Die Arbeiter haben sich angesammelt, schwatzen und stehen; hocken auf der Kellertreppe und trinken. Die Jüngeren

vermuten, Monsieur wolle eine „goutte“ spendieren, eine Runde Fusel. Wenn Monsieur die Leder gut verkauft, gibt's Fusel. Aber Monsieur kommt nicht. Der lange Frisquet tritt inmitten, glättet ein Zeitungblatt und liest: „Germanisation im Wallonenlande.“ Von der Kellertreppe schlumpfen sie auf. Was in der „Semaine“ oder im „Organe“ steht, interessiert sie. Vielleicht war da irgendwo ein Festival, in Ensival oder Charleroi oder sonstwo. Man konnte den Sonntag profitieren. Aber der lange Frisquet sagt: Germanisation! Und er sagt noch vieles. Sapristi! Wie der das Französische 'raus hat! Germanisation! .... Allemand! .... Revolution! .... Kompatriots! ....

Wie Paukenschläge fährt das aus einer Sintflut von Knodern und Murmeln. Keiner versteht, was der lange Frisquet zwischen festgebissenen Zähnen herauswürfelt, aber sie begeistern sich an seinen Kraftworten. Germanisation! .... Allemand! .... Julien Pavonnet steht hinter ihnen und wütet.

„Machs Maul auf, Frisquet!“

Und Frisquet hackt die Zähne auseinander. Germanisation! .... Allemand! .... Revolution! .... Kompatriots! ....

In die Jüngern und Bartlosen kommt ein Sieden und Wallen. Sie sind Sänger der „Malmedienne“. Sie haben vom Concour den dritten Preis heimgebracht. Die feindliche „Union“ mag schön grün werden. Der lange Frisquet ist Unionist. Will der mucksen? Sie hören nichts mehr, sehen nichts mehr. Sie sind blind und taub. Es *kann* eben momentan nichts Wichtigeres in dem Weltenkreis geben als *ihr* Sieg und der Ärger der „Unionisten“. Und protzig und frohherzig und oberflächlich quillt's aus ihnen:

„Vive la Malmedienne!“

Ein Teil scharrt die Kellertreppe hinunter. Ihre Tritte klatschen in dem feuchten Gewölbe. Ein Teil klettert in die Lohscheune zurück und ruft den Zurückgebliebenen zu:

„Es ist kein Festival. Mit den Deutschen was! Was gehen uns die Deutschen an!" Und zweie oder dreie bleiben bei Frisquet stehen und sagen: „Oho!" Zu ihnen kommen die paar Arbeiterfrauen, die auf der „Tannerei" zum Hausgebrauch die Lohe trocknen dürfen. Die fragen:

„Frisquet, ist wieder 'n Flaue? Werden Arbeiter zurückgeschickt? Mon diu! Frisquet, es wird doch nicht! Man könnt's jetzt nicht brauchen, Frisquet, ist's meiner, qwai? Sag, nicht meiner, qwai? Viellieber Antonius von Padou, wenn's meiner ist, ist es 'n Schand? Wir haben's nicht so. Wir leben nicht auf weißen Erbsen wie die Reichen und wie Sie — ja, auch wie Sie, Frisquet! Sie leben auch auf weißen Erbsen!"

Der lange Mann steht und läßt den Kopf hängen, sieht jede Sprecherin an, hört auf jede, nickt jeder zu. Und er sagt nichts. Er weiß nichts. Wie soll er wissen, was einer will, der ‚civis' heißt? Aber als sie behaupten, er lebe auf weißen Erbsen, lächelt er still und verbissen und heimlich. Ja, er lebt auf weißen Erbsen. Sie werden es sehen. Einmal, wenn seine Zeit gekommen ist! . . . .

Ein Blicken und Nicken unter den Frauen. Der lange Frisquet sagt nicht: „S' if plait, nein. So ist's nicht! Ich schmutziger Hund von Aufseher!" Das Gerede ist richtig. Wer nicht vom Fressen satt wird, wird's auch nicht vom Lecken. Aye, jawohl! Die Frisquets haben es vom Lecken — und kurz und gut, wer in wallonischen Landen auf weißen Erbsen lebt, lebt gut, lebt wohlhabend, ist „Monsieur" Fris-

quet. Er wird einmal mit „Kamm und Spiegel" leben. Das ist die höchste Potenz. Dann muß er schon Gerber sein! bei Gott, wer weiß? Die Frauen scharren dem Langen einen Knix. Sie schmeicheln gern, aus Höflichkeit und Ironie und Warmherzigkeit.

„Bin, Sie werden's machen. So einer wie Sie, Mossieu Frisquet! Warum soll's nicht mal einer sein von den Bürgern? Und Sie denken daran — an unsere Männer, qwai, Mossieu Frisquet?"

Die zwei, drei Arbeiter um Frisquet recken die Köpfe. Hinter den schnatternden Frauen taucht der jüngere Pavonnet auf. Sein Mund steht danach, als müsse ihm ein „Biesse!" nur so herausschnodern. Frisquet macht ein verlegenes Gesicht. Er weiß schon, was kommen wird, reicht über die Köpfe der Frauen hinweg dem Herrn das Zeitungblatt, sagt:

„Abin, nun wissen die es."

„Jawohl, Germanisation! Revolution! Konfusion! Geh' zum Sankt Jacob nach Galizien, Frisquet!"

Die Frauen lachen. Pavonnet schnauzt sie an: „Eh bin! Habt ihr die Krompires und Crétons*) auf dem Feuer? Geht heim. Es wird Mittag."

Die Frauen kreischen. Pavonnet der jüngere mag sie anschnauzen, aber seine Augen sind grell und lustig und verliebt. Der meint's gut mit den Frauen. Man müßte ihm schon manchmal auf die Finger klopfen. Und sie kreischen und lachen und stieben auseinander.

Pavonnet reißt Frisquet das Zeitungblatt aus der Hand, steckt es in die Brusttasche. Sein aufwiegelnder Blick läuft in die Runde.

„Das laßt ihr euch gefallen, ja? Man müßte

---

*) Kartoffeln und Speckschnitte.

euch niederknallen. Parbleu! Ihr habt keine Ehre im Leibe!"

„Oh sia! sia!"

„Bin, und warum macht ihr's Maul nicht auf? Laßt ihr euch den Brei über den Kopf wegessen?"

„Fällt uns nicht ein. Nenni!"

„Bin, und was?"

„Was?"

Da brüllt er ihnen ins Gesicht:

„Germanisation im Wallonenlande! Eure Kinder sollen jetzt Deutsch sprechen lernen, und ihr sollt's und eure Mütter und eure Großmütter! Und wenn ihr noch Urgroßmütter habt, — die auch! Tonnèrre! Versteht ihr's jetzt?"

Die Männer stoßen die Mützen in den Nacken.

„Oho!"

Und vom Keller herauf:

„Oho!"

Und von den Scheunen herunter:

„Oho!"

Und jeder im gleichen, kurzen, stoßenden Tonfall, und jedes von vielen Stimmen. Ärger und Drohung, Staunen und Schrecken. Oho! Oho! Oho! Aus den Luken der Trockenhäuser heraus stecken sie die Köpfe. In den Gruben stehen sie bis zu den Hüften — horchen. Und wer vorübergehen will den holperigen Tannerei-Weg hinunter — steht. Und wer sein Körbchen Lohe für den Tagesgebrauch füllen will, steht! Pavonnet holt wieder das Zeitungblatt heraus, klatscht mit dem Handrücken darauf, liest, übersetzt Kraftstellen ins Wallonische. Seine Stimme schnarrt, rattert, sprudelt. Jetzt verstehen sie. Jetzt begreifen sie und pulvern auf. Der Mann vor ihnen

redet mit Schwung, redet mit Zorn. Vive! Sie schwingen mit. Sie zürnen mit. Aber selbstverständlich! man wird wallonisch bleiben. Man will sich wehren. Man wird schreien, und kratzen und beißen. Ja, und dann wird der Kaiser nachgeben. Er soll froh sein, daß er Wallonen im Reiche hat. Wallonen sind keine Polen. Man soll sie nicht däumeln, sonst laufen sie über die Grenze — allmitsammen! Allmiteinander! Nach Deutschland läuft keiner! keiner! Wie die Menschen drillen, die Preußen! Die wenigen, die beim Militär waren, erzählen es. Die meisten legen sich Gebresten zu oder schieben nach Belgien oder weinen, weil sie fort müssen zu den Preußen. Wenn der Kaiser kommt, wird man's bei ihm vorbringen. Er wird einmal kommen. Darauf rechnen die Wallonen.

Eine Wirrnis von Stimmen, und beängstigendes Gestikulieren. Hüben und drüben stürzen die Redekatarakte. Der Wallone will Phrasen und Herzensfeuer. Man kann ihn speisen und sättigen und trunken machen mit Redeschwung und Pomp. Gloire dem Wallonenland! Vive „Mamdi", die Wallonenstadt! Der Wallone ist zuverlässiger als der Franzose und wärmer und aufrichtiger als der Belgier. Er hat von beiden einviertel Mischung und dreiviertel Eigenes. Und das Eigene wiederum ein Geliehenes von Eburonen und Kelten. Solch ein Mosaikmensch — der Preußenwallone!

Pavonnet nimmt Frisquet beiseite.

„Jetzt kochen die. Man muß sie warm halten, die können ebenso schnell verdampfen wie Suppendunst. Heute und morgen hält's noch an, übermorgen muß man sie an heute und morgen erinnern. Bringen Sie das fertig, Frisquet?"

„O aye!"

„Wenn Sie's fertig bringen — Sie wissen, ich lasse mir nichts schenken!“

„Ja, was ich fragen wollte, —“ in Frisquets straffes Gesicht zerrt ein lebhaftes Mienenspiel. Die Intelligenz des Geschäftsmaklers sprüht hellichterloh aus ihm. „Ja, was ich fragen wollte. — Monsieur Julien wird wohl nix dawider haben, wenn ich vier Häute von mir in Grube ‚Max‘ mit einlege? Vier Häute, aye?“

„Ft! Schon die Abschlagszahlung? Bon! Vier Häute legen Sie ein, bon, über zwei Jahre nehmen Sie sechs heraus, verstehen Sie — sechs! Wenn Sie etwas fertig bringen!“

„In Dreigottesnamen! Da müßt' ich dumm sein!“

„Parbleu! Wer verlangt vom Frisquet, daß er klug ist? Ich nicht. Ich kenne ihn. Aber schlau muß er sein. Und das ist er. Darum, vi', sei schlau so viel du willst! Im übrigen habe ich den Frisquet zu nichts beauftragt, verstanden?“

„Es wird gemacht, aye.“

Frisquet schrammt herum und fort. An der Trockenscheune erinnert er sich und ruft zurück:

„Merci auch, Monsieur Julien!“

Der ist schon auf dem gelben, schwappenden Lohboden und zwischen den hängenden, weißen Sohlledern, schiebt den Tragpfahl auf die Schulter und trampft neben seinen Arbeitern her. Derweil stürmt einer den ausgemergelten Tannerei-Weg herauf. Wer aus der Stadt heraus hurtig und im Hausrock zu den Gärten an der Warchebrücke-Landstraße will, nimmt diesen Weg. Die paar Leute, die ihn augenblicklich gehen, sehen den Eiligen an und sagen:

„Monsieur,“ ein hingesungenes Wort, nur der Name, und das ist schon ein wallonischer Gruß,

neigen sich graziös, devot. Er ist ein Reicher. Er kann vorübersausen und nonchalant die Hand gegen den Mützenschirm werfen. Das ist sein Gruß. Louis Fossard grüßt prinzipiell nur „unsere Leute", sonstwie läßt er sich grüßen. Aber man muß genau zusehen, um Louis Fossard zu erkennen. Louis stapft wie ein Holzknecht. Er ist nicht im Salonrock. Beileibe nicht. Lohstaub auf dem Rücken, im Haar, im Gesicht. Man konnte ‚Louis' sagen und irrtümlich Louis Lanuit meinen, den da im Keller, den kleinen, fluchenden Louis Lanuit, der stehlen darf, weil ihm niemand auf die Finger klopfen will, und weil er Lanuit heißt. Das ist ein Verbrechername, wie ihn die neuere Statistik in dem Namen „Zero" nachweist.

Und Louis Fossard holpert über den Weg, springt über die Gruben, pfeift Pavonnet dem jüngeren; der steht, wartet. Louis Fossard nimmt ein Zeitungblatt aus der Tasche, „La Semaine".

„Germanisation im Wallonenlande," schneidet Pavonnet ihm die Einleitung ab.

Louis Fossard entfaltet das Blatt weiter, weist auf die Unterschrift!

„‚Civis'. Wer kann das sein? Ganz passabel geschrieben, auf Parole! ganz passabel!"

„Ja, die Kanaille hat eine Menge Sprit. Solch ein Stil à la Madame de Stael, Madame de Sévigné —."

„Pattata! So schreibt keine Frau. Eine femme savante in Malmedy! — gibt's nicht. Ein Schlaukopf hat das geschrieben, ein permanenter Schlaukopf. Man müßte herausfinden, wer es ist."

„Echauffiere dich nicht, Petit Louis — du bist es nicht."

„Du auch nicht, Julien, mein Ehrenwort!"

„Na gut. Darauf kommt es nicht an. Hast du alles gelesen?“

„Überflogen, ja. Ich las gleich die Unterschrift. Interessiert mich kolossal.“

„Und wohin gehst du jetzt?“

„Zum Kasino. Vielleicht treffe ich da jemand, der Bescheid weiß.“

„Wer ‚Civis‘ sein könnte?“

„Aber natürlich.“

„Und sonst nichts?“

„Sonst?“

„Geh zum Sankt Jacob nach Galizien, dann brauchst du dich nicht umzukleiden.“

„Tonnerre! Wie brutal!“

Julien Pavonnet stößt die Fäuste in die Rocktaschen, steht dicht vor dem Kleinen, schnaubt ihn an:

„Du willst wissen, wer Civis ist! Nur das! Nur das! Petit Louis, dich müßte man gerben. Du bist kein Wallone! Du hast kein Herz für unsere Sache. Kein wallonisches Herz! Denn das müßte dir jetzt bluten, wenn du alles gelesen hast. Aber du hast ‚Civis‘ gelesen, und dein Interesse ist — Neugierde! Geh! Geh! Geh zum Sankt Jakob nach Galizien!“

„Ich kein Wallone?“ Der Kleine überschluckt sich. „Das ist einfach — ja geradezu — unanständig!“

Wütend stapft Pavonnet vor ihm. Seine Augen rollen.

„Bon, geh zum Kasino und frage, wer Civis ist, dann sind wir hierzulande gerettet.“

Eingeschüchtert fragt Louis Fossard:

„Wenn ich nur wüßte, was du tun wirst?“

Da steht Pavonnet vor ihm, reißt an dem Knebelbart.

„Vielleicht gehe ich auch zum Kasino, aber erst

morgen oder übermorgen, oder wenn ich eben Zeit und Lust habe. Es interessiert mich nämlich durchaus nicht, die Meinungen da zu hören. Die helfen zu nichts. Raisonniert haben wir jetzt lange genug. Endlich einmal — vorwärts! Aus dem Kasino wird keiner vorangehen. Darum bleibe auf deiner Gerberei, Louis, lies deinen Arbeitern den Artikel vor, erkläre ihn, lüge; es bleibt immer was hängen! Hat das nicht Voltaire gesagt? Und schufte weiter bis zum Abend, dann komme zu mir. René kommt auch. Wir dreie machen eine Runde durch die Cabarets. Eine ‚Massitour'“ (Schmutztour), „wenn du willst, aber nur so kann etwas werden.“ Und näher zu ihm: „Wir müssen den Bourgeois das Fell kitzeln.“

Louis Fossard zieht die Brauen hoch. Er hat begriffen.

„Ich komme,“ und stürmt den holperigen Weg zurück. . .

Die Sonne spielt Verstecken hinter den Bergen. Sie schlüpft in die weißen Wolken hinein. Goldgelb schimmert der Saum ihres Kleides durch. Und im Sonnenuntergang glühen und flammen die Pouhonberge. Grün-rot-golden überschwemmt! Die Farbenglut tränkt das weite, mit satten Gemüsegärten bordierte Wiesental. Der Warchefluß läuft, rauscht und rieselt mitten hinein und mit gurgelnden, eiligen Wellchen kopfüber und -unter nach Belgien hinüber. Über das Rauschen und Rieseln springt ein Brückenbogen, dort, wo die Warchenne und Warche zusammenfließen und die Stadt aufhört. Dort auch die Ausläufer der Gerbereien, die, wie ein Gürtel die Jungfrau, die Ardennenstadt einschnüren. Weiter ins Feld und nahe dem Fluß die Wallfahrtkapelle. In die Andachtstille das Klopfen der Leder. Hier und da ein Zuruf, ein Pfiff — und wieder gehaltene

Stille. Die Söhne Malmedys ehren die Wunderstätte der heiligen Jungfrau.

Schräg gegenüber im blühenden Miniaturgärtchen eine Schenke. Da füllen die Arbeiter die Schnapsflaschen. Es ist gegen sechs Uhr und Vesperzeit. René Monfort schickt ihnen die „Semaine" in die Schenke. Sie möchten lesen. Und sie trinken und lesen und trinken auf sein Konto. René Monfort hat die bestgelegene Gerberei, dicht an der massiven Stadtbrücke, die auf die Landstraße nach Warchebrücke überleitet. Der Tannerei-Weg läuft über sie hin in den Feldweg zum Kapellchen.

In diesem rechten Winkel, fast planimetrisch genau, die äußerste Ecke von René Monforts Gerberei. Und da steht er. Und keiner in Malmedy ist, der ihn nicht, seit er vor fünf Jahren von Löwen zurückkam, tagtäglich dort stehen sieht. In Stulpstiefeln und Lodenrock, gebürstet und mit farbigem Steifkragen. Es sehen ihn solche, die auf der Landstraße weiter nach der Grenzstadt Stavelot ziehen, oder Scharen von Kindern und Weibern, die eine Stunde Wegs sich das Brot billiger, zehn Schritte von der deutschen Zollstation holen, pro Mensch ein zollfrei gegebenes Brot, und für zwei Pfennige ein halbes Pfund Salz, und ein Pfund Speck für fünfzig Pfennige. Und solche sehen ihn, die ihre Flaschen an der Eisenquelle fünf Minuten weit im Wiesental, und vorüber an der Wallfahrtkapelle, füllen wollen. Fragt man den Wallonen, wo er die Berechtigung herleitet, Malmedy zu einem Kurorte zu machen, so nennt er den Pouhon (Mineralquelle), an zweiter Stelle seine Berge, an dritter Stelle die tonisierenden Eigenschaften seiner Luft und die für heißen Sonnenbrand so angenehme Feuchtigkeit der Atmosphäre. Und die Pouhons in Malmedy konkurrieren mit denjenigen von

Spaa. Hier wie dort Pouhon! Die Malmedyer sagen: Unsere Quellen sind stärker! Stark kalkhaltig, mit Kohlensäure übersättigt, so brausen unsere Brunnen! Kommt zu uns, ihr Engländer, Holländer, ihr blutarmen, nervösen Schwächlinge, ihr Schlappen und Mutlosen! Trinkt euch gesund an unseren Quellen, an unserer ozonreichen Sonnenluft! Erquickt euch im Frieden unserer Berge! Wärmt euch an unseren Herzen!

Die von Spaa sagen weniger: Der Weltruhm unserer Stahlquellen! — Und es kommen zu ihnen die Engländer und Holländer!

René Monfort wird auch von solchen gesehen, die der ‚Mutter der Kranken' ihren Gruß bieten. Und besonders von solchen! Und besonders an Samstagnachmittagen um sechse! Dann war die Wochenandacht verklungen — dann bauschten sie den Feldweg hinunter zur ‚Mutter der Kranken'! Füllten mit Tuscheln und Seidenknistern und Medaillengeklirr die paar Kirchenbänke, küßten das Rosenkranzkreuz; und hinaus wehte der Glanz und der Duft und die heitere Frömmigkeit. Die Ehrfürchtigen und Armen, die nach ihnen hineinschlichen, schlürften die Parfümwolke ein, und andächtig stieg der Gedanke: Da waren unsere Reichen!

Es ist also unausbleiblich. René Monfort muß an Samstagnachmittagen an der Brückenecke stehen. Diesmal steht er in besonderer Spannung, Rohrstöckchen im Stiefelschaft, pfeift mit den Klängen des Glockenspiels den Krönungsmarsch aus dem ‚Propheten'. An dem Brückenkreuz kommt einer vorüber, schwenkt vor dem Christenzeichen tief den Hut. Gott dem Herrn die Ehre! Und geht und stößt den Stock ein, gravitätisch und schwer und greis! So wie es sich ziemt dem Steuerzahler zweiter Klasse! Aber da

hängt daheim im ererbten Salon mit den weißen Möbelkappen ein gewisser Narziß Jean Ignaz Hyazinth Xhayet im Rahmen, in Öl gestrichen, sehr dunkel, sehr unsichtbar, wie Altargemälde in den Kirchen Roms oder wie ein solches in der Kapuzinerkirche Malmedys: eine Geburt Christi, bei der auch ein Kapuzinermönch zugegen ist. Ein ‚Mambien', der Maler Counet aus dem achtzehnten Jahrhundert, hat's gestrichen, der hat auch das Ahnenbild im Salon mit den weißen Möbelkappen gemalt. Darum ist es dunkel, darum ist's unverständlich. Der Monsieur Narziß Jean Ignaz Hyazinth Xhayet war seiner Zeit ein sehr unverständlicher Herr. Er war Bürgermeister. Er saß neben dem österreichischen Grafen von Metternich in der Ständeversammlung des alten Fürstentums. Neben einem adeligen Deutschen! Es lagen etliche Güter von diesem im Fürstentum. Da meinte Gustav Xhayet, der Nachfolger, sagen zu müssen: „Es gibt auch honorable Deutsche. Sie fangen erst beim Grafen an. Wir haben hier keine honorablen Deutschen mehr. Darum rücken wir von ihnen ab!" Diese Rede fällt in zwei Zeiträume. Von da ab, wo sie beginnt: „Wir haben hier keine . . . . . ." war sie ein Racheschrei, dem Ruf ähnlich, den die Sklaven dem Darius dreimal täglich schmacherinnernd künden mußten. „Herr, gedenke der Athener!" Der erste Teil brachte ihm eine kurze Zeit die Bürgermeisterstelle von Malmedy ein. Da man ihn aufforderte, seine amtlichen Berichte deutsch abzufassen, schrieb er souverän und sehr gegen den Aktenstil: „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet," und weigerte sich und wurde ein Opfer seiner Überzeugung. Von jenem Vorfahren Xhayets ist ferner zu berichten, daß er wohlgefällig vor dem Herrn und seinem Fürstabte war. Katholische Geistliche haben am ersten Weih-

nachtstage drei Messen zu lesen. Wilhelm von Manderscheid, der Abt dreier Klöster war, las die erste Messe in Stavelot, bestieg sein Roß, ritt weiter und las die zweite in Malmedy, und wieder zu Pferd und las die dritte in Prüm. Der Vorfahre Xhayet machte den frommen Ritt ohn Unterlaß mit, weshalb denn seine Nachkommen heute noch den Kirchgang zum Pflichtgang machen und es sonntäglich nicht unter drei Messen tun.

Diesen Mann grüßt Monfort mit allem ihm zustehenden Respekt, sagt:

„Salut!“ Und Xhayet mit tiefer Gurgelstimme:

„Sehr wohl, Sie haben's gelesen. Ich sehe es!“

René Monfort lächelt, streift mit der weißen Damenhand das Haarbüschelchen aus der Stirne.

„Tolle Chose! Wird wohl schwerlich jemand in Malmedy sein, der heute nicht darüber spricht.“

Xhayet hält den Hut in der Hand. Sie sind noch in der Nähe des Kreuzes. Langsam gehen sie weiter bis zur Schenke. Xhayet spricht:

„Oui, certes! Civis ist wie eine Bombe hereingefallen. Wir alle haben einen Eisensplitter an den Kopf bekommen. Ob wir nun aufwachen? Wir haben bisher geschlafen, René. Denken Sie an, seit 1815! Civis ist unser Mann!“ — Er fragt nicht, wer ‚Civis‘ sein könne. Jener Vorfahre Narziß Jean Ignaz Hyazinth war auch kein neugieriger Fragesteller, fragte nicht, ob er Freund oder Feind aus seiner Pulvermühle Munition auswaggonierte, lieferte den Spaniern und wurde von dem berüchtigten Schenk von Nideggen samt Kirche und siebzig Häusern der Stadt zusammengeschossen. Gustav Xhayet wird daher aus Gewohnheit nicht neugierig sein, und das erleichtern ihm zu Hause etliche direkte Nachkommen beiderlei Geschlechts, die alles hören, alles wissen,

weil sie alles vermuten. Es sind deren mehr als nötig zum Hausgebrauch, aber — wie gesagt — sie erfüllen ihren Zweck. Sie haben einen Vater, der nicht neugierig sein darf! Sie werden auch herausfinden, wer ‚Civis' ist. So kann Gustav Xhayet obenhin und ohne Wissensdrang sagen:

„Civis ist unser Mann. Wir müssen ihn unterstützen! Da das Kasino die Intelligenz von Malmedy ist, müßte man das Kasino zusammenberufen. Wie?"

„Ehrenwort! Müßte man!" bestätigt Monfort. Wenn man bei einer Sache uninteressiert ist, bestätigt man. Gott! wie ihn die Geschichte schon langweilt! Und Xhayet spricht weiter mit Gurgeln und Atemächzen:

„Wenn noch die alte Form des Fürstentums bestände, würden die Landstände aus der Mitte des Kasinos hervorgehen. Demnach haben wir uns als die Leiter unseres Volkes zu betrachten und die vox populi in Rechnung zu setzen!" Hebt den Stock und weist gradlinig mit Arm und Stock nach der Schenke: „Dürfen wir überhören, wie das Volk lärmt?"

Da geht Monfort zum Fenster der Schenke, klopft: „Ihr da! Hepp! A l'ovrège!" (An die Arbeit!) Und zu Xhayet: „Wenn die Schnapsflasche leer ist, hört der Lärm auf. Die unterstützen Civis nicht!"

Xhayet steht und wartet und spricht nicht mehr. Von der Brücke her kommt ein Paar, ein ungleiches und altes. Ein kleiner Mann und eine große Frau. Der kleine Mann ist aristokratisch, vielmehr ist es sein Kopf. Der blühweiß aufgelockte, dünne Kopf, die Mumie eines Rokoko-Diplomaten! Und so welk und verrunzelt und häutig das leichenfarbige Gesicht. Ein Voltairelächeln darin. Geist und Feuer in den unstäten Augen. Und neben ihm groß und stumm und gottesfürchtig die Frau. Sie verläßt ihn

heute nicht — heute an dem kritischen Tage. Sie muß ihm heute die Voltairezunge hüten wie sonst seine spitze, pickende, stachelnde Feder. Der kleine Mann schreibt. Er hat einen Haufen Gelehrsamkeit und schneidet Coupons. So kann er schreiben.

Xhayet sieht diesen Arsène de Vries und denkt, der könne ‚Civis' sein und wartet. Und René wartet. In sein dunkles Gesicht springt sogar ein Interesse. Man war in wallonischen Landen immer gespannt darauf, was Arsène de Vries sagte.

Xhayet schlenkert den Hut in gravitätischem Bogen:

„Madame?" und dem kleinen Mann ein Kopfnickerchen: „Arsène oder — Civis?"

Dem kleinen Manne fällt die Stirnhaut über die klugen, spottenden Augen.

„Haben Sie meine historischen Etüden über das alte Fürstentum Malmedy gelesen? — Ganz gelesen? Ohehehe! Nein, Sie haben sie nicht gelesen, Gustav Xhayet. Kennen Sie meine ‚Miszellen' über Malmedy Wallonia? Mein Textbuch über die Legislation unseres Ländchens? Und anderes? Und mehreres? Nein, Sie kennen sie nicht. Pardon! Ich staune nicht mehr, daß Sie mich für ‚Civis' halten, Gustav."

Mit leichter Verbeugung eilt er der Frau nach, die schon einen Schritt voran in den Heckenweg schreitet. Xhayet sperrt ihn mit ausgestrecktem Stocke ab.

„Ist denn—ä ehem — ist denn der Civisartikel so — so unter Minimum? Sie haben manchmal merkwürdige Ansichten, Dokteur "

„Ganz merkwürdige, z. B. wenn die halbe Stadt sagt: ‚Civis ist de Vries', und ich daraufhin eine Entschädigungklage einreichen könnte."

„So schlecht ist der Artikel?" fragt Monfort und schämt sich in die Seele aller Pavonnets. Der kleine

Mann nimmt ein Dutzend Worte auf seine Zungenspitze und läßt sie wie Stromschnellen herabrieseln.

„Der Stil, mon chèr, der Stil! Ich habe keine Aufsätze bei den lieben Schulschwestern gemacht. Ich kann unmöglich diesen Stil schreiben. — Maman," ein Blick nach der großen Frau, „möchten Sie nicht schon vorangehen? Ich folge nach."

Aber Maman sagt liebreich:

„Ich kann warten, chèr." Sie würde den kleinen Mann um alle Güter der Welt jetzt nicht verlassen. Sie wird neben ihm stehen, stumm und groß und unbequem. Und die Voltairezunge wird nicht reden, was ‚Maman' später rügen muß. Er gefällt sich darin, unbeliebt zu sein. Ihr gefällt das nicht. Er aber war der großen, stummen Frau untertan. Und sagt des weiteren:

„Außerdem bringt der Artikel nichts Neues zu der Sache. Was wollen Sie mit dem, was heute oder morgen geschieht? Und was zukünftig geschehen soll? Sturmwetter im Wasserglas! Die Regence wird unsere Proteste lesen und eine Zigarette dabei rauchen. Geschwätz! Geschwätz! Die Geschichte unseres Volkes ist unser Argument! Die Geschichte der dreißigtausend Einwohner unseres alten Fürstentums! Des großen Napoleon Schwert gab ihnen den Ritterschlag. Unter Napoleons Glorie Untertan gewesen zu sein, ist wiederum — Gloire! Unsere Sprache blieb. Unsere Blicke wurden zum Ourthe-Departement Lüttich hingelenkt. Dahin gehen sie heute noch, nach Belgien. Alle unsere Interessen liegen bei unseren wallonischen Stammesbrüdern in Belgien. Das Schwert Bismarcks hat den Stammkörper entzweigeschlagen. Die Grenze, die zwischen uns liegt, ist das Schwert Bismarcks. Sie wird immer eine künstlich gezogene Grenze bleiben, keine durch

kulturhistorische, ethnographische, geographische oder sprachliche Verhältnisse gebotene. Nur politisch gerechtfertigt. Die Politik kennt kein Vaterland Sie kennt nur Reichsgrenzen. So wird das Deutsche immer wie ein beigegebenes Glied an uns hängen, anormal, Messieurs, vollständig anormal! 1815 angewachsen als deutsche Amtssprache! Amtssprache und Kirchensprache! Zwei bureaukratische Begriffe, die man abbetet, wie das Konfiteor! Der lateinische Gott und der deutsche Regent ist uns Baal, der Götze aus Samaria. Wenn wir ihn rufen, wird er auch wahrscheinlich in einer Unterredung oder auf einer Reise oder in einem Wirtshause sein. — Erschrecken Sie nicht, Gustav, ich zitiere Worte des Elias, des Propheten. Und dann, wissen Sie, Messieurs, von Amtswegen wird man nicht warm gemacht. Eine Sprache muß man lieben wie eine schöne Frau. Ohehe! Der Karren holpert über den Fahrdamm, und es sollen Herzschläge sein! Haben Sie schon gehört, daß ein Dreschflegel ein Taktstock sein kann? Bien! Bien! Sehen Sie, mit dem Dreschflegel taktiert die Amtssprache! Aber sie wird sich dazu bequemen müssen, den Taktstock zu führen. Will man Harmonie erzeugen, darf man nicht — dreschen!"

Gustav Xhayet läßt den Atem lang ausfließen.

„Das sind Argumente!!"

Der kleine Mann fährt herum, mit einem Lächeln im Gesichte, wie es der shakespearesche Malvolio der Olivia zugeeignet haben mag. Und damit begrüßt er an der Brücke schon die lange Reihe schwatzender Damen.

„Unsere" Damen sind ihm wie Blumen, die er nach jedem Ballfeste in Versen unter dem Lokalen der ‚Semaine' besingt. Aber er ist immer die züngelnde Schlange unter ihnen, die Schlange der Kleo-

patra, die sie in einem Blumenkorbe sich zutragen ließ. Gift für den Menschen.

Helle Stimmen schmettern herüber. Vieler Köpfe geschwätziges Neigen. Lachen und Schnattern die lange Reihe hinauf und hinunter. Man kommt nur in Reihen. Man sperrt die Straße. Das ist vornehm. In dem engen Heckenweg zerrinnen sie um die kleine Gruppe. Die Herren fangen das laute Gespräch auf. Die Damen reagieren. Der kleine Mann tänzelt wie elektrisiert in dem schillernden Kreise.

„Dokteur," ruft ihn Berthe Fossard mit ihrer hölzernen Stimme an, „Dokteur, Sie sind nicht ‚Civis'! Aber wenn doch, dann haben Sie Ihre ‚Miszellen' irgendwo abgeschrieben."

Er steht dicht vor ihr, klopft ihr die rechte Hand, die linke, möchte ihr die Wange klopfen vor kindlich schluchzender Freude.

„O ma charmante! Ich habe die ‚Miszellen' — nicht abgeschrieben! Wenn mein Maurice nicht zu alt für Sie wäre, müßte er Sie mir zur Tochter geben. Sehen Sie, so dankbar bin ich Ihnen, daß ein Mensch in Malmedy ist, der mich nicht für ‚Civis' hält."

„Natürlich ‚Civis'!" Ein Ruf aus dem schwatzenden Kreise. „Man hört ja nichts anderes."

Der kleine Mann drängt vor.

„Gewiß, es ist wie eine Krankheit, die in der Luft liegt. Wenn zweie sich begegnen, sehen sie einander in die Augen und fragen: Bist du ‚Civis'? Das wirkt epidemisch, meine Damen, und es ist schrecklich!"

„Eh bien! Wer ist nun ‚Civis'?" fragt Mimi D'Ysard spitz und lauernd. Sie hat still bei Laure Pavonnet gestanden, beklommen und innerlich. Jetzt

fragt sie es fast verwegen heraus. Sie fühlt, ohne Laure, die neben ihr steht, zu berühren, wie diese zusammenschrickt. Arsène de Vries lüftet höflich den Hut, lächelnd und verbeugend und weitergehend.

„Suchen Sie ihn doch, Mademoiselle Mimi, — vielleicht ‚Civis' im Unterrock!"

Und geht und tänzelt, der kleine Mann neben der großen Frau. René Monfort lehnt an dem Gartenzaun der Schenke. Er stemmt die Arme hinterrücks in die Latten, balanziert, lächelt. Und dann fallen die letzten Worte, und sein bestürzter Blick trifft Laure. In ihrem Gesichte wallt und schwindet das Blut. Die Augen wirren hilflos. So kennt er sie nicht. Es berührt ihn seltsam. Ein plötzlicher, heißer Wunsch stößt ihm auf: sie so erbarmungwürdig hilfebedürftig zu sehen, daß er warm werden könnte wie eben jetzt. Sein flirrender Blick klettert an ihrer Gestalt hinauf, und wo ihre Lippen leise beben, rankt er fest. Kalte, schmerzende, läuternde Venuslippen. Sie könnten Marmor sein, wenn das lebendige Blut nicht darin pulste. Und diese Lippen hatte er einmal keusch und flüchtig berührt! Und eine Nacht in süßem Verzehren davon geträumt. Damals, als in die Knabenseele das neue, jungfräuliche, schamhafte und wehe Gefühl zog. Es überschüttelt ihn jetzt noch mit all den Schauern junger Süße. Er richtet sich hastig auf. Sein Blick kommt nicht los von ihrem Gesicht. Da sieht sie ihn an. Sie hat ihre Fassung wieder. Er hat sie auch. Er flüchtet von ihr. Ihre ruhige, leidenschaftlose Stimme mischt ein Scherzwort in das Gespräch. Die Damen verabschieden sich. Seine Blicke irren zu Mimi.

Sie ist blaß und verschwiegen, als habe sie eine Krankheit durchgemacht und könne nur von ihrem Leiden erzählen. Aber unter diesem bleichen Schein

ist Feuer und Glut und Funken. Er spürt das. Er kann das ahnen. Und das Ahnen macht ihn schon aufrührerisch. Er denkt, wenn diese Glut unter dem bleichen Schein ihn einmal heiß mache, müsse er darin untergehen. Das sind Frauen wie Feuerschlacken. Wo sie stehen, brennen sie den Boden an; aber sie verkühlen! Eine Wonne klunkst in ihm. Mimi wird nicht verkühlen. Die wird lichterloh weiterbrennen; lichterloh! lichterloh!

Er sieht von ihr weg. Ihr Anblick wirkt aufreizend. Kokettiert sie mit dem bleichen Schein? Ihm ist, als könne er ihr alles vergeben. — Ein Gedankenstoß! Er hält den Atem inne. Nein! Nicht alles! Nicht alles! Nicht, daß — sie — ihn — entfernt, von den marmornen, schmerzenden Venuslippen! Damals . . . . . war's . . . . . doch anders.

Und so sinnt er in seine innere Welt und steht doch gentil und hört. Und Gustav Xhayet denkt nicht, daß ein Menschengesicht eine schöne Lüge sein kann, spricht also des langen und breiten in ein lügendes, interessiertes Menschengesicht. Hinter seinem Rücken plötzlich eine grelle, borstige Weibsstimme.

„Bodjou, Mossieu Xhayet! Bodjou, Mossieu René, bodjou, bodjou!“

Cicile Poupoudje kommt von der Gebetarbeit, runzelt die Lippen ein und grinst und nickt, nickt — und versetzt Gilles einen Stoß in die Seite. Der muß die Kappe schwenken. Hui, daß man's sieht, was für einer ihr Gilles ist! O, was für einer! Habt ihr's gesehen, ihr Reichen? Herausfordernd ist ihr Grinsen. Was man sagen wird von ihrem lieben, kleinen, schmutzigen Hund? Und Gustav Xhayet sagt:

„Cicile, woher hast du den Rotkopf? Stelle ihn in die Sonne, daß er bleicht.“

Da schlenkert sie erbost herum, knodert im Weiter-

haften. Hinter ihr aus wappelndem Bauch ein geschwollenes Lachen.

„Soll ich spucken?" fragt Gilles.

„Wenn er nicht der Mossieur Xhayet wäre," sagt Cicile. Sie drückt seine Hand unter ihr Schultertuch, haftet, knobert, haftet. Gilles kommt nicht zur Ruhe. Sein Gesicht zuckt ihm, als werde es von Nadelstichen getroffen. Die aufgestachelte Wut vibriert in seiner Stimme.

„Cicile, siehst du. Wenn ich wollte, könnte ich ihn niederwerfen."

„Oho!"

„Ja, siehst du. Ich würde ihm von hinten her die Faust in die Knie schlagen. Dann fällt er um."

„A bais, nein. Er ist der Mossieur Xhayet."

René Monforts Blick wandert den beiden nach. Den Buben kennt er. Den hat er nicht in Malmedy gesehen. Xhayet hilft seinen Gedanken auf die Spur. Der von Mont Righi. — Zwei Herren reden den Buben an.

„Sind das Lehrer?" fragt Xhayet.

„Der Blonde mindestens. Eben aus dem Seminar gekommen. Die Kinder korrigieren ihm sein Französisch — dit-on! Ich stehe diesem Herrn ja fremd — das heißt — ja doch! Im Café Müller einmal. Der Blonde warf das brennende Streichholz unter den Tisch, mir an die Hose. Ich gebe ihm sehr höflich die Versicherung, daß er ein Bauer ist. Darauf reagiert er nicht. Ich denke, er mußte erst daheim im Ploetz nachschlagen. Allem Anscheine nach hat er's jetzt unter der Rubrik P gefunden. Sehen Sie, wie er mich beißen möchte."

Von den Vorübergehenden her ein lautes, deutliches Sprechen.

„Das ist also ein Kind einer Mischehe, väter-

licherseits deutsch, aber nahezu vollständig wallonisiert. Man kann füglich den Spieß umdrehen und sagen: Wallonisierung der Altdeutschen!"

Und der andere:

„Ob er aus einer Mischehe ist, kann eigentlich mit Bestimmtheit nicht behauptet werden. Es könnte sein, daß sich auch eine, freilich entlegenere deutsche Abstammung der Mutter nachweisen läßt. Sie ist eine Fink. Damit läg' die Sache der Wallonisierung noch schlimmer. Vom statistischen Amt aus sollen Fragebogen durch die Volksschule lanziert werden, mit den Rubriken: Deutsche, deutsch-wallonische, wallonische Kinder. Da wird man sich denn die Familie dieses Experimental-Knaben näher ansehen müssen —," hält inne. Thayet redet ihm würdig und gurgelnd hinein:

„Ehe dieser Fragebogen ausgefüllt ist, wird der letzte Deutsche aus der Wallonie hinausgefegt sein!" Er wendet sich nicht. Er dreht nicht nach den Vorübergehenden. Er sagt, was er in diesem Augenblicke denkt. Warum er's laut sagt und keine Adresse nennt, wen schert es? Die Vorübergehenden antworten nicht, weil sie nicht gefragt sind. Der Blonde sagt mit der gleichen Befugnis des adresselosen Denkens: „Grundsätzlich lasse ich Hunde bellen, wenn sie nicht beißen."

Da scharrt der schwere würdige Mann herum:

„Herr! wir w e r d e n beißen!"

Der Blonde zögert, lüftet den Hut.

„Dann klagen Sie auch nicht, daß man nach Maulkörben verlangt. Man wird sich doch nicht beißen lassen!"

Der andere zieht ihn mit sich fort.

„Kollege, das war unvorsichtig. Warum denn die Gegensätze verschärfen? Die Wallonen sind harm-

lose Lärmmacher. Wenn sie sich ausgeschrien haben, dann sind sie befreit und unbeanstandet kann die deutsche Germanisierungarbeit weitergehen. Wir kennen das doch. Wir älteren Kollegen haben euch jungen Heißspornen die Wege gebahnt. Wir waren die Pioniere. Wir haben hier schweren Stand gehabt. Gehaßt und von Mißtrauen umgeben, ist uns nicht gleich der Kamm geschwollen wie euch grünen Seminaristen. Wir haben um uns lärmen lassen und sind still und bescheiden und harmlos geblieben. Wir blieben still arbeitende Maschinen des Staates; aber segensreich in der Stille. Man hat uns schließlich gewähren lassen. Ein stilles Schweigen bricht alle Stürme."

„Aber habt ihr das Ansehen des Landes gefördert, für das ihr euch mißachten ließet?"

„Niemand verachtet uns. Man kann es nicht!"

„Ich bitte Sie, Herr Spinner! In welcher Achtung steht denn hier der Deutsche?"

„Wie jede Minderheit! Die muß immer mit dem Ansehen ringen. Die deutsche Regierung hatte bisher anderes zu tun, als sich mit dem Haufen Wallonen, der ungefähr einen Dritteil des Kreises Malmedy ausmacht, zu beschäftigen. Wir hätten also durch unsere Streitigkeiten die Regierung gewaltsam hereinzerren sollen? Gerade dadurch, daß die Regierung abgelenkt blieb und scheinbar großmütig die Proteste aus der Wallonie übersah, wie Goliath das Abmühen des kleinen David, wurde bisher eine feindliche Bewegung eingedämmt. Derweil merkten sie's nicht, wie sie mählich verdeutscht wurden."

„Aber jetzt merken sie es, Herr Spinner!"

„Schön, und nun möchten Sie mit einem Husarenritt die junge Bewegung niedertrampeln. Keiner dankt es Ihnen, am wenigsten die Regierung. Die

will keine Gewaltpolitik. Wäre auch ganz verfehlt. Wallonen sind keine Polen."

„Nun, wenn die keine Polacken sind! Hören Sie, Spinner, in solche Schulen zu kommen — das ist ein Strafgericht. Mein gutes Deutsch verstehen die Polacken nicht, mein schlechtes Französisch auch nicht. Ich müßte wallonisch sprechen. Das darf ich nicht, kann es auch nicht. Na, so ein Kauderwelsch!"

Die Empörung schießt dem in die blonden Haare. Spinner lacht seine verschwiegene, heimliche Schadenfreude. Er gönnt's dem jungen Pfiffikus, er, der Alte unter den Pionieren der Wallonenschule!

Über die Warchebrücker Landstraße ziehen die Kuhherden heimwärts. Schwatzende Buben und Mädchen hinter ihnen her. Aus den Feldwegen und Wiesen zu beiden Seiten neuer Zuschuß, die rotbraunen und weißfleckigen, die gelben und schwarzen! Die plumpen Leiber drängen aneinander, die Wänste reiben und schurfen gegen die Baumstämme. Drei Herden zu einer großen wimmelnden. Und vieler Kinder Geschwätz. Was sie von der Weide wissen .... Ein öder Tag im Grünen! Aber wo Kinder und Blumen zusammenkommen, ist die grüne Öde ein Himmelreich!

Ein Trampfen und Knurren und Klatschen hinein in die Stadt. Die große wimmelnde Herde löst sich in drei kleine. Zu allen Seiten zweigen sie ab. Tratsch! Über die gemauerte Wasserrinne, nehmen ein tropfendes Maul voll und durch den Hausflur, durch die Küche zum Stalle.

Samstagabend, und schon Feiertagluft. Feucht dunsten die gescheuerten Treppen und Hausflure. Die Putzeimer plumpsen in die Wasserrinnen. Aus den Bäckerhäusern schwalgt der Kuchendunst. Weit offen das Portal der Pfarrkirche. Im Tempeldüster

am Hochaltar die rotglühende Ampel. Stumm und traurig wie ein Grabgewölbe. In den Seitenkapellen hockende Menschenschatten um die Beichtstühle. Und unter grauen, kahlen Wölbungen gespenstig der kirchliche Sonntagschmuck aus Purpur und Gold und Brokat. Die Linden duften. Von den Bergen, aus den Gärten Singsang und Plauderstimmen.

Sonnabend! Sabbath! Morgen rauschen Feierglocken wuchtige Choräle.

Sonnabend! Sabbath! Die Wirtshäuser gellen von Lärm und Gelächter. Der Dampf quallt in frohlaunige Gesichter. Drei Männer treten in den Lärm und in das Gelächter und in den Dampf. „Eine Rüdesheimer, Herr Wirt!" — Die Flasche bleibt unberührt. Drei Männer horchen auf den Lärm. Der ist gehalten und stiller. Ihre Nähe ist drückend und beengend, und dann gehen sie schweigend. Auf dem verlassenen Tischplatze eine volle, ungeleerte Flasche. Draußen sagt Pavonnet der jüngere:

„Sie sprechen nicht einmal davon."

Drei Männer wandern die Straße ab und in die überfüllten Lokale. Sie sind unbequeme Gäste und unheimliche. Sie trinken nicht und sprechen nicht. Und auf dem verlassenen Tische bleibt die unberührte Flasche. Die Bürger schielen herüber. Man ist derlei gewöhnt von den Gerbern, derlei Ungewöhnliches. Sie kommen und gehen und wollten verblüffen. Und die Bürger sollen daheim erzählen von den Reichen, die nicht sind wie alle anderen. War's diesmal wieder ein Narrenpossen? Die Meinungen schwirren in der Runde. Pavonnet der jüngere hat mit dem Wirt gesprochen. Was sagt er? Er sprach deutsch! Man müsse sich jetzt daran gewöhnen. Ei, war's ein Kniff! Die Stimmen lärmen. Man greift nach dem ‚Civis'-Artikel.

Drei Männer wandern heim. Die Resultate sind kläglich. Julien Pavonnet flucht. Es ist Nacht, und er will Bruder Alphonse aus dem Schlafe schellen. Alphonse Pavonnet sitzt im Café Müller. Da flucht Julien laut über die Straße, geht und sucht das Eckhaus in der Gasse. Monfort und Fossard gähnen und gehen heim.

Hinter roten Vorhängen eine lachende Stammtischrunde, der Verein der „Blagueurs" (Aufschneider) hockt vor seinen Stammgläsern. Die Stammgläser sind leer. Die Blagueurs sind voll. Es ist ein Uhr nachts und sie wollen heim. Sie lallen nicht. Der Blagueurs beste Waffe ist die Zunge, und die wird auch nicht von den Alkoholgeistern mürbe zertreten. Als Julien Pavonnet eintritt, rufen sie: „Auf Ihre Gesundheit!" und schlagen auf die Deckel der Gläser. Julien wirft ihnen den Brocken eines mürrischen Grußes hin, stampft fast den Boden ein und geht zu Bruder Alphonse, der allein in der Fensterecke sitzt. Die Blagueurs wenden sich auf ihren Stühlen. Todernst sind ihre Gesichter. Und die richten sie auf die Gebrüder Pavonnet. Starren in Erwartung und Staunen. Sie wissen, einer der Blagueurs ist des Teufels, immer irgendeiner; und alle warten, wie der eine, der des Teufels ist, die Blagueurs wieder einmal zum Stadtgespräche machen wird.

Julien Pavonnet glüht die geheime Wut blutrot im Gesicht. Aber er fürchtet die Blagueurs. Die können unangenehm werden wie anonyme Flugblätter. Und er dreht nur den breiten Rücken und fragt über die Schulter:

„Bien, und?"

Die Blagueurs rücken auf ihren Stühlen zurecht. Und einer zu den anderen:

„Also er weiß es noch nicht.“ Da ist aber einer, der Godfreind Fischbach. Er betreibt eine Blaufärberei mit Kittelfabrikation. Das ist ein feines Geschäft. Die Gerber trugen noch Kittel. Er bewohnt das historische Haus am Pont-Neuf Nummer neunzig. Da hat Henri Fischbach, der Menschenfreund vom Venn gewohnt. Er ist sein Nachkomme. Respekt! Er trägt sich mit dem Plane, von der Stadt eine Gedenktafel an sein Haus zu fordern. Die Stadt wird sich dafür bedanken. Eine Stadt hat wichtigere Aufgaben, als vaterstädtische Celebritäten zu ehren. Respekt! Da Godfreind Fischbach gemeinhin sehr die Brust herausdrängt, hat er Einfluß. Er nickt also den anderen zu und bekräftigt:

„Er weiß es wirklich noch nicht.“

„Parbleu! Was?“

Julien Pavonnet faucht vor Neugierde.

Godfreind Fischbach trommelt auf den Deckel des Glases und pfeift. George Paquet zeichnet mit dem Finger in die Bierlache geometrische Zeichen. Er ist Feldmesser. Der Rendant Rochefleur flegelt den Hünenkörper auf dem Stuhl, drückt den Bierbauch an den Tisch. In seinem gedunsenen Gesichte rotblaue Flecken. Und der sagt gutmütig:

„Man hat den ‚Civis‘-Artikel konfisziert.“

Da geben alle weiteren Bescheid und sagen:

„Die Platten sind vernichtet, die Matrizen eingestampft. Es hat eine großartige Haussuchung beim Verleger gegeben. Wenn man dem Gerücht Glauben schenken darf, ist de Vries verhaftet. Man könnte nach der Nachtpolizei schicken und Auskunft holen. Piccolo!“

Und Piccolo rast davon und bringt die Nachtpolizei. Die weiß Bescheid, wenn die Blagueurs rufen lassen. Der Mann sagt, es sei alles genau so,

gegen de Vries sei als Urheber des Civisartikels Haftbefehl erlassen, aber man nehme an, daß er in dieser Nacht noch über die Grenze gehe, sonst morgen — und so weiter. Und trinkt sein Bier und nimmt seine Zigarren. Draußen lacht er.

Rendant Rochefleur wulstet im Halbschlaf die Lippen heraus, sagt:

„Wenn ich einen Artikel schriebe — ich! dann stände ich mit meinem Namen dafür ein. Ein Anonymus ist mir so viel wert, wie ein Schneider als Prinz Hamlet auf dem Maskenball. Ja, wie ein Schneider! Reißt man ihm die Maske ab, bleibt nur der Ziegenbart. Ja, der Ziegenbart!"

Julien Pavonnet greift mit nervösen Fingern in seinen Napoleonszwickel. Das geht auf ihn. Der brüllende Zorn stößt ihn um. Unbedacht fährt's ihm heraus:

„Was geht Sie mein — was geht Sie das an? Sie! Sie selber Anonymus!"

„Ft!" macht der Rendant. Er ist aus dem Halbschlaf. Er ist wach. Es dämmert ihm etwas. Na, das wäre lustig! Er drängt die dicken Hände in die Taschen, schurft die Beine ein. Nun sitzt er kerzengrade. Er lächelt wie ein Trottel, aber dahinter bräut plump und brutal der hausbackene Menschenverstand. Was sinnt er? In Julien Pavonnet hinein friert der Schrecken. Pavonnet der ältere tritt ihm ans Schienbein, knurrt:

„Gamin du! Jetzt spielst du schon mit offenen Karten."

Da verliert Julien alle Selbstbeherrschung.

Er scharrt den Stuhl herum, setzt sich rittlings. So sagt er's dem Rendanten ins Gesicht:

„Wissen Sie nicht, daß Sie der einzige Anonymus in der Wallonie sind? Warum schweigen Sie nicht?"

Der Rendant pitscht die Augen ein. Die dicken Brauen knorbeln ihm darüber.

„Warum soll ich?"

„Sie Anonymus!"

„Sie Anonymus! Geben wir uns die Hand."

„Wie heißen Sie eigentlich?"

„Ich glaube Rochefleur."

„Sie glauben? Sie wissen bestimmt, daß dem nicht so ist. Ihr Vater hat das auch gewußt. Ihr Vater Blumenstein! Aber Ihr Vater wollte hier bei uns Wallonen Handelsgeschäfte machen. Da wechselte er seinen Namen wie seine Leibwäsche und wie seine deutsche Gesinnung. Jetzt sind Sie durch irgendeine Gnade Rendant geworden. In der Wallonie geht das an. Für die dummen Wallonen-Polacken muß man Beamte schaffen, die mit ihnen fertig werden. Sie werden mit uns fertig. Sie sprechen wie ein Wallone, vielleicht fühlen Sie auch schon wie ein Wallone. Aber wir wollen Sie nicht! Ein Anonymus hat keine Gesinnung. Bien! Warum heißen Sie also Rochefleur? Wir kennen Sie ja. Sie sind kein Wallone. Legen Sie die Maske Prinz Hamlets ab und werden Sie wieder Schneider. Wir sind jetzt im Aschermittwoch und das Maskenfest ist zu Ende. Bien! Warum heißen Sie Rochefleur?"

Der Rendant liegt wie eine ungeheure wappelnde Masse gegen die Stuhllehne. Der keuchende Bieratem sprengt fast die Westenknöpfe. Graugrün stieren die Augen aus seinem Gesichte den Sprechenden an!

„Bien! Warum heißen Sie ‚Civis'?"

Ruhig und gemessen, fast monoton; die tote, klanglose Stimme wirrt um die erhitzten Köpfe. Es spricht da einer und man horcht. Wer spricht? War es der schlafende Hüne? Rochefleur alias Blumenstein? Was weiß der? Er weiß nichts! Ist der

des Teufels? Was hat der im Geruch? Kurz und gut, er hat den Teufelsbraten gerochen, dieser Rochefleur alias Blumenstein! Und Pavonnet der jüngere ist blaß wie Kalk. Tonnerre! Nun mag der antworten. Warum heißen Sie ‚Civis'?

Die Köpfe ducken auf. Es ist eine große Stille. Am Büffet klunkst der Bierschwengel. Draußen heult das Horn des Nachtwächters.

Warum heißen Sie ‚Civis'?

Und er antwortet nicht!

Der Rendant scharrt auf, hebt den Stuhl, stößt ihn wuchtig nieder. Seine Stimme ist nüchtern und wach. Der Trottel lächelt nicht. Der brutale, hausbackene Menschenverstand dröhnt an die Wände.

„Messieurs! Julien Pavonnet ist der zweite Anonymus in der Wallonie!"

Und geht.

Der Bierschwengel am Büffet schluckt die große Stille ein. Draußen wehklagt das Wächterhorn. Die Nacht liegt im Gebären. Und der neugeborene Morgen wird bald — bald — heimlich, bald schon die lichtfunkelnden Locken schütteln.

Heim schwanken die Blagueurs. Morgen laufen wirre Gerüchte. Heim stürmen die Pavonnets. Und trennen sich ohne Gruß. Heim trollt der lächelnde Trottel. Und er lächelt noch in der Nacht, lange noch! Das hat er fein gemacht Zwei Anonymusse in der Wallonie! Er ist heute unter den Blagueurs der Teufelskerl. Er hat's im Halbschlaf herausgegröhlt. Und der Ziegenbart und der Bockbeinige und der Leibhaftige sprang auf ihn los. Ohe! So rennt einem etwas in den Bierdämmer — so etwas Wahrhaftiges! Man kann blind und taub und lahm sein, und eine Offenbarung fällt einem in den Schoß.

Die Blagueurs sagen: Er hat den Teufelsbraten gerochen!

Und Morgen laufen wirre Gerüchte. — — —

Gute Nacht! Gute Nacht! Jetzt schläft er und schnarcht. Aber er schläft nicht.

Zwei Anonymusse in der Wallonie! — Rochefleur, erwache. Du bist Blumenstein! Deutsch pulst das Blut in deinen Adern. Aber du hast keine Gesinnung, und, Rochefleur, sie — wollen — dich — nicht! Rochefleur, erwache!

Die Beine baumeln ihm über den Bettrand. Er steht auf und hüllt den Schlafrock um sich. Tappt im Finstern hinaus auf den Gang. Nebenan eine Tür. Da klopft er und wartet. Und klopft wieder.

„Marie! Ich bin's! Dein Bruder Rochefleur."

Drinnen knackt die Bettstatt. Marie ist hager und trägt kein Korsett und ist magenkrank. Aber wie sie jetzt zwei Stunden nach Mitternacht aufschreckt, knackt doch von ihrer Wucht das Bett.

„Rochefleur, was willst du?"

„Unser Vater, Marie, war der ehrenwerte Henry Rochefleur aus Ligneuville. Hast du je anders gehört?"

Marie zieht die Decke über die Schultern und schimpft und knodert Man kennt die Blagueurs. Sie stehen um Mitternacht auf, wenn ihnen im Traume ein witziger Einfall kommt. Rochefleur harrt draußen und wiederholt seine Frage. Marie horcht auf. Das klingt nicht wie das Girren der Spaßvögel. Sie horcht. Er wartet. Sie weiß, er wird bis zum ersten Hahnenschrei warten. Und sie repetiert:

„Unser Vater war der ehrenwerte Henry Rochefleur aus Ligneuville, gestorben alldort 1860 und begraben auf dem Friedhofe neben dem Engländer de Harwarden. Gott habe den selig. Er soll eine

Frau gewesen sein. In Ligneuville haben immer sonderbare Leute gewohnt."

Marie horcht wieder. Stille. Dann wieder ein Klopfen.

„Marie, bist du noch wach?"

„Wer kann denn schlafen, wenn einer nachts vor der Türe steht und nach Leuten fragt, die längst gestorben sind?"

„Vor zwanzig Jahren, nicht wahr, Marie?"

„Am Qwarmai (Karneval), also am Tage der großen Xhaguette. Gott habe ihn selig. Am Qwarmai war er immer betrunken, sonst war er ein nüchterner Mann. Jetzt gehe schlafen, Rochefleur."

„Ich werde nicht eher schlafen, bis ich weiß, ob ich Rochefleur bin."

„Gott stehe mir bei! Wer bist du denn?"

„Unser Vater, Marie, starb mit vierundsiebzig Jahren. Davon verlebte er vierundvierzig Jahre als Rochefleur, dreißig als Blumenstein. Ist das so, Marie?"

„Wenn das dich nicht schlafen läßt! Hör du! Ligneuville heißt's französisch, Linouveie wallonisch, Engelsdorf deutsch. Jeder macht sich's mundgerecht. Wer unter Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Der Vater hat mit ihnen geheult und Geschäfte gemacht. Du weißt, wie das hierorts ist. Als Blumenstein wär ihm keine Kuh aus einem Bauernstall nachgegangen. Und er war schließlich Viehhändler. Als Rochefleur brachte er es bis zu dreißig Kühen und Rindern ständig! Aber es hat ihm was gekostet. Eine Heidenmasse Geld."

„Historisches Geld, Marie! Kennst du die Geschichte dieser Stadt? Die Pfarrkirche wurde nach dem blutigen ‚mal français' versteigert und mit Assignaten ausbezahlt. Unser Vater stellte der verarmten

Gemeinde vierzigtausend Franken zum Rückkauf — unter einer Bedingung! Man sollte ihm die behördliche Erlaubnis beschaffen, seinen deutschen Namen Blumenstein in Rochefleur umzuändern, geschäftshalber. Wenn du morgen zur Messe in die Pfarrkirche gehst, sieh dich darin um. Sie ist Spätrenaissance. Sie hat hohe Wölbungen. Sie ist wie ein Dom. Wenn ich darin bete, bin ich stolz. Das Gold an den weißen Kapitälen und am Sims blitzt wie unzählige runde, kleine französische Goldstücke. Und ich sage mir: Das sind die vierzigtausend Franken unseres Vaters. Jetzt aber wird das glitzernde Gold mir in die Augen brennen; denn es hat aus dem ehrlichen Blumenstein einen gemacht, den — die — Wallonen nicht wollen! Einen, der keine Gesinnung mehr hat. Gute Nacht, Marie. Morgen heißen wir wieder Blumenstein."

Über die Dielen des Korridors ein dumpfes Plumpsen und Stapfen auf Strümpfen. Eine Tür geht fest ins Schloß. Und Rochefleur kann schlafen und schnarchen. Morgen ist er Blumenstein. Morgen hat er wieder eine Gesinnung! Wenn er in der Pfarrkirche betet, wird das Gold an den Kapitälen nicht in seine Augen brennen.

Blumenstein wird erwachen und stolz sein, daß er ein Deutscher ist! —

Viertes Kapitel

Der Sonntagnachmittag hängt mit Regenwolken über den Klosterhäusern.

Aus der Dachrinne tropft's in die engen Höfe. Die dunstwarme Sommerluft quallt zu den langen Fensterreihen hinauf und überhaucht ihre Glätte.

An einem offenen Korridorfenster der glattgestrählte Kopf Gilles'. Er wartet auf Cicile Boupoudje. Die steht drinnen in der Stube und legt den gewirkten Schal um. Und sie müssen zur Klosterandacht. Die lieben Schwestern gleiten schon vorüber. Der Weihrauch duftet süß. In die ausgestorbene Stille tinktanktinken die feinstimmigen Klosterglöckchen.

Gilles hält unterm Arm das dicke Gebetbuch. Ein Zeichen steckt darin. Da muß er's abbeten. Er steht in andachtvoller Erwartung, und wenn ein Spatz auf den Sims unters Fenster fliegt, spuckt er auf ihn.

Drunten durch den Hof schleichen die alten Männer des Hospitals. Einige in langen, altmodischen Röcken, andere in gestreiften Spittelskitteln. Und kollernd und pustend. Einer hinter dem andern. Eine lange Reihe. Es sind starrköpfige Einsame. Und wo ab und zu zweie mitsammen kommen, knodern sie ihr Nörgeln heraus. Ganz zuletzt einer, der lächelnd und zufrieden kommt. Und einsam als Letzter. Und

in der Spittelsjacke. Gilles zählt. Er ist der Dreizehnte. Am Samstag waren es zwölf. Ein Dreizehnter ist ein Unglückseliger; Cicile wird ihm geweihte Palmbüschel geben müssen. Und voll Neugier und Mitleid sieht Gilles auf den Unglückseligen. Dem wackelt der Kopf, als müsse er den verkleisterten Filz herunterschütteln. Die Bartkrause unterm Kinn schabt die schwarze Halsbinde.

„Wenn er lange Haare hätte," denkt Gilles, „wenn er nun noch lange Haare hätte, wär es der Pape." Und seine Augen glänzen. Wenn man weit weg ist von so einem „Pape" — o wohl vier Stunden! — kann man ihn gern haben, fast noch lieber wie die Cicile. Wenn er also lange Haare hätte . . . .

Gilles hängt mit dem Oberkörper durchs Fenster. Da schaut der einsame Letzte, der Stillächelnde herauf. Ein schriller Schrei in das sonntägliche Gestorbensein.

„Pape! Pape!"

In wilden Sprüngen durch den Gang, die Treppe hinunter, klatschend über die Steinplatten, glucksend vor Jubel. „Pape! Pape!"

An der Flurtüre zur Kapelle die aufsichtführende Schwester. Scht!

Neben ihr der Chorknabe, und hält in dem Weihrauchfaß die Kohlen warm. Gilles schleicht, keucht, jubelt. Und dem Dreizehnten stürmisch um die Hüften, zieht die Beine ein. Da hängt er wie eine Wildkatze, die sich festgebissen hat. Lacht unaufhörlich, und das ist doch wie Flennen. Und stopft sich den Zipfel der Spittelsjacke in den Mund. Der Alte lacht einfältig und hilflos, sieht nach der Nonne hinüber. Die winkt.

„Gillche, adjüs. Donnerstag ist unser Vakanzetag. Dann komme ich. Aye, Gillche, dein père ist jetzt Baron. Ich habe mein Hotel dem Rat verkauft.

Jetzt lebe ich von meinen Coupons. Aye, aye, was'n Glück! Hähähä! Der Burgümeister ist mein guter Freund. Siehst du, darum eben! Hähähä."

Die Nonne schleift heran mit Naschein und Raunen, schiebt den wackelnden Mann in die Kapellentüre. Der dreht noch einmal um, sagt etwas von der Tonette, daß sie im Waisenhause sei, nebenan. Um zwei Uhr sei Besuchstunde. Man könne hingehen. Man könne Kuchen mitbringen. Ob die Cicile so'n Stücker einen oder zwei habe? Selbstverständlich. Die Cicile hat immer was. Von den Reichen. Das sagt Gilles schon im Gedränge der Kapelle. Den schmalen Gang füllen die Neuankommenden. Die fahren breitspurig in das langsame Schurpsen der Alten. Gilles steckt im Gedränge und kann nicht weiter. Er ist zwischen die Reihen der Betstühle gedrängt. Roter Plüsch, grüner und brauner. Wo die Stühle noch leer sind, Spuren der eingedrückten Knie. An der Lehne auf dem Messingbeschlag die Initialen. Gilles steht an einem Stuhl, dessen Namenszug auf G. P. lautet. Auf der Armlehne kein Plüsch, sondern eine bunte Stickerei auf schwarzem Grund. Flammenrot ein Herz. Eingerankt darein ein Dornengeflecht. Warum Herzen Dornen tragen? Er schlägt sein Gebetbuch auf. Als Lesezeichen ein Bild darin. Das Bild zeigt Mariens Herz, und sieben Schwerter durchbohren es.

Seine Blicke gehen die Wände entlang, wo die großen polychromierten Heiligenstatuen stehen. Ein Vielverehrter gegen Epidemien! St. Rok nennt ihn das Volk, St. Rochus die Kirche. Er steht mit geschürztem Gewand, in dem entblößten Bein ein Hundebiß. Und Gilles' innere Blicke gehen zu den Heiligenreihen der Pfarrkirche. Auf dem Reliquienschrein die Statue des Patrons von Malmedy, S. Quirin.

Der trägt seinen Kopf in Händen: Symbol, daß er das Märtyrertum von Gottes Hand annimmt. Und Gilles blättert wieder im Buche. Bild St. Kathrinens mit dem Rade: Werkzeug ihrer Marter! Auf der Höhe des Kalvarienberges die Heilige gegen Feuersbrunst. Der Wallone vergißt den Namen und nennt die Sache, sagt also die St. Feu! (heilige Feuer.) Sagt auch St. Brayard (heiliger Schreier), der da stillen möge das Losbrüllen der Säuglinge. Gilles denkt, daß es einem Menschen schwer gemacht sei, heilig zu werden, und schielt wieder nach dem Betstuhl. Da lag kein Heiligenherz. Es hatte keine Schwerter. Es hatte Dornen. Und denkt nicht, daß Menschenherzen Dornen tragen! Ein leises Rascheln hinter ihm. Ein Schatten und ein Duft. Eine Frau neigt kniend über den Stuhl. Und eine lange Reihe der Gerberfrauen. Die Köpfe betend gesenkt. Die langen, dickperligen Rosenkranzketten baumeln geräuschvoll aus den Händen. Und eine stillbetende Frau. Die niedergeschlagenen Augen gerichtet auf das Herz mit Dornen. Gilles atmet den Duft und faltet die Hände. Inbrünstig fallen ihm leise Gebetsworte. Und es ist ihm, als sei eine Heilige neben ihn gekommen. Und es müsse doch gar so schwer nicht sein, daß ein Mensch heilig werde. Suchend drängt Cicile durch die Beter. Neben ihn. Ihr Schalzipfel streift über den Boden. Sie ist nahezu atemlos. Sie steht hinter dem Knaben, faßt ihn an beiden Schultern, drückt ihn. Und sieht schnaufend und kampfbereit um sich. Ist da einer, der ihr den lieben, kleinen, schmutzigen Hund anrührt? In dem gedörrten Körper wird eine Flamme lebendig. Die brennt aus den eingesunkenen Augen. Und wenn da einer war — sie wird feilschen mit ihm um das bißchen Kinderliebe! Und sieht, daß ihres Buben

ehrfürchtige Blicke verstohlen nach der jungen Pavonnetfrau gehen. Da wird sie feilschen müssen! So stehen sie eingekeilt in der Menge und im Dufte der Frau. Und süß weht der Weihrauch. Das Harmonium singt die langen, feiertägigen Akkorde. Die Schellen rasseln am Altare. Durch die bunten, bleigefaßten Scheiben fällt ein violetter Schein, und gerade auf den wackelnden Kopf des alten „Pape“. Der ganze Kopf ist eingetunkt in ein melancholisches Bischofsviolett. Wie gesagt, wenn da noch lange Haare wären — es wäre heimlicher. Das Herz ist ihm weh. Was weiß er, warum? Im tiefen Venn liegt ein Totsein. Wenn er dahin kommt und anklopft in dem gestorbenen Hause, antworten ihm kalte Stimmen, und er müßte weiter gehen. So denkt er's vielleicht nicht, aber gewiß fühlt er's so, oder hat ein Gefühl, das solches Denken verursachen würde. Man weiß das nicht, wie Kinder leiden, die ihre Qual nicht denken können! Der Rosenkranz der Pavonnetfrau baumelt wider seinen Ärmel. Da ist das Weh aus ihm und viel Andacht in ihm. Sein Gesicht beugt in das Buch. Seine Lippen rascheln. Cicile hat ihm ein Gebetspensum bestimmt, das raspelt er ab. Für alle Kunden. Er aber betet für die heilige Frau. Und stumm und ernst und prunkvoll stehen an den Wänden die Heiligen. Des Priesters laute Stimme ruft ihre Fürbitte an. Und zu der einen Reinen die immerwährende Fürbitte!

„Mère toujours vierge!“

Mutter und Jungfrau! Darin pulsen die Probleme unserer Zeit! Zweitausendjährige Probleme. Christus, der Weltheiland, hat sie geboren! Die Menschenpläne jagen um dies Problem seiner Geburt. Aber die Menschenpläne gehen nicht mit Gott. Die Menschheit hat eine Not, die sie Gott nicht preisgeben

kann. Die Not eines Frauenherzens. Das Herz der Frau ist auf Liebe eingerichtet. Das Herz des Mannes auf die Tat. Liebe ist nie Tat; es sei denn eine Verzweiflungtat; und die ist Hysterie des Rückenmarks. Sie frißt im günstigsten Falle das Gehirn auf, im ungünstigsten schleicht sie jahrelang am Menschen herauf und wird zu seiner lebenslänglichen Verzweiflungtat. Die Frau liebt um der Liebe willen und wirkt tätig, das ist die Tat ihrer Liebe! Der Mann liebt um der Tat willen und wirkt liebend. So wird immer die Frau zum Manne sein wie das Abstrakte zum Konkreten. Und wie der Mann der Frau die liebende Tat gibt, so die Frau ihm tätige Liebe! Und so kann sich die Frau in mildtätiger, hilfstätiger, werktägigtätiger Liebe zerteilen und in fraulichem Erschrockensein die sinnliche Natur bändigen, die ihr in Sturmnächten aufgepeitscht wird. Und immer in fraulichem Erschrockensein! Und im Erschrecken alle Genüsse töten. Und im Erschrecken die Sünde züchten! Denn es ist kein Übel so klein, das nicht vom Erschrockensein aufgebläht wird, wie Seifenblasen, die in der Sonnenluft schillern. Und zerplatzen! Darin liegt die Verwandtschaft. Die aufgeblähte Sünde verträgt das Licht des Verstandes nicht. Die Frau sündigt, weil sie fürchtet. Was stark im Menschen ist, kennt keine Sinnenfurcht. Und wo wirklich das Laster wird, war schon die schwache Furcht. Darum können Männer in den heiligen Stand der Ehe treten und den unheiligen schon genossen haben. Und sich eine gesunde Sinnlichkeit bewahrt haben. Frauen können es nicht. Sie würden zum Laster kommen. Aus schwacher Furcht. Nicht aus schwacher Kraft! Durchaus nicht! Die Sinnenfurcht und die aufgeblähte Sünde rütteln den moralischen Halt zusammen. Und darum ist ihre Furcht gegen Gottes Willen; denn

Gott schuf die nackte Reinheit! Und darum ist — was viele Frauen für ihre Gewissensruhe zurechtmodeln — das jungfräuliche Empfangen ein Widersinn, ein Gewaltakt gegen die Natur. Keusch ist von Anbeginn die Lebensschöpfung Die keusche Mutter aber ist ohne Furcht. Sie kostet den Jubel, der in dem gegebenen Leben wird. Sie kostet ihn mit starkem Mut und in gesunden Träumen — das ist der Sinn, den die Menschenmutter aus der Fürbitte der lauretanischen Litanei sich herauslesen soll: Mère toujours vierge! Das schließt der Franzose präziser zusammen als der Deutsche, der also betet: Du allerreinste Mutter! Du allerkeuscheste Mutter!

Und der betenden Frau leise Antwort: Priez pour nous! Sie versteht den falschen Sinn. In ihr ist die Furcht und die aufgeblähte Sünde. Und die mildtätige, hilftätige, werktägigtätige Liebe! Und darum liegt ihr Herz in Dornen.

Rose mystique!

Eine Gebetswoge von alten und jungen Frauen und Kindern, gewaltig tief und dumpf:

„Priez pour nous!“

Links vom Altar ein Seitenkapellchen oder ein Anbau und Bretterverschlag für arme rothaubige Waislein. Eine Glaswand trennt sie von der Kirche und den Betern. Geduckte, betende Waislein unter dem Regime einer „Mutter“, die nie unter Schmerzen gebar, die in hartgesottener Jungfräulichkeit ihre Jahre dahinlebte und groß war vor dem Herrn in Gebet und Fasten, aber klein vor den Menschen in Freundlichkeit und Liebe. Aber nachts im Traum quälte der Herr sie. Es sollen furchtbare Träume gewesen sein. Er sprach von der Gottesliebe, die, ohne Nächstenliebe, in der Feindschaft des Himmels steht.

Gilles horcht auf. In den hellen Kinderstimmen

ein einziges schläfriges Brummen, faul und verschlafen. Man könnte diese Stimme unter dem Posaunenblasen des jüngsten Gerichtes heraushören, die Stimme Tonettes. Jetzt klingt sie ihm heimlich, vertraut. Und weit, weit im Venn gehen seine Gedanken. Er wird anklopfen. Und wenn er das Brummen hört, wird nichts gestorben sein. — Der Weihrauch quallt um die Heiligenköpfe. Violett und rot und gold-gelb rieseln die Fensterfarben an den weißen Wänden herunter.

Agneau de Dieu, qui effacez les péchés du monde!

Arme Sünder schlagen an ihre Brust. Und es ist eine traurige Stille.

Siehe das Lamm Gottes! . . . . .

Draußen trampft ein Musikkorps vorüber. Die Trompeten gellen herein. Den Greisen springt's in die morschen Gebeine. Da haben sie einmal mitgeblasen. Den Kindern fiebert die Ungeduld. Die möchten mitlaufen. Gilles steckt das Gesicht in das aufgeschlagene Buch, zieht mit den Fingern die Zeilen nach, liest, raschelt mit den Lippen. Und die aristokratischen Frauen hinter ihm nicken gönnerhaft. Die Cicile Poupoudje hat da einen Gehilfen — o einen famosen! Und die heilige Frau nickt. Himmelstürmende Gebete hallen von ihren Lippen. Herr, ich lasse dich nicht, bis du mich segnest. — Ein Gedränge hinaus, hinaus! Mitten drin zwei Geschobene, Erdrückte. Wie leichte, ganz leichte Ware auf schwellender Woge getragen, Cicile mit ihrem bißchen Liebe.

Das Regengesprenkel verliert sich in hohen Lüften. Ein lehmgelber, greller Schein verdickt die Luft. Die dunklen Silhouetten der Spaziergänger schweben darin. Um die Ecke der Klosterkirche vom Römerplatze her Trippeltrappel, Füße und Füßchen, Schritte,

Schrittchen. Wackeltrittchen von Dreijährigen, Viererreihen von Mittelgroßen und Großen. Hinter ihnen das harte, strenge altjüngferliche Fräulein, das nie geboren hat und doch Mutter ist. An ihrer Hand Tonette, die gestern gebadet und gesäubert wurde und heute vorsichtshalber separiert gehen muß. Die Hakennase des alten Fräuleins verrunzelt zu spröden Lachfältchen. Sie ist aimabel, wenn Leute zu ihr kommen und sagen: „Was Sie sich Gottes Lohn verdienen!“

Und es kommt eine, die ihr viel von Gottes Lohn redet, die hofft selber darauf. Sie hofft auf Zinsen und Zinseszins. Der Herrgott wird freigebig sein. Sie ist's auch, sie gibt von ihrer Seele und ihrer Gesundheit, abgesehen von ihrem Wissen. Was braucht man ein Wissen bei Sechsjährigen! Und solchen, die jetzt — nach Monaten Mühe und Schweiß — abgezählte zwanzig deutsche Wörter kennen: zehn Substantive, vier Adjektive und sechs Diverses. Ach Gott! Sie ist Lehrerin, und fünfzig Wallonenkinder haben es darauf abgesehen, sie zur Märtyrerin zu machen. Morgen zählt sie das Einundfünfzigste. Und das, was über das halbe Hundert hinausgeht, also quasi das Maß zum Überlaufen bringt, trampst neben dem alten Fräulein her, läßt den Wasserkopf hängen. Ach Gott, wenn man da nicht auf Zinseszins rechnete . . . .

Und sie läßt sich ein Händchen geben. Tonette gibt ein Händchen — das linke! Es muß das rechte sein. — Warum das rechte? Wenn's nur gewaschen ist! Ach Gott! Ach Gott! Ihr lieben Kinder, gebt keine Händchen mehr. Hunde geben auch Pfötchen. Tonette stiert mit blöden Augen in die pädagogische Herablassung und denkt etwas. Was denkt Tonette? Tonette sieht das Fräulein Lehrerin an, denkt also: Sie hat einen dicken, festgedrehten Haarknoten am

Hinterkopfe. Sie tunkt den Kamm ins Wasser wie das Kat. — So denkt Tonette.

Fräulein Kalbe sagt zu dem alten Fräulein:

„Wenn unsereins noch jung ist —." Noch nicht zwanzig. In den leeren Augen steht dreißig. Aus der Schulmeisterstimme knarrt vierzig. Und alt, uralt klingt's aus der jungen Seele. Die hat keine Jugend gehabt. Fräulein Kalbe hat daheim alte Eltern und einen Fünfundachtzigjährigen, der wurde bei Düppel zerschossen und bezieht 10,50 Mark monatlich Rente. Sie bringt 90 Mark dazu, sie, das studierte Mädchen. Ihr Studium kostet das Lehrgeld einer guten Näherin. Respekt!

„Wenn man noch so jung ist, hat man wenig Erfahrung mit Kindern. Es ist meine erste Stelle. Ich habe nur an deutschen Präparandenschulen hospitiert, und die sind so ganz anders wie die wallonischen. Finden Sie nicht, daß die wallonischen Kinder so — so lebhaft sind, Fräulein Dehez?"

Die Dehez rackert an einer deutschen Antwort herum. Da macht die Junge verbindliche Zeichen der Abwehr. Sie versteht das Französische. Sie kann's nur nicht sprechen. Sie wird's üben, fleißig üben. Die Gebete kennt sie schon. — Und so haben die Lehrer an ihren französischen Aufgaben geschwitzt, so schwitzen heute noch deutsche Priester an ihren französischen Predigten. Und die Dehez spricht.

„Ma'mmoiselle, ich kenne keine deutschen Kinder."

„Die deutschen Kinder sind gehorsamer und ruhiger und — ich meine — auch respektvoller. Ich habe in den Präparandenschulen nie gesehen, daß die Kinder im Unterricht auf die Bänke steigen."

„Meine Kinder steigen nicht auf die Bänke."

Und Fräulein Kalbes Schuldbekenntnis:

„Meine Kinder tun das. Ich habe die Kleinsten.

Sie kommen aus der Bewahrschule. Da hängen sie den lieben Schwestern an den Schürzen. Mir zupfen sie auch am Kleide. Ja, denken Sie. Und ich darf die Hand nicht auf die Bank legen. Gleich küssen sie."

Fräulein Kalbe wird rot. Vom Küssen zu reden, ist ihr immer eine penible Sache. Die Dehez sagt: „Das muß man ihnen abgewöhnen."

„Gewöhne da einer ab! Gleich stellen sie den Mund zum Weinen und ein Wort sagen sie — ganz kurios: Savadje. Bitte, Fräulein Dehez, was ist das?"

„Mais, mais ça! Ma'nmoiselle, Sie dürfen sich nicht eine ‚Wilde' schimpfen lassen!"

„Schimpfen! Gott bewahre! Das klingt so. Wallonische Kinder schimpfen nicht. Die sind zu höflich. Die sagen, was sie auf der Zunge haben, aber sie wählen die Worte nicht. Wenn sie schimpfen, ist's bloß ein verkehrt gewähltes Wort. Sie lügen aber, denken Sie an! Ich meine, sie lügen aus Höflichkeit." Und dann sieht sie ihr einundfünfzigstes Sorgenkind an. Das hat nicht das Aussehen, als ob es aus Höflichkeit lügen könne. Sie tätschelt ihm auf das Rothäubchen. Da sagt ihr die Dehez, daß Tonette eine halbe Deutsche sei. In Fräulein Kalbes Schulmeisterstimme springt ein Entzücken: „O, schön! Dann wird sie mir helfen. Sie kann die Sätze vorsprechen. Denken Sie an! Wir sprechen schon Sätze. So: Das — ist — die — Kreide. Das — ist — der — Schwamm."

Und sie weiß dazu eine Menge Schulwitze. Sie lacht gern. Das ist die einzige Äußerung ihrer Jugend.

Zwei stehen hinter ihr und husten. Das dauert schon eine Zeit. Jetzt sagt eines Weibchens knarrende Stimme: „Bodjou, sie ist seine Schwester," und drängt Gilles vor. Fräulein Kalbe gibt ein würdevolles

Kopfnicken, und ein Apothekerlächeln — nach Milligrammen und tropfenweise nachgezählt. Man heilt damit kein Menschendasein.

Gilles steht vor Tonette, und beide lachen verlegen. Stieren und stehen unbeweglich. Die Dehez sagt:

„Gebt euch die Hand."

Sie halten sich die Hände, stehen und stieren. Die Dehez gibt einen Wink. Trippel-trappel setzen sich Schritte und Schrittchen und Wackeltrittchen in Bewegung. Gilles hält Tonettens Hand. Die Dehez klopft ihm leicht mit der Sonnenschirmspitze darauf und sagt:

„Geh' du jetzt."

Gilles hält Tonettens Finger eisern, und als die Dehez das Mädchen mit sich fortzieht, geht er mit, und mit ihm Cicile Poupoudje. Da klopft ihm die Dehez mit der Sonnenschirmspitze auf die Schulter und sagt: „Gehe du jetzt."

Und sie gehen, und er geht, und Cicile Poupoudje geht. Die Kinderhände krampfen ineinander. Gilles sieht unverwandt nach dem alten Fräulein, der Mund ist zusammengepreßt. Die Augen lauern. Das alte Fräulein verrunzelt die Hakennase. Aber es ist kein Lachen. Gilles duckt den Kopf ein. Jetzt könnte sie ihm die langen, in schweren Glacéhandschuhen steckenden Finger ins Gesicht hauen. Aber er kann doch nicht gehen. Er kann's nicht! Da weint er und schnobert die Tränen zurück.

„Du qwai?" kreischt die Cicile Poupoudje, „Sie machen ihn weinen? Was sind Sie denn, Sie Dehez? Nicht mal'n Waisenkind gewesen! Ihre Mutter hat keinen Mann gehabt, und als die Adolfine Dehez auf die Welt kam —."

Das alte Fräulein tritt mit Wenden und Drehen zurück, schiebt die Dreie vor in die Reihen, sagt:

„Cicile, ich bin gar nicht so kantig, wahrhaftig, man kann doch nicht behaupten, daß ich kantig bin. Nichts für ungut. Bleibt beisammen!“

Des Weibchens Grimm verschnauft. Wenn sie hat, was sie will – na, dann nichts für ungut. Wulstet mit freundlichem Grinsen die Lippen heraus, das alte Weibchen.

Und die Spaziergänger links und rechts von der Warchebrücker Landstraße haben ihr Wohlgefallen an der letzten Reihe von den vielen Reihen.

Sie passieren die Zollstation und steigen in die Wälder. Die Landstraße läuft zur Höhe in vielen Windungen. Wenn man in einer tiefen Straßendrehung steht, sieht man fast steil über dem Kopfe die Menschen und Wagen und Hunde, die von der Waldhöhe kommen. Ein herrschaftliches Gespann rollt langsam herunter. Ein Herr und eine Dame darin. Die Dame ist bleich und schön und reich. Der Herr ist rot und schön und elegant. Die Dehez fährt in die Kinderreihen hinein.

„Der Patron! Es könnte sein, daß euch der Patron begrüßen will. Stellt euch auf. Nicht zu hölzern! Nicht zu frei! Und wenn der Patron einen Witz macht, dann lacht nicht. Das ist frech.“ Und mit devotem Beugen gegen den langsam anfahrenden Wagen: „Monsieur Julien! Mädääme!“

Nun läßt Gilles heimlich Tonettens Hand los. Sein Blick weht hinüber zu der bleichen, lächelnden Dame. Die hat er einmal im Dunkel von Ciciles Stube gesehen. Da war sie wie eine Bürgerfrau, und ihre Augen waren nicht hell und sanft. Er hat sie vorhin in den Farbenreflexen der Kapelle gesehen. Da war sie reich und schön und abgestorben! Ihr Arm hängt über den hellgrau verpolsterten Rand der Chaise. Die weiße, runde Hand winkt aus schwarzen

Spitzenbauschen. Und viele glückstrahlende Kinder an dieser Hand. Aber die hebt sich über alle Köpfe und winkt weit herüber — weiter und entfernter hätte die Dehez die letzte Reihe unter den vielen nicht gestellt haben können. Die stand dicht am Chausseegraben und hielt sich am Baumstamm. Nun aber winkt eine weiße, veräderte Hand, und Cicile bahnt sich eine Gasse. Hier sei der Gilles und da die Tonette. Sie wären Geschwister. Gilles dreht die Mütze in den Fingern. Auf seinem Kopfe liegt die Hand der Frau. Sie ist warm. Er spürt es. Still hält er, ganz stille. Und in dem steifen Kopfe und dem scheuverehrenden Gesichte wirren seine Kinderblicke zu ihr hinauf. So hat er in der Klosterandacht zu den Heiligen an den Wänden hinaufgesehen. So voll scheuer Inbrunst! Da möchte er zusammenducken und ganz leise und ganz traurig sein. Traurig und fromm wie diese hellen Frauenaugen. So wie eine Frau heilig sein kann, und die in keiner Litanei steht, und die nicht beten muß: wir arme Sünder!

Der Wagen rollt langsam weiter. Der Patron hat keinen Witz gemacht. Die Rosse werfen wiehernd die Köpfe.

Wenn sie jetzt wieder im Abenddüster aus der Kapelle heimgeht, wird Gilles am Lukfenster sitzen und für sie beten. Und sie braucht ihn nicht zu bezahlen.

Heilige Frau! er will dich anbeten. Deine Armen und Gesegneten beten zu dir! Und du hast dein Haus nicht gesegnet. Manna fällt in dein Haus, aber dein Mann ist ein Schwarzbrotesser! Gib ihm Ambrosia, o Frau. Ihn hungert nach dem Brot, das vom olympischen Himmel kommt. Denn, wo dem Mensch-Gott auf der halben Jakobleiter schwindlig wird und er unterwärts schaut, versteinert er zum Mensch-Götzen.

Und gib ihm olympische Spiele! Und Brot und Spiele. Wie aus neronischer Zeit heraus das Heischen der Volksseele gellt: panem et circenses! Wie ein Gladiator, kühn und mit stolzer Nacktheit! Wie Götter lieben und zerstören! So ist seine Seele!

Aber in Kreisstädtchen und in solchen mit viertausendsechshundert Einwohnern, die in einem Zeitraum von vierzig Jahren kein neues Haus mehr bauen ließen, kann daraus eines Lüstlings Seele werden.

Die Pferde schütteln die Mähnen. Jäk, der Kutscher, sitzt steif und würdig. Er fährt das edelste Paar aus der Nachkommenschaft der Kelto-Romanen. Er kann den gelben Kutschermantel der Pavonnets in Ehren tragen. Und Madame lächelt und grüßt Vorübergehende und zu den Fenstern hinauf und in abzweigende Straßen hinein. Wer hätte jemals Madame nicht lächeln und grüßen und winken gesehen? Und Julien Pavonnet lebt seit zehn Jahren in der Gewohnheit, sein stereotypes, eingefrorenes Wohlbehagen zwischen fünf bis sieben Uhr täglich spazieren zu fahren. So wie man Gewohnheiten liebt! Darum ist der Glaube im Volke: sie leben harmonisch!

Madame lebt von dem guten Glauben der Leute, daß sie glücklich sei!

Der Regen droht wieder. Die Luft ist voll nassen Gesprenkels. Von der Warchebrücke her und aus dem Pouhontale hasten die Spaziergänger auf Feldwegen heim. Ein Pfad führt vom Brunnenhause der Inselquelle dicht an den Waldhöhen entlang, hinter Gärten und Pavillönchen her und zwischen die kleinen, alten Häuser am Flusse. Da steigen die Gäßchen steil hinauf, und alles ist alt und historisch und gemieden. Da war sie einmal Vorstadt eines reichen, gesegneten Landes. Die Franzosen kamen und entzündeten 1689 den Riesenbrand. Die Feuer loderten

über den Fluß. Aber der leckte mit nassen Zungen die Flammenwolken auf. So war Outre-le-Pont Heil widerfahren in allen Tagen bis auf den heutigen. Die neue Stadt schmäht die alte. Aus deren dunklen Winkeln und Gäßchen ist der historische Glanz hinweggewischt. Die süßdunkle Heimlichkeit hängt da noch in den Abendschatten, und so düster und geheimnisvoll und gefürchtet wie der Fluß zur Nacht sind die Gassen zwischen den Hütten am Fluß. Und rechtschaffene Menschen sagen nicht gern, daß ihr Haus in den Gassen am Fluß steht. Und rechtschaffene Deutsche, die im Wallonenlande die einzigen Zimmermieter sind, ziehen knapp bis an die Flußgelände.

Da höre die ehrliche Welt auf, sagen die „Rechtschaffenen". Aber aus der rechtschaffenen Welt führt linksseitig der Brücke und tief ein kurzes Gäßchen zum Fluß. Ein letztes Haus allda im Tag- und Nachtschatten der gewaltigen Brückenmauern. Wenn Leute über die Brücke gehen, grüßen sie in den ersten Stock. Hinter den Scheiben ein Grünrock und blanke Knöpfe. Man kann die Wut gegen den im Leibe haben und artig sein. Zur Nachtzeit waren sie seine Feinde, und aus geschwärzten Gesichtern rollten böse Augen. Am Tage lächelten sie und grüßten in das Haus am Flusse und wohnten im Gebiete der Rechtschaffenen. Das waren die „Famosen" in Wallonia. Gentile Hallunken mit naiven Spitzbubenseelen. Und ehrlich! Ihre ehrliche Liebe hing an Belgien. Sie hing an Speck und Salz. Wo der „Famosen" geschäftliche Liebe wurzelt, ist ihr Vaterland. Deutsche Stimmen schrien ihnen nachts in die geschwärzten Gesichter. Wenn also ‚Civis' das Deutsche hinauskehren wollte, — sie waren dabei.

Und sie lächelten in das Haus am Flusse.

Und sie lächelten auch in das Haus auf der

Brücke. Ein Holzsteg führt heute noch hinein. Mit seinem plumpen Fundamente steht es im Gäßchen. Von dem zweiten Stocke der Grenzlerwohnung aus kann man in sein Erdgeschoß. Will Frau Kalbe mit der Grenzlerin reden, nickt sie ins Gäßchen hinunter. Bleibt ihr frühmorgens die Milch aus, nickt sie andererseits über den Fluß der Frau Frisquet hinüber. So blinken von drei Seiten an dem Brückenhäuschen die Fenster. Die Wallonen sagen: Sie wohnen in der „Lanterne". Die Wallonen, die ihre sechsjährigen bâzelles zur Schule gegeben haben, nicken mit lachend und liebreich zerknitterten Gesichtern hinein. Und Fräulein Kalbe nickt heraus. Und dann sind sie vorüber und sagen: „Das Kalbenmädchen mit dem deutschen Kartoffelkopf!" War da eine andere gewesen. Die hat ihr den Platz geräumt. Die andere war jetzt eine Wallonenfrau. Die hat die Schuhsohlen durchgetanzt und himmelblaue helle Augen gehabt. Die kam mit ihren großen Schulmädeln am Arm und sagte: „Bodjou hie, bodjou da," und gab die wallonischen Witze mit Paprika zurück. So ein süßer Racker! So ein Schulmeisterchen! So eine brauchten sie für ihre Kinder. Wallonenblut! Ihre Kinder wollen küssen und tanzen und beten. Da wird schon mal einer kommen, der mit Küssen und Tanzen und Beten genug hat. Und ihre bâzelles poussiert! Wallonenblut! Heidiadum! Wir — eine Welt!

Und die Mädchen von sechs und sieben Jahren springen an der ‚Lanterne' vorüber. Ihre Augelchen brennen hinein. Wenn jetzt das Fräulein mit ihnen lächelt, reißen sie einander in die Arme und wirbeln bis zu ihrem Fenster, und an ihrem Fenster hinauf an ihre Scheibe und hauchen ihr Kichern dawider:

„O binamé mam'zelle!"

Aber das Fräulein lacht nicht. Ihr Kopf ist

über dem Präparationsheft. Sie schreibt und streicht aus. Sie rechnet und streicht aus. 1+1+1 = ... Sie können's. Sie hat's in den Lehrplan eingeschrieben. 5—1—1 =; Sie können's auch. Sie hat's in den Lehrplan eingeschrieben. Nun wird irgendein Rat von der Aachener Regierung kommen oder von Berlin — sicher wird er kommen! Die Lehrer sagen's. Nach dem ‚Civis'-Artikel wird etwas kommen. Und was immer in die dunkle Wallonie von Aachen oder Berlin aus kommen wird, fällt in die Schulen ein, prüft, mäkelt, geht. 1+1+1 =; 5—1—1 =. Ach Gott! Jetzt wird einer kommen, der wissen will, was 2 ist, was 3 ist, was 4 ist, was 5 ist! Sie kritzelt und schreibt und streicht. 2=1+1. Glatt, sauber auf dem Papier Morgen muß es in den Mund der Wallonenkinder. Morgen wird es ein Babylon von 1+1 =. Morgen wird sie verrückt. Ach, wenn morgen sich alle Zungen lösten, alle Begriffe sich formten! Der heilige Geist, der am Pfingstfeste im Speisesaale zu Jerusalem über die Apostel kam, möge mit einundfünfzig beredten Zungen über ihrer Rechenstunde stehen! 2—1—1, 2=1+1. Eine andere Zahlenordnung! Eine neue Weltordnung! Eine Revolte in wallonischen Kinderköpfen.

Sie strichelt und streicht und malt Punkte und Sternchen und Kreise, auf daß da Klarheit werde in freundlichen Zahlenbildern. Über dem Kleinkram zerstückelt ihr Verstand. Sie wird nicht verrückt; aber sie wird über ein Komma stolpern und in die Welt hinausschreien, daß es eine Telegraphenstange ist. Am Fenster nach dem Flusse zu steigen Dampfwolken wie aus einem Schlot. Der Kalber hängt im Ledersessel, die lange Pfeife zwischen den Knien, den Rock bis obenhin zugeknöpft; bartlos, sauber, korrekt. Weiße Halskragen hat er nicht, trägt schwarze

Binden. Er könnte Theologe sein. Aber er war nur Küster a. D. Die ausrasierten Lippen schmatzen den Dampf heraus, und zwischendurch ernst und trocken:

„Der Frisquet, der lange Samstag, ist heute nicht aus dem Fenster wegzubringen, das geniert. Was meinst du, Traudchen?"

„Das geniert, ja." Sie malt Punkte.

Ein Altersstimmchen, dünn und zerbrochen, vom Fahrstuhl her am Fenster zum Gäßchen:

„Daf scheniert, ja."

Ein faltiger Mund schlottert's heraus. Im Unterkiefer nur noch ein Zahn, ein gelber, knotiger. Das breite, zusammengedrückte Greisenkörperchen hockt in dem Lederpolster, uralt und gestorben, nur die tiefblaufarbenen Augen leben und leuchten aus einer fernen, versunkenen, heiligen, stillen Welt. Und schlohweiß das dünne Haar. Die rotdurchäderte Kopfhaut schimmert hindurch. Niemand hört auf ihn. Er ist nur noch das Echo von Meinungen. Dann weiß er noch, daß er lebt. Kalber sagt:

„Der lange Frisquet — Ich hab' ihn sehr im Verdacht. — Ich muß sagen, er vergällt mir hierherum die Aussicht!"

Das Kalbenfräulein sagt:

„Vater, du kannst die Aussicht wechseln wie in einem Panorama. Du wohnst ja in der Lanterne. Also, Vater, wechsele die Aussicht."

Sie dreht den Fahrstuhl vom Gäßchenfenster hinweg nach der Flußseite. Mit eingedrückten Knien schurpt Kalbe quer durch die Stube. Das Mädchen trägt ihm das Stuhlkissen nach. Ihr Mund lispelt Zahlen — Zahlen. Morgen brechen Schrecknisse herein. Morgen wird sie verrückt.

Kalbe sagt jetzt am Gäßchenfenster:

„Ich muß gestehen, das ist sehr unangenehm. An der Brücke steht der Julien Pavonnet. Man kann nirgends mehr hinsehen, ohne verfolgt zu werden. Wenn so einer mit so einem spricht. — Mit einem Lausbuben wie der Frisquetsohn ist. —“

Seine Augen drehen zu der Tochter Lehrerin. Es ist der nicht alles recht, was sie sagen, er und die Mutter und der Uralte Eine studierte Tochter in ihren Verhältnissen ist ein Kunststück. Er ist stolz darauf. Das Fräulein sagt:

„Ach, Vater, laß ihn doch!“

„Ja, meinst du nicht, Traudchen, er hetzt dir die Walloner auf. Zwei sind schon zu dir aus Outre-le-pont gekommen und haben hier auf den Tisch geklopft. Ich hab' sie 'rausgeschmissen. Wenn jetzt der Julien Civis hetzt, kommen wieder zwei oder vier oder sechs. Und ich muß sie 'rausschmeißen. Aber ich bin bei Sedan dabei gewesen. Ich hab's in den Knochen.“

„Vater! Die kamen doch nicht wegen dem Deutschen.“

„Nein, du hast ihren Kindern die Köpfe nachgesehen. Es ist nicht appetitlich. Du mußtest mit dem Federhalter drin stochern, und du hast gesagt, sie sollten sich scheren lassen, es wären Läuse drin.“ Sie mahnt:

„Vater! Ich bin an der Präparation für morgen.“

„Ja, Traudchen.“

Die Stube wird voll von ehrfurchtvollem Schweigen.

Der Uralte niest hinein. Der Kalbe sagt: „Gesundheit.“

An der Tür in der Hinterwand Sprechen und Klopfen. Die Klinke schnappt zurück. Ein Grünrock

in roten Plüschpantoffeln, das Jüngste auf dem Arme. Die Windel schleppt fast auf dem Boden. Tritt herein und macht's sich bequem.

„Servus! Ihre Frau ist bei meiner, Kalbe. Augenblicklich im Souverän unseres Hauses. Die wollen zum Godfreind Fischbach, von wegen, daß er ihnen Kittel zu nähen gibt. Ich als Mann und Beamter komme da nicht gut ums deutsche Ultimatum herum. Aber meine Frau braucht sich nicht solche Skropheln zu machen, die Ihrige auch nicht, die tun das sozusagen hinter dem Rücken ihrer Männer. — Nu, Fräulein, wat steigen Ihnen denn für Konnexionen zum Kopf?"

Kalbe stößt ihn ans Knie. Der Tochter Lehrerin läuft das rote, flammende Blut ins Gesicht. Zahllos wie ihre Rechenpunkte strotzt das Gesprenkel der Sommersprossen darin. Steht auf und geht durch die Hinterwand. Ihre Absätze klappern die Stiege hinunter zum Gäßchen. Kalbe sagt:

„Was für'n Geschwätz, Grünwald! Jetzt läuft sie runter und verbietet's ihr. Es schickt sich nicht, sagt sie. Aber meine Alte hat während der Schulstunden nähen können. Jetzt haben Sie es 'rausgeplatzt. Jetzt ist's am End'."

„Nu, hören Sie, Kalbe! Ich bleibe mir gewiß in allen Lebenslagen konzipent, aber wenn ich meine noblen Pensionen so stark 'rausdrücken soll, daß ich'n anständigen Verdienst hinter meinem Rücken ablehne, dann — Kotz dunner! schlagt in den ganzen wallonischen Kuddelmuddel 'n Teufelspastille! Glauben Sie denn, ich wollt' für die zwei Jahre, die ich hier bleibe, die noblen Pensionen der Walloner mitmachen? Bei denen geht Groschen fur Groschen in der Tollelott drauf. Und die Wallonenwäsche, sagt meine Frau

— nu, sie sieht sie auf der Bleich' hinter der Wassermauer — Lumperei, jawoll! Wir Deutsche sind gediegener und fressen uns satt und bezahlen promptikus. Verstehen Sie? Hier geht alles auf Borg. Und dann stolziert man übers Straßendromedar mit Spitzenröck' und Lackstiefeln, jawoll! Außen hui, drunter pfui! Ich renoviere nicht auf diese Art mein Monetensystem. Ist es nu nicht so, Kalbe?" Und Kalbe nickt, spuckt in den Napf und sagt:

„Wir können nicht, wir wollen nicht. — Wir sind vom Lehrfach. Damit steht's hier jetzt schlimm."

Grünwald läßt den Säugling aufs Knie plumpsen. Er ist im Eifer. Er ist im Redefluß. Und schwimmt mit Fuchteln und Drehen und Wenden.

„Und warum, Kalbe? Ist es nicht so? Ist et nicht vom Kulturkampf? Bismarck hat die Nönnekes auswaggoniert und Ihre Tochter rin! Dafür sollten Sie Bismarcken dankbar sein, denn er hat Ihnen quasi Brot in den Schrank verschafft, aber statt dessen ducken Sie sich vor den Wallonern und kriegen 'n Pieps, wenn Sie mal vor ihnen bocken sollen. Heut' wären die Nönnekes noch da und Ihre Tochter wär nicht da, wenn es nach Ihnen gegangen wär. Heut' noch sprechen die Walloner von ihren Nönnekes wie von einklazinierten Mumien. Warum? Weil diese Ordensbrut das Französische klimatisiert hat. Das Tal war 'ne Klosterkolonie. Kapuziner, Lazaristen, Kreuztöchter und dann noch 'n Mutter Euphrosine, die von Düren 'rüberkam und auch ein französisches Fräuleinpensionat gründete. Alles tullemang französisch. Ja, und dann kam Bismarck wie einst Karl der Große, der den korsischen Knochen mit dem Damoklesschwert zerhieb. Der Kulturkampf, mein lieber Kalbe, war ein Segen für Deutschland. Das lassen Sie sich gesagt sein."

„Ich als Katholik," sagt Kalbe, „ich als Katholik darf das nicht mit anhören!"

„Nun, ich bin kein Katholik von Profession. Wir Beamte sind evangelisch. Aber es gibt im Menschenleben Monumente, wo man gut tut, zu schweigen, um nicht hintennach in Kulissen zu kommen. Ich bin der Mann nicht, um in die Wallonie religiöse Imparitäten zu bringen, ich muß Ihnen aber beglaubigen, daß ihr in der Stadt fünf Kirchen, dito Kapellen habt, wir Protestanten in der alten Abtei einen Betsaal; zusammengepackt mit Kretsche und Pletsche. Wat in dem ollen Gemäuer nicht alles heimatberechtigt ist!" Er spreizt die Finger, zählt: „Das Gefängnis, Gericht, Zollamt, Progymnasium, unsere Schule und Betsaal, eure Sakristei der Pfarrkirche! Nu, und wissen Sie, wie die Walloner das nennen? ‚Omnibus!' Nu, ist das nicht, um aus dem Sanftmütigsten einen politischen Alligator zu machen?"

Kalbe sagt nichts, schmatzt ihm die Tabakswolken ins Gesicht. Das Baby liegt an der Vaterbrust, nutscht an den Uniformknöpfen. Der Vater drückt das Gesicht an die Scheibe.

„Ist das nicht der Kollege vom Zollamt Rothwasser?"

Um eine Hausecke in die Bévercé-Landstraße rollt ein Kinderwagen, geschoben von der kleinen Grenzlerfrau, die noch vor einem Monate Wöchnerin war. Atemholend, mit halboffenem Munde, mit weitausholenden Schritten! Und der Federhut verschoben, der Schleier am Munde vom Hauche durchlöchert. Nebenan steif und würdig der Zöllner, blitzeblank, erste Garnitur, der Herr und Gebieter und Popanz. Wallonenleute stehen und sehen ihnen nach. So wie in Amerika die Yankee hinter den eingewanderten Deutschen ihr ‚Goddam Dutschman' hersagen! Und

so wie der wackere deutsche Mann gemeinhin sein Vaterland und sein Weib blamiert! Oder das Vaterland in seinem Weibe! Der Wallone weiß nicht viel von dem deutschen Dichter, der den Vers schrieb: „Ehret die Frauen . . . .“ Aber er wird sein Weib nicht entwürdigen. Er wird ihm keine Lasten und den Federhut aufbürden. Zurufe von hüben und drüben. Wallonische Witzeleien. Ja, die Zöllner! Ja, die dünnen Deutschen! Sieht man ähnliches unter Wallonen? Und Madame, schnaufend und stolz hinterm Kinderwagen, und Gebieter Popanz sind Repräsentanten des Deutschtums. In der Lantern' ärgert man sich.

„Sie lachen, sehen Sie?“

„Ja, sie lachen!“

„Was rufen sie?“

„‚Gabelou‘ rufen sie! Es ist ein Spitzname!“

„Unser Spitzname, jawoll! ‚Spürnase‘. Wenn sie uns im Venn oder an der Grenze vor den Schuß kommen, dann sollten sie die immatrikulierten Schreie hören. Jawoll, die deutschen Spürnasen lassen sich eben nicht an der Nase 'rumführen!“ Das Baby auf seinem Schoß stopft die Fäuste in den Mund, greint. Der beschäftigte Vater läßt es auf den Knien hopsen, daß ihm der Schlucks herausstößt, stiert wieder durch die Scheiben.

„Nu', Kalbe, und das sagt ihr mir nicht! Steht drüben nicht der Pavonnet-Pascha? Nu' schlag' aber gleich 'n Katakombe drein! steht da bei dem Lausbuben von Frisquet! — Aufgepaßt, Kalbe! Seht Ihr den Schwarzrock? Einer aus den wallonischen Dörfern. Stande pede über die Brücke. Kalbe! Veteran! Uffgepaßt! Wenn die nicht zum Frisquet gehen, will ich morgen als Sumpfhuhn das Ei des Kolumbus gelegt haben!“

Er fährt auf, der Stuhl schlägt gegen die Wand. Baby brüllt auf. Da geht Grünwald mit ihm durch die Stube und singt. Steht dann am Fenster zum Flusse, singt nicht mehr, späht. Baby schreit nicht mehr, stiert. Stiert in ein altes, kauendes, zerknittertes Gesicht im Fahrstuhl. Und wenn Baby die große Vernunft hätte, dächte es: Ich lese in einer interessanten Chronik ferner Jahrhunderte. Leichenfarbene Asketenhände haben kunstvolle Initialen hineingemalt. In das gelbe Pergament graben die Furchen heiligen Alters. Ich will mit scheuen Fingern darin herumblättern und Schauer der Andacht spüren. — Baby, der war bei Düppel dabei gewesen! Baby hat aber solch kleine Vernunft! So wie die des eingeschrumpften Alterchens vor ihm! Der kaut auf dem einzigen, gelben, knotigen Zahn und blinzelt Baby an. Und Baby schlumpft das Zahnwasser und wulstet die Lippen und macht Glotzaugen. Und mit der kleinen Vernunft denkt er: Wäre ich doch den einzigen Letzten los! Und mit der kleinen Vernunft denkt Baby: Hätt' ich den einzigen Ersten!

Der Grenzler sagt:

„Kalbe, Achtung! Sie sind nolens volens 'rin zum Frisquet. Posto gestanden!"

Kalbe sagt:

„Wenn's nicht grad' nötig ist, möcht' ich mich nicht ärgern."

Sagt Grünwald:

„Nu', wenn Ihnen so wat nicht durch Mark und Pfennig geht, weiß ich nicht, wie Sie zu einem deutschen Geburtschein gekommen sind." Tiefer beugt er. Baby hängt dem Uralten fast im Schoß. Dann schnellt Grünwald auf, drückt den Fahrstuhl zurück.

„Komm, Altvadderche, guckt mal wieder zum anderen Loch 'naus. Die Welt ist egal schön, wenn

man durch eure Augen sieht," schiebt ihn an die Gäßchenseite. „Hierher, Kalbe! Mir dämmert 'n chaldäischer Stern auf. Geht da nicht noch einer über die Brücke? Kalbe, ihr standet anno 70/71 im Feld. Jetzt gilt's Patroullje!"

Sie sitzen und harren. Der grämliche Regenhimmel hängt tief über dem Flusse. In blauem Dunst die Gespensterschatten der verkrüppelten Bäume an der Uferböschung. Scherben und Geröll dort in Disteln und Dornen. Der Ausblick ist melancholisch. In den grauen Tag flockt mit Schattenfetzen der feuchte Abend. Wieder ein Mann auf der Brücke. Mit eiligen Schritten zum Frisquethause. Kalbe nennt halblaut die Namen.

„Da ist auch der Schreiber von der Weismeser Strohhutfabrik, ein Junger! Er dichtet die Karnevalstrophen für die Rollen am Rosenmontag. Sie nennen ihn ‚Voltaire'. Sein Onkel ist der Pfarrer, der mit dem Bavonnet ging. Ein schwerer, stattlicher Mann, der Pfarrherr. Die Bauern sollen ihm schon verschiedene Male im Heckenweg aufgepaßt haben; er aber schlägt sie nieder wie Gideon die Madianniten an dem Jordan. Und da ist ein Setzer von der ‚Semaine', ein guter Junge. Er hat 'n Draht im Kopf. Man sagt, er dichtet auch. Aber wallonische Gedichte fur den hiesigen Almanach. Da ist noch einer. Der hat eine Freistelle auf dem Progymnasium. Sie nennen ihn den ‚weißen Curé'. Von wegen seinem Haar und von wegen er Pastor studieren soll."

Die Männer sitzen still. Das Baby noch stiller. Da befühlt Grünwald sein Knie, springt auf und trägt Baby hinaus auf den Gang.

„Jettchen!" ruft er die Treppe hinunter, und sehr energisch: „Jettchen!", setzt das Kind auf den

Boden wider die Wand und kommt zurück in die Stube. Der Uralte dreht den Kopf:

„Mojen gib's noch Rejen. Das Pflußwasser stinkt!"

Der Grenzler kollert ein Gelächter.

„Jawoll — Flußwasser!" sitzt wieder neben Kalbe. Der sagt:

„Die Jungs stehen noch an dem Frisquethaus. Ich habe meine Pfeife angebrannt, da guckten sie rüber."

Grünwald reißt das Fenster auf.

„Wenn sie 'rübergucken, sollen sie auch wat Imposantes sehen, mindestens den schiefen Turm zu Piesack!" reckt patzig die Arme zum Fensterkreuz hinauf. Drüben stoßen sie sich an und flegeln wider den Türpfosten. Ein Pfiff gellt über den Fluß her. Der Grenzler beugt in die Stube zurück. „War dat nu dat hohe C von ‚Voltaire' oder dem weißen Curé?"

„Ich denke von Voltaire. Im übrigen will ich nix gesagt haben." Da wölbt Grünwald die Hand um den Mund, brüllt: „Hurra! Hurra! Hurra!" kurz, stoßweise, machtvoll! Dem Alten von anno 70/71 und dem Uralten von Düppel wird das Veteranenherz erschüttert. Es ist wie Pulverrauch um sie, und das Rauschen des Flusses ist wie Rossestampfen und Schlachtendonner. Hurra! Unser ist der Sieg! Es soll Viktoria geschossen werden! Gott die Ehre! Über die welken Backen tropfen die Tränen. Der Uralte und der Alte sind beglückt weinende Greise. Der Siegesruf hat ihre verknöcherten Herzen wachgerüttelt. Und: „Hurra!" der Alte. Und „Hurra!" der Uralte. Und: „Hurra! Hurra!" der Zöllner.

In der Hinterwand fliegt die Türe auf. Die Tochter Lehrerin jagt mit hochrotem Kopfe herein, reißt Grünwald vom Fenster, klappt es zu.

„Ich muß mir das ausbitten — ich muß mir das sehr ausbitten, mich nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Ich habe als Lehrperson mit der Bevölkerung in Frieden zu leben!“

„Ach wat!“ macht der Grenzler ungehalten, „ich will Ihnen wat verraten. Mit einem Rückgrat, wie Sie eins herumtragen, muß man schon 'n vollständig zerrüttetes Nervenkostüm haben. Mit sanften Boxern ist an Ihrem geringelten Fell nix mehr auszuklopfen. Die Walloner müssen Ihnen schon mit Dreschflegeln die Gemütsarterie geigen. Nu hören Sie, wenn das Ihr patriotisches Engbonpoint ist, dann ist et gut, daß Sie nicht wie dieser alte Greis bei Düppel und wie dieser Biedermann anno 70/71 dabeigewesen sind!“

Fräulein Kalbe steht am Tische und sagt lebhaft:

„Herr Grünwald, mit Ihrem Hurra-Patriotismus werden Sie nationale Gegensätze nicht aus der Welt schaffen. Ich kann Ihnen aber auch sagen, daß Sie der Regierung, der Sie damit dienen wollen, dadurch recht unbequem werden. Die Regierung dankt es Ihnen nicht, wenn Sie aus der Sprachenfrage eine Streitfrage machen. Lassen Sie sich das von mir sagen. Wir empfangen ja die Herren von der Regierung oft genug in unseren Schulen. Wir haben aber niemals Anweisung gehabt, die Verdeutschung der Kinder mit Strenge durchzusetzen oder gar patriotischer zu sein als die Altdeutschen; und nur darum, weil wir hier germanisieren wollen.“

Sagt darauf der Grenzler:

„Ich will Ihnen auch wat vordeponieren, wat nicht nach Pfirsichkompost schmeckt. Mit Ihrer klerikalen Regierung von Aachen bleiben Sie mir gefälligst vor den Toren von Jericho. Für mich und jeden gebildeten Menschen ist es in vino farinas, daß die

Klöster hierherum Horte des Französischen waren. Geistliche und Nonnen tuteten in ein Horn, und die klerikale Regierung von Aachen tutet mit. So ist et!"

„Herr Grünwald, ich habe auch schon Herren von Berlin in meiner Klasse gehabt, den Herrn Ministerialrat Kügler! Der Herr war die Sanftmut und Güte selbst. Er hat nur immer Worte des Staunens und der Befriedigung gehabt, daß unser System sich so gut bewährte. Ich habe aber immer gehört, daß uns ein schärferes Vorgehen abgeraten wurde. Und dieses in Zeiten, wo die Polenpolitik das Auge der Regierung besonders auf zweisprachige Gebiete des Reiches hinlenkte."

Der Grenzler aber:

„Nu', man kann's ja abwarten, wat jetzt wird. Das kann ich Ihnen gleich sagen: bei den Frisquets wird heut' abend jedenfalls nicht der frenetische Lehrsatz gehohnepimpelt, obwohl der gescheidte Onkel Pastor dabei ist. Sie müssen wissen, Fräulein, daß der Grünwald nicht auf den Kopf gefallen ist. Er hat bis Quinta studiert, jawoll! Und wenn mein Vater von sieben unversorgten Kindern nicht plötzlich gestorben wäre und uns mittellos hinterlassen hätte, wär er heut' noch drauf, jawoll!" In die Türe tritt die Frau Grenzwächter mit dem schreienden Baby. Da drängt sie Grünwald zurück. „Raus, Madame, das Pflußwasser stinkt!"

In der Stube wird es still. Der Lärm der Abziehenden gellt auf dem Gange. Kalbe streicht sich verlegen und schuldbewußt an den langen Hüften herunter, sagt einfältig:

„Ja, ehem! Er bringt dich noch in Ungelegenheiten."

Die Tochter Lehrerin zündet die Stehlampe an.

Ein Lampenschirm aus Zigarrenbändchen baumelt darüber. Sie sagt:

„Vater! du könntest schon das Abendessen aufstellen. Mutter ist noch zum Bäcker."

„Kartoffeln, ja. Für dich ein gebackenes Ei. Du hast so viel Kopfzerbrechens. O Gottogott! 5—1—1—1 ist doch unpraktisch. Sag' doch man gleich 5—3." Und schurft hinaus. —

Überm Flusse im Frisquethause blinkt das Licht auf. Um den Tisch in der Stube sitzen junge Menschen mit naiven, staunenden Gesichtern. Staunen die beiden Männer an, die in ihrer Mitte sind. Pavonnet, ziemlich gelangweilt, am Kopfende. Ab und zu stapft er durchs Zimmer, steht vor den Bildern an der Wand, vor den Glasphotographien der Frisquetfamilie, dem Bilde des Pio nono und vor der Kapelle der Mutter der Kranken. Der Pfarrer spricht. Seine Stimme dröhnt rauh wie eine Bauernpredigt. Er redet wallonisch:

„Hört, ihr Gamins! Ich habe euch schon gleich einen Patron mitgebracht. Wenn ihr einen Verein gründen wollt, müßt ihr eine Kriegskasse einrichten. Der Monsieur Julien will euer Finanzminister sein. Nicht wahr, Monsieur? Ich habe ihm von eurem schönen Zweck erzählt, und das freut ihn. Das muß man unterstützen. Die Herren Gerber sind gern Protektoren unserer Vereine. Nun, ihr Gamins, könntet ihr ihm etwas von dem schönen Zweck eures Vereins sagen."

Der weiße Curé räuspert sich.

„Wir gedenken Sonntags Ausflüge zu machen und Mittwochs zu kegeln."

Der Pfarrer brummt, drängt: „Weiter!" Weiter weiß er nichts mehr. Voltaire wartet einen Wink des Pfarrers ab und sagt dann: „Herr Onkel, wir

wollen die wallonische Sprache hegen und pflegen, in ihr dichten und singen und dramatische Vorstellungen geben. Wir wollen das ‚Dictionaire wallon', das unser berühmter Vorfahre angefangen hat, weiterführen und eine Grammatik der wallonischen Sprache verfassen, die es bisher noch nicht gibt." Da der Pfarrer ihm ein Zeichen gibt, aufzuhören, schweigt er. Der Pfarrer beginnt:

„Wenn ihr auf eure wallonische Sprache stolz sein wollt, müßt ihr sie auch schreiben lernen. Eine feste Norm müßt ihr lernen. Es schreibt sie jetzt ein jeder nach seinem Gusto. Eine Sprache, die so alt ist wie die wallonische — sie entstand im fünften und sechsten Jahrhundert — muß ihre Geschichte haben. Die sollt ihr schreiben, Gamins! Ihr werdet weit zurückgreifen müssen — bis auf unser Stammvolk, die Kelten. Ihr findet sprachliche Reste auf eurer Zunge. Auch germanische Sprachelemente mischen sich ein. Wir Wallonen sind schon einmal deutsch zugehörig gewesen. In der „goldenen Bulle" 1137 untersagte Kaiser Lothar sogar ausdrücklich für alle Zeit die Lostrennung unserer Abtei vom Deutschen Reiche. Aber auch das Französische klingt in unser Idiom. Unser liebes Wallonisch ist ein zusammengekehrter Haufen sprachlicher Reste, sagen die einen und konstruieren hieraus das Wallonische als eine für sich selbst bestehende Sprache, eine Muttersprache! Somit ist die Form geprägt, unter welcher die germanisatorischen Bestrebungen vor sich gehen sollen: Nicht eure Muttersprache bekämpfen wir, denn die ist das Wallonische, sondern eine euch fremde, eine Luxussprache, denn das ist euch die französische! — Dieses irrige Wort fällt zurück auf seinen Urheber, den Baron von Broich, der bis 1878 Landrat unseres Kreises war. Diese Version geht bis in Regierungkreise hin-

auf, und so wird man von dort aus immer folgende Basis für den Sprachenstreit halten: Wenn das Französische für die preußischen Wallonen eine fremde Sprache wie das Deutsche ist, so muß mit allen Mitteln das Deutsche an die Stelle des Französischen gebracht werden. Wir können es der deutschen Regierung nicht einmal übel nehmen, daß sie aus dieser Folgerung ihren Schlachtplan entwirft. Aber wir müssen es **uns** übel nehmen, daß wir diese irrige Ansicht aufwachsen lassen und nicht die Aufklärung in weitere Kreise hineintragen. Die falsche Annahme kann ja nur Vergeßlichkeit sein. Man vergißt — ob mit Wollen oder nicht — geschichtliche Dokumente. Die Schriftsteller des Mittelalters nannten das Wallonische romana lingua. Da haben wir den Mutterboden: Das Alt-Gallische! Aus ihm zweigen die Dialekte Nord- und Südfrankreichs. So herrscht denn unser Wallonisch unter der gleichen Flagge wie etwa das Pikardische und Normannische als nordfranzösische Mundart, kurzweg als Platt-Französisch. Kommt man uns mit der Einwendung, daß derjenige, der das reine Französisch spricht, das Wallonische nicht versteht und umgekehrt, der Stock-Wallone den Franzosen nicht, so ist dagegen zu erwidern, daß dieses ebensogut im Hochdeutschen zum Platt zutreffen kann, wie ich ja überzeugt bin, daß beispielsweise das Aachener Platt dem Sankt Petrus ebenso unverständlich ist, wie unser ‚verzweifelt konfuser Mischmasch' dem Sankt Jürgen. Der soll seine Misere an der Himmelstür erzählt haben, daß er dreißig Jahre an dem Wallonischen studiert habe, doch immer vergebens. Allons, ihr Gamins, diese Mißverständnisse sollt ihr aus der Welt schaffen. Gebt Klarheit, das ist die Wahrheit. Zunächst Wahrheit! Aufklärung in unserem Volke, daß es wisse, was es redet, daß es

nicht falschen Ansichten beitrete und sich dadurch beruhigen lasse, die Regierung bekämpfe nicht unsere Muttersprache. Dann Klarheit über unsere Berge hinaus. Prinz Franz von Arenberg, der unser Abgeordneter ist, wird unsere Zunge sein und unsere Forderungen und eure Aufklärung im Reichstag vertreten müssen. Ihr Gamins! Ihr seid jung. Ihr habt noch Ideale, und ihr habt Zeit. Um Sonntags spazieren zu gehen und Mittwochs zu kegeln, braucht ihr keinen Verein zu gründen. Aber wenn euer Volk in Not ist, müßt ihr ihm helfen. Ihr — die Jugend! Ich vertraue auf euch! Euer alter Bauernpastor hat euch als Schulbuben gesehen, und nun will er euch die Not seines Volkes anvertrauen. Verdient ihr das? Ei, nun gebt eure Hand her, schlagt ein! Brüder wollen wir sein im wallonischen Bunde! Ich, euer Bruder, euer Fré! Fré Mathi! Mag jeder sich seinen Namen wählen."

Da steht Voltaire auf. Seine Wangen glühen, er sagt:

„Ich — Fré Djhan-Djôsef!"

Und Frisquets Sohn. Der lange Körper hängt ihm lendenlahm. Er sagt ohne Begeisterung:

„Ich — Fré Hinri!"

Und in sanfter Freude der Setzer:

„Ich — Fré Châles!"

Der weiße Curé aber mit einer Bekennerwut gleich den Jünglingen im Feuerofen des Nabuchodonosor:

„Ich — Fré Paskal!"

Der Pfarrer dreht den breiten Rücken im Lehnstuhl.

„Und Monsieur?"

Der steht unter dem Bilde des St. Remaklus, des Stadtgründers, wirft zwei Worte über die Schulter:

„Fré Rmâk!“

Neben ihm harkt Frisquet auf, nimmt die Pfeife aus dem Munde:

„Mi — Fré Thoumas!“

„So wäre noch die Taufe des neuen Vereins vorzunehmen. Ich denke ‚Club Wallonia‘. Wer dafür ist, hebe die Hand.“

Es heben alle die Hand. Der Pfarrer steht auf, nimmt sein Tonsurkäppchen vom Scheitel, drückt es in die gefalteten Hände. Seine Stirne furcht, seine Stimme vibriert im leisen Predigton. Er spricht Worte des 126. Vesperpsalmes:

„‚Wenn der Herr das Haus nicht baut, dann arbeiten die Bauleute umsonst. Wenn der Herr die Stadt nicht behütet, dann wachet der Hüter umsonst‘. Wie der alte Curé euch auch schon als Chorknaben gesegnet hat, so nehmet auch jetzt seinen Segen, da ihr Brüder eines heiligen Bundes, euerer heiligen Muttersprache sein sollt!“

Sie stehen mit gesenkten Köpfen. Ihre herabhängenden Hände sind gefaltet. Der Pfarrer macht über sie das Zeichen des Kreuzes und spricht in langgezogenen Psalmtönen:

„Benedicti vos a Domino, qui fecit coelum et terram!“ — „Amen!“ und schurpfen schweigend hinaus. In ihren jungen Gesichtern strahlt die Weihe des Abends. Draußen reichen sie sich stumm die Hände. Wir Brüder! Wir Frés! Treu der heiligen Sache, Spartanerjünglinge, Remaklussöhne! Und sie gehen und werben Brüder!

Auch im Hause legen sich zwei Männerhände ineinander. Sie stehen und reden nicht viel. Der Pfarrer sagt:

„Fré Rmâk! Ich weiß nicht, ob es als Zufall zu nehmen ist, daß Sie unter dem Bilde unseres

erhabenen Stadtgründers standen und diesen Namen wählten. Ich weiß nur, daß — wenn auch keine festeren Bande Sie an die Sache unseres Volkes schließen, dieser Name Sie bindet! Dié wâde, Fré Rmâk!" (Gott behüte dich.)

Der hält noch seine Hand. Seine Frage schnarrt:

„Und Sie, Fré Mathi?"

Der Pfarrer zieht die Schultern breit. Lang fließt sein Atem aus.

„Ich werde in mein wallonisches Dorf zurückgehen und mein Angesicht nicht mehr vor euch sehen lassen. Sie wissen, Sankt Remaklus führt den Wolf mit sich. Der wallonische Wolf! Man kennt mich als solchen über die Eifel hinaus. Man möchte mir auf die Tonsur ein Horn aufsetzen. Die Regierung möchte das. Da bin ich der Hetzpastor. Es kann daher unserer Sache nur förderlich sein, wenn ich daraus verschwinde. Aber", — und sein Händedruck könnte Knochen zermalmen — „mein Blick ist auf euren Wegen, und mein Sprachrohr ist ein junger Mund. Wenn ihr den Fré Djean-Djôsef reden hört, dann hört ihm zu. Die Stimme des alten Curé aus dem Wallonendorf ist's! Oder wenn er eine Richtung nimmt, die bei seiner Jugend nicht zuverlässig erscheint, tragt keine Bedenken, es sind Spuren des wallonischen Wolfes. Und somit nochmals: Gott befohlen, Fré Rmâk!"

Sie stehen stark mit hochgebäumtem Kopfe. Ihre Stimmen klingen zusammen:

„Todi wallon!" (immerdar wallonisch).

Dann treten sie hinaus. Der Pfarrer nimmt links hinauf seinen Weg über die Brücke, Pavonnet rechts hinunter durch das Pouhontal. Der Abend bauscht hinter ihnen zusammen. So ganz lautlos und frühdunkel ist es zwischen den Bergen. In sein

Gesicht quallt die feuchte Wärme. Es flammt keine Begeisterung darin. Nur der Haß. Nur der unversöhnliche Widerspruch. Es müßte eine Macht in ihn kommen, die warme Ideale weckt.

Schwarz zeichnen sich zur Wegseite die halbhohen Hecken. Irgendwo in dem Schwarzen plätschert das Flußwasser, schießt unter der morschen Brücke durch, die von der Krankenkapelle ins Pouhontal führt. Das Brunnenhaus in dem weiten Wiesental ist von liebenden Paaren umwandelt. Da wehen zwei und zwei Menschenschatten in die Nachtschatten. Im Dufte der Waldberge, im Plätschern des Flusses. Und aus dem Dunkel weit herüber Singen und Kosen. Gelächter und kirrende Laute! Ein Rubensscher Liebesgarten! Jenseits der Brücke die Stadt mit ihren trübroten Lichtern. Pavonnet stapft über die Holzbrücke. Die morschen Bretter knacken. Der Fluß schlumpft darunter. Mitten im Schwarzen ein greller Schein die weiße Kapellenmauer herunter, zeichnet auf den Boden einen weiten Lichtkreis. Die Kerzen schwelen und flammen vor der Madonna. Die Herzen brennen und stöhnen. Ein armer Sünder geht vorüber, lupft seinen Hut und grüßt dich, Mutter der Kranken! Die Nachtwolken ballen über ihm zusammen. Die Faust Gottes saust hinein Und an dem niedern, grämlichen, verregneten Himmel ein Wandern und Hasten und Stoßen und Drängen. Die Faust Gottes regelt die Maschinerie. Die Faust Gottes ballt die Nachtwolken. Und die müssen niedergehen auf den armen Sünder, der den grauen Leinenhut schwenkt zum Gruße der Madonna Aber die Faust Gottes züchtigt arme Sünder nicht. Der hatte einmal vor der Mutter der Kranken gekniet und die Gymnasiastenmütze unterm Arm zerdrückt und vor kleinen Examina gezittert. Und wie sein scheues Herz gebrannt hat!

Und wie in ihrer Reinheit seine Knabenseele badete! Unendlich rein! Wie ein Maimorgen! Und die stummen, gemalten Madonnenaugen schienen sich auf ihn zu richten, schienen zu lächeln .... für ihn allein! Seine Seele brannte in Inbrunst. Unendliche Reinheit! Keuscher, wundersamer Maimorgen! ...... Aber als er sich schämen mußte, kam er nicht mehr.

Und zeitlebens wird er die unendliche Reinheit grüßen und — vorübergehen!

Die Menschenschatten wehen durch den Lichtschein am Boden. Raschelnde Frauenkleider. Räuspernde Männer. Ein Bausch und ein wallender Mantel, ein gesenkter Kopf und ein in die Mantelkrause gedrücktes Gesicht. Und wirrt und plustert aus dem sterilen Kerzenglanz in den schwarzen Weg. Der Weihrauch hängt in ihren Kleidern. Wie ein andächtiger Gedanke in der sinnlich-müden Luftschwere. Ihre Spur ist Weihrauch. Hohepriesterin der Madonna!

Ihre hohe Gestalt biegt und schwebt in dem seidenen Beduinenmantel. Ihre vollen Schultern straffen das Seidenfutter. Das geheimnisvolle, vornehme Frou-Frou schirpt wie ein sinnverwirrendes Geflüster in die Nachtwolken, in die lautlose, quallende Luftschwere. Und ganz wogende, sinnliche Schönheit! Und Weihrauch in den Kleidern! Hohepriesterin der Liebe!

Seine Blicke saugen sich fest an dem Biegen und Drehen und Neigen der Formen. Seine Blicke brennen durch die Mantelfalten. Dieses Weib betet und lebt. Hat er es nicht erkannt unter den vielen? Unter der Inbrunst die — Brunst? Dieses Weib kennt er nicht in der engen, schwarzen Welt zwischen Wallonenbergen!

O Madonna! Die Spuren dieses unbekannten

Weibes geht der arme Sünder. Und Gottes Faust ballt über ihm die Nachtwolken. Und sein Verlangen wogt, und sein Zorn quillt. Ein Weib wie seines und — keines! Nur Gefährtin und nicht Weib! O wie dieses Weib — seines! Herrgott! In ihm jagt und foltert die Gier. In ihm zerrt und wühlt der Haß. Nun wird er heimgehen und das Weib, das ihm Gefährtin ist, foltern durch seinen Haß und seine Gier und dadurch, daß sie ihn von der Frauenliebe trennt und drängt von dem Weibe — zu den Weibern! Ha! Welch ein Haß! Ha! Welch eine Gier! Der Teufel ist in ihm. Der Teufel ist mit ihm. Und vor ihm ist der Teufel! Seine Sinne fiebern diesem Weibe zu. Zwei schnelle Schritte —. Wissen will er, wer sie ist, wen er begehrt und im Dunkel nicht kennt. Zwei schnelle Schritte —. Einmal will er wahnsinnig sein. Und morgen wird man erzählen: Im Kapellenwege ist man nicht mehr sicher vor einem, den man nicht nennt. Die überschüssige Kraft in ihm ist in ewigem Wogen. Zwei schnelle Schritte —. Neben ihr geht er und ächzt den wogenden Atem. Neigt zu ihr den Tyrannenkopf, das Siegergesicht und die flimmernden, wirrenden Augen darin. Und . . . . Glosen! Und Erstarren!

Und ein himmelhochjauchzendes Lächeln. Und doch ein Lächeln wie in kalten Fieberschauern.

O Madonna! seine unreine Seele brennt wieder wie einst in Scham. Er hat sein Weib begehrt!

Ihre Arme wuscheln aus den Mantelfalten heraus, hängen an seinem. Ihre Stimme ist kristallklar und entnüchternd:

„Du, Lieber, warst auch — dort?“

Ihr Gesicht dreht nach der Kapelle, ihr weißer Hals ragt aus dem Schwarzen. Die zarte, schimmernde

Haut, weiß, schaumig und schamhaft. Da drückt er seine Lippen hinein. Sie erstickt fast. Und murmelt eine sinnliche Wut. Und preßt ihre weichen Schultern. Und preßt die Bebende in sich hinein.

„Sag du! Sag du, Weib! du! Wo waren meine Augen? Warst du so schön, als wir zusammenkamen? Ich habe dich lange nicht gesehen — jahrelang nicht! Jetzt können wir wieder jung werden. Du!"

Sein verliebtes Knirschen springt in sie hinein; Nadelstiche in das zuckende Fleisch. Sie schluckt in den kurzen, stoßenden Atem. Sie stemmt ihm die Hand ins Gesicht, drückt es zurück. Lautlos wühlt in ihr ein erschrockenes Weinen.

„Ach Gott! Was tust du? Hier — im Wege . . . ."

Er zieht ihren Arm in den seinen, lächelt, drängt sein Gesicht an ihres.

„So werden wir jung, Germaine, nur so!" Sein Blick schnellt zurück zur Kapelle. „Du kannst dich nicht warm beten. Reinheit ist kalt. Ein warmer Wunsch friert daran."

Ihre Finger graben in seinen Ärmel. Sie hält den Atem an. Es ist ihr ein Greuel, das anhören zu müssen. Aber sie sagt nur:

„Wir sind — doch — nicht mehr jung. Lieber, — wie — das — mich peinigt!"

„Das soll dich peinigen, das — Warmsein! Germaine, wenn du dich einmal — einmal nur — entzünden ließest an meiner Wärme. Ich weiß ja, du bist schön."

„Nein, o Gott! Nein!"

„Nein? Ach geh doch! Warum zitterst du denn? Das Warmsein ist doch in dir! Du wirst nur nicht mit ihm fertig. Du gibst ihm einen andern Namen: — Sünde!"

„Lieber! Wie sprichst du! Das ist blasphemisch!"

„Du bist doch mein Weib! — . . . Nein!! Du bist es nicht. Parbleu! Nein!"

Er schleudert ihren Arm weg, geht von ihr. Hinüber zu den Gerbereien will er, in die Dunkelheit, trunken vor Zorn zwischen die Gruben — — in die Gruben! Ihm ist's jetzt gleich. Jetzt will das Ungebändigtsein aus ihm heraus. Und nicht mehr geglättet sein durch den Zwang! Diese Ehe ist Zwang.

Er stapft in die Lohhaufen, steht und knirscht ihr zu: „Diese Ehe ist Sünde! Sie — hat — mich zum Todsünder gemacht! Nun rutsche dir die Knie ab vor deinen Heiligen! Die arme Seele deines Mannes ist zum Teufel. Die holst du nicht mehr für deinen Herrgott ein. Nie!! Nie!! solange du sündigst, wenn du liebst!"

Das klingt schon aus der Nacht und dem Dunkel und der Ferne. Sie hört seinen Fluch und sein Keuchen, das dumpfe Hallern seiner Tritte auf dem hohlen Lohboden. Sie greift mit ausgebreiteten Armen in die Nachtschatten. Mit flatterndem Mantel ihm nach. Mit wehem Stöhnen ihm nach. Heiße Ruhe. Zitterndes Weinen. O, eine Scham in ihrem Jungfrauherzen! O, eine Scham in ihrem königlichen Herzen! So wie sie aus Outre-le-pont hinter ihren Männern herlaufen — so sie! Und gemein und in der Nacht und hinter dem Wütenden her wie diese! Ihre Stimme so leise und weh:

„Julien!"

Und leise und erstickt:

„Julien! Ach Gott! Ach Gott!"

Stoßen und Prallen gegen die Gerüste, und wirr und irr um eine Grube. Eine stille, tote Grube. Das Muldenwasser liegt dunkel und tief darin. Und so

todstumm und so tückisch. Ein Flüstern durch die Nachtstille:

„Heilige Jungfrau — hilf!"

Der Schatten hinter den Gerüsten steht — unbeweglich. Wartend. Der Mann horcht mit vorgestrecktem Kopf, reckt den Hals. Die Faust preßt er vor den ächzenden Mund. Eine wahnsinnige Frage tost in ihm. Wird sie die Grube sehen?

Das Glosen hängt ihm im Gesichte. Die Herzschläge hämmern ihm gegen die Brust. Wenn sie die Grube nicht sieht, ... ist er . . . . frei!!

So will er warten, bis er . . . . frei . . . . ist.

Sie tastet am Grubenrande hin. Sie flüstert Gebete, seinen Namen und den der Mutter der Kranken!

In den Ohren surren ihm Geräusche. Sein Name und den der Mutter der Kranken! Langsam wendet er den Kopf. In tiefen Schatten weit der Kerzenschein am Boden. Und da hat der Knabe einmal, mehrmal, allemal gestanden und ihren Namen geflüstert und den der Mutter der Kranken! Da war seine junge Seele krank nach ihr! Und wenn er jetzt wartet, wird er von ihr befreit sein. — Da stößt's ihn fort. Das Entsetzen rüttelt ihm den markigen Körper zusammen.

„Bleib!!" ruft er, „keinen Schritt! Ich komme!"

Als er sie faßt, sieht sie sein kalkweißes Gesicht durch das Dunkel. Ihre Hand tastet danach. Da muß sie ihm den kalten, tropfenden Schweiß wischen.

„Komm!" sagt er rauh und führt sie sorgsam. Ehe sie in den trübroten Lichtkreis der Laterne treten, steht sie zögernd. Und legt dann schnell ihren Arm um seinen Hals, küßt ihn. Er spürt ihre Lippen kaum. Sie küßt schnell und innig. Aber es ist wie ein Rausch. Der ist nicht heiß und fiebernd. Eine

spröde Wonne. Er hält die Augen geschlossen. Er könnte wieder im Kerzenglanz stehen und ihren Namen und den der Mutter der Kranken flüstern. Und wie leise Lieder sieht er den Glast der Kerzenflammen über sie hinfließen. Sie führt ihn mit sanftem Drängen weiter. Er möchte die Augen geschlossen halten und ihr traumhaft folgen. Wie er so im Traume ist, steht kalt und morgenklar in ihm das Verlangen nach Reinheit. Wie er so im Traume ist . . .

Das gebändigte Tier schlummert. Die trübroten Laternen wecken es auf. Er sieht scheu um sich. Er kennt die Welt nicht wieder. Er war in einer anderen. Die war frei von den Sinnen. Aber sie stand darin. Und sie steht noch da. Sie kann ihn freimachen — ganz frei. Und sie braucht nicht einmal . . . . die Grube . . . . nicht — — zu sehen! — Befreit durch Reinheit! Und das gebändigte Tier schlummert. Sie wird leise und sanft sein müssen, um es nicht zu wecken. So leise wie ihr Schritt neben ihm. Wie ihre unberührten Lippen auf seinen verküßten. Und so weich wie die Hand, die Rosenkranzperlen strich und nun auf seinem Arme liegt, die Finger unter seine Manschetten schiebt und leicht seinen Handrücken kost. Er geht hastig. Hinter ihm wälzen die Nachtwolken. Aus dem toten Dunkel heraus . . . aus der schwarzen Breite der Tannerei — — wo dort eine stumme, modernde Grube liegt — unsichtbar im Nachtschweigen. Und wie Quadersteine rollen die Nachtwolken hinter ihm. Und Gottes Faust türmt sie hinter ihm, über ihm, — bis in die grauen Ätherdünste hinauf, bis an die Wolkenzinnen. Und eine Schuld, so groß und so dräuend und so erbärmlich! Die kleine, enge, schwarze Wallonenwelt ringsum ist zugebaut mit diesen Quadersteinen, mit diesen Nachtwolken hinter ihm. O, mit dieser Schuld. Und die

gewaltigen Ränder ringsum am Himmel zeugen davon. Die werden in der Sonne blutigrot leuchten und ihre Feuersäule in die stumme, modernde Grube werfen. Und eine Menschenbrust wird an diesem Panorama der Schrecken zersprengen.

Und so geht ein Mensch still neben dem andern und trägt stumm das Stückwerk einer zersprengten Brust.

Sie lächelt und denkt frohen Sieg. Er denkt, daß sie eine Tote sei und er ihr Mörder. Wenn sie jetzt neben ihm geht und lächelt, könnte es ihr Geist sein. Und so lieb und gerecht denkt man von Toten! Wenn er sich jetzt freut, daß es ihr Geist ist, der um ihn sein wird, und seine Sinne an diesem geistigen Wesen kalt werden und nur Geistigkeit mit ihr ist, spürt er den Leichengeruch ihrer Körperlichkeit. Es kommt eben kein Mensch zu Tode ohne die Widerlichkeit der Fäulnis. Er wird immer das Bewußtsein haben, daß dieser schöne Leib in der stummen, modernden Grube fault. Herrgott im Himmel! diese Frau ist ihm heute ein Geschick geworden.

Er geht hastig. Das Seidenfutter ihres Mantels rauscht diskret. Er spürt das wie warmes Geflüster. Er spürt sie nur in diesem zarten, verschwiegenen Rispeln und an dem Veilchenäther, der an sein Gesicht streicht und von ihr in sanften Duftwolken ausgeht. So duftet die milde Vornehmheit. So still wird er neben der Stillen! Und das gebändigte Tier schlummert.

Die Lindenbäume auf dem Römerplatz wie dunkelprotzende Wuschelköpfe. Die Abendluft ist voll von ihren Düften, voll von Lindenduftráuschen und Küssen und Gebeten und Regen. Im Schatten der Baumwipfel, im Lichtkreis der Laterne die Brunnen-Muttergottes. An dem Eisenreif um sie hie und da Fetzen

von Papierblumen. Der Wallone will seine Heiligen handlich haben, die müssen bei ihm stehen und Lust und Leid seines Tages anhören. Das Profane ist ihm kirchlich, und das Kirchliche profan. Und so gefällt ihm der Hergott mit seinen Heiligen. Und so glaubt er dem Herrgott mit seinen Heiligen zu gefallen. Madame Julien gefällt dem Herrgott nebst all seinen Heiligen. Sie wird niemals an einer Statue vorübergehen, ohne sie wie stille Freunde zu grüßen. Und lächelnd und innig. Sie denkt sich ihre Heiligen in unabänderlich stiller Heiterkeit. Sie spricht ihrem Manne von Liebem und Gutem, von ihren Armen und ihren Reichen. Sie kommen alle zu ihr, die mühselig und beladen sind und Statuen für ihre Kirchen haben wollen und frommen Rat für ihr Gewissen. Davon redet sie ihm. Er nimmt sie mit sich in die links abliegende Straße zwischen den Gartenmauern, da wo der Weg menschenleer und einsam heimwärts führt. Sie stockt im leisen, eifrigen Reden. Er weiß, ohne nach ihr zu sehen, daß ihre Blicke hinüber zu der Brunnenstatue drehen. Ihre Lippen bewegen sich leise. Ein heimlicher Gruß hinüber, ein Stoßgebet im Gespräch zu zweien für die dritte in der Heiligenecke. Er möchte ihr sagen, wie ihn das aufreizt. Wie sie — gerade heute — nicht — das dritte in die Ehe zu zweien einmischen soll — — heute nichts außer ihm! Da spricht sie. Und da ist es ihm, als dürfe auch er — heute nicht! — seine kleine Seele offenbaren. Er sieht von ihr weg in den Dämmer der Straßen. Wenn er sie hört und nicht sieht, kann er die Schuld tragen, die in den Finsternissen der Tannerei an der Grube hockt. Die Wärme ihres Armes dringt in ihn. So spürt er ihre körperliche Nähe. Sie zu sehen und so viel unverbrauchte Menschenkraft in sich zu erwürgen,

das stachelt ihm die Brutalität seiner Sinne auf. Und knirschendes Entsagen in ihm. Und Schrecknisse einer Schuld.

„Du hörst mich nicht, Lieber."

„Jawohl, ich höre. Was sagst du?"

„Nun, ich sage, daß du mir heute verwandelt bist. Ja, du bist mir verwandelt. Lieber, wird das so bleiben?"

„Wünschest du das?"

Er hört eine Weile nichts. Mit einem Seitenblick erhascht er ihr Gesicht. Das beugt zu ihm her. Verwunderter Ernst darin. Und all das überwundene, heimliche Leid zittert in ihre leise Frage:

„Ich soll das nicht wünschen?"

Er drängt:

„Ob du das sehr wünschest?" Stille. „Ob da ein Drängen in dir ist — ein ungestümes Drängen . . . . . . Germaine, ein Begehren, dessen Scheitern dich unglücklich machen müßte — enfin Temperament, Germaine!"

Da hört er sie klar und vertrauend und leidenschaftlos:

„Ich kann ja nicht unglücklich werden, weil es eine Vorsehung gibt."

Ein Stoß in die wühlende Brust. Er wendet sich ab.

„Der Himmel verzeihe dir deine Gottergebenheit."

Sie gehen schweigend. Über die hohen Gartenmauern ranken die Büsche. Sie wird ihm darauf nicht antworten. Sie weiß, daß da mit ihm kein Einklang ist. Aber sie will ihm ihre stille Heiterkeit nachtragen."

„Lieber!"

„Ja?"

„So war's einmal früher. Du führtest mich heim von der Krankenkapelle."

„Du lenkst ab. Ich möchte dich fragen —"

„Lieber, frage nicht."

„Es drückt mich. Es ist erstickend!"

Das peinvolle Erschrecken irrt in den Augen, die ihn anstarren. Ihre Stimme verhaucht.

„Habe ich denn so gar nichts außer meiner innigen Liebe, das dich ein Lebenlang befriedigen könnte?"

Er steht und läßt ihren Arm los und preßt ihre Finger.

„Glaubst du, daß du tugendhaft bist?"

„Julien! — um Gotteswillen — nein!"

„Das ist Heuchelei. Du glaubst es. Nun höre: Ich halte dich nicht für tugendhaft! Warum? Du bist rein. Hast du das Unreine gesehen? Hat es dich einmal in seiner Umarmung gehabt? Und bist du da rein geblieben? Ich sehe, wie dein Gesicht zuckt. Du empfindest die bloße Benennung wie Schläge. Weißt du, ob du nicht in der Gewalt des Unreinen wie ein Rohr brechen würdest? Wie kannst du das wissen? Also überhebe dich nicht und halte dich nicht für tugendhaft und mich nicht für lasterhaft!"

Die Nervenstränge reißen in ihr. Er muß ihren Arm pressen, um das stoßweise Zittern zu hemmen.

„Sieh mal, Julien, muß ich durch den Schmutz, um die Tugend zu haben? Daß du — nach allem — zu mir zurückkommen konntest, sagt mir, daß die Reinheit trotzdem Wert für dich hat."

Er läßt ihre Hände. Sie gleiten aus seinen. Er geht schweigend weiter. Sie kann kaum folgen. Und dann legt er wieder ihren Arm auf seinen und sagt:

„Ihr seid gegen die Frauen, die uns in Netzen fangen. Ihr knüpft die Maschen ehrlicher, aber ihr tut's doch! Komm, Germaine, ich glaube, so wie du bist, muß ich dich haben. Und solltest du mein böses Geschick werden — bon!"

Sie sieht ihn in freundlicher Sorge an.

„Was du heute nur hast! So war ich immer. Aber du siehst mich jetzt mit anderen Augen."

„Ja," sagt er mit trockener Kehle, „und mit anderem Gewissen."

Und sie halb zu sich:

„Es ist alles so unbegreiflich —."

„Schweige, Germaine, sprich nicht mehr."

„Eines noch! Höre du, Julien! Wir haben uns doch in alle Ewigkeit lieb — wir Alten!"

Sie gehen durch den Lichtkreis der Laterne. Über ihr Gesicht weht eine holde, jungfräuliche Wirrnis. Er sieht sie lächelnd an, etwas spöttisch überlegen, aber innerlich warm. Es ist so eigen: diese Frau hat in Schamhaftigkeit empfangen! Und ist keusch als Gattin. Und was ihn von ihr trieb, zieht ihn heute zu ihr. Das ist ein Bann, der über ihn gekommen ist.

Im Banne der Schuld schlummert das gebändigte Tier.

Ihr Weg läuft in die Allee des Châtelet. Der Name einer versunkenen Herrlichkeit! Der Prinzabt Wilhelm von Manderscheit hatte sein Schloß hineingebaut. Der „große Brand", von dem man in Märchenbildern ehrfürchtigen Schauerns heute noch erzählt, schnob es vom Erdboden hinweg. An der Kreuzung der Straße zum Châtelet ein quadratischer Bau, ein ungeheurer Würfel! Er wartet auf die Rückkehr der Lazaristen, die der Kulturkampf hinwegfegte. Die fromme Stätte war einmal im Unterstock

Trockenscheune für Leder, im Oberstock Tanzsaal. Eine Horazische Umschrift an seiner Fassade: Omne tullit punktum qui miscuit utile dulci! Der Volksmund macht sich ein Wort daraus mundgerecht und sagt: ‚Punktum'! Und so hat ein verlassenes Haus seinen Namen. Am Punktum bleiben sie stehen. Der Abend ist voll schwerer Gedanken. Und sie haben sich lieb, die beiden Alten! In alle Ewigkeit. Und sie stehen noch, horchen. Von der anderen Seite krümmt die Weiherstraße in die Allee. Ein Trupp Menschen darin. Schweigend und in dumpfem Traben. Kinderfüße und gewichtige Männerschritte. Frauen in Hausschürzen und von der Türschwelle fort mit dem schweigenden Trupp. Voran eine trübleuchtende Kirchenlaterne. Das Licht schwankt am Boden um die trabenden Füße, huscht über das blühweiße Röckl des Priesters. Er trägt das Sanktissimum von einem Kranken zurück. Und die Scharen ziehen mit dem Heiland. Kein Murmeln, kein Gebet! Stille — Andacht — Ehrfurcht — Liebe. Die Kindlein fürchten sich in heiligen Schauern. Die Großen krampfen die schwieligen Hände ineinander. Der Heiland ist mitten unter ihnen. Sie küssen den Saum seines Kleides. Sie streuen Palmen. Und seine Gotteshände winken durch die Nacht. Kommet alle, ihr Mühseligen! Kommet alle, ihr Beladenen! Kommet alle, ihr meine Auserwählten aus Wallonia! Und sie schauen die Verklärung in dem feuchten, finsteren, schwarzen Abend. Der Meßner schwingt das Glöcklein. Das tinkt in die Stuben, wo sie verschlafen hocken: und sie eilen und werden munter. In die liebende Umarmung: und sie schlüpfen aus den Verstecken und beugen das Knie. In den Lärm der Wirtshäuser: und sie reißen die Pfeifen aus dem Munde, treten ans Fenster. Der Heiligenschein

schwankt durch die dunklen Straßen, und Heiligkeit überall und Krankenluft und Todesahnung und Versöhnung! Da denkt der Mensch, daß er von Gottes wegen ward und heilig sei . . . .

Tramp! Tramp! In die langen Schatten wehen kurze, schwankende; tiefdunkle in die dunklen! Der schweigende Trupp zwischen Bäumen! Und mit flatterndem, weißem Gewande darin der Heilandsträger und das blitzende, strahlenzitternde Laternenlicht. Vorüber an zweien, die neben dem rauschenden Rinnsal an der Gartenmauer stehen. Die Frau zieht den Mann nieder auf die Knie und hält seine Hand zwischen ihren betenden. Und betet, daß sie die Alten bleiben in Liebe bis in Ewigkeit. Dann schnellt sie auf, steht groß und königlich wie er und mit dem feierlichen, milden Ernst im Gesicht, daß sie nun von ihm gehen muß, diesem nach, der voraufgetragen wird! Und dem die Menge Volkes folgt! Hört sie die Stimme des Rufenden? Ein schneller Schritt — — — da hält er sie am Arme, hält sie mit fiebernder Hast. Sein Blick ist fordernd, drohend, leuchtend. Dieses eine Mal — nur dieses eine Mal der Erste und Einzige und Gebietende in ihrem Herzen! Ihre Augen flehen und wirren. Ein leises, kaum hörbares, verzweifelndes Weinen auf ihren Lippen:

„Es wäre Unrecht. Ich kann's nicht!"

Da läßt er sie. Sein grollendes Zürnen hinter ihr.

„Wenn das noch geopfert werden muß. Was bin ich dir?"

Und aus den Schatten:

„Nicht Gott!"

In dem schweigenden Trupp taucht sie in die Reihen. Gespenstig flattert das weiße Gewand. Gespenstig wirrt um die Stummen das Licht. Zwischen Baumstämmen der huschende Schein, und tiefer

in die Finsternis, und geisterhaft die hohe Kirchenmauer hinauf, und mit einem Male eingeschluckt von dem dunklen Schlunde des Kirchenportals. Vom Markte her eilige Menschen. Mit Tuscheln und Fragen ins Portal. — Und ein Eiliger hinter ihnen! Sie sagen: „So was traut man dem Pavonnet nicht zu!“ Der tritt in die Kirche. Hinter die Türe in der Pfeilerecke. Da hockt das Kirchendüster in schwarzer Finsternis. Eine sinnlose Wut stachelt ihn. Er kann nicht heim und hart sein. Ein eifersüchtiger Groll zwingt ihn, seine Niederlage zu sehen und mit Ärger und Qualen einzuschlucken. Zwei Alte lieben. Was sind sie imstande? Pfui über diese zwecklose, opferlose Liebe? Das einzige Mal! O wäre es dies eine Mal gewesen! Nun weiß er, daß diese Ehe von Anfang an aufgebaut war auf die Schmach, daß sie sündhaft sei. Er hat die Frau geehelicht, die alle Lust zu ihm unterdrückte, die Liebe eindämmte in sympathische Freundschaft und an den Menschen und dem Manne absparte, um Gott die Ehre zu geben! Das Irdische, das ihn berauscht, foltert sie. Er hat nie den Kampf aufgenommen und wissen wollen, wer Sieger blieb. Er ließ sie und ging zum Genuß. Jetzt, wo sie die Alten sind und er im Banne einer Schuld wieder zu ihr sich findet, will er den Kampf wagen. Will er! Er wird's! Den breiten Rücken an die Portalwand gelehnt, steht er und will es und wird es!

Sein spähender Blick folgt dem schwankenden Laternenlicht den feuchten Kirchengang hinauf zum Altar. Die trüben Strahlen fließen über die leeren Bänke, greifen mit langen Fangarmen in die verschnitzelte Ornamentik der Beichtstühle in den Seitenkapellen, sprunghaft, zu hohen Lichtbogen schwingend zu dem Goldgesimse und den Kapitälen hinauf. Und

droben hoch in der Wölbung der Kuppel ein quirlender Lichtkreis, der in dem weißen Stuck irrlichtert und plötzlich herabfällt, zerrinnt auf den blassen Heiligengesichtern der hohen Statuen, und hängt dann fest und blitzt neben der blutroten Ampel. Die Schritte trampfen auf den Steinfließen. Nun verstummen auch diese. Um den Hochaltar liegt der Trupp auf den Knien. Die Schelle rasselt in das weihevolle Schweigen. Der Priester hebt das Sanktissimum, bewegt es kreuzweise, segenspendend über den Betern. Und Geisterstille und kein Atmen mehr. Leise tauchen die Menschenschatten wieder auf. Ein Getrippel und Trampfen den Gang hinunter, ein Drängen zum Weihwasserkessel; und mit nassen Stirnen und des Segens froh heim. Er sieht sie alle und kennt sie. Und wartet noch auf sie. Der Priester geht vom Altar zur Sakristei, gefolgt von dem schwankenden Lichte. Aus dem Kirchendüster starrt blutigrot die Ampel. Die Geister des Schweigens wehen zu den Kapitälen hinauf. Die stummen Heiligen leuchten weiß aus dem Dunkel. In erhabener Einfachheit, in freien, domartigen Wölbungen steht der pfeilerlose Bau im Stile der Renaissance.

Langsam geht Pavonnet den Gang hinauf. Ein Entschluß ist in ihm. Wenn er den Kampf aufnehmen soll, muß er frei sein von dem Drucke, der ihn lähmt. Die Schuld, die ungesühnt an der Grube hockt, wird seine Entschlüsse niederwürgen. So will er sich befreien. Er sucht die Frau in den leeren Bänken. Neben diesen läuft die Reihe der Betstühle. Plüschgepolstert und exklusiv und vornehm — die Sitze der reichen Gerber! Dort eine tiefere Silhouette. Er sieht ihre weißen Hände gefaltet über der Lehne. Da stößt's ihn zu ihr. Da bricht in ihm der Rückhalt. Er kniet vor dem Betstuhl und wühlt sein

Gesicht in diese weißen, kühlen Hände, stammelt seinen Mord an ihr und das Verbrechen des Gedankens. Und in das stiere Dunkel der Kirchenwölbung jagt sein heftiges Geflüster und ihr kurzer, stoßender Atem. Auf seinen tiefgebeugten Kopf sinkt ihr Gesicht. Da hört er's an seinem Ohre:

„Frei sein — zur — neuen Liebe?" Jetzt stockt ihr Atem und das Herz ist still. Sie könnte umsinken. Sie lauscht. Da er schweigt, weiß sie es. Und in bebender Hast:

„Julien, nun muß alles klar sein. Ist etwas — irgend . . . etwas, was dich an sie bindet? O Gott! Jetzt keine Lüge und kein Mitleid! Jetzt nicht! Ich frage dich vor dem allgegenwärtigen Gotte!"

Da steht er auf. Sein Gesicht dreht gegen den Altar. Es ist bleicher wie das der stummen Heiligen.

„Ich habe kein Band zu lösen! Vor dem allgegenwärtigen Gotte — Nein!" Und zu ihr: „Jetzt habe ich mich freigesprochen. Sieh zu, wie du mich brauchen kannst. Solch ein Satan bin ich!"

Sie steht auf, klappt den Sitz zurück, geht ihm den Gang hinunter voraus. Der Meßner tritt aus der Sakristei und klopft mit dem Schlüsselbund an die Bank, das Zeichen, daß geschlossen wird.

Draußen weht die Abendluft kühl und regnerisch. Er sagt:

„Nun wirst du wissen, was die Frau wert ist, die ihren Mann zum Mörder macht."

„Lieber, die Frau wäre es wert gewesen, daß sie an die Gefahr glaubte, die sie sah."

„Warum hältst du noch meine Hand?" fragte er düster.

Da sagt sie nichts und drückt diese Hand, daß er Schmerz verspürt. Die innere Bewegung stößt ihm auch in die Stimme:

„Germaine, laß mir die Meinung, daß durch dich — weißt du, durch deine Schuld der Teufel in mich gekommen ist. Parbleu! Ich müßte mich sonst zertrümmern."

Und stumm und bewegt eilen sie über den Markt. Vor dem Hause sagt er:

„Ich muß noch zu Alphonse hinüber. Wegen dem Heutigen muß ich mit ihm sprechen."

In tiefem Erschrecken bleibt sie stehen. Ihre Augen sind leer und groß und verglast. So sieht sie ihn an. So voll Mißtrauen und in all ihren Hoffnungen vernichtet. Er versteht. Das Blut hängt ihm im Kopfe. Das ist das Napoleonsgesicht auf der Bronze-Plakette.

„Warum das, Germaine? Was dich stark macht zum Beten, kann ich, weil ich's will. Das sollst du wissen. Adieu, kleine Frau."

„Gut, gehe du. Ich will wieder jung sein und ungeduldig warten."

Er faßt ihre Hand, mit der sie ihm winkt, reißt die Frau zu sich her und stiert ihr ins Gesicht.

„Ach du! worauf denn mit Ungeduld warten? Wir sind doch — die ‚Alten'."

Und stapft quer die Straße hinüber zur Patriziertreppe. Die Fenster des Parterres sind weit offen. Der Kronleuchter wirft das gleißende Licht in die Täfelung der Schränke, funkelt in den Goldleisten der Portieren. Die draußen vorübergehen oder stehen und auf das Lachen und heitere Geschwätz horchen, sehen den Ausschnitt von Glanz und Prunk, nicken frohsinnig und neidlos. So leben ihre Reichen, so exquisit! Julien Pavonnet zieht nicht die Hausschelle, geht in die Gasse, die zum Kalvarienberg längs der Seitenfront aufsteigt und klopft dort an das einzige erleuchtete Fenster.

Ein Gesicht hinter den Gardinen. Alphonse steht auf und kommt zur Haustüre, sagt dem Bruder, daß er nicht allein sei, de Vries konferiere mit ihm. Das sei ihm eben recht, ihm, Julien, er bringe ebenfalls nicht unwichtige Nachrichten. Sie gehen schweigend durch den Gang. Man braucht sie drinnen nicht zu hören. Das helle Korridorlicht streicht an dem glänzenden Ölanstrich der Wände herab, brilliert in den kreideweiß gescheuerten Dielen. Das Haus ist alt. Es bewahrt seinen demokratischen Habitus. Aber souverän und stolz in seiner fürstlichen Demokratie! So wie seine Bewohner! Julien hält den älteren Pavonnet an der Bureautüre fest, weist über die Schulter nach dem Salon:

„Viel Lärm um nichts drinnen, was?"

„Damenkränzchen! René hat sich eingeschmuggelt. Mimi hat eine neue Passion. Sie beratschlagt mit ihm über den hiesigen Jagd- und Eissport. Dabei ist die Jahreszeit noch zum Schwitzen!"

„Tien! Bleibt also hier noch bis zum Winter?"

„Weiß nicht. Man fragt sie nicht. Sie scheint überhaupt vergessen zu haben, daß ich sie nicht geboren habe. — Aber komm!"

Er wirft die Türe auf. De Vries liegt über aufgeschlagenen Büchern, wühlt, sucht, stochert mit spitzen Fingern darin, und ruft ohne aufzublicken:

„Julien, Sie kommen wohltätig wie ein Mairegen! Die Sache ist fix. Über eine kurze Zeit kommt der eiserne Kehrbesen der deutschen Regierung über uns und säubert den wallonischen Augiasstall. Dann ist's ex mit dem Französischen. Bon soir, Julien, nehmen Sie Platz. Ich bin in einer Rage! Es ist eine große Unordnung in mir. Mon dieu! nehmen Sie doch Platz. Alphonse, es sind doch genug Stühle da?"

Julien setzt sich auf die Marmorbank des Fensters, verschränkt die Arme über der Brust und spießt den kleinen Mann fast mit seinen Blicken auf.

„Machen Sie Spaß, Dokteur? Man geht bei Ihnen nie sicher, ob man nicht der Gefoppte ist."

Alphonse sagt dunkel und hart:

„Er ist mit dem Landrat von der Heidt zusammengetroffen."

Der Dokteur duckt auf, klappt die Bücher zu:

„Ja, wir haben eine Begegnung gehabt. Man wird sie in einer späteren Geschichte der Wallonie vielleicht einmal lokalhistorisch festlegen. Eh bien, hören Sie! Ich mache meine Promenade nach Bellevue hinauf und sage einem Bahnarbeiter, den ich für einen Einheimischen halte: ‚Bon jour!' Hebt der Mann sich empor und fragt: „Was wollen Sie? Ich bin ein Deutscher! Guten Tag!" Ich lächelte noch und gehe weiter, als mir der Landrat aufstößt.

„Sie simulieren Freude bei meinem Anblick, de Vries," sagt er.

„Einen viel höheren Grad," sage ich, „sogar Heiterkeit," und erzähle ihm mein Rencontre, füge hinzu: „Wenn man noch an Zeichen und Wunder glauben darf, so wirft die Germanisation schon intensive Schatten voraus." — Er wiegt den Kopf, gibt schwere Erwägungen von sich. Dieser Mann sei provoziert worden, sei ein Mann aus der Umgegend; der Pfarrer habe ihm als Vater die Zumutung gestellt, mit seinen Kindern französische Tischgebete zu verrichten. Eh bien, eh bien, ich antworte, daß ich mich der Sache erinnere, der Mann habe eine Wallonin zur Frau. Die bete französisch mit den Kindern, der Vater deutsch, da müsse doch Einheitlichkeit herrschen. — Warum denn nicht das einheitliche Deutsch? — Dagegen spreche die Tatsache, daß in den

Kirchen französisch gepredigt und in den Schulen noch französisch gebetet und gelehrt, bis zur Oberklasse auch noch der Religionsunterricht französisch erteilt werde. Darauf die Erwiderung: Da sei der Stein des Anstoßes, der gehoben werden müsse. Wallonische Schulen sollten wie deutsche behandelt werden. — Merken Sie was? Es ist Waffengerassel! Oder vielleicht schon die Kopie jener weltgeschichtlichen Begegnung in Wiesbaden zwischen Benedetti und dem alten Kaiser. Die Wallonie wird der Schlachtboden sein. Er ist schon heiß."

Alphonse Pavonnet stützt sich schwer auf. In seinem fahlen, breiten Gesicht zuckt keine Bewegung. Die Augen halb geschlossen, das Kinn heraufgedrängt, so spricht er stoßweise: „Das Bild, das ich sehe, ist nicht weltgeschichtlich. Ich sehe unsern guten alten Josef Lepique, unsern Kommandanten! Die Bürgergarde in langen und — ihr wißt's ja noch — krummen Paradelinien vor ihm. Ein letztes Mal! Mit der alten Herrlichkeit sollte es zu Ende sein. Wenn ich die Augen zumache, höre ich noch seine dröhnende Stimme — aber auch das Beben darin. ‚Présentez les armes'! Dokteur, wie ich Sie jetzt sprechen hörte und die Augen schloß, meinte ich, der alte Kommandant stände vor mir, und wir — Remaklussöhne wieder zur letzten Parade." Er sitzt steil; aus dem schwerjagenden Atem ein gedämpfter Ruf: „Présentez les armes!" und dann quillt um die Augen ein nasser Streifen. Den trocknet er mit dem Daumen auf, stößt aus keuchender Brust heraus: „Eine letzte Parade des Wallonentums! Das wird's sein!"

Drei Männer schweigen. Das Glockenspiel tinkt dreiviertelzehn Uhr, eine kurze wallonische Weise aus einem Dreikönigstagbrauch: Bonne nutte noss' dame! dju vin heïr!

(Guten Abend, unsre Frau, ich komme betteln.)

Im Salon singt man sie mit. Julien tritt aus den Gardinen zwischen die beiden Männer

„Du legst das Bild nicht richtig aus, Alphonse. Der alte Kommandant lebt nicht mehr, aber sein Geist ist noch in uns. Das wallonische Volk hat seinen Waffenruf gehört. Es wird zur Parade kommen — zur letzten — vor dem Kampfe! Seine Führer stehen schon geordnet. Die Organisation ist da. Der Klub ‚Wallonia' stellt die Paradelinien, keine krummen! Der alte Geist ist neu geworden. Und nun mag der gute Kommandant seine Knochen im Grabe zusammensuchen. Wir rufen ihn zur Parade! Présentez les armes! Vive! notre vieux commandant! — Qu'il repose en paix!"

Erzählt nun von der Organisation, die geschaffen wurde, verliest die Statuten, die demnächst in einer größeren Versammlung bekannt gegeben werden sollen.

„Der Klub Wallonia ist ein rein literarischer Verein, der zum Zweck hat: 1) Die Pflege der wallonischen Sprache Malmedys. 2) Wiedererweckung des Ansehens der preußischen Wallonie —" hier hält Julien inne, sieht unverwandt auf das Blatt in seiner Hand. Und so, als solle ein jeder nun seine stillen, unausgesprochenen Gedanken ausspinnen; liest dann weiter: 3) Gründung einer Bibliothek, bestehend aus Werken über die Wallonie zur Unterhaltung und Belehrung. Des weiteren sind vorgesehen von Zeit zu Zeit Ausstellungen von altwallonischen Gegenständen. Mitglied kann jeder werden, der Kenntnisse im Französischen und Wallonischen hat. — Bezugnehmend auf die Publikationen des Klubs, wird darauf gehalten, nur dem Guten und dem Schönen Ausdruck zu geben und alles daraus fernzuhalten, was der Religion oder den guten Sitten zuwider ist."

Der Dokteur nimmt das Blatt zur Hand, liest wieder mit gelassener Aufmerksamkeit. Dann reicht er es Julien zurück und sagt bedeutungvoll:

„Es klingt gut. Aber es ist doch mit einer — Wolfsklaue geschrieben. Es sagt mehr durch das, was darin fehlt, als was darin steht. Die Politik berührt es nicht. Sie ist nicht ein- und nicht ausgeschlossen, und man fühlt doch, daß sie in jedem Buchstaben steht und lauert. Man wird euch die Fré-Maske herunterreißen und eure wahren Gesichter sehen wollen."

Darauf Julien:

„Es wird die Zeit kommen, wo wir sie uns selber herunterreißen!"

Sie sehen nach Alphonse. Er bleibt unbeweglich, gibt keine Äußerung. Julien fragt:

„Wie ist deine Meinung?"

Schwer und gepreßt:

„Zu dieser Parade wird der alte Kommandant seine Knochen nicht zusammenraffen! Ihr habt den Geist der Alten nicht mehr. Ihr wollt Marktschreier und Agitatoren werden! Das ist mein Geschäft nicht!"

„Welches ist deins?"

Da setzt sich Alphonse in seinem Stuhle zurecht, daß die Lehne kracht.

„Ich werde kein Fré, solange ich als Gerber Bavonnet trotzen kann!"

„Ein einsamer Starrköpfiger! Die Allgemeinheit hat wenig davon."

„Nur ein Dritteil Starrköpfe in unserer Wallonie und unsere Sache wäre nicht verloren. Der einzelne rettet sein Ansehen durch Festigkeit! Das Geschrei der Lämmer lockt die Wölfe an. Nach dem Mißerfolge des Civis-Artikels habe ich den Glauben an die

öffentliche Meinung verloren. Gib ihnen Festivals und Fastnachttänze, und du begeisterst sie!“

De Vries zerknittert sein Gesicht.

„Wir Wallonen sind wie die Windhunde. Wir halten auf einen schlanken, verhungerten Körper, nur, damit er reif zur Freude bleibt. Solange keine Tatsachen niederschmettern, werden wir das Volk zu keiner dauernden Mitarbeit gewinnen. Darin hat Alphonse recht. Es fehlt uns an Starrköpfen. Die Wallonenherzen sind Wachskerzen. Jeder Sonnenstrahl kann sie zum schmelzen bringen.“

Julien dreht zu Alphonse:

„Wie ist dein endgültiger Entscheid?“

„Mein Standpunkt bleibt derselbe, — unerschütterlich!“

„Parbleu! Gewiß nicht der richtige!“

„Jedenfalls der vornehmere!“

„Vornehmheit ist der Schlafwinkel der Phlegmatischen und Dummen!

„Julien! Wir können nicht von den Traditionen unseres Hauses los!“

„Temperament läßt sich nicht durch Traditionen einengen!“

„Dein Temperament nicht!“

„Nein!“

„So weißt du, daß unsere Lebenswege zwei konträre Richtungen nehmen!“

„Immer! — Adieu!“

Und hinaus. De Vries redet noch auf den älteren Pavonnet ein, folgt dann dem jüngeren. Am Mantelstocke treffen sie zusammen. Ihr lautes Reden hallert durch den Gang. An ihnen vorbei das Zimmermädchen mit einer Konfektschale, tritt in den Salon; ein Wust lachfroher Stimmen. Und Mimi D'Ysard auf der Schwelle. Ihre Augen blinkern. Blitzlichter

von einem zum andern. Ihr Schalkslachen prickelt aus dem Stimmengemisch drinnen heraus.

„Patata! Filieren wollen Mechiö? O, ihr Leisetreter! Ihr schrecklichen Fratzen! Dokteur, warum machen die Herren so schreckliche Fratzen? So lang! Forchtbar! Ist Bismarck gestorben?“

De Vries wirft den Überrock über den Arm, ist mit Tänzeln und Schäkern um sie. Julien Pavonnet bleibt unter der Flurlampe stehen, brennt eine Zigarre an. Von Mimi D'Ysards Händchen geschoben, taucht der kleine Mann im Kreise der Frauen unter. Sie würfeln ihn. Sie werfen ihn einander zu. Sie lassen sich in die Wange kneifen, und tätscheln und nur, um eine starke Belustigung zu haben. Der Geist in diesem Manne ist ihnen nichts, die komische Figur alles. Mimi D'Ysard bleibt einen Moment wartend auf der Schwelle. Dann gleitet sie zu Julien hinüber, taucht neben ihm auf, hält den Kopf stolz und steif ablehnend. Aber ihre Augen wirren unter halbgeschlossenen Lidern. Ein leises vibrierendes Fragen:

„Wird Moncheu hier bleiben?“

„Wird nach Hause gehen.“

Er bläst das Streichholz aus, wirft es gegen die Decke.

„So züchtig! Warum?“

Da haucht er den vollen Dampf über ihren Kopf weg und sagt spöttisch und rücksichtlos:

„Ich habe mich wieder in meine Frau verliebt, ma belle.“

„O! Und Sie fürchten jetzt —“

„Ich fürchte nichts!“

Da schurft ihr Gesicht an seiner Schulter hinauf:

„Sie fürchten die kleine, charmante Mimi, Moncheu!“

„Parbleu! Was sind Sie ein Dingelchen!“

„Ein forchtbares für Monchen!“ und stößt ihm mit ausgestrecktem Finger wider die Brust. „Gute Nacht! Geben Sie mir nur ja nicht die Hand. Nehmen Sie kein Stück von mir —.“

„Holla! Ich nehme die ganze Menschenbagage!“ umfaßt sie, reißt sie hoch, trägt sie in den schwatzenden Kreis. Und raunt ihr zu: „Mimi, du bist wunderbar! Du bist göttlich — macht alles nichts. Heute bin ich verliebt in meine Frau. Adieu.“

Hinter ihm her tockt Berthe Fossard.

„Warten Sie, Monsieur Julien, ich begleite Sie.“

„Oder ich Sie! Sie verwechseln die Begriffe.“

Er hilft ihr in den Mantel. Sie antwortet:

„Ich weiß, was ich sage. So meine ich's. Nicht anders.“

„Bien! also Sie beschützen mich.“

„Von beschützen keine Rede. In unserem Nest gibt's nicht einmal die Notwendigkeit, sich beschützen zu lassen. Ich hätte darauf warten müssen, daß die Herren mir ihre Begleitung antragen. Innerlich gelangweilt. Außen glatt. Warum soll ich, weil ich Frau bin, auf Gefälligkeiten warten, die mich zeitlebens unmündig halten? Wenn wir Ausflüge machen, muß ich dulden, daß die Herren meinen Bedarf an Essen und Trinken decken. Wir Frauen und Kinder! Ich dulde es aber nicht. Ich empfinde es als Beleidigung. Wer mich so nicht haben mag, soll mich zu Hause lassen. — So! Hier wohnen Sie. Gute Nacht.“

„Sapristi! Das machen Sie schneidig. Ich kann aber unmöglich zugeben — nein, nein, es widerspricht aller Höflichkeit.“

„Wissen Sie, wer das nicht zugibt? Die Dummen, die nur eins vor uns voraus haben — ihr brutales Mannesbewußtsein! Die Klugen stimmen

uns zu. Die wissen, daß es nicht darauf ankommt, ob man die Hosen mit oder ohne Jupon tragen darf."

„Teufel! Haben Sie Argumente! Setzen wir den Fall, daß es mir Freude macht, noch ein Stückchen Weg's mit Ihnen zu gehen. Wollen Sie, Mademoiselle?"

„Angenommen."

Sie humpelt neben ihm. Seine Blicke umzüngeln sie. Das Mädchen ist dürr und hinkt. Häßliche Frauen mag er nicht. Nun verkündet ihm das verkrüppelte Mädchen eine neue Lehre von dem Weibe. Dieses Weib will nicht nach dem Fleische taxiert sein. — — —

Als am Spätabend das Pavonnethaus leer geworden ist, sagt Mimi D'Ysard zu Laure:

„Du kannst jetzt wieder ruhig schlafen. Er ist in seine Frau verliebt."

Und löst mit leisem Lachen die Nadeln aus ihrem Haar.

„Das sagt ihr euch?"

„Mon dieu! Warum soll er mir nicht sagen, was einem Freude macht?"

Laure spricht hart und unruhig:

„Wer wird's nach ihm sein?"

„Rate!"

„Der Rebus ist nicht schwer. — René!"

Mimi steht auf der Schwelle zu beiden Schlafzimmern, wirft ihr Nachtkleid über.

„Nein, Liebe, wenn einer schon in der Schlinge zappelt, verliert er für mich das Interesse. Dieser Monfort macht's einem zum langweilen leicht. Aber laß sehen. Der kleine Ingenieur? In Belgien klingt das gut. Madame — Ingenieur! Süperb! Aber der Kleine ist wie Stacheldraht und so empfindlich auf

seine deutsche Sprak. Ich werde ihn zu uns einladen und Sauerkraut und Speck kochen lassen."

„Koche es ihm selber. Das ist deutsche Art."

Da huscht Mimi zu ihr vor den Toilettenspiegel.

„Spaß, ja?"

„Hast du einmal von der deutschen Hausfrau gehört, die kocht, Strümpfe flickt und in der Kinderstube ist?"

Mimi schnellt herum und geht in ihr Zimmer.

„Adieu, mein kleiner Ingenieur!"

„Du tust unrecht, ihn nicht zu heiraten," ruft Laure ihr nach. „Das Freien kann doch nicht dein einziger Zweck sein?"

„Freien ist schön, Laure. Strenge Frauen wie du verlieren den süßesten Teil ihres Lebens."

„Du liebst ja nicht. Du naschest."

„Ach ja, ich bin ein Leckermäulchen."

„Näscherinnen werden zu Diebinnen."

„Natürlich! Das ist ja das Pikante. Stehlen, stehlen! Den armen Frauen die schönsten Brocken wegstehlen!"

Sie wirft sich mit tollem Lachen übers Bett.

„Du bist frivol! Danach behandelt man dich auch. Du hast heute schon ein Beispiel — vielleicht nicht dein erstes."

„Pardon, doch mein erstes! Darum freut's mich so unbändig. Sag, Laure, stelle dir den Onc' Julien vor, der verliebt in seine Frau ist. Unbändig freut's mich."

Warum denn tritt sie ans Fenster und lächelt in die Nacht hinein — und es ist doch wie böses Weinen?

Die Frau, der sie zu ihrem späten Glück keine Berechtigung erteilt, hört ihres Mannes Schritte im Entree und schreckt aus dem Schlummer, greift nach dem Nähkorb und setzt sich auf dem Sofa zurecht.

Er wirft die Türe auf, nickt zu ihr herein und legt ab.

„Du wartest wirklich noch?“ Das Aroma seiner dampfenden Henry Clay wallt herein. Und er kommt um den Tisch neben sie auf das Sofa. Mit einem Wurf in die Polsterecke. „Morgen will Berthe Fossard zu dir kommen. Du sollst ihr aus irgendeinem deiner Fonds eine Antoniusstatue für die Eremitage verschaffen. Es werden wohl nur immer die einen Fonds sein — der meine! Was, du?“

Ihre Fäden schurpsen durch den rauhen Stoff. Die rundlichen, gepflegten Hände arbeiten mit ruhiger Gewandheit. Er sieht darauf und denkt: So regelmäßig und geordnet ist's auch in ihr! Sie hält inne und antwortet:

„So lange mein Zahlmeister spendabel ist, nehme ich kaum andere Fonds in Anspruch. Aber er ist nicht immer spendabel.“

Ein lächelnder Seitenblick zu ihm. Er hört nicht, bläst Dampfquirlen und hängt in tiefem Nachsinnen da, räuspert sich und sagt:

„Heute war ein Tag, an dem man des Deubels werden kann. Ihr Frauen schüttelt mich wie eine Medizinflasche. Ich bin trüb davon geworden — wahrscheinlich von dem Grund, der aufgerüttelt wurde.“

Ihre Hände liegen im Schoß. Ein gutmütig spottendes Lachen bringt ihren Oberkörper ins Schwanken.

„Daß jetzt die Frauen — dich schütteln! Sonst war's das Umgekehrte.“

„Nun ja, das ist's ja eben. Die Hexerei ist heute über mich gekommen — heute — —,“ drückt die Faust wider die zusammengebissenen Zähne, „von der Grube aus.“ Er schüttelt ihre tastende Hand ab, springt auf und geht erregt durchs Zimmer. „Bon! Bon!

Das ist nun einmal so. Damit muß man sich abfinden. Wenn du annimmst, daß ich darüber leicht hinwegkomme, dann hältst du mich für schlechter als ich bin, oder .... besser als ich war!" Und fährt los: „Ich habe doch die Absicht gehabt, dich —." Da huscht sie auf. Da fällt ihr Gesicht auf seines, ihr Mund auf seinen! Sie weiß nicht, was sie tut. Sie will und weiß nur eins: das schreckliche Wort ersticken! — Mit schmerzenden Küssen. Ihr verhauchtes Stöhnen saugt er auf. Ihr Wehren überwältigt er. Er betäubt sie. Er überschüttet sie mit seiner heißen Brunst. Sie ist groß und schwer und blühend. Und weich hängt sie in seinen Armen. Sie begehrt auf und tastet nach dem Sofa. Behutsam läßt er sie darauf gleiten, wirft sich in die Polsterecke. Sein heiseres Sprechen splittert zu ihr hin:

„Ah! Du kannst lieben!"

Ihre Hand liegt über den Augen. Wie die unter den bebenden Fingern geistern! Sie will nicht aufblicken. Man wird sie nicht wiedererkennen. Die unruhig wirrenden Augen in dem milden Gesichte! In das lautlose Gemach geht der schwere Schlag des Regulators. Man hört durch die Wand ein fernes, gedämpftes Sprechen im Nebenhause. Und draußen klatschen die Schritte später Wirtshausgäste. Von Kalvaria schrillen die Nachtschreie. Neben ihr spricht er:

„Wir sind mit unserem Gespräch auf dem Heimwege nicht zu Ende gekommen, Germaine. Da es jetzt anders mit uns werden soll, müssen wir in dieser Sache zu einer Übereinstimmung gelangen. Ich glaube, ich sagte dir: So muß ich dich haben, wie du bist, und wenn du mein Geschick wirst! — Ich weiß nun, daß du mir dieses Geschick über alle Wünsche hinaus schön machen könntest, wenn du meiner Natur ent-

gegenkommen wolltest. — Du — kannst — doch — lieben! Du schöne, fromme Sünde, du!"

Ihre Hände sinken in den Schoß. Ihr Atem stößt kurz und heftig den Busen. Sie ist das königliche Weib. Sie trägt den Körper der Buhlerin und ist eine Heilige. Sie hat die begehrlichen Blicke der Männer auf sich, und das kreuzigt sie. Sie möchte diese blühende, königliche Hülle abstreifen und die Häßlichkeit und dürre Welkheit der vierzig Jahre eintauschen. Und sündhafte Reize foltern sie. Das Unheilige und Heilige wohnen zusammen und leben von dem einen Atem. Er sagt:

„Wir müssen weiter darüber reden."

Seine Worte prickeln an ihr herauf. Sie hat das schämige, bange Gefühl wie in der ersten Zeit ihrer Ehe. Das hat sie immer behalten. Sie hätte die Hinausgehenden am Kleide zupfen mögen und bitten: Laßt mich nicht allein mit ihm!

„Germaine, hörst du mich?"

Sie nickt ihm zu.

„Ja, Lieber, laß es endlich klar werden zwischen uns."

„Ich muß weit ausholen. Damals als ich wild und verzweifelt hinter dir herlief und dich heiraten wollte, warst du blutjung, jünger als ich, und kamst von den dames du sacré coeur heim, hattest Nönnchen lieb und trugst Sonntags das blaue Bändchen der Kongreganistin. Ich war damals kein Kongreganist und kein Vinzenzbruder. Ich — hatte — schon meine — erste, wilde Erfahrung hinter mir. Du hörtest davon und wolltest von mir Aufklärung. Ich gab sie dir ungeschminkt, aber ich glaube wohl, du hast dir sehr — harmlose Begriffe davon gemacht. Ich sagte dir, daß ein Kind von mir drei Stunden gelebt habe. Da bedauertest du, daß du es nicht

mit in unsere Ehe nehmen könntest — vielleicht als Spielzeug für dich. Dann gingst du zu der Mutter dieses Kindes und wolltest wissen, ob sie mich so geliebt habe, so wie das bei dir anfing, so zart und so schwärmerisch. Die wußte dir nichts zu sagen. In einer tollen Dienstagnacht im Karneval hat sie — Geld gebraucht, weiter nichts. Du konntest dir das nicht ausdenken. Du kanntest die Leidenschaft nicht, also auch die Ehe nicht. Und so ließ man dich zu mir kommen! In der Stadt sagte man: Sie weiß alles, aber sie heiratet ihn doch! — Daß du eine Märtyrerin wurdest, wird man dir glauben. Daß ich ein Märtyrer wurde, wird man mir nicht glauben. Aber, Germaine, der Teufel hole die Basen, die dir meine Vergangenheit in die Ohren bliesen und nicht die Mysterien einer Ehe. Vielleicht wärst du nie zu einer Heirat gekommen. Aber vielleicht wäre ich zu einer Frau gekommen, die mir Genüge gab durch ihr Temperament, einer Frau, die des Mannes große Leidenschaft auf sich bannen konnte, und glücklich ist, daß sie in diesem gewaltigen Liebesleben der Mittelpunkt ist. — Dann hätte ich nicht — — — heute an dieser Frau — — — zum Verbrecher werden wollen!"

Sie sitzt aufrecht. Wenn sie jetzt mit glühenden Zangen gezwickt worden wäre, hätte sie keine Empfindung gezeigt. Sie spricht wie in einen leeren Raum:

„Ich habe dich lieb genug gehabt, um auch in solcher Hingebung meine Pflicht zu sehen. Als ich aber wußte, daß ich nicht Mutter sein durfte, fehlte der Zweck und damit die Berechtigung. Ich hätte meine Frauenwürde niedriger hängen müssen, um da nachzugeben."

„Bon! Die Ehe ist Zweck, besser gesagt, Mittel zum Zweck. Ohne das? Was ist sie dann noch?

Antwortest du nicht?“ Er beugt sich vor und sieht sie starr an. „Unsittlich!“ Sie zuckt peinvoll zusammen. „Germaine Pavonnet, du lebst seit deinem neunzehnten Jahre in einem unsittlichen Verhältnis! — Aber nein! Nein! Germaine Pavonnet, du lebst in einem durchaus sittlichen Verhältnis, denn als du wußtest, daß du nicht Mutter sein könntest, hörtest du auch auf, bedingungslos Gattin zu sein. Das war das einfachste und bequemere — für dich! Dein Gatte mochte mit sich selbst fertig werden. Und wenn der nicht mit sich fertig wurde und in schlechten Ruf kam — eh bien! Madame bekümmert's sehr, aber sie hat ihre ‚Pflicht‘ getan. Sieh, Germaine, das ist der bodenlose Egoismus eurer Frauentugend!“

Sie sitzt und horcht. Sie hört ein Poltern und Stürzen um sich. Und sie weiß, daß es die Trümmer alles dessen sind, was sie jahrelang reinlich und säuberlich aufgeschichtet hat. Und auf den Scherben steht sie und will retten.

„Es mag einen Egoismus der Tugend geben, aber gewiß auch einen Egoismus der Leidenschaft. Du hast ihn, Lieber. Du verleugnest alle Selbstzucht.“ — Und peinvoll und unsicher: „Die Ehe kann doch nicht das Versteck der Leidenschaft sein. Das wäre doch ein gräßlicher Hinterhalt für uns Frauen. Da muß doch Selbstbeherrschung sein. Die steht und fällt mit dem Zweck der Ehe. Und darum, Lieber — habe ich — nachgelassen, dir in Leidenschaft anzugehören, als ich das Zwecklose sah. Ich meine, darin sind wir doch Menschen und — anders — als das Tier, daß wir — über unser eigenes Lustempfinden hinweg die junge Generation, die neue Welt und die, die nach uns noch sein werden, ins Auge fassen!“

Er schüttelt den Kopf.

„Ich liebe! Ich will den Rausch! Ich bin mir

Selbstzweck. Wenn ich dann nebenbei noch das Mittel zum Zweck bin, bon!"

„Darin liegt kein edler Gedanke, nicht einmal ein menschlicher."

„So denken wir Männer."

„Lieber, das ist's. Wir Frauen denken anders. Wenn wir ein Kind haben, haben wir ein Stück Leben von euch und begnügen uns damit."

„Und laßt das andere Stück Leben in uns verkümmern. Daraus werden dann die unterdrückten Kräfte, die ungebraucht liegen und dann ausarten. Es gibt ja eine Minorität von Männern, die sich in solches System knebeln läßt. Die sind imstande, sich zu zügeln, um — den schon Geborenen das Erbteil nicht zu kürzen. In Kleinstädten findet man das. Die Sünde droht. Das ist Elternliebe, und die Dichter besingen sie. Aber sie nützen damit nicht der Menschheit, und der Herrgott müßte mit ihnen rechten, wie im Gleichnis mit dem Knechte, der das gegebene Talent vergräbt. Parbleu! Wir verdienen die Welt nicht, wenn wir ihr so schlecht nützen. Die Natur nützt ihre Kräfte bis zum letzten Fäserchen aus, und wir sind doch auch nur Natur Du weißt nichts von einer gesunden Sinnlichkeit, Germaine. Darum schmähst du sie. Aber sie setzt die Produktionskraft in die Welt — auf allen Gebieten!"

Er stemmt die Ellbogen auf und hört, was sie zu sagen hat.

„Ach Gott, Julien! Also kein anderer Ausweg als nur durch die Sinnlichkeit? Ich habe sie in mir unterdrückt. Ich habe sie — — — nicht viel gehabt. Ich habe einen Greuel vor ihr. Und ich bin doch seither glücklich gewesen. Und ich war doch nicht unnütz im Menschenleben. Ich helfe, wo ich kann. Anfänglich war es eine kleine Arbeit. Erst eine

Spielerei für müßige Stunden; aber ich bin groß geworden in ihr. Ich bin darin gewachsen. Die kleinste und unscheinbarste Arbeit kann schließlich unsere Tüchtigkeit steigern. Jetzt gehen meine Kräfte restlos darin auf. Meine starke, große Leidenschaft ist die Humanität und das Wohltun."

Sie wartet auf seine Erwiderung. Da er schweigt, fährt sie fort. „Ich habe so die Meinung in mir, daß eine Leidenschaft die andere auflöst und aufbraucht. Nur wer die Kräfte in sich häufen und brach liegen läßt, steigert die Leidenschaft zum Laster. Ich glaube, es würden weniger Verbrechen in der Welt geschehen, wenn jedem Menschen ein von der Begeisterung getragener Zweck in sein Dasein gelegt werden könnte. Wenn man jetzt sagt, daß Strafen nicht das Verbrechen verhüten, so müßte man danach sehen, daß man die brachliegenden Kräfte aufbraucht, ehe sie zum Laster werden, oder eine Leidenschaft gegen die andere auswechseln. — Aber hörst du denn zu, Julien?"

„Sprich weiter!"

„Ich glaube, ich bin zu Ende. Es kommt jetzt auf die Schlußfolgerung an."

„Ich verstehe. Die Bezugnahme auf mich."

„Ja, du müßtest träge sein, um an der Verwaltung einer Gerberei durch zwei Pavonnets Genüge zu finden. Du bist aber nicht träge."

Die Spottaugen funkeln ihm.

„Bon! Wohin also mit meinen überschüssigen Kräften? Soll ich arme Dorfkirchen mit Statuen beglücken und mich darin mit dir assoziieren?"

Sie klopft ihm aufs Knie. Sie hat schließlich auch die Zunge der Wallonen und gibt den Spott zurück.

„Dann müßtest du zuerst zur — komischen Statue werden, und das gebe ich nicht zu. Aber

du stehst jetzt in einer Bewegung, die einen ganzen Charakter erfordert. Erkämpfe deinem Volke die Muttersprache!"

Er fährt zurück, wirft sich in die Sofaecke. Die Spiralen unter ihm knacken.

„Ich habe mich heute in den Dienst dieser Sache begeben aus Trotz und Widerspruch. Ich spüre noch nichts von der Begeisterung, die aus Idealen rauscht. Meine Gedanken waren oftmals bei dir. Ich hätte dir immer wieder dieses oder jenes sagen mögen. So klangen die Reden um unsere Sache immer nur an ein Ohr. Das andere blieb offen für dich. Es ist mir ein Erschrecken ins Blut gekommen. Du willst nicht, daß ich noch darüber spreche. Bien! Aber es hat mir einen Ruck gegeben. Daß ich immer wieder zu dir zurückkomme, zeigt dir, wie alles in mir noch nach dir drängt. Ohne dich werde ich doch bloß Halbheit sein in einer Angelegenheit, die einen ganzen Menschen erfordert, in unserer Wallonensache! Ich weiß überhaupt nicht, ob eine Sache meine Wärme haben kann ohne die Person! Ich liebe in der Sache die Person! Aber ich bin eine gewalttätige Natur, und es ist mir jetzt noch nicht klar, wie ich mich durchringen werde. Da mußt auch du mir entgegenkommen — Germaine, willst du das?"

Sein Arm reckt hinüber nach ihrer Hand, die im Schoße ruht. Die ihre ist kalt, in den Fingerspitzen fast erstorben. Die seine fiebernd. Er wartet. Da fühlt er ihren Druck. Sie schweigen beide. Es drängt ihn, ihr etwas zu sagen, das sie beruhigt.

„Germaine, ich habe nahezu dreizehn Ehejahre hindurch dich meine Grundsätze lehren wollen. Nun sagst du mir heute etwas, aus dem auch ich vielleicht einiges für mich brauchen kann. Du zeigst mir einen Sinn in der kinderlosen Ehe, der mich in etwa mit

deinen Prinzipien aussöhnen könnte. Wir haben in gleicher Weise den Egoismus der Leidenschaft wie den Egoismus der Tugend abzutun. Sobald der Egoismus fällt, tritt an seine Stelle die Selbstbeherrschung. Ich sehe das ganz gut ein. Ich bin um diese Klippe bisher herumgegangen. Ich hatte und liebte in mir den Egoismus. Aus Liebe zu dir und einem besseren Verhältnis unserer Ehe will ich es mit einem mir direkt Widerwartigen versuchen. Ich will unsere Ehe — die nach deiner Ansicht zwecklose — nehmen als solche, die uns eine gewisse Selbstbeherrschung auferlegt, eben weil ihr der ‚Zweck' fehlt. Aber, Germaine, höre! Ein Zölibat in der Ehe erkenne ich nicht an. Die vollständige Selbstbeherrschung ist Askese. Ich aber bin ein warmblütiger Mensch. Die ‚gewisse' Selbstbeherrschung mag ja von Natur aus geboten sein. Mag sein, mag sein! Der Teufel hole die Menschenpuppe, die allein von allem, was liebt und lebt, sich nicht frei entwickeln darf!" Und in knirschender Ruhe: „Erschrick nicht, Germaine. Du siehst, was an mir noch zu glätten ist. Wie gesagt, wenn eine zwecklos gewordene Ehe den sittlichen Charakter durch das unumgängliche Gebot der ‚gewissen' Selbstbeherrschung erstarken hilft, dann sollst du mich wenigstens willig finden. Du wie ich! Germaine, willst du das?"

Er hält noch ihre Hand. Er wartet auf den Druck. Und seine Augen bohren nach ihr. Ihr Kopf liegt gegen die Sofalehne zurück. Das gedämpfte Licht fällt auf ihr Gesicht. Diaphan leuchtet ihre Haut. Ihre Lippen sind halb geöffnet. Sie atmet kurz, stoßweise und leise. Seine Blicke zehren diese holde Schamhaftigkeit auf. Das ist ein Rausch, der ihn kristallklar umflutet und nicht betäubt. Da ist Frauenkeuschheit um ihn wie Morgenkühle. Und sinn-

liche Schönheit ist keusch und frisch und berückend. Es kommt über ihn wie eine Befreiung. Nun weiß er, warum er immer wieder zu diesem Weibe den Weg zurückfindet. Das ist nicht mit ihm bis zum Schlamm gegangen. Das konnte seiner Leidenschaft nicht unterliegen, weil es im Rausche noch schamhaft und schön und gequält und berückend blieb.

Und er wartet auf den Druck ihrer Hand.

Da reißt sie seine Hand aus ihrem Schoß und preßt sie gegen die schwerwogende Brust. Ihr Hauch fliegt an sein Gesicht: „Weil ich dich lieb habe!“

Sie schweigen und warten. Keiner findet Worte. Dann steht er auf und gibt seiner Stimme Festigkeit:

„Gehe schlafen, Germaine. Du stehst morgens früh auf. Ich werde noch einen Gang durch den Garten machen.“

Und geht hastig hinaus. Sie preßt beide Hände wider die Augen, hört auf seine Schritte, auf das Klappen der Glastüre zur Gartenterrasse und geht. Auf der halben Treppe steht sie. Dorine öffnet die Küchentüre und fragt:

„Soll ich die Lichter löschen?“

„Nein, Monsieur wird das tun. Geh' du nur zu Bett.“

Die Alte sieht ihr nach. So geht keine junge Frau. Aber freilich, ob eine glückliche? Dorine schurft durch die Küche. Na, wenn sie jemand die Augen auskratzen könnte! Die funkelnden, lustigen Augen! Was sonst vorkam, ging niemand etwas an. Sie wußte es und damit basta! Und darum geht sie auch jetzt nicht schlafen. Und darum wird sie auch jetzt sorgen, daß Madame da droben ruhig schlafen kann.

Madame schläft nicht. Sie steht mitten im Schlafzimmer, als sei sie da fremd. Sucht ihren Betstuhl und sinkt darauf. Hält die eine Perle ihres

Rosenkranzes zwischen den Fingern, immer nur die eine. Und betet, wie sie nie gebetet hat. Keine Formel. Sie ächzt in leise weinenden Seufzern ihr Herz aus. Weil sie ihn lieb hat! Und die Pein dieser Liebe bohrt in sie. Sie wird grau werden und noch das junge Eheleid tragen müssen.

Der Rosenkranz rollt aus ihren Fingern und klirrt zu Boden. Schwer steht sie auf. Die frommen Gebete sind aus ihrem Gedächtnisse fort. Sie trägt das junge Eheleid, und darüber helfen sie ihr nicht hinweg.

Vor dem Toilettenspiegel knotet sie das Haar ein, sieht ihr Gesicht, starrt hinein. Wie kommt sie zu dem fremden Gesichte? Sie hastet aus den Kleidern. Sie wendet sich ab. Der Ekel fließt ihr bis zum Halse. Ekel vor sich selber. Vor diesem frischgebliebenen Gesichte. Vor diesen weichen, lockenden, königlichen Gliedern. Vor dem Unheiligen an ihr. Sie wollte Schmach und Ketten tragen. Sie wollte von ihm zertreten sein und ihn treu lieben und rein. Ach! und dann streckt sie sich in die Decken und weint — weint . . .! Zum ersten Male trostlos und von ihren Gebeten verlassen.

Draußen rascheln die Gartenbäume wider ihr Fenster. Draußen hallt ein Schritt in dem Knirschen des Sandes. Und hält unter ihrem Fenster an. Ihr Weinen erstickt in den Kissen.

Die knirschenden Tritte verhallen zwischen den Büschen. An dem Taubenhaus steht der Mann still.

Die Späherblicke schießen durch das Dunkel. Drüben über den Mauern hängt in den Baumwipfeln Lichtschein. Die Zweiglein und die Blätter wehen silbrig darin. Da schläft Mimi D'Ysard. Wie die tolle Träume träumt! Und die träumenden Lippen

werden nach brennenden Küssen schlecken. O, wie Mimi D'Ysard tolle Träume spinnt!

Er dreht das Gesicht. Vor ihm das eine, breite, helle Fenster seines Hauses. Die Gardinen fangen das gedämpfte Licht auf. Da wird sie beten und schlafen. Ihre Träume sind milde Bilder. Sie wird Kranke, Lahme und Blinde sehen und mitten unter ihnen stehen und alle — alle glücklich machen. Die segnende Frau unter den vielen Gesegneten! Und im Frühmorgen wird sie aufstehen. Mit dumpfen, nachtwachen Klängen summt dann die Betglocke in das graue Morgenlicht und den fallenden Tau.

So wirren seine stahlharten Augen von einem Fenster zum andern. So wirren seine Empfindungen mit. So könnte urplötzlich das Tier wieder in ihm wach werden.

In hastendem Schritt stapft er über den Kies. Die Lichter im Hause verlöschen. Die Dunkelheit um ihn wird dicht und schreckhaft. Da klirrt die Terrassentüre um einen Spalt auf. Kerzenlicht flackert heraus. Der weißhaubige Kopf der alten Dorine ist umschwelt von dem trüben Schein. „Es geht auf Zwölf, Monsieur."

„Alte, du bist hier nicht angestellt, um mir die Uhr zu sagen. Du willst doch auch zur Frühmesse mit deinen morschen Knochen. Also laß das Herumgeistern und gehe schlafen."

„Madame ging sehr angegriffen die Treppe 'rauf. Es wäre vielleicht gut, wenn sie nicht allein bleibt."

Sein Gesicht ist im Kerzenschein. Es ist steinern und tobt ein Spottfunkeln aus.

„Geh' 'rauf und du wirst sehen, daß Madame — schläft!"

Von seinem Gesicht hupst das Licht fort durch die Spalte. Dunkel überall. Draußen liegt die Welt

ausgestorben. Die Ruhe hämmert gegen ihn an. Seine mächtige Brust hebt und senkt sich in langen Atemzügen. Als er hinaufgeht und ihm der Schlaf kommt, dämmert schon der Morgen. —

Die Sonne hängt noch in den Büschen am ‚Hühnerloch‘. Ein ungeheurer zartroter Ball ohne Wolken und Strahlen. Wie ein Riesenballon, der im Äther schwimmt. Unter ihm schaukelt das Federvieh. Flattert, rauscht, krächzt. Von den Feldwegen, die Höhen hinunter, traben die Bauern. Sie sprechen laut und polternd, als müßten sie in dem weiten Natursaal auch weit gehört werden. Sie sprechen vom Gericht. Da haben zwei oder drei von ihnen Termine Sprechen von der Darlehnskasse Wallonische Bauern sind Schlecker und arme Schlucker. Schlecken die staatlichen Wohltaten auf. Und die drücken ihnen nicht den Bauch heraus. Vom Staat sprechen sie und von den Lehrern. Sie sind mit ihren Lehrern nicht zufrieden. Es sind grüne Seminaristen. Man hat hierorts die alten Wallonenschulmeister weggenommen. Den Jules Koch von Faymonville, den Thunus von Robertville, den Bodarwé von Ovifat und andere, und viele andere Den Koch hat man ein paar Tage vor dem Wintersemester anderswohin verwiesen. In ein Dorfnest, Rodt, bei Sankt Vith. Da hatte er kein Haus und kein Holz und kein Feuer. Und vier junge Kinder. Und keinen Keller, als er ein Haus hatte Da sind ihm seine Kartoffeln erfroren. Bei dem Lehrergehalt! Die Bauern können die Kartoffeln nicht verschmerzen. Auch ihre Wallonenschulmeister nicht. Die wußten mit ihnen umzugehen. Die „Grünen“ verlangen von ihren Kindern, daß sie deutsch auf dem Spielplatze sprechen. Die dummen Grünen! Man wird ihnen einmal hinterm Wald auflauern, ja!

Wenn also die Bauern so sprechend die Feldwege herunterkommen und die Sonne im Hühnerloch hängt, ist's im Wallonenlande neun Uhr morgens. Dann stoßen sie in dem Chatelet mit den Besuchern der Reichen-Messe zusammen.

Wehende Schleier, rauschende Kleider und schrille Stimmen. Auf der Terrasse des Kasinos erwartungsvolle Männergesichter. Gruß, Hutschwenken. „Unsere" Damen! René Monfort fängt ein lustiges Lächeln auf, sieht nach der Uhr und stürzt an die Arbeit. Nun ist die Unruhe aus ihm. Nun wird er warten bis zum anderen Morgen. Bis um neune. Bis die Messe der Reichen seine Sehnsucht stillt. Und das Knittern und Rauschen und Schrillen wälzt über den Markt. Da zersplittert es in alle Winde. Berthe Fossard hinkt neben Laure Pavonnet.

„Ich gehe mit zu deiner Tante."

Laure fragt nicht: So früh? Nach der Reichen-Messe macht man die Besuche und Besorgungen. Wenn die Dame knapp vor dem Mittagessen zu Hause ankommt, die Nase in die Küche steckt und konstatiert, daß nichts angebrannt ist, so genügt das. Außerdem wischt man Staub und bügelt Altardeckchen und rückt die Möbel krumm, wenn sie gerade stehen, oder umgekehrt. Madame Julien sitzt auf der Gartenterrasse und zieht die Fäden von Schneidbohnen. Wider die Türe ein Klumpsen. Berthe Fossard hastig, überstürzend und nervös, drückt Madame nieder, die ihre Schürze zusammenraffen und aufstehen will. „Wenn das also ganz ohne Umstände sein soll" — Madame rückt den Gartensessel herbei. Da sitzt Berthe Fossard schon steil und ungemütlich und sucht nach einleitenden Worten. Madame lächelt sie an. Sie kennt die Steifheit nicht. Sie hat den freien Anstand. Und Berthe Fossard lächelt. Die Haut runzelt ihr über

die Knochen. Ein Leidensgesicht mit hellen, flirrenden Augen.

„Fegen Sie die Bohnen ruhig weiter, Madame Julien. Ich sehe das gern. Bei Ihnen sehe ich das gern."

„Wenn mir das gut steht, freut's mich."

„Ihnen steht alles gleich gut, ob Sie nun an Kirchenornamenten arbeiten oder an Bohnen. Wissen Sie, Madame Julien, ich komme immer gern zu Ihnen."

„Da ist's ja ein Glück, daß ich Sie auch immer gern kommen sehe, liebe Berthe."

„Ich habe das Gefühl, daß Sie stets schon den Zweck meines Besuches wissen. Und dazu gehört nicht viel Kombination. Wissen Sie, wie Sie als unbekannte Geberin in den Dörfern heißen? ‚Madame aux statues'!"

„Nun wären wir also bei dem Zweck Ihres Besuches," nickt sie und lächelt. Berthe Jossards wirrende Augen springen fast aus den Höhlen. Sie ist sehr hilflos.

„Wenn Sie andere Zwecke für mein Kommen wüßten, zum Beispiel Bohnenschneiden —."

Da läßt Madame die Hände in die Schüssel sinken.

„Muß Ihr Besuch denn stets einen Zweck haben?"

„Ich komme gern zu Ihnen, Madame Julien."

„Und kommen selten genug."

„Man hat nicht immer Aufträge für Statuen. Ich schnobere sie auf wie ein Jagdhund das Wild; aber wie gesagt, man hat nicht immer Aufträge."

Die Bohnenschüssel kommt ins Schwanken, denn Madame lacht, lacht, schüttelt sich. Ein halblautes, innerliches Lachen, das gute, vornehme Menschen haben.

„Ich bitte mir doch sehr aus, liebste Berthe, daß Sie von heute ab Ihre Besuche bei mir ohne allen Zweck machen, sonst kommen sie mir doch etwas — zu teuer. Ist Ihr heutiger Auftrag auch aufgeschnobert?"

„Der einzige, der's nicht ist. Sehen Sie sich den St. Antône in der Eremitage an. Er soll die Viehkrankheit verhüten. Aber solange er in solch' jämmerlichem Zustande gelassen wird, kann man ihm sogar nicht zumuten, fürs liebe Vieh 'was zu tun. Madame Julien, er sei Ihnen empfohlen. Nun bin ich zu Ende und müßte gehen."

„Sie sonderbares Kind! Glauben Sie denn nicht, daß man's bedauern könnte, wenn Ihr Besuch kurz ist?"

„Wenn Sie das bedauern, liegt mir an allen übrigen, die das nicht tun, nichts mehr."

„So viel wert bin ich Ihnen, ja?"

„Wenn ich ein Mann wäre, sagt' ich jetzt geradeheraus, daß ich verliebt in Sie bin, Madame Julien. Da Frauen untereinander sich aber nur lieben und verehren können, so habe ich dieses Zweierlei in höchster Potenz."

Über Madames Gesicht jagt ein zartes, verlegenes Rot. Sie verträgt das nicht. Sie ist königlich und kindlich. Schnitzelt an ihren Schneidbohnen, ganz ernsthaft, ganz still; sie hat so stille Gedanken.

„Wenn Sie bei mir sind, dann sind Sie anders. Dann sind Sie lieb, Sie Liebe! Man müßte Sie so den Menschen zeigen."

„Madame Julien, es fehlt mir bloß an gutem Willen, mich so den Menschen zu zeigen. Als ich eine Siebzehnjährige war, hatte ich ihn noch. Da hörte ich einen Freund zu Vater sagen: ‚Du! die wirst du trotz ihres krummen Beines noch unter Dach

bringen. Wenn sie sitzt, ist sie nicht häßlich.' Seitdem ist es aus mit dem guten Willen. Ich will denen zeigen, daß ich auch beim Sitzen häßlich bin."

„Liebe, was gefällt Ihnen an der Bemerkung nicht? Sie läßt gelten, daß Sie liebenswert sind."

Mit spitzem Mund ein hohles Lachen.

„Wenn ich es doch bin, Madame!"

„Ich finde mich da nicht zurecht, Liebe. Man soll sein Menschenbild nicht verunstalten."

„Ich schütze mich dagegen, geheiratet zu werden. Sie sehen, das ist Selbsterhaltungtrieb."

„Kann es kränken, als Frau begehrt zu sein?"

„Als Menschenware, Madame! Wir Frauen sind gut gehende Artikel. Die zurückbleibenden Ladenhüter sind weit unter Fleischtaxe. Sehen Sie mich an."

Und wieder das spitze, hohle Lachen. Die Hände der Frau liegen schlaff in der Bohnenschüssel.

„Kind, wie Sie reden!"

„Ja, Sie sollen staunen! Ich habe das so eine Zeitlang gemacht. Kam ein Fremder in unsere Soiréen, habe ich ihn fein um mich hofieren lassen. Ich saß ja, und ich setzte meine schönsten Lichter in die Augen. Das Fossard-Sohlleder kennt man weit ins Reich hinaus. Ein Fossardmädchen hat Chancen. Und, Madame, wenn er dann im Fieber war, stand ich auf und hinkte schrecklich vor ihm her und hatte eine unbändige Freude an seinem Schrecken. Sehen Sie, so taxiere ich Menschen."

Madame fährt ein Hauch von den Lippen:

„Schrecklich! Schrecklich!"

„Das ist noch nicht alles. Ich bin überzeugt, wenn ich mich dann wieder setze, wird er an das Fossardleder denken und mich heiraten wollen — diesmal ohne Fieber. Und nun sehen Sie mich an."

Sie humpelt vor ihr über die Terrasse. Der Körper

schwappt ruckweise in den Hüftenknochen. Der Kleiderrock zerrt und schlampt um ihn. Und in diese erbarmungwürdige Armseligkeit ein melancholisches, hohltönendes Lachen. Die Frau zwängt die Erschütterung in sich hinein, holt die Vorüberhinkende in ihre Arme und küßt sie. Das Mädchen steht, hebt sich auf der Fußspitze des gesunden Fußes, scheint zu wachsen und höher und größer und überragend zu werden über alle erbärmliche Niedrigkeit. Ein verklärtes Licht rinnt in ihre Augen. Eine glorreiche Überschattung alles Häßlichen. Eine morgenrote Zartheit bis in ihre hellen Haare hinein. Ihre Hand auf der Sessellehne zittert. Das Zittern läuft in die Holzstäbe und Eisenbeschläge, schüttelt die Fasern und Eisenbänder. Und rüttelt eine Seele in der toten Materie wach. Es war schließlich bloß ein Gartensessel. Und dem hat sie ihre Freude und ihr Beben und ihre Seele mitgeteilt.

Sie setzt sich und sagt:

„Madame, das war schön!"

Die fängt nun mit eifrigen Reden an.

„Wie Sie die Menschen kennen, ist's ein Irrtum. Wir müßten nicht unterscheiden zwischen Kindern und Großen, sondern großen und kleinen Kindern Ein großer Bruchteil ausgewachsener Menschen läuft noch in Kinderschuhen. Was Sie als Erbärmlichkeit verurteilen, sind nur große-Kinder-Unarten, nicht immer harmlos, nicht immer naiv. O, ich weiß das! Die sind bloß noch der Erziehung bedürftig. Wir dürfen da nicht schelten und die Achsel zucken und gehen. Wir müssen sie erziehen durch irgendein Wort, eine Tat, ein Vorbild, ein Schweigen. Aber freilich, wenn dann der Erzieher über uns kommt, müssen wir auch willige Zöglinge sein. So denke ich mir die Welt in einem gegenseitigen Erziehen und Bestreben,

Unvollkommenheiten abzustreifen. So müßte die Welt gut werden. Und gute Menschen ohne Dünkel. Denn heute sind wir Erzieher und morgen Zögling. Sehen Sie, so wird die Welt, die man nicht nach Kindern und Erwachsenen einteilt, sondern nach großen und kleinen Kindern."

„So bin ich heute der Zögling."

„Vielleicht noch vor Ablauf der Stunde Erzieher."

Das Mädchen sitzt steil auf der Sesselkante. Mit hängendem Kopfe. Seine unruhigen Blicke wühlen am Boden.

„Mein Ahne mütterlicherseits war ein Grübler. Ich hab's von ihm. Sie haben von ihm gehört. Im Wallonenlande ist sein Name verächtlich, trotzdem er den Malmedyern die Auferstehungskapelle am Pont-Neuf erbaut hat. Da war er noch voll frommer Pläne. Er hat in Aachen studiert. In Aachen ist man immer fromm. Gerade wie hier. Das sind die Heiligenecken in Deutschland. Aber mein Ahne ist kein Heiliger geworden, trotzdem er aus den zwei Ecken kam. Mit zwanzig Jahren war er im Jesuitenorden. Da wollte sein Geist aus dem Engen heraus. Er hatte sich das Schwarze nicht so dunkel vorgestellt. Und da wollte er in dem Dunkel ein Licht aufstellen, und da flog er. Er muß ja wohl ein Taugenichts gewesen sein, denn er heiratete. Nicht einmal eine gewöhnliche Witwe, nein, denken Sie, die Besitzerin der Kölnischen Zeitung! Das verzeiht man ihm hier nicht. Wenn der Curé hierorts in ein Haus kommt, versteckt man die Kölnische Zeitung. Aber man liest sie. Man sagt, wegen der Handelsnachrichten. Ich lese sie auch. Wir sind alle Heuchler. Vater liest sie aus Pietät für den Ahnherrn, sagt er. Vielleicht auch ich. Der Dokteur hat sich nicht gescheut, über

unsern Ahnherrn Gutes zu schreiben; ich lerne so was auswendig. Hören Sie: ‚Unter seiner geschickten Leitung wurde das Blatt sehr bekannt, besonders anläßlich des Krieges wegen der Erbfolge Kaiser Karls VI. Roderique hatte es verstanden, in den beiden Lagern Korrespondenten zu finden, und was er nicht zu drucken wagte, ließ er den Interessenten im Manuskript zukommen.‘ Und nun wissen Sie, daß er Roderique heißt. Als Malmedy seinen Tod konstatieren konnte, schrieb man 1756. Sehen Sie, Madame, dieser Mann war ein Grübler. Er hatte mehrere lateinische Werke drucken lassen. Aber das Interessanteste ist doch, was er nicht drucken ließ. Wir haben noch Handschriftliches von ihm, mit Initialen bemalt wie eine Chronik des vierzehnten Jahrhunderts. Eine Klosterkunst, die er wohl als Mönch erlernt hatte. Darin stehen seine liebsten Gedanken. Für diese war sein Jahrhundert noch nicht reif. Ganz eigene, tiefe, an den Fundamenten unserer Alltagsansichten bohrende Gedanken. Ich lese darin.“ Ihre magere Hand fährt glättend übers Knie, als liege da das pergamentene Papier und mit spitzen, ehrfurchtvollen Fingern blättere sie darin. „Ich habe mit Louis das Latein erlernt. Sein Verstand reichte bis Quarta. Ich nahm die Stunden weiter. Der Professor kommt heute noch. Das ist meine einzige Schmach, die ich zu verbergen habe. Man würde hier mit Fingern auf mich zeigen. Wenn den Männern das Latein ausgeht, soll die Frau nicht vokabulieren. Man weiß, wie das hier ist. Ja, Madame, ich lese in Ahn Roderiques ungedruckten Werken. Darum bin ich so unverständlich.“

Die alte Dorine schlappt auf Galoschen herein. Madame reicht ihr die Schüssel und bindet die Schürze ab. Die Terrassentüre klirrt hinter der Alten. Die

Sonnenglasur fließt über die weiße Mauer. Ein leichter Wind biegt die Baumwipfel gegen das Haus. Vom Markte her klinkert die Gemeindeschelle des Ausrufers. Madame Julien sagt:

„Ich habe das Unverständliche im Menschen immer in einem Unrechte gesucht, das man ihm angetan hat. Eine Seele, die kein Unrecht empfunden hat, kann doch nur klar sein. Da habe ich immer gesucht, kein Unrecht entstehen zu lassen. Um mich aber selbst vor dem Unrecht zu schützen, nehme ich es so an, als sei mir Recht geschehen. Das klingt Ihnen nicht gut, Liebste, nicht wahr? Es geht auch anfangs schwer. Aber man kann sich das angewöhnen, man kann sich dazu elastisch machen wie durch irgendeine Sportübung oder die Finger durch die Klavierschule der Geläufigkeit. Nur ist *diese* Übung kein Sport. Sie ist eine Notwendigkeit, um seine Seele klar zu halten.“

„Sie denken wunderbar fein.“

„Ich muß es ja - aus Selbsterhaltungtrieb. O Liebe, ich habe eine große Welt für mich. Da kann ich nie müßig sein. Und diese Welt hat doch nur eine Stadt und etwas mehr als ein halbes hundert Dörfer.“

Das Mädchen hängt in einem Gedanken fest.

„Meinem Ahn ist ein Unrecht geschehen, darum nahm er sich eine Frau. Der Mann kommt zu dem Weibe auch durch haufenweises Unrecht. Das ist köstlich.“

„So ist doch die Bestimmung.“

„Ahn Roderique schreibt: Bestimmung ist das Menschenstigma als Geschlechtswesen. Was man selber von dieser Bestimmung abbröckelt, ist die höhere Kultur! — *Darum* liebe ich meinen Ahn.“

„Der Mensch kann doch nicht über seine Bestimmung hinaus."

„Ahn Roderique schreibt: ‚Der Mensch hat ein dreifaches Leben: ein Geschlechts-, Gefühls- und Verstandesleben. Da ist das eine oder andere mehr oder weniger im Menschen. Bei vollständiger Wildheit und Unkultur fungiert bloß das erstere. In zweiter Stufe sittlicher Kultur ist schon das zweite vorherrschend. Die dritte und letzte Kulturstufe steht uns schließlich unter der Direktion des Verstandes, der Zuchtmeister der beiden ersten ist. Der kulturfähigste Mensch ist der, welcher diese dreifache Mischung in sich trägt. Es ist aber notwendig, daß die erste Stufe die Brutstätten der Menschheit sichert.' — Was ein prächtiger Ahn!"

Der Frau steigt ein häßlicher Vergleich auf. — Man kann mit diesem Mädchen reden wie mit einer Hebamme. Aber in ihr wird ein brennendes Interesse wach.

„Damit gibt er doch auch zu, daß nicht nur die Instinkte die Menschen zusammenhalten. Denken Sie, wie unwürdig das wäre."

„Die Liebe folgt immer dem Instinkt. Sie ist der Drang zum Rausch. Wir holen uns den aus Alkohol oder Opium oder Liebe. Der letztere ist der schlimmste, denn wenn man daraus erwacht, ist man in der Ehe."

„Ach Gott! Liebste, die Ehe ist doch der schönste Teil der Liebe. Aber wie können Sie das verstehen, Kind!"

„Ich bin ja noch nicht zu Ende, Madame. Wenn in der Ernüchterung so viel ideale Lust übrig bleibt, daß ein Zusammenwohnen sich vertiefen und rechtfertigen läßt, dann wird es Liebe. Der Instinkt hat seine Pflicht getan und kann schwinden. Weil es

aber selten ist, daß zwei Menschen, die berauscht waren, zu diesem Einklang kommen, so geschieht es durchschnittlich, daß der eine den Instinkt behält und der andere die ideale Lust. Das wäre dann der Bankerott der Ehe. — So meint Ahn Roderique."

Die Hand der Frau gleitet über ihre, die auf der Sessellehne liegt. Mit mageren Fingern greift das Mädchen zu und hält diese Hand. So flaumweich wie diese ist! So, als halte sie das warme, zitternde Gefieder eines gefangenen Vogels. Die Frau sagt leise:

„Nun sprechen Sie weiter. Ich bin jetzt Ihr Zögling!"

„Sie sind so feinfühlig. Ich skandalisiere Ihr Empfinden."

„Ach Kind, darauf kommt's jetzt nicht an. Ich muß Sie ausnützen, solange Sie bei mir sind. Ich sehe ein, Sie mußten zu mir kommen. Da gibt es Fügungen —." Und sie schweigt. Des Mädchens wirrende Blicke suchen ihr Gesicht. Das ist überschattet von freundlicher Stille. Die Augen, die ihm etwas aus der Seele dieser Frau erzählen könnten, sind geschlossen. Da sagt das Mädchen weiter: „Wer wird's denn zum Bankerott kommen lassen! Ist es nicht besser, daß der eine den andern vom Instinkt loslöst und überleitet zu der idealen Lust? Jawohl, das ist besser. Diejenigen, welche in die Unlösbarkeit der Ehe eingehen, denken sich das auf diese Art. Der Mann denkt so; und er denkt: Die Frau muß das!"

„Müßte sie es nicht? Aber sie muß es, Liebe, sie muß es!"

„Ja, die rückständige Sitte des Menschen veredeln."

Und leise die Frau:

„Daß auch das Weib nicht nur Empfangende bleibt, auch Gebende!“

Da ein polternder Sturz hinein:

„Die Frau zieht es aber vor, die Empfangende zu bleiben. Das ist bequemer, und weiter denkt sie nicht. Die ideale Lust, die nun einmal da ist, braucht sie für ihr Kind auf, und dem Instinkte des Mannes wird sie das jammervolle Pflichtwesen, das versteinerte, duldsame Geschlechtswesen. So meint denn Ahn Roderique, das Weib werde sich ewig auf den beiden ersten Kulturstufen bewegen müssen. Geschlechts- und Gefühlsleben!“ Nun stößt sie von der Kante weg in den Sessel zurück. „Aber denken Sie an, Madame, Ahn Roderique hat Unrecht. Warum wäre i ch denn, wenn er nicht Unrecht hätte?“

„Sie müßen eben Gattin sein, um ihn zu verstehen.“

„Wie wäre ich eine Frau! Ich hätte den rasenden Egoismus, die Schmerzen der Mutterschaft zu umgehen! Ich hätte das Wehren in mir, nicht in dem Harem meines Mannes die Offizielle zu sein. Ich müßte gewissenhaft unter ‚Soll und Haben‘ buchen, was ich empfange und was ich gegeben! So käme ich in die dritte Stufe und bin die ideale Frau, aber keine Ehefrau. Nein, nein, Madame Julien, wenn Frauen zur dritten Stufe wollen, sind sie — überreif für die Ehe! Solche Frauen sollen nicht heiraten. Vielleicht bahnen sie einmal zwischen zwei Geschlechtern das neue an.“

„Das wäre dann die Entartung der Frau.“

„O Madame, nein! Nur eine Rechtfertigung der Überzähligen.“

„Eine neue Maske des Altjungfertums?“

„Das freiwillige Neujungfertum.“

Da gehen die Augen der Frau in die Weite.

„Und es wär dennoch schöner — das neue Weib der Ehe!"

„Der neue Feind der Ehe, da es dem Manne Einschränkungen machen müßte!"

„Es ist eine erhabene Aufgabe, die dem Weibe zufällt: den Bankerott der Ehe zu verhindern!"

„Wenn die Frau diese Aufgabe löst, wird sie das Angesicht der Erde erneuern. — Das schreibt mein Ahn Roderique."

Mit hellen, klingenden Schlägen setzt die Standuhr drinnen ein. Madame zählt mit leuchtenden Augen und atmet tief.

„Sehen Sie, wie ich recht hatte, in einer Stunde bin ich Erzieherin und Zögling geworden."

„Aber ich trotz alledem Zögling. Von Ihnen trägt man immer etwas mit sich fort." Sie haftet eckig aus dem Sessel auf. „Und heute viel mehr als eine Statue."

„Sie gehen schon?"

„Ich hore Monsieur Julien kommen. Da müßte ich ihm wieder klar machen, daß ich ohne Begleitung gehen kann. Lassen Sie mich durch den Garten hinaus."

Sie humpelt schon die Steintreppe hinunter, schurft schwerfällig mit der Hand übers Geländer. Madame eilt zu ihr hin, zieht ihren Arm in den ihren. In dem gelben Gartenwege wandeln sie langsam um die farbengrellen Beete zum Tor. Die große königliche Frau und der Krüppel! Sie muß zu ihr neigen. Und der biegsame, blühende Körper gibt dem dürren Wärme und Mitleid. O, Madame war zum Lieben! Und wenn Madame nicht diese Reinheit hätte . . . . das sagen sich die Wallonenmänner. Es kann der Mann sich bei der Frau auf seinen Instinkt verlassen.

Das Tor schlottert schwer in seinen Angeln. Die Mittagsonne leuchtet über der Frau. Drüben über der Gartenmauer schrillt ein Ruf, wie ihn der Lütticher Cramignon in seinem Straßenreigen ausstößt:

„Madaaaam!“ „Ju n' vous nein voss fi.“ (Ich will Ihren Sohn nicht.)

„C'est lu qui court après mi!“ (Er ist's, der mir nachläuft!)

Sie winkt hinüber. Ein lustiges, neckisches Gesicht über dem Mauerrand. Da gleitet's ab, und sie geht zur Terrasse zurück. Dort am Geländer einer im Mittagschatten. Im grauen Saccoanzug und weißem Leinenhut. Ein zäher, elastischer Körper wie ein Gladiator. Und sie freut sich im stillen, daß dieser Mann Julien Pavonnet ist. Den sie in alle Ewigkeit lieb hat! Und wie sie ihn lieb hat! Da hängt etwas Dunkles und Grauenhaftes in ihr. Das will durch Liebe vergeudet werden. Sie reicht ihm die Hand zum Geländer hinauf. Die drückt er und hält sie. Und hält die schönste der Frauen Und er fragt sich: Wenn sie nicht die schönste der Frauen wäre? — — Er hat ja die neckische Stimme im Garten gehört.

Sie fragt: „Deine Stiefel haben nicht den Lohgeruch. Du warst also nicht auf der Gerberei. Du hast auch keinen Weinatem, also auch nicht im Kasino. Wo warst du?“

„Hast du mir schon angemerkt, daß ich Waisenvater bin?“

„Außer dem Titel, den man dir gab, hast du dir bisher keine Pflichten aufgebürdet.“

„Ja, siehst du, einmal muß man sich doch seiner Pflichten erinnern. Wir haben das Kind von Mont Righi ins Waisenhaus aufgenommen. Du weißt, es ist von deutsch-wallonischer Abstammung. Man wird

es zu einem Experimentalkinde machen wie den Buben. An diesen beiden Kindern wird die Germanisation ansetzen. Da muß ich wachen. Ich war also in der Mädchenschule!"

Sie löst ihre Hand und geht vor ihm die Treppe hinauf. Ein Gefühl des Unbehagens kommt über sie.

„Du gehst weiter, als deine Rechte sind, aber nicht wahr, du warst gelassen und nicht provozierend? Du hast keine Hausrechte verletzt, du bist vorgegangen wie einer, der die Rechte eines leidenden Volkes vertritt und bedachtsam und klar in sich selber ist. Nicht wahr, so bist du vorgegangen?"

Da setzt er sich auf das Geländer, schlenkert das Bein und sagt:

„Ich habe ihnen den Pultdeckel entzweigeschlagen." — —

„Er hat mir fast den Pultdeckel entzweigeschlagen," sagte Fräulein Kalbe im Klostergange. Da sammeln sich die Lehrerinnen um sie und heben ein großes Geschwätz an.

Zwei Fräulein Dick sagen:

„Das ist Hausfriedensbruch in der Schule. Sie müssen ihn anzeigen." Sie raten das ohne Gewissensbisse, denn Julien Pavonnet hat keine Nachkommen, die er ihren Privatstunden entziehen könnte.

Fräulein Lang sagt:

„Es ist gut, daß die Schweine, die Reichenprotzen, einmal die ganze Strenge der Regierung erfahren, die uns schützt." Auf das Letzte legt sie besonderen Bedacht, da die Reichen gesagt haben sollen: Die Lehrerinnen grüßt man nicht, sie sind bloß Bäuerinnen.

Fräulein Dünn sagt ein wallonisches Schimpfwort, das der stockfesteste Wallone nicht über die Lippen bringen würde. Da sind noch drei Fräuleins,

die nichts sagen und das beifällige Lachen in die Backen blasen. Klosterwände haben Ohren. Sie sind in den Häusern der Reichen die Lehrmamsells. — Die Stundenschelle gellt in ihr Sprechen. Sie holen die Kinder herein. Noch eine schleppende, träge Stunde am Vormittag. Noch viele Schweißtropfen. Aus ist die Qual. Aber noch ist sie nicht aus. Fräulein Kalbe schwitzt noch. Wenn einundfünfzig Köpfe wimmeln, schwitzt man. Und wer möchte bestreiten, daß man nicht schwitzt, wenn von den einundfünfzig Köpfen zwanzig auf die Bank plumpsen und nicht wach zu halten sind, als durch den nassen Schwamm, den man über ihnen auströpfeln läßt? Und wo viele atmen und dunsten und die Mittagsonne den Schwaden gar kocht, da kann Fräulein Kalbe — mit Respekt zu melden — zum Schwitzen kommen.

Ihr Blick geht fast feindlich in das Bankende unter der Wandtabelle. Da hockt in sich zum Klumpen der Stein alles Anstoßes, die Ursache, daß ihr Pultdeckel fast entzwei ging, die Tonette von Mont Righi. Schlampert die Hängezunge heraus, glotzt. Neben ihr, vor ihr, hinter ihr, gischen die Arme empor. Fräulein Kalbe fragt:

„Was ist *das*?"

Die Endkonsonanten spritzen ihr spitz heraus. Ihre steile Hand hält ein Stück Kreide.

„Daaasisein — weiß!"

Ein Singstimmchen, ein Leierstimmchen, reißt den Mund schief und schreit gellend seine Weisheit.

Fräulein Kalbe hält die Hand noch steiler, spritzt die Konsonanten noch spitzer, sagt:

„Ich frage jetz-t nicht, *wie* is-t das? Ich frage: Was is-t das?"

Die Köpfe wimmeln. Die Augen glotzen. Ma-

demoiselle hat geredet. Was hat sie geredet? Die Mäuler stehen krumm.

„Da — sisein weiß!"

Fräulein Kalbes steile Hand bummst nieder. Und akkurat:

Set—ze dich!" Und sagt, daß dies weiße Stück ‚Kreide' ist. Wäre also zu antworten soundso. Juliette, die allerfleißigste, die allerbravste, die jeden Tag Heiligenbildchen zur Belohnung mit heim nimmt, die eine weiße Kittelschürze hat und die Stirnfransen schüttelt, sagt:

Da — sis — ein Kreide!"

Und sie ist wieder die allerfleißigste, die allerbravste. Und sie wird wieder ein Heiligenbildchen mit heim nehmen. Nun gibt's bei dem Kalbenfräulein ein Verwundern. Wo hatte das schlaue, das außerordentlich schlaue Kind das unbestimmte Geschlechtswort her, da man (siehe Lehrplan) doch erst an den bestimmten war? Irgendwo in der Wallonie mußte sie es gehört haben. Von irgendeinem. Den Schall eines deutschen Wortes. Das Kind schnappt's auf. Und Fräulein Kalbe wundert sich, wie die praktische Germanisation die theoretische überholt. Und groß wird Deutschlands Zukunft sein! Diese Überzeugung hat Fräulen Kalbe. Der Feldmarschall glüht aus ihr. Sie wird dem Deutschtum weiteres Gebiet erobern. Sie wird wallonische Kinder lehren, was deutsche längst wissen, daß nämlich der Himmel blau ist.

Blau!!

· Lieber Gott, blau!

Wenn die Wallonenzunge heute wirklich auf blau gemodelt wird, ist Fräulein Kalbe ein Feldmarschall. Die steile Hand weist zum Fenster hinaus und steigt sachte und feierlich aufwärts.

„Was is-t das?“

„Da — sis — die — immelreïch!“

Das Fräulein haucht mit weitoffenem Munde: „Himmel!“

Das Kind faucht!

„H - —! immel!“

Das Fräulein faucht:

„H — H — Himmel!“

Und viele fauchen:

„H! H! H! - immel!“ Und ein Geschrei wird: „H! H! H! H! H! Immel!“

Die wimmelnden Köpfe stoßen vor, die Stirnen plumpsen im Eifer auf die Bänke. Die Füße scharren den Takt dazu. H! H! H! H! — Hei! ist's ein Spaß, bei Fräulein Kalbe in der Schule zu sitzen. Hei! ist das Lernen lustig. Hei! ist das Deutsche schnurrig. Da saust ein splitterndes Klatschen nieder. Das Lineal gellt aufs Pult. Nun ist der Lust ein Ende gemacht. Mademoiselle ist ‚sawatsch‘ (wild). Die Köpfe schnellen auf. Mademoiselle geht gebückt die Bankreihen ab. Wo da noch ein Trampeln steckt?

„Kinder! Aufpassen! Der Himmel ist —“ (sie möchte „jetzt“ sagen, erinnert sich aber, daß dies noch unentdecktes Land ist) — „Der Himmel ist nicht weiß, nicht wahr?“

Sie schüttelt den Kopf.

Sie schütteln die Köpfe.

„Der Himmel ist b l a u! Seht, das ist auch blau“. (Ein Heftdeckel.) „Das ist auch blau.“ (Ihr eigener bescheidener Mantel.) Sie schleppt noch manches her, das den Begriff blau erklärt. Schließlich hat sie vier verschiedene Nuancen blau, von dem keines dem blauen Himmelreich gleicht. Dann kommt die entscheidende Frage. Die Wallonenzunge purzelt in die Zähne hinein. Sie dreht und windet sich und

rollt und schleckt. So viele blaue Farben kann es nicht geben als blaue Wortpurzelbäume. Zuguterletzt ist und bleibt der Himmel b — — — lau. Nun ist die Geduld der Wallonenkinder zu Ende. Fräulein läßt sie zur Erfrischung Händeklatschen üben. In das Knallen und Klatschen eine krächzende Stimme:

„Mam'zelle! dja mésähe!"

„Schweige!"

Und Klatschen und Knallen und Stampfen. Hei, wird's wieder lustik!

„Mam'zelle! Mam'zelle! dja mésähe!"

Nanu, wer da? Wer anders, als die, um deretwillen ihr Pultdeckel — — — — — —

„Was willſ-t du?"

„Dja mésähe!"

„Ja, was heißt denn das? Willst du deinen Griffel?" Den zeigt sie —: Kopfschütteln.

„Has-t du Hunger?" Glotzen. „Appetit?" Kopfschütteln. „Hast du Leibweh?" zeigt diskret auf ihren — Magen.

Kopfschütteln und kläglich:

„Dja mésähe!"

Und viele:

„Man'moiselle, i-chauch! I-chauch!"

„Schweigt!"

„Dja mésähe!"

Und weint kläglich. Und viele weinen. Viele klagen.

„Mam'zelle! Mam'zell!"

Da verläßt der gute Hirte seine Herde. In Verzweiflung zu Fräulein Dünn, deren wallonische Schimpfwörter, wie gesagt, dem stockfestesten Wallonen nicht über die Lippen kommen. Der gute Hirte kehrt zurück mit dem Mietling. Tobende, weinende Kinder recken ihnen die Arme entgegen. In allen Tönen

klingt's, in allen Stimmlagen, in allen versunkenen Herzenstönen. Und die krächzende Stimme immer obenan.

Da setzt Fräulein Dünn eine feierliche Miene auf:

„Die Kinder verlangen nichts Unmenschliches, Fräulein Kalbe. Lassen Sie das grindige Volk zum — Hof gehen."

Da sagt Fräulein Kalbe:

„Raus!" und hat große Not, daß es zu spät sein könnte. In das Stürmen der Kinder gellt die Schelle. Die zwei Fräulein Dick kommen und sagen:

„Sie müssen zum Schulinspektor!"

Fräulein Lang kommt und sagt:

„Sie müssen unbedingt zum Schulinspektor!"

Da geht Fräulein Kalbe und berichtet, soundso wäre es. Der Schulinspektor zieht das Gesicht zusammen, kraut sich den kurzen Bart, sperrt den Mund auf, als wolle er beißen.

„So! Dunnerwetter! Den Deuwelsbraten wollen wir mal schmoren!"

Fräulein Kalbe geht und verkündet:

„Jetzt bricht etwas los!"

Fünftes Kapitel

Und Heilige und Kreuze! Die Wallonie ist der Tempel des Herrn. Die Altäre sind die Berge und Brücken und Brunnen. Der rosenrote Morgen und Abend und der sonnige Mittag deckt Gold und Purpur darüber. Und Heilige und Kreuze im Grünen und auf den Mauern. Die Menschen ziehen vorüber und opfern. Farbenflammende Sträuße aus Wiesen und Gärten; und stille Gebete und stilles Grüßen. Und viel Lieben! Das wallonische Herz muß Heiligenbilder wie Menschen lieben.

Auf der Brücke ein Kruzifix. Darunter rispelt das Zuflüßchen zur Warche. Daneben steht René Monfort auf Lohboden Dahinter das Wallonenstädtchen mit Lieblichkeit und stinkender Gosse. Aber heute ist sie überpflastert und stinkt unter der Erde. Jetzt ist viel Altes neu geworden und so schön, daß es häßlich ist. Das Kruzifix auf dieser Brücke ist immer alt geblieben. Das Kruzifix hat eine Heilandsseele und ist stumm und geduldig und hat für Sünder und Gerechte das gleiche, ewige, göttliche Schweigen. Das sieht Menschen vorübergehen, die den Hut lüften oder ein Kreuzzeichen machen oder Stoßgebete sagen. Das sind Wallonen! Das sieht auch Menschen vorübergehen, die geradeaus schauen und keine Heiligen grüßen und keine heißen, stürmischen Gebete fühlen. Das sind Deutsche!

Kommt ein großer Mann mit schweren, schlappen Gliedern vorbei. Will den Hut lupfen. Heh, ist er ein Wallone? Geht schwer und schlapp, trab, klapp! Blaurot protzt sein Gesicht. Er ist ein Deutscher! drückt den Hut ein. Gott bewahre ihn, daß Blumenstein wieder Rochefleur würde! Und der liebe Gott auf der Brücke, der ihn neunzehn Jahre als Wallonen vorübergehen sah, soll ihn heute als den Deutschen kennen lernen.

Mit weitausfahrenden Schritten geht Blumenstein. Die schweren, schlappen Glieder schwanken in den Knochen. Geht den Lauf des Zuflüßchens zurück. Das wispert in den Lohboden der Pavonnetgerberei hinein, füllt Gruben und Mulden, ist überall das kluckende, dumpfe, profitliche Wässerlein. Bröckelnde Holzstege über ihm. Da schürfen die Ratten herauf. Da will auch Blumenstein heruber über das Lohfeld in die Tannereigasse. Dahin will er. Steht dann, wirft den ungeschlachten Körper vornüber und stützt sich auf den Stock. Seine schlaftrunkenen Augen suchen jenseits den anderen. Der trägt ungeschwärzte Stulpstiefel. Ein Bronzegesicht auf einer Napoleon-Plakette. So ist der, und so knarrt seine Stimme her:

„Rochefleur, zurück! Ich benutze den Steg!"

Der große, schwere Trottel Blumenstein schwenkt den Kopf. „Wenn wir beide auf dem Steg sind, kracht er!"

„Bon! Darum gehe zuerst ich hinüber und dann Sie!"

Hüben und drüben ein Vormarsch. Blumenstein klappt die Augendeckel zurück. Die kleinen glitzernden Augäpfel drängen heraus.

„Bleiben Sie stehen! Ich habe Ihnen ein Wort zu sagen."

„Sie stellen mich wie ein Jagdvieh. Parbleu! da sollen Sie mich kennen lernen!“

„Auch mich! Darum bin ich da. Sie haben nur den Rochefleur gekannt. Um den war es nicht der Rede wert. Jetzt sollen Sie den Blumenstein kennen lernen!“

„Den Prussien? Wir kennen ihn. Schon durch Bismarck! Haben Sie das vergessen? Ihr Bismarck, dem Sie das glauben werden, sagte: ‚Der Preuße ist Fremden gegenüber, wenn man ihm das Recht dazu gibt, großmäulig, aber innerlich kann man mit ihm machen, was man will!‘ — Passen Sie auf, wie ich das für Sie und Ihre deutsche Sippe unter uns kommentiere. Sie waren bislang in der Minderheit. Dann ist der Deutsche immer bescheiden und auskömmlich. Nun aber schwillt Ihnen allen der Kamm. Im Osten des Reiches wütet der Polenkoller. Jetzt soll im Westen der Wallonenkoller ausbrechen. Das animiert die Minderheit. Wollen Sie es geradeheraus wissen? Ihr seid innerlich Feiglinge! Eure geheime Feigheit maskiert ihr mit äußerer Großschnauzigkeit, ihr Prussiens!“

Um Pavonnet auf dem Lohboden sammeln sich die Arbeiter. Der Blagueur hängt über der Stockkrücke. Seine Blicke stehen stier in dem Gesichte des Sprechers.

„Wie euch der Haber sticht! Ihr habt die deutsche Faust noch nicht gespürt Ihr kennt nicht die Hand, die das Bismarckschwert führt, und die euren Napoleon zermürbt hat, und die eine Kaiserkrone geschmiedet hat. Es ist Zeit, daß man über dem Polenstreit den wallonischen nicht mehr übersieht. Das Versehen kann zu einem Reichsunglück auswachsen. Ihr seid wenige in einem großen Reiche, nicht ganz 12 000. Aber ihr seid doppelt zu rechnen,

vielleicht vierfach. Ihr seid weiß=grün=blaugestreifte malmedyer Standarten. Flöhe, die dem deutschen Adler unters Gefieder schlüpfen und ihn peinigen. Und Flöhe kann man nicht mit dem Schwert bekämpfen, darum rechnet man sie unter die Plagen und nicht zum Kriegsvolk!"

Bei dem Blagueur im Pfade bleibt der Bote vom Landratsamt stehen, danach ein Straßenwärter und hinter ihm zwei Bahnarbeiter. Sie sind alle Deutsche. Pavonnet verschränkt die Arme und bohrt jeden einzelnen mit seinen Blicken auf.

„Man hätte euch nicht zu uns kommen lassen sollen. Man sollte nicht Beamte zur Germanisation ausschicken. Sie essen das Brot der Regierung und wollen preußischer sein als der Kaiser. Sie sind Streber. Bei uns wollen sie sich die Sporen verdienen. Sie wollen nicht heimisch bei uns werden. Sie gehen, wenn sie die Sporen haben. Und wir wollen keine Sporenklirrenden! Man müßte euch am Eingange unserer Berge mit Lederklopfern entgegentreten!"

Da murren die im Pfade um Blumenstein. Der sagt:

„Man müßte den wallonischen Lappen Land über die Grenze zurückwerfen!"

Da jubeln die um Pavonnet. Der aber steht unbeweglich. In seinen Augen ist ein Leuchten. Er sagt nur, und so, als sagte er es zu sich selber und niemand hörte auf seine Worte:

„Man sollte das Blut der Nationalitäten nicht vermischen!"

Da bleiben einige Bürger um ihn stehen, die ihre Schmiede oder Wagenbauerwerkstätte vor der Stadt haben. Der Blagueur erwidert:

„Man soll aus den Nationalitäten kein Vaterland konstruieren. Die Politik hat kein Vaterland!"

Da bleiben bei ihm ein Aktuar und der Gerichtsvollzieher stehen. Sie sind Deutsch-Wallonen oder Ganz-Wallonen, hören und schleichen weiter. Auch ein berittener Grenzwächter zügelt sein Roß, aber kaum seine Zunge. Er ruft:

„Wir sind Väter. Müssen wir nicht auch für unsere Kinder sorgen? Wer klagte bisher, daß sie keinen deutschen Religionsunterricht hatten? Weil wir hier in der Minderheit sind, sollen wir keine Berechtigungen haben. Ihr aber, die ihr die Minderheit im deutschen Reiche seid, schreit die Ungerechtigkeit aus, die ihr selbst übt!"

Vom Lohboden aus rufen sie:

„Ihr habt eure deutschen Predigten!"

„Wir haben dafür petitionieren müssen. Von euch wäre uns das Heil nicht widerfahren! Jetzt sind wir für unseren deutschen Gottesdienst in die Kapuzinerkirche verworfen. Die Pfarrkirche schließt ihr uns nicht auf. Diese Gleichberechtigung erkennt ihr uns nicht zu! Seid doch ehrlich! Und wenn wir auch nicht nur ein paar hundert Deutsche im Kreise wären, sondern die Tausende, ihr würdet unsern Einzug in die Hauptkirche als nationale Schmach empfinden!"

Und Pavonnet:

„Ja! Denn wir wollen euch nicht unter uns aufwuchern lassen!"

Der Blagueur aber:

„Ihnen wäre schon eine deutsche Wucherung zu wünschen!"

„Was wollen Sie?"

„Von Ihnen nichts! Ich wünsche Ihnen nur alles Gute: eine deutsche Wucherung! Wenn die

Familie Pavonnet so weiter Nachkommen wuchert wie ihre beiden letzten Vertreter, ist keiner mehr von ihnen, wenn hier längst deutscher Boden geworden ist!"

Nun springt Pavonnet auf den Steg, steht inmitten — drohend: „Ich werde mich zu schützen wissen gegen Ihre Infamie!"

Da ist ein Murren vom Pfade her. Der Blagueur stapft auf den Steg, auch inmitten. Es sind nur zwei morsche Bretter auf wankenden Pfählen, die im Schlamme knirschen, als der schwere Mann Rochefleur-Blumenstein heraufwappt. Der sagt langsam:

„Bin ich infam? Ich bin nicht infam, wenn ich biblische Verhältnisse berühre. Ich könnte von Abrahams Kindersehnsucht und Sarahs Unfruchtbarkeit sprechen!"

Da wird ein Lärm hinter Pavonnet, ein Gelächter hinter Rochefleur. Pavonnet fährt auf ihn los in maßlosem Zorn.

„Blagueur! Jetzt geben Sie den Steg frei! Ich habe Fäuste!"

„Ich weiche nicht!" Er steht breitspurig, stemmt die Füße gegen die wappenden Pfähle.

„Ach, Parbleu! Das muß man niederschlagen!"

„Das muß man eintunken!"

Der Blagueur trampt wider die Pfähle, wirft den Körper, schaukelt. Ein Schwanken, Quitschen! Wasser schlumpst. Bretter knacken, schurpsen. Der Steg macht weite Schwankungen, wirft die Männer um wie ein Kegelspiel. Alles stürzt! Patschend in die Wasserrinne. Und eine ruhige, gröhlende Stimme:

„Zu dienen! Jetzt kennen Sie Blumenstein!"

Der ist mit einem Sprung auf der kleinen Böschung, krempelt die Hosen auf, geht den Pfad weiter. Hinter ihm wogt hüben und drüben der Streit weiter. Pavonnet stapst mit nassen Stiefeln aus der

Schlammrinne. Harte, dunkellohende Blicke jagen dem Davongehenden nach. Am liebsten möchte er dem an den Hals. Da rufen die anderen um ihn: „Ah sicola! Ein — Blagueur! Laßt ihn davonlaufen!"

Pavonnet fährt sie in maßloser Grobheit an. Sie sollten zu ihrer Arbeit. Er selbst voran mit stiernackigem Fleiß. Aber der Ärger bohrt.

Den Lauf der Warchenne hinauf trabt der Blagueur, kommt hinter die Wassermauer an die Bleichecke. Flatternde blühweiße Tücher. Gebückte Frauen. Die Wäsche verdunstet kühl und feucht. Es ist ein frischer Geruch. Watschelnde Enten über den Rasen, zwischen seinen Beinen durch. Da ist die kleine Frau mit rollenden Augen. Ihr Zigeunergesicht schwitzt. Ihr Haar ist mit Papilloten aufgedreht. Nach zwei Jahren weiß man von ihr, daß sie nach Spaa hinüber war, um bei einem Engländer in Seide und Liebe, in Schönheit und Vornehmheit zu leben. Sie trocknet dem Rendanten Rochefleur Lohe für den Hausgebrauch. Grüßt ihn mit der Wallonen-Singstimme:

„Mossieu Rendant!"

Er steif und würdig:

„Guten Tag!"

Da ist auch eine Frau, die ein spitzes Gesicht und glattgestrichenes Haar hat. Am Abend macht sie es lose, bauscht es und steht am Brunnenhause der Pouhonquelle und verzapft Wasser. Die Männer kommen und trinken. Wenn sie Bräute haben, kommen sie mit ihnen. Aber Männer nicht mit ihren Frauen. Die spitze Frau an der Brunnenröhre verzapft Witze stark wie Kohlensäure. Sie hat die Eigenschaften, die Schopenhauer auf Kinder und Weiber verteilt. Sie häuft Zigarrenasche auf die Türklinke,

um den heimkehrenden, arbeitsmüden Mann, der seine Kraft am Tage bei den Maschinen der Papierfabrik verpufft und nachts schlafen will, eifersüchtig zu machen. Er lächelt und glaubt's nicht. Nach zwei Jahren weiß man von ihr, daß sie nach Spaa in ein Brunnenhaus ist. Weil da Engländer sind! Der Mann lächelt. Sie hat da eine Tante. Wird wohl bei ihr wohnen, bis er warm und eifersüchtig war. Und er wird warten, bis sie wiederkommt. Da kam sie nicht; und als er warm wurde und eifersüchtig, war sie zu einem Engländer gegangen und lernte Schöntun und Vornehmheit. Seitdem sagt man in Malmedy: Wenn man die Frau nach Spaa schickt, mag der Teufel warten!

Da sie noch die Frau des armen Mannes war, kam sie alljährlich zur Weihnacht zum Rendanten, die landesübliche Leberwurst mit Rosinen machen. Darum grüßt sie ihn.

Er sagt würdig und wuchtig:

„Guten Tag!“

Schäkern da hinter ihm die Frauen. War er ein Deutscher? Er soll's gesagt haben. Aber wer glaubt's einem Blagueur? Und so kommt's, daß er sein wiedererwachtes Deutschtum Ungläubigen predigt. Derweil stapft er mit vorhängendem Oberkörper den Mauerweg hinauf nach der Bellevuer Landstraße. Da steht am Ausgange der Stadt ein sonderbar aufgeschachteltes Haus. Stand einstmals wie ein ungeheurer Würfel. Einstöckig mit flachem Dach. Ein wagemutiger Deutscher baute es. Eine deutsche Kneipe, dürftig wie die Anfänge des Deutschtums in Wallonia. Und unrentabel wie *diese* Anfänge, die Kneipe. Ein neuer Besitzer; und der baute auf das flache Dach ein Stockwerk, aber so weit zurück, daß rundum eine schmale Terrasse frei blieb. Er brauchte

Logiszimmer, denn schon kamen deutsche Touristen. Und Deutsche tranken bei ihm aus Patriotismus. Sie tranken sich arm und die Kneipe reich. Man sagt, es müsse bald ein drittes Stockwerk auf das flache Dach des zweiten. Weil jetzt die neue Bahn gebaut werde! So spitzt sich der Würfel zu, wird enger und oben einmal wie ein Turm oder wie ein Zuckerhut. An seinen Stockwerken wird man die Fortschritte des Deutschtums konstatieren können, wie die Jahre des Wachstums an der Edeltanne nach ihren ‚Runden'. Als der Blagueur am Zuckerhut vorüber will, steigt hinter den Kübeln der zu einer Hecke gereihten Lorbeerbüsche ein steiles Tabakwölkchen auf. An den grünen Gartentischen vor dem Hause sitzen zwei, die den Blagueur als dritten haben möchten, rufen ihn an. Zwei Blondbärtige; der eine mit kurzem, breitem Bart; das ist Spinner. Der andere mit kurzem zugespitztem; das ist der Schulinspektor. Gute Freunde. Sie haben den französischen Katechismus beschnitten. Da traf sie die Acht des Klerus. Sie sind der Ansicht: Man kann nie zu wenig von Gott wissen, desto mehr vom Teufel. Der Teufel ist allgegenwärtig. Er trägt mit Vorliebe Tonsur! — Darum meiden sie den Teufel. Der Inspektor ist ein Kraftmensch nach außen Er versteckt dahinter eine leicht gerührte Seele. Wo er am gröbsten losfährt, ist er am weichsten. Seine Gelehrsamkeit versteinert in trockenen Wissenschaften. Sie trocknet ihn auf. All' die Ärgernisse! Der Wallonenkoller ist eine tödliche Krankheit. Der Inspektor sagt seine Kraftausdrücke. Ein Racker wäre der Rendant. Was da mit dessen Türschild geworden sei?

„Ich hab's korrigieren lassen. ‚Blumenstein, Empfänger'! Die Eingabe ist schon an die zuständige Behörde. Ich will meinen ehrlichen Namen wieder

haben. Es sind noch mehr Schilde hier, die das Umschreiben vertragen könnten, zum Beispiel ‚Willems, Vicaire‘. Warum nicht ‚Kaplan‘? Sie wissen nicht mehr, daß sie eine deutsche Ehre haben. Ich werde einen Rundgang durch die Stadt machen und die französischen Schilder der Deutschen brandmarken. Wissen Sie es? Ich bin ein Bilderstürmer.“

Spinner spielt mit seinen Fingern, läßt den Trauring über den Tisch rollen. Ihm würde nicht einmal ein Weltuntergang imponieren. Sein Rock ist nicht alt und nicht neu. Und wie sein Rock, ist seine Sprache. Sie ist altmodisch. Wenn sie philologisch gereinigt würde, wäre sie beinahe eine Schriftsprache. Aber Lehrer Spinner schulmeistert prima, darum darf er beim Schulinspektor sitzen und über den Tisch flegeln.

„Ja, wenn man't Ihnen nur glaubt! Sie sind nun mal der Blagueur. Wenn Sie sterben wollen, glaubt man't Ihnen sogar nicht.“

„Ich lasse die lachen. Danach kommt die Melancholie!“

„Die Sache hat keinen Sinn,“ sagt der Inspektor, sperrt halb den Mund auf, kraut sich im Barte. Als wolle er beißen. Er ist grob und ehrlich. Er ist bissig und schön. Wenn sich ab und zu die Stirnfurchen glätten und die Augen sich weiten, sieht daraus eine weiche, freundliche Seele. „Absolut keinen Sinn! Höchstens einen lächerlichen. Mit Schrullen dient man einer großen Sache nicht. Warten Sie doch, bis Ihre Eingabe genehmigt ist.“

Der Blagueur schwenkt herum.

„Warum soll ich bis zur öffentlichen Demaskierung warten? Ich enthülle mein Gesicht schon vorher. So kennt man mich.“

Der Inspektor:

„Noch einige weitere — Bilderstürmer wie Sie, und wir hätten hier ein Gegenstück zum polnischen Skandal. Glauben Sie, es wäre mir kein Leichtes gewesen, hier den Germanisationspoltrian zu spielen? Vielleicht — hätte ich die Unterstützung der Regierung gehabt — so wäre ich's geworden. Ich war damals jung. Da merkte ich, daß der Staub, den ich aufwirbeln ließ, über mir zusammenbrach und mich beschmutzte. Seitdem lernte ich begreifen, daß, wenn erst eine Sache Staub aufwirbelt, man weiß, daß sie da ist. Da habe ich versucht, so viel als möglich den Staub niederzuhalten. So war die Sache immer da, aber man brauchte sie nicht zu bemerken."

„Eine Sache ohne Staub ist wie Sekt ohne Schaum," sagt der Blagueur. Dem Inspektor zerknittert die weiche Seele in den Augen. Die sind blaßblau=hart.

„Man wird Sie versetzen. Das ist alles!"

„So danke ich ab und bleibe. Ich kann mir das leisten."

„Und treiben Privatpolitik. Das Regierungsfeindlichste, was Sie in einem zweisprachigen Bezirke tun können. Marschieren Sie nur nicht voran. Bleiben Sie hinter uns. Die Schulpolitik ist der rechte Arm der Germanisation!"

„Der linke! Sie lehrt das deutsche Sprechen. Das deutsche Denken lehren wir, die wir außerhalb der Schule stehen. Die deutschen Gedanken wird die Schule nicht ins Volk tragen, oder nur so lange, wie der Schulzwang dauert. Dann tut sich wieder der wallonische Familienschoß auf, und das bißchen angelerntes Deutschtum verblaßt."

Spinner nickt ihm lebhaft zu.

„Ein Beweis! Ich hab' den Buben von Mont Righi in der Klasse. Der schmiert einen deutschen

Aufsatz — das ist Dreck! Wallonisch schnabelt er wie ein Alter. Wenn der Ostern aus der Schule kommt, geht er auch unter — wie Sie sagen, Blagueur — im wallonischen Familienschoß. Ist't nicht so, Herr Inspektor?"

Der faucht seine Zigarre in die Lorbeerbüsche und gibt keine Antwort. Spinner ist kein Gemütsmensch, schüttelt sein abgestandenes Bier, sagt: „Prost!" Er ist kein Spinner, der Seide spinnt. Da kommt unvermutet die Antwort des Inspektors.

„Sie haben doch Ihr besonderes Augenmerk auf den Knaben, Spinner? Es könnte einmal sein, daß über diesen typischen Fall Bericht eingefordert wird. — Oder die Herren von der Regierung sehen sich veranlaßt, selber zu inspizieren."

Spinner schurpft die Ellbogen vom Tische. Die Ohren scheinen sich zu hellem Horchen zu spitzen.

„Ist so was in Sicht?"

Wenn der Inspektor freundschaftliche Andeutungen geben will, macht er sie mürrisch, so als müsse man sie ihm herausschlagen. Aber er gibt sie gern.

„Na ja! Wegen dem Wegfall des Französischen aus dem Lehrplan. — Man will sich doch von Berlin aus informieren. — Na ja!" Da trinkt Spinner sein Bier aus und geht. Er hat noch unkorrigierte Hefte zu Hause. Er hat Kollegen, die er mit der Nachricht alarmieren muß. Er hat selber einen Schreckschuß im Rücken. Nun schmeckt ihm kein Bier mehr. Lebt wohl, ihr Herren, er geht! Um die zurückbleibenden Zwei hocken nun noch Grünröcke und Polizisten. Der Kreissekretär und der Stadtschreiber. Der Blagueur pfeift zu ihnen hinüber und weist mit dem Stock auf das Schild am Zuckerhut. Da steht ‚Restaurant'. Er fragt:

„Was meint ihr, soll der deutsche Beamte in

einem ‚Restaurant‘ oder in einer ‚Gastwirtschaft‘ trinken?“

„Wo es am besten schmeckt!“

„Seid ihr Deutsche? Nein! Man muß für seine Nationalität ein Opfer bringen. Deutsche Beamte müssen das! Der Wirt soll eine Sammelbüchse aufstellen. Wir wollen ihm ein Schild malen lassen, das einen ehrlichen, deutschen Namen hat!“

Der Wirt könnte das für seine Gäste auf seine Rechnung tun, meinen sie. Auch sie spinnen keine Seide. Der Wirt sagt, er komme knapp auf seine Auslagen. Die deutsche Kundschaft sei nicht reich. Es kämen ab und zu auch Touristen aus Belgien, oder von Ligneuville herüber, wo der Lord Didley sein Landhaus habe. Setzt dem Blagueur sein Bier vor. Der knurrt:

„Hiesiges Gesöff. Nee! Ein Bock!“

„Soll ich also ausschütten?“ fragt verbindlich der Wirt.

„Nee, aussaufen! Wenn Sie dann nicht den Tatterich kriegen —! Meine Herren, von heute ab wird eine Sammelbüchse hier errichtet!“

In jener Zeit kam es vor, daß deutsche Hausfrauen das Fehlen von Hosenknöpfen bemerkten.

Der Blagueur mußte eine Summe zulegen. Saß aber seine schöne Zeit in schönen Träumen vor dem Zuckerhut. Die Spaziergänger, die tagtäglich den Weg nach Bellevue hinaufgehen, sahen ihn unter Uniformen sitzen. Nickten sich zu: „Le voilà! Es ist so. Er ist wahrhaftig ein Deutscher!“ Kam auch ein Break von Ligneuville-Engelsdorf. Von dort her, wo die pikanten Geheimnisse weben. Eine Engländerin hat da gelebt und vierzig Jahre ihr Geschlecht verleugnet; war ein einsamer, menschenscheuer Herr de Hawarden, der an dem Amelbach in Mondscheinnächten wandelte.

Jetzt liest man auf seinem schlichten Grabstein, daß er eine Miß Gillibrand war. Da war noch einer, der seinen Schönen aus Spaa ein Landhaus baute. Und zwischen blühenden, warmen, duftenden Büschen huschten weißschimmernde Frauenkleider. Und in rispelnde, im Grasgrünen schlängelnde Bäche wurden Angelschnüre getaucht. Und in den Jagdgründen knallte das Pulver. Und französisch und leichtlebig und frivol war der Liebeshof von Engelsdorf.

Es kamen Freunde aus Belgien herüber zu Pferd und Wagen. Ein Freund kam aus Malmedy im Dogcart. Den nannten sie Napoleon. Dem sagten schöne Frauen, daß er ein ‚Gourmand de la vie' sei. Und schoß der schönen Frau den Reiherflügel vom Hute. Sie fiel in Krämpfe und er lachte. Eau de Cologne würde sie zu sich bringen.

Einst kam Napoleon nicht mehr. So machten die Freunde sich auf und fielen in Heerscharen über sein Haus her. Dann hielten die Wagen und die Pferde vor dem aufgeschachtelten Hause, denn von Bellevue her zogen die Heerscharen und machten allda viel Lärm und Becherklang. Und sie kamen und sahen ein schöngemaltes Schild: ‚Gastwirtschaft.' Rufen den Wirt. Wie das Neue dahinkomme? Wie das heiße? Und der Wirt im französischsten Französisch:

„Es ist deutsch."

„Warum das?"

„Für meine deutschen Gäste."

„Haben Sie nur deutsche Gäste?"

„Bewahre, nein! Auch vortreffliche, zahlfeste, ehrenwerte Herren aus Ligneuville." — Ligneuville und nicht Engelsdorf! Solch ein Wirt und ein deutscher im französischsten Französisch.

„Eh bien?"

„Wie die Herren aus Ligneuville wünschen."

„Wir wünschen, daß über dem Deutschen die französische Übersetzung stehe."

„Sehr wohl, die Deutschen kamen für die Unkosten auf."

„Bagatelle!"

Und sie zahlen die Bagatelle. Sie zechen. Im ‚Zuckerhut' gibt's ein gutes Essen. Sie essen. Im Zuckerhut hallt der Lärm. Die Rosse wiehern. Die Wagen rollen. Leer wird das aufgeschachtelte Haus.

War wieder ein sommerlauer Nachmittag. Auf der Bellevuer Chaussee ranken die Baumwipfel ineinander Ein einziges, langgestrecktes, schattenkühles Laubdach. Schwankende Silhouetten darin — Spaziergänger. Und einer, der steil und schwer und schlapp vor dem ‚Zuckerhut' steht. In dem blauroten Gesicht zwei gläserne Blicke. Schlägt mit dem Stock auf den Gartentisch.

„Herr Wirt! Ich habe eine seltsame Augenkrankheit. Ich lese da: „Restaurant — Gastwirtschaft."

„Herr Rendant —."

„Herr Empfänger!"

„Herr Empfänger, ich muß von meinen Gästen leben, ob die nun Deutsche oder Belgier sind. Ja, ich muß dem Herrn Empfänger sagen, daß — abgesehen davon, daß ich ein Deutscher bin — mir die belgischen Gäste am liebsten sind. Generöse Leute. Weintrinker, Herr Empfänger!"

Der schnauft:

„Am Bier kann man sich auch zum Ruin saufen. Zwei wackere Deutsche sind daran aus Patriotismus eingegangen."

Da lächelt der Wirt verbindlich:

„Sie sind eben eingegangen."

„Haben Sie nur belgische Gäste, Herr?"

„Belgische und deutsche. Darum gleiches Recht für alle. Die Deutschen haben ihre ‚Gastwirtschaft' bezahlt, die Belgier ihr ‚Restaurant'. Gleiches Recht für alle, Herr Empfänger."

Der schüttelt den Stock gegen das Schild. Die Lippen wulsten murrend heraus:

„Drüber steht es, Herr Wirt, drüber! Wenn es bloß nicht drüber stände, Herr Wirt!"

Ein Achselzucken.

„Ja, da steht's nun einmal drüber."

„Herr Wirt, Sie müßten den Deutschen Rechnung tragen."

Nun fährt der in Haltung:

„Wenn die Deutschen wollen, daß ich auf sie besondere Rücksicht nehme, dann müssen sie auch für einen festen Stamm Gäste sorgen. Auch hier regelt sich Angebot und Nachfrage gegenseitig — sonst, wie gesagt, gleiches Recht für alle!"

Da wirft der Rendant den schwanken, schweren Körper herum. In den schläfrigen Augen flackert ein Entschluß. Das in der Wallonie versprenkelte Deutschtum will er zusammenschweißen! Und einig, einig, einig, sollen sie wirken und schimpfen und trinken. — — —

In die Stadt und vor das Landratsamt rasselt ein gelbes Korbwägelchen. Es rasselt von Stavelot her. Berliner und Aachener rasseln durch Belgien, um zu der deutsch-wallonischen Stadt zu kommen. Da gehen am Nachmittag die Mädchen mit glattgestrählten Köpfen und steifen Schürzen zur Schule. Fräulein Kalbe sagt:

„Jetzt bricht's los."

Die Lehrerinnen kommandieren: die Hände aufs Pult! und warten. Schwer fließt der Atem der Kinder. Zwischen den kahlen Wänden hockt die Beklem-

mung und ein forsch kommandierendes Fräulein mit Zähneklappern. Da stapft ein Bube herein mit einem Billet von Spinner.

‚Den Kolleginnen zur gefälligen Nachricht, daß die Herren bei mir anfangen. Es sind ihrer sechs. Der Regierungspräsident, ein Ministerialrat aus Berlin, der Schulrat, der Landrat, der Bürgermeister und der Inspektor. Wie ich höre, werden sie nicht alle Schulen nehmen.‘

Zwischen den kahlen Wänden weicht die Beklemmung. Die festkommandierten Hände tändeln auf den Pulten. Das Fräulein hat eine Hoffnung und lächelt. Die Kinder umhalsen sich und dürfen ihren Kopf nicht anstrengen, um „später“ frisch zu sein. Am Römerplatz hinter dem Brunnen, wo die Gottesmutter in Papierrosen steht, lauert ein Kind die Straße herauf. Ein schlaues Kind, das sich zwischen Baumstämmen versteckt hält, um die Herren anzukündigen. Das Kind dreht die Augen stier, und die Herren kommen nicht. Der Schulinspektor denkt: „Jeder Geschäftsmann präsentiert seine Ware vorteilhaft.“ Und er präsentiert Spinners Oberklasse. Da ist ein Bube, der als Sturmbock vorgeschoben wird. Cicile hat ihm einen roten Wollschal umgeknotet und schickt ihn. Der Ministerialrat streift ihm den roten Wollschal ab und hält mit ihm Examen. Gilles hört sonderbare Dinge. Er hört, daß er Förster heißt, und man läßt ihn den Namen an die Tafel schreiben und läßt ihn buchstabieren und erzählt, so heiße er, wie der Mann im grünen Rock, der die Hasen in den Malmedyer Bergen niederknalle. Förster heiße er, punktum. Und zu dem Lehrer: „Das hätte dem Jungen klargemacht werden müssen — längstens!“

Und Spinner mit seinem Oppositionsnäseln: er behalte eine Zeit den wallonischen Klang bei, um die

Kinder nicht zu verblüffen, um da nicht radikal zu sein, um zwischen Schule und Haus die Kontraste nicht zu verschärfen — und so noch mehr und desgleichen. Da hört der Ministerialrat längst nichts mehr und blättert in dem Schullesebuch.

„‚Das Fünkchen',“ liest er, „Herr Schulinspektor sehen Sie nach, ob ‚das Fünkchen' im Lehrplan steht.“

„‚Das Fünkchen' steht im Lehrplan.“

„‚Das Fünkchen' lasse ich jede Woche wiederholen,“ sagt Spinner.

Der Ministerialrat steht breit vor der Klasse, akzentuiert stark. „So werden die Kinder das umso besser auswendig nacherzählen können. — Mit eigenen Worten!“

Spinner taucht devot neben ihm auf.

„Herr Rat, die Kinder haben keine eigenen Worte. Die müssen sich an die Worte des Buches halten.“

„Herr Lehrer, die Kinder können nicht mit dem Buche in der Hand ins Leben hinaus.“

Da näselt Spinner zerknirscht:

„Ins Leben hinaus nehmen se überhaupt nichts mit.“

Der kleine, magere Herr Ministerialrat zieht die Schultern hoch, fragt etwas, was er längst weiß.

„Soll das heißen, die Kinder lernen das Deutsche bloß, um es wieder zu vergessen — soll das so heißen?“

„Ich kann nicht anders sagen, ja.“

Der kleine Herr schwenkt herum.

„Meine Herren, hören Sie das? Nehmen wir das ad notam. Die wallonischen Kinder lernen um zu vergessen. Unsere wallonischen Schulen können mit dem heute bestehenden System nicht als Germani-

sierungsmittel inbetracht kommen. Hören Sie das, meine Herren?" Dreht sich wieder der Klasse zu: „weiter!" Verstummen in den Bänken. „Haben wir noch nicht mit Verlesung des Stückes begonnen?"

Spinner sagt:

„Begonnen verstehen sie nicht."

„Wie würden Sie fragen?"

„Haben wir Nummer 134 schon gelesen?"

„Demnach würden die Kinder jeden x-beliebigen Deutschsprechenden nicht verstehen?"

„Nicht einmal den Herrn Ministerialrat."

„Warum?"

„Weil da eine andere Ausdrucksweise ist, wie diejenige des Lehrers."

„Herr Spinner, die Kinder sollen das Deutsche verstehen lernen und nicht nur den deutschen Lehrer!"

Der dritte Verweis. Spinner ladet ihn auf sein schuldloses Haupt, wiewohl ihm nicht recht klar ist, wie er seine Stimme zu so vielen Sprech- und Sprachweisen modulieren soll, daß der Wortschatz, der im Lehrplan eingerahmt ist, für jedes x-beliebige Deutsch breitgetreten werde.

Der Schulinspektor sagt hart und verbissen:

„Auf diesem Wege wird's auch nicht gehen. Sobald die Kinder die Schule verlassen haben, sprechen und hören sie kein deutsches Wort mehr. Nach Deutschland führt keine Verbindung. Die einzige Verkehrsader führt nach Belgien. Ein paar deutschgemarterte Schuljahre, und man schüttelt den Zwang ab. Französisch können sie zum Hausgebrauch. Die Schule fördert's so weit, daß sie es schreiben können; und nun winken ihnen die Stellungen in Belgien. Meine Ansicht ist: Die Abgeschlossenheit der Wallonie vom deutschen Herzen ist der Damm gegen alle Germanisationsbestrebungen. Die Arbeit der Schule, die bisher

getan worden ist, blieb negativ und nur mit dem einen Erfolge, daß die paar deutschen Schulkinder eine mangelhafte Schulbildung genossen, unter anderem, weil die eingelegten französischen Stunden den Lehrplan um bedeutende Bildungszweige kürzen. Das muß nach Recht und Gewissen gesagt sein."

Der Regierungspräsident richtet die wohlwollenden Augen auf den Sprecher, nickt und sagt:

„Demnach müßte eine Änderung getroffen werden."

Der kleine Rat steht unbeweglich und breit vor der Klasse und sagt:

„Nun wollen wir das ‚Fünkchen' auswendig erzählen," reißt Gilles Förster am Ärmel steil empor, „da du ein Deutscher bist, wirst du deine Sache wohl vortrefflich machen."

Auf Gilles erblaßtem Gesicht zerren alle Schrecknisse. Er lächelt in Furcht und Zähneklappern. Er wurstelt die Finger ineinander und beginnt:

„Das Fünkche. Eine Mädcher habte mit eine Fünkche gespielen, obgleich seine Mutter sie verbaten. Da waren das Fünkche fortgefliegen in der Stroh in der Verstecken. Der Stroh ist eine Feuer geworden. Da laufen die Mädcher fort und tuten viel schreien und tuten niemand sagen, daß sei eine große Feuer."

Der kleine Rat drückt ihn in die Bank nieder und klappt das Buch zu. In seinem hageren Gesichte springen die Falten. Geht, und die Herren folgen. Blättert in seinem Notizbuche und fragt:

„Ein Lehrer Frisquet? Ein wallonischer?"

„Geborener Wallone, ein alter Mann."

„Gut, gehen wir zu ihm."

Lehrer Frisquet steht steil und weißhäuptig und im Schüttelfrost. Er hat einen Zettel mit Fragen und Antworten im Buche und fragt, was er gedrillt

hat, und die Antworten platzen korrekt wie Raketen in einem Feuerkörper.

Neben den großen, steilen, geschüttelten Mann tritt der kleine, verknorpelte, freundliche Rat aus Berlin, mischt ein paar Fragen ein, lenkt lieb und freundlich vom Drill ab! Und dann steht der steile, große, geschüttelte Mann allein und auf Abwegen und so hilflos zum Weinen. Der kleine Rat hat ihm sein System zerbröckelt Es werden Fragen und keine Antwort, krause Fragen, die unsicher klingen. Doppelfragen, die unpädagogisch sind. Schlechtgefaßte Fragen, die das eckige Wallonendeutsch durchblicken lassen. Einsame Antworten stolpern aus glotzenden Gesichtern. Da weiß der weißhäuptige Mann in der Eile nicht, ob er im Akkusativ oder Nominativ nachbessern muß. Und er bessert überhaupt nicht mehr. Er schlottert und steht steil und denkt: „Nun mag's über mich kommen!"

Aber der kleine, freundliche Ministerialrat aus Berlin klopft ihm auf die Schulter und fragt zart: „Herr Lehrer, wie alt sind Sie?"

„Sechsundfünfzig, Herr Rat."

„Nun, Sie sehnen sich nach Ruhe, nicht wahr?" Drückt im die Hand und geht. Sechs Herren schreiten hinaus. Die Türe klappt zu. Ein feiner Duft schwimmt in dem Schulgeruch. Sechzig Schüler schlürfen ihn ein. Und es ist doch, als sei mit einem Male das Schulzimmer leer geworden und nicht sechzig atmeten darin. Und nicht einer, der vor den sechzig steht und weint!

Draußen fragt der kleine Rat, ob da noch mehr wallonische Lehrer seien? Es sind keine mehr. Sie gehen zur Stadt hinunter zu den Mädchenschulen. Nehmen alle per Durchgang mit. Hier und da eine hingeworfene Frage. Schreckschüsse. Zitternde Hände

schließen hinter ihnen die Türe. Bei Fräulein Kalbe möchten sie biblischen Unterricht hören! Ach Gott! französisch! Die Kalbentochter verspricht zwei Antoniusbrote. Sie fragt, wer der Schwiegervater (beau-père) Jesu gewesen sei? Joseph! Und entwickelt, daß dieser Jesus mutwillig (freiwillig) am Kreuze gestorben sei. Spricht auch viel Dunkeles von der Beleuchtung (l'éclairage) des St. Petrus, statt von seiner Verleugnung. Der Ministerialrat nimmt ein Sträußchen von ihrem Pulte, riecht daran, fragt, ob die lieben Kinderchen ihr die Blumen bringen, drückt ihr die Hand, und die Herren gehen. Sie ist sehr glücklich. Sie reicht ein Gesuch um Unterstützung ein. Für die Herbstferien zur Erholung. Man weist ihr dreißig Mark zu. Sie ist sehr glücklich. Ihre Ansprüche sind nicht hoch.

Das gelbe Korbwägelchen rollt vom Landratsamte wieder fort. Die Lehrer gehen noch im Sonntagstaat. Sie bilden im „Zuckerhut" eine fröhliche Tafelrunde. Einer fehlt. Auf dessen Wohl leeren sie ein Bierglas. Sie werden ihm bei seinem Abgang ein Photographiealbum kaufen. Hoch soll er leben! Der Bürgermeister trinkt im Café Müller einen Likör. Nach einer gesegneten Mahlzeit beim Landrat! Beim Braten gab's Sekt. Nun trinkt er einen Likör darauf. Die Herren versprachen — — recht oft — — wiederzukommen! Das beunruhigt ihn. Er muß einmal väterliche Umschau in seiner wallonischen Residenz halten, ganz väterliche. Der Bürgermeister hat da nicht viel Geltung. Die Gerber erdrücken ihn. Die Gerber sind Regenten des Wallonenvolkes. Die sind Brotgeber. Es gab damals nur Regenten und Vasallen. Keinen Mittelstand. Kein bürgerliches Selbstbewußtsein. Der Bürgermeister ist der erste Bürger. Kein Aristokrat. Kein Gerber. Was will

der Mann der Gemeinde, der Bourgeoisie? Wenn er väterliche Umschau halten will, mag er's. Er darf Vater sein. Er ist der Gemeindevater von Gilles Förster. Der Berliner Herr Rat sagte, man müsse den im Auge behalten, der sei ein sogenannter typischer Fall. Er steht im Notizbuch des Ministerialrats, er steht in den Akten. Der Kultusminister wird seinen Namen lesen. Man wird vielleicht im Reichstag von ihm sprechen. Man wird sein Bild in illustrierten Blättern sehen: Ein wallonischer Deutscher! Man wird Schädelmessungen an ihm vornehmen und sein Gehirn wiegen.

Der Bürgermeister trinkt noch einen Likör. Die entsetzlichsten Gedanken blähen sein Hirn. Er weiß nicht mehr, ob es zwölfhundert Gramm wiegt. Sein Kopf wächst zu einem Riesenkaktus. Es ist nicht gut, daß ein Bürgermeister nur einmal im Jahre Sekt trinkt. Und er hält väterliche Umschau. Er läßt Cicile Poupoudje rufen. Cicile Poupoudje kommt.

„Was ist'm, Herr Burgümeice?"

„Weißt du, daß dein Pflegesohn deutsch ist?"

„Deutsch, nenni!"

„Das ist sehr traurig. Du mußt ihn deutsch sprechen lassen."

In der Alten Gesicht zerläuft das Gerunzel.

„Ich laß'n schwätzen. Wenn ich'n nicht verstehe, dann weiß ich, daß es deutsch ist. Dann laß ich'n schwätzen."

„Ja, Cicile, du müßtest ihn auch verstehen."

„Nenni, nenni! das schmutzig Deutsch!"

„Ja, Cicile, dann müßte ich ihn dir nehmen."

Da setzt sich die Alte. Ihr wird schwach. Der Unterkiefer hängt schlaff. Die Haut um das behaarte Kinn zerrt und zittert. Der Stuhl schwankt mit ihr.

Der Fußboden wird ein Schiffsdeck, schluckt und schwappt. Die Fenster hüpfen um sie. Fratzen lachen herein. Die Wände schieben nahe an sie heran. Nur der Bürgermeister steht fest und väterlich und schleift Messer und so, als würde er sagen:

„Gute Cicile, ich muß dir den Hals abschneiden!"

Sie preßt die zitternden Knie mit den Händen und sagt:

„Burgümeice! Ich hab' fast keine Zähn' mehr. Ich hab' 15,60 Franken für ein Gebiß zusammengespart. Ich gebe Ihnen die 15,60 Franken in die Gemeindekasse, wenn Sie mir den Gamin lassen."

„Gute Cicile, das ist keine Finanzsache. Das ist eine Germanisationsangelegenheit und kann zu einer Staatssache werden."

„Was müßt' ich nu', Herr Burgümeice?"

„Der Junge müßte in deutsche Verhältnisse, deutsch sprechen und so weiter."

„Ich werd's einrichten, Burgümeice."

„Ja, da müßte ich mich drauf verlassen können."

„Aye, aye."

Es ist nicht gut, wenn ein Bürgermeister nur einmal im Jahre Sekt trinkt. Aber es ist gut, wenn ein Mensch einmal im Jahre etwas tut, was er nicht nach irgendeinem Paragraphen verantworten kann.

Im Wallonenlande hängt der Sommer im Grünen, bis ihm der Winter den Schnee ins Laubwerk bläst. Saftgrüne Blätter und Schneezweiglein! Umbräunte, lichtdurchsogene Sommerwolken und Schneewehen vom Venn herüber. Sonnenwirbel im leidenschaftlichen Aufglühen der Abschiedstunde. Ein flammender Protest in dem blaugrünlichen Silber des Schneestäubens. Da stehen die Häuser im rinnenden Glast des Nebels und haben ein unlustiges, liebloses

Aussehen. Da funkeln die Sterne in dem blinkrigen Nebelbrei mild und düster. Und Menschen wie die Sterne. Ungraziös in den Straßen. Verwaschene Umrisse. Vennherbst.

Der hat das bitterböse Wintergesicht. Man kann da nicht irren. Es geht eine geregelte Uhr in Wallonenlanden. Die Leute leben in den Merkmalen der Jahreszeiten. Das sind die vielen derb-sinnigen Bräuche. Wenn die Kartoffeln reifen — und es reifen nur eben genug für den Hausgebrauch — schwelen in den Gärten die Feuer auf. Und in den chronischen Lohegeruch der schwalgende, schwerqualmende Dunst gerösteter Kartoffeln. Und schwarzklumpiger Rauch und Feuerschlünde prallen in die Septembertage. Um diese Zeit will der Wallone seine „Küßnees" haben. Die von Outrelepont haben sie auf dem Berge. Ein steiles Gäßchen steigt da hinauf. Eine kahle, einsame Höhe Drunten die Häuser in schimmerndem blauem Dunst. Der Waldgürtel um sie herum in dämmerigen Schatten. Den Höhenrücken in sanfter Wölbung hinauf die Quadrate der Gärten. Angewelkte Blumenbeete in matter Farbeninbrunst. Freundliche Reife in den spärlichen Baumwipfeln. Und in der grünen, schummerigen Tiefe weißleuchtende Gartentempelchen. Ein graziöses Farbendrama auf Weiß und Grün und gelber Welkheit! Das ist das Märchen.

Der aufschwelende Rauch aus dem Frisquet-Garten loht in die Märchensymphonie eine grenzenlose Nüchternheit. Harkige, wenig mitteilsame Menschen um das Feuer, um die Dämpfe, um das Quallen und Prasseln. Vater Frisquet wirft die Reiser auf. Es sind die Gebünde von den Lohgarben. Wenn die Männer aus dem Abendschatten von den Gerbereikomplexen heraustreten, sieht man auf gekrümmten

Rücken die Bündel. Frisquets Sohn schleppt sie heim, wenn die Abendschatten sich verdichten. Die Frisquets, sagen die Leute aus Outrelepont, hören das Gras wachsen.

Frisquets Sohn liegt auf der Erde. Das rotfauchende Feuer sprüht ihm ins Gesicht. Mit der Ofenzange stochert er die Kartoffeln heraus, drückt sie in den Händen entzwei. Auf platzt die Kruste, die schmalzende Mehligkeit quillt heraus. Das Wasser der Gier rinnt ihm im Munde zusammen. Neben ihm die gehäufte, dampfende Schüssel. Zwei lichtweiße, knöcherige Hände langen danach. Ein farbloses Mädchengesicht und leere, wassergrüne Augen. Anämisch und still und verträumt. Aber der Stolz der Frisquets. Die Einzige! Frisquet Sohn zählt:

„Doze!*) Wenn ich zwölf im Bauch habe, platzt er. Für jeden zwölf, Liette, tins!"

Das Mädchen stülpt die blasse Oberlippe zurück. Gelb schimmern seine Zähne durch. Und sanft und leise:

„Wenn's gefällig ist, Mazette! Du ißt deine zwanzig. Er ist ein Deutscher. Er wird auch an die zwanzig 'runterkriegen. Und Sie, Vater, essen auch zwanzig. Das ist so die Sitte."

Frisquet Sohn stochert die stachelig aufstehenden verglühten Reiser zusammen, und sagt:

„Du bist bleichsüchtig. Dein Magen verträgt's nicht."

„Sicola, Kluger. Der Schnaps verdaut's mir. Wer zwanzig ißt, darf den Schnaps nicht sparen. Ich habe immer das Reißen in den Leib gekriegt, aber meine zwanzig esse ich. Warum wär's denn eine Kütznee?"

---

*) spr. doß = 12.

„Stell Pfeffer und Salz zurecht," sagt Frisquet, „der Herr kommt."

Frisquet Sohn trampst mit den langen Beinen das Reiserzeug zusammen.

„Hören Sie, Vater, man sagt, er sei ein Jude."

Frisquet scharrt mit den Füßen die Knollen zu Haufen, spricht und scharrt und bückt sich und ächzt seine Worte in der Mitte entzwei:

„Am Sonntag sagt ich ihm, er könnt den Monsieur Julien in der Messe treffen. Da lachte er und sagt, er ginge nur zur Frankfurter und Leipziger Messe und nur zu Ostern. Also wird er ein Jud' sein." Speit noch ein großes Ächzen aus und richtet sich auf. In der niederen Gartentür ein kleiner, herausgeputzter Herr. Auf dem Wappelbauche eine schwere goldene Uhrkette. Die aufgeblähten Backen dünn behaart. Die joviale Freundlichkeit eines Geschäftsreisenden.

„Na, siehste die Kiste! Kreuzdotter! Ist das ein scheenes ländliches Pläsier. Dös Freileinche ist aach da? Ah! kuschelmuschel Badullje, wie ihr Wallonen sagt. Was lachen Se denn, Freileinche? Nu, Herr Frisquet, können wir widder 'n Geschäftchen machen?"

Er walzt mit Nicken und Necken ins Gartenhäuschen, schmiert sich Butter auf die dampfenden Knollen, sprenkelt Pfeffer und Salz hinein. Aber den Fusel schüttet er unter den Tisch. Frisquet hängt über dem Tische und kaut. Es fällt ihm nicht ein, jetzt, wo er ißt, von Geschäften zu reden. Und im Stummsein kauen und trinken sie. Der Fremde belfert seine Fragen hinein, drängt auf Antwort.

„Hawwe Sie bei dem Pavonnet auf den Busch geklopft? Wieviel Gruben stellt er diesmal lohgar?"

„Der Mossieu Pavonnet weiß das nicht."

„Aber Sie wisse es. Nu, Schwerenöter?"

„Wenn Sie warten wollen, zeige ich Ihnen den Plan von der Gerberei und kann Ihnen die Gruben bezeichnen."

„Wie lange soll ich erscht wart'n?"

„Bis ich meine zwanzig runter hab. Es ist no mal so bei der Küßnee."

Der Fremde legt sich in den Gartensessel zurück, schäkert mit der Frisquet-Tochter, streut Pfeffer aus dem Napf auf die farblose, veräderte Mädchenhand. Dann scheinbar so nebenbei:

„Sie hawwe ja aach wohl widder ein paar Häute dabei, Herr Frisquet?"

„Zwei Gruben. Dies Jahr noch zwei."

„Diesmal zwei? Dotter noch mal! Dös Geschäft blüht. Vor zwei Jahren war'sch eine."

Frisquet drückt in die fünfzehnte Knolle eine Messerspitze Butter ein. „Man muß vorwärts kommen, sonst geht man zurück."

„Jawohl, Stillstand ist Tiefstand. Man immer voran! Aber ihr wallonischen Gerwer werdet immer zwei Meilen hinner dem Fortschritt herlaufen. Das moderne Leder beherrscht jetzt den Markt. Habt ihr Menschenskinner ja keine blasse Wolke davon. Ihr laßt eure Ledder zwei Jahre in de Gruben liegen und lohgar werd'n. Dazu gehört Kapital, enormes Kapitalche, das man in de Erd vergräbt. Doher kommt's, daß hierorts die Gerwer Finanzpotentaten sei' müssen. Ein Mittelmäßiger kann da nicht auf'n Damm 'naufkommen."

„Ein Mittelmäßiger, ja," sagt Frisquet, hält im Kauen inne, wartet. Der Fremde streut wieder den Pfeffer, schäkert. Frisquet tippt ihn an den Arm.

„Mit dem modernen Leder könnt schon ein Mittelmäßiger vorankommen, hein?"

„Nateerlich! Nur e Happen Anfangskapital.“

„Wissen Sie etwas darüber?“

„Uwwer die Schnellgerberei? Nu, nateerlich. Sehen Sie mal, die eigentliche Lohgerberei-Industriezentren sind Trier, Siegen, Malmedy. Speziell für die scheenen Malmedyer Ledder laasen wir uns die Beine krumm auf so unwirtlichen Wegen in die Eifel nei'. Es ist gutes, dauerhaftes, exquisites Ledder. Es hält teuere Preise, und wir zahl'n sie gerre. Awwer nicht mehr lange. Für das Auge — wissn Sie — für das Auge liefert die Schnellgerwerei dieselbe Qualität billiger. Dös billige Fabrikat zieht die Masse der Verbraucher aa. So wird ümwer kurz oder lang die Schnellgerberei preisdrückend wirken, und ihr Malmedyer mit eurer Gediegenheit laaft mit Verlust'n zwei Meilen hinner dem Fortschritt her.“

Frisquet reckt den langen Hals.

„Das moderne Leder,“ würgt er, „das moderne Leder hat keine Lohgerbung.“

„Gott bewahre! Exotische Gerbstoffe, scharfe Brühen; Quebracho heißt der gefährliche Konkurrent der Eichenlohe.“

Frisquet kringelt in sich zusammen:

„Quebracho! Ich hab dergleichen nie gehört.“

„Ja, Schwerenöter, ist zu glaub'n. Es müßte hierorts einer sei, der die Konkurrenz mit Quebracholedder hält. Der könnte zu uns kommen.“

Frisquet atmet schwer. Drängt die Unterlippe vor:

„Es ist hierorts einer!“

Näkelt über den Tisch und stiert den Fremden an. Der tut, als merke er nichts.

„Wenn er e Schlaukopf ist, macht er'sch.“

„Ist da kein Unterschied?“

„Im Ledder? Kei sichtbarer. Sehen Sie, die Farwe, dös ist das Kainszeichen! Das Quebracho-

ledder hat den strohigen, roten Schnitt. Auch dem unerfahrensten Käufer wird das in die Aagen fallen. Nu, do hat man doch Mittel. Dotter noch mal! Do mischt man den ausländischen Kastanienextrakt bei. E ganz fixe Täuschung. Und nicht nur dös, dieser Extrakt fällt ins Gewicht, verstehn Sie? Die Käufer sagen: Das Quebracholeder ist schwerer. Unter uns drücken wir das technisch aus: Mehr gefärbt als gegerbt. Sehen Sie, Mann, das ist modernes Ledder. Ich werd' Ihnen das nicht kaafen. Ich spekuliere einstweilen noch auf Alt-Malmedyer Leder. Und nun rücken Sie mit Ihrem Grubenplan heraus."

Neben ihm schlumpft das farblose Mädchen die dampfenden Knollen hinunter, der Schnaps kitzelt ihm die Lebenslust wach. Sie streut dem Fremden den Pfeffer mit spitzen Fingern auf die Glatze. Frisquet Sohn gibt ihr einen Stoß unterm Tisch. Der Fremde hascht die weiße, häutige Hand und dreht ihr die Knöchel. Sie jucht auf, haut ihm mit der Faust die Finger weg. In das Schäkern knurrt Frisquets Stimme:

„Da liegen vier Gruben am Flüßchen. Die sind gar. Mossieu sprach davon, die Leder zu der Ostermesse zu verschicken." Sein langer, dickknorpeliger Finger fährt die Linien nach. Der Fremde drückt seinen Bauch an den Tisch, blinzelt.

„Nu, was glauwwe Se, werd er mir verkaafe?"

„Er sagt, daß Sie ihn vorig' Jahr geschnitten haben."

„Und losgedonnert hat er auf den schäbigen Jüd, heh? Ich will Ihnen emol sagen, Frisquet, der Mann hält enorme Preise. Wissen Se mir annere vorteilhafte Käufe?"

„Tannerei Monfort."

„Wieviel Lohgares?"

„Müßt' ich fragen. Da wird nicht viel gegerbt. Der Herr ist mehr im Kasino als auf seiner Gerberei."

„Für 3000 würde ich do noch kaafen!"

„Ich werde mit ihm sprechen."

„Und bringen Se mir den Pavonnet zur Raison. Sie wissen, ich lasse mit mir redden."

„Das Abgeld für mich?"

„Wenn Se mir wie im Vorjahre mein Quantum decken ohne Preissteigerung, nu, dann 200 Mark."

„Im Vorjahre waren's 300."

„Scht! Für ganze hundert Mark scheene Ratschläge hawwe Sie bei mir eingesackt." Er beugt sich zu ihm herüber. Seine baumelnde Uhrkette tunkt in die Schüssel. „Wenn Sie schnellgerwen wollen, — Sie wissen, daß Sie bei mir Rat und anneres holen können. Und nachher trinken wir e Flasch Woi, kei gewöhnlicher Schoppenwei. Adjees."

Er schwappt durch den Garten, dröhnt einen Liederrefrain heraus, steht am Gartentürchen: „Bei dem Monfort nicht über 3000!"

„Nein!"

Und ein paar Schritte in das steil hinunterlaufende Gäßchen.

„Sagen Sie emol, warum schnauzt mich denn der Pavonnet jetzt uff Französisch aa? Kuschelmuschel badullje! Ich bin e deutscher Knabe von Bacharach am Rheine Nu, was hot er?"

„Wir haben hierorts Germanisation, Revolution — so was."

„A—ha! Polackenzustände! Nu, sagen Sie dem Pavonnet 'n scheenen Gruß, das deutsche Geld werd hier germanisieren! Ihr Wallonen seid schlimmere Jüden als der Geborene von Bacharach," summt:

„‚Gib du nur dein Geld, du guter
Deutscher Michel, bist mein Bruder'"

Per Groschn geht die leichteste Germanisationskultur. Das deutsche Geld, Herr Frisquet, wird euch von owwe bis unne gefügig machen Baut nur erscht euere Bahn fertig. Dann ist auch bald das Kuschelmuschel badullje verknart. — Das sagen Sie dem Pavonnet awwer erscht, wenn Sie das Ledder hawwen! Addio!"

Frisquet steht mit hängenden Armen, mit hängendem Kopfe. Ein pfiffiges Lachen in dem verwunderten, straffen Gesichte. Liette sagt vom Gartenhäuschen her:

„Finden Sie nicht, Vater, daß der ein Charlatan ist?"

„Er ist kein Charlatan. Er sagt was, und das kann man tun."

„Das von der Schnellgerberei?" fragt der Sohn am Feuer.

Da geht Frisquet und erwidert nichts, geht weit zwischen die Büsche. Den Plan der Gerberei hält er noch in der Hand, entfaltet ihn, fährt mit dem Finger die Linien nach. Zwei Gruben — fein! Vor zwei Jahren — eine! Nach zwei Jahren vier! Die vier Gruben am Flüßchen! Ein Schnitt in die große, blühende Pavonnetgerberei! Ein Biß in den fetten Brocken. Wird er ihn einschlucken? Vielleicht — vielleicht — hähä! Der harkige Frisquet! Er wird sie alle einschlucken. Solch ein Dummer hat einen gefährlichen Biß, einen Raubtierbiß. Hähä! Mit vier Gruben Stammkapital kann man schnellgerben. Mit zwei Gruben konnte man's auch schon. O aye!" Hähä! Mit zwei Gruben und dem Maklergeld. Konnte man's schon. O aye! Hähä! Und stier und mit krummem Arbeitsrücken in den Büschen. Leckt die Lippen. Der Braten schmeckt ihm schon. Ein pfiffiges Lächeln um die stieren Fischaugen. Die schlaue Dummheit loht

da heraus. Der Mund hängt ihm auf. Trieft schon vom Raubtierbiß. Der dumme Frisquet! Der harkige Frisquet! Sie werden ja sehen. O aye, hähä!

Aus dem Gartenhäuschen ein dünner Ruf:

„Vater, wollen Sie einmal nachsehen? Es rüttelt einer an der Gartentüre. Vielleicht ist's wieder der deutsche Charlatan."

„Es ist nicht der deutsche Charlatan," sagt der Sohn und geht um den Schlehbusch. Über das geschlossene Türchen turnt ein Schlanker.

„Ich sehe doch Feuer, also seid ihr da. Wo ist der Frisquet?" Läßt sich den Hut aufheben, der zwischen die Kartoffelstauden rollt.

„Merci, Fré — na wie denn?"

„Fré Hinri!"

„Ich Fré Godfreind! Tiens! Auf gute Brüderschaft! Wo ist der Frisquet?"

Der Sohn schurft mit schleppenden Beinen in die Büsche.

„Vater, kommen Sie, wenn's gefällig ist. Der Mossieu René wartet."

Ein Wuscheln in den Büschen. Zwei lange Menschen stolpern heraus. Vater und Sohn, Ebenbilder bis in die Nasenspitze. Frisquet nimmt die Mütze in die Hand.

„Zu Ihren Diensten, Mossieu René."

Der nimmt ihm die Mütze aus den Fingern, stülpt sie ihm auf.

„Sans façon, Frisquet! — Der deutsche Jude war bei Ihnen."

„Ja, wie man's so nimmt. Er hat hier Küßnee gehalten, Mossieu."

„Patata! Man kennt das. Frisquet, Ihr seid doch der Ledermakler. Warum denn noch Verstecken

spielen? Ihr habt hier bei Kartoffeln und Schnaps Geschäfte abgewickelt."

„Der Herr will Leder kaufen wie alle Jahre. Was wär' zu verstecken?"

„Ja, wenn er nur nicht ein so schlauer Jude wä'r! Er paßt die Zeiten ab, wo er allein hier die Weide abgrast. Wie satt er davon wird, das sieht man an seinem Schmeerbauch."

„Es ist keiner gezwungen, zu verkaufen, Mossieu."

„Gezwungen oder nicht, man verkauft gern, wenn man sich dabei Unbequemlichkeiten erspart, Transport, Laufereien, Plackereien. Wenn ich ohne Sang und Klang verkaufen kann, tue ich's."

„Er braucht nicht viel."

„Wieviel?"

„Nur noch einen Rest von zweieinhalb-tausend."

„Verdammt wenig."

„Er braucht nicht mehr."

„Wo deckt er den Hauptbedarf?"

„In der Pavonnet-Tannerei."

„Dann allerdings — möchte ich nicht in die Quere kommen. Also nur zweieinhalb-tausend?"

„Knapp."

„Sapristi! Weniger nicht! Auf keinen Fall, hören Sie, Frisquet? Im Vorjahre deckte er bei mir sein Quantum für dreitausend."

„Er war nicht sehr an Sie 'ranzubringen."

„Schlagen Sie zu, was er auch bietet. Wenn's über zweieinhalb-tausend wird, sichere ich Ihnen die üblichen Prozente."

„Und das Maklergeld?"

„Zweihundert, natürlich."

„Im übrigen —."

„Was noch?"

„Was Sie zur Ostermesse verschicken können, soll

Ihnen keine Plackerei machen. Ich habe da die Vertretung der Pavonnetleder. Ich kann Ihre noch dazu nehmen."

„Geht das?"

„Man hängt's nicht an die Kirchenglocke."

„Zwei Herren dienen, ja, das bringen Sie fertig, Frisquet."

Er stößt die Hände in die Rocktaschen, schlendert durch den Gartenweg zurück. Frisquet hinter ihm. Plötzlich und unvermittelt sagt dieser:

„Mossieu gerben zu wenig."

„Meiner Treu, ja! Aber die Plackereien! Man müßte den lieben langen Tag in der Lohe stehn und stinken. Mir geht das nicht an."

„Dies Jahr haben Mossieu wenig Gruben lohgar."

„Weiß ich, weiß ich, Frisquet. Wird da ein Jahr verbummelt, dann spürt man's auf lange hinaus. Ich bin jetzt drei Jahre geradezu lahmgelegt."

Er steht am Gartenpförtchen und nestelt den Riegel zurück. Hinter ihm sagt Frisquet kurz und trocken:

„Mossieu müßte schnellgerben."

„Geradeso, als würden Sie mir sagen, die Warche müßte rückwärts laufen."

„Ich mein' nicht. Rückwärts läuft kein Fluß, aber schnellgerben kann man. In kurzer Zeit kann man's. Und das Kapital bleibt nicht zwei Jahre in der Erde."

„Quebracholeder! Man spricht jetzt viel davon. Eine wilde Konkurrenz wächst, aber wir Malmedyer Gerber bleiben bei unserer Eichenlohe und dem alten Wahrspruch unserer Vorfahren: ‚du tan (Lohe) et du temps!' Unter diesem Regime haben wir Zeiten gegehabt, wo ein jährlicher Absatz von über hundert Stück erzielt wurde."

„Dann kam ein Schwanken durch die Zoll-erhöhungen.“

„Wir haben es ausgehalten, wir Gerber von Malmedy.“

„Wenn jetzt das Quebracho ohne Zoll ins Land kommt oder mit einem geringen?“

„Wir halten es aus. Wir liefern der Militär-verwaltung. Die bleibt bei Eichenlohgerbung. Die Qualität des Quebracholeders bringt der erste beste Landregen an den Tag. Das Leder weicht auf. Wir halten die wilde Konkurrenz aus.“

Da hängt Frisquets Kopf über Monfort, der kleiner ist, als der Große. „Die Monfort-Tannerei nicht.“

Monfort tritt von ihm zurück an die Gartentüre. In sein leichtlebiges Gesicht kommt ein Erbleichen.

„Frisquet, Sie sind kein Schwätzer. Wenn Sie als alter Praktikus so etwas sagen, darf man es Ihnen nicht übel nehmen, dann steckt eine Wahrheit darin. Was wissen Sie?“

„Wenn ich an einer Tannerei vorbeigehe, mache ich mir meine Gedanken und bleibe auch mal stehen und rechne die Gruben aus. An Mossieus Tannerei komme ich alle Tage auf meinem Heimweg vorbei. Da konnte ich mir viele Gedanken machen, das ist so meine Art. Ich habe ausgerechnet, daß, wenn der Schlendrian so weiter geht, die Monfort-Tannerei kaputt geht.“

Monfort steckt die Daumen in die Westentasche. Seine weiße Mädchenstirne verrunzelt.

„O Sie Rabe! Sie Frisquet! Nun wollen Sie mich zum Schnellgerben bringen. Die Plackereien! Nein, lassen Sie mich in Frieden. Die Monfort-Tannerei wird's aushalten — trotz Ihrer Rabenweis-heit. A torate!“

Frisquet steht und stiert ihm nach. Mit sprunghaften Schritten eilt der das Gäßchen hinunter. Ein Leichtfuß und ein Hochmütiger, stolz auf die Vorfahren. Und Frisquet sagt:

„Die wird's nicht aushalten.“ — —

Als die Feuer der Küßnce in den Gärten auf der Höhe sol' Thier und auf Kalvaria und in den Provencetälern von Beverce verlöschen, geht die zifferlose Uhr im Wallonenlande weiter. Die Septembertage versinken in einem braunvioletten Strom von zurückgebliebenem Sommerlicht. Über die bleichen Felder wehen die Schleier des Altweibersommers. Es liegt ein Wille zur Heimkehr tot und stumpf und still über dem leisen Sterben der Natur. Heimkehr vom Felde! Die Herbststürme jagen. Die Menschen drängen in den gewärmten Stuben zusammen. Es ist keine Freude mehr unter den Laubdächern der Promenaden. Am ‚Zuckerhut‘ trägt man die Tische und Stühle ins Haus. Die weißen, schlanken Pavillönchen in den Gärten sind mit Schutzbrettern vernagelt. Es ist ein großes Wüstsein in den bleichen Feldern, in den verregneten Straßen. Es gibt graue Tage, die am Mittag schon dunkeln. Wenn dann am Nachmittage die Schulen ausgehen, blitzen in der Tiefe der Stuben schon die Lampenlichter auf. In den stillen, verregneten Straßen ein Schwarm und ein Schreien. Knabentrupps mit gellen Stimmen und melancholischen Sängen. Die Wallonenuhr schreitet leise ihre Zeit weiter. Brauch auf Brauch drängt. Bettelbanden zum Martinsfeuer vor den Haustüren, auf Plätzen, an den Komplexen der Gerbereien. Überall mit Deklamation und Singsang fordernd, mit Wallonenwitz und scharfem, zwickendem Wort. Durch die geschlossenen Türen wogt der Lärm. Da stehen die zum Wennwinter Stillgewordenen auf und suchen

im Holzverschlag nach Reisern und alten Besen, auf dem Dachboden nach zerfallenen Körben, auf dem Heustock nach Strohbündeln, reißen die Türe auf und werfen's in den Lärm, kehren zurück in die Wärme und sagen: „Tin! Schon bald St. Martin. Wir kommen in den November und wissen nicht wie!" Draußen ein Trupp auf den andern. Die da von der Oberstadt, um die Neubrücke herum bis zum Markt! Und die um den Römerplatz bis zur „Lanterne". Und die weiter hinaus nach Outrelepont und die einzelnen Feldhäuser im Pouhontale! Was die in die langen Stangen einhenkeln! Den Knaben knacken die Schultern von der Schwere. Um die Stangenträger der lärmende Schwarm. Belfern den monotonen Singsang an die geschlossenen Fenster, nicken in die warmen Stuben mit roten Nasen und Bleichgesichtern hinein und fordern das Kunterbunt.

„On stokon ramon po fé les veuie du S. Martin
D' jan don s'iff plait bin!
On banse sinn cou,
On chenat sinn anse
One péce, on d' jambe du strin,
On fadhai, on tonnai — — —"

Der Atem stoppt ihnen. O, maßlos sind ihre Wünsche, aber der Atem fehlt ihnen. Ihr wißt's ja, Ihr Guten, was den Martinsbuben fehlt. Seid nicht karg im Geben. Sie stehlen's, wo es fehlt. Und wer möchte sagen, daß sie Diebe sind? Sie wissen, wie eure alten Augen stillen Schein werfen, wenn von den Bergen die Feuer leuchten.

Und weiter und unermüdlich. Tripp, trapp in den Straßen: „Derideriderullalla, rullalla, rullalla!"

Fort in den Regendunst. Müde und melancholisch in den grauen Tagen des November. Weltarme Sänger. Lärm und keine Wärme.

„Derideriderullalla, rullalla, rullalla!"

Die stillen Gesichter hinter den angehauchten Scheiben nicken. „Da wären wir schon zu Sankt Martin!"

In vier Richtungen auf den Bergen häufen sich die Reiserstöße. Es gehen Gerüchte um, die denen um Neubrücke bis zum Markt das größte und schönste Feuer zusprechen. Da raffen sich die in Outrelepont und im Bouhontale auf, die Alten, und stehlen für die Jungen. Und es geht ein Gerücht, die jenseits der Brücke wollten am Martinsabend mit Kind und Kegel zu ‚ihrem' Feuer, und das sollte etwas werden, und solche Martinstänze habe man sein Leben nicht mitgemacht. Die vom Römerplatz bis zur Laterne lassen sich nicht beirren. Die sagen, es würde eine Unmenge Reisbrei für den Abend gekocht, und das sei schließlich die Hauptsache, dann wisse man erst, daß St. Martin sei. —

Noch leuchteten nicht die Martinsfeuer auf den Höhen auf, da züngelte in den verregneten Straßen, in den warmen Stuben, in den winterstill gewordenen Menschen eine lohende Flamme auf. Die Kinder kamen aus der Schule heim und sagten: „Jetzt wird's mit unserem Deutschsprechen besser, sagt der Lehrer, wir machen keine französischen Leçons mehr."

Und sie freuten sich, daß sie keine französischen Leçons mehr machten. Man sagte ihnen aber daheim, das könne nicht gut sein, sie hätten sich verhört. Solange der Monsieur Julien dagegen sei, könne so etwas nicht vorkommen. Es kamen aber auch Nachbarn, die erzählten, ihr Mann habe das und das im Wirtshause gehört. Da beschloß man zu warten, was am Samstag die ‚Semaine' oder ‚Organe' bringe.

So wurde am Samstag eine lohende Flamme in den bleichen Straßen und in den warmen Stuben

und in den qualmenden Wirtshäusern. Die deutsche Tat war eingetroffen. Sie war da, aber den aufwirbelnden Staub um sie hatte man nicht niederzuhalten vermocht. Man suchte den ‚Civis'-Artikel unter gelbgewordenen Zeitungsblättern heraus und las ihn wieder. Und jetzt verstand man ihn, und jetzt berauschte er, und jetzt machte er heiß. Die Tat war da, die deutsche Tat! Wallonische Herzen weinen. Man drückt sich die Hand und spricht voll Rührung und Schwung. Man sagt: Unsere Muttersprache!

Aber man erinnert sich nicht, daß eine ihrer Mütter in dieser Sprache sie geherzt.

Man sagt: Nun ist uns das Heiligste genommen!

Aber man erinnert sich nicht, daß irgendein anderes so heilig und süß und kostbar ihnen dünkt als das, was man ihnen nicht nimmt, das Wallonische!

Die Novemberluft ist erfüllt von einer dumpfen Schwere. In den Heiligenecken zwischen den Bergen geht ein Spuk um, der treibt sein Unwesen in schlaflosen Nächten. Der hat eine unheimliche Gewalt. Im Morgendüster weckt er die Menschen und sagt ihnen ein großes Leid für den ganzen Tag. Und wallonische Herzen haben eine große Bekümmernis. Und in die Allerseelentränen fließen die Tränen um das Heiligste. Und in die Rührung um den Toten die bittere Sorge um die Lebenden. Und ein aufstachelnder, heimlicher, weinender Groll allerwegen!

Die am Allerseelenfeste in Uniformen an den Gräbern paradieren, sagen: Eine deutsche Tat!

Die Wallonen sagen: Eine ruchlose Tat!

Die Aristokratie entvölkert die Schulen, gibt ihren Kindern die private Ausbildung und macht Französisch Trumpf. Wenn da Einigkeit wäre, könnten sie die verdeutschten Schulen schließen. So sagen die Regenten.

Die Vasallen sagen: ‚Wir können es nicht wie unsere Reichen.‘ Es gibt Geschäftsleute, die auf beiden Schultern tragen. Die ein nasses und ein trockenes Auge haben, die „Bodjou“ und „Guten Tag“ sagen — und die darauf warten, daß Rochefleur, der Bilderstürmer, die versprenkelten Deutschen auf ein einziges, ein deutsches Geschäft zusammenschweißt. Und Rochefleur, der Bilderstürmer, findet unter den Versprenkelten ein deutsches Haus, das ihn zum — Vorübergehen zwingt: das Richterhaus! Dort bedeutet man ihm, daß er nicht wie ein brüllender Löwe umherziehen möge, nicht Gegensätze verschärfen soll. Und es sei ein verkehrtes Unterfangen, die deutschen Äderchen in dem Körper Wallonias zu öffnen.

Der Richter mimt des weitern einen feierlichen Ernst.

„Herr Empfänger, wenn Sie uns Deutsche in ein Ghetto einzwängen wollen, machen Sie den deutschen Einfluß illusorisch. Es wäre, als wollten Sie von einem Acker die Dungmittel fernhalten. Die Dünger sind die Minorität in dem Acker, aber dadurch, daß man sie auf den Acker versprenkelt, tragen sie schließlich zu einer reichen Ernte bei. So kann einer Minorität intensiver Einfluß groß werden. — Apropos, ich spreche nicht für mich. Ich habe meine Versetzung für Januar.“

Der Richter war ein Gutsbesitzerssohn und ein Junggeselle. Nach zwei Jahren Amtstätigkeit in der Wallonie ging er und heiratete und erzählte schnurrig, wie es da drunten sei bei den Wallonen.

Da war noch das Landratshaus mit der Gartenseite nach der Chatelet-Allee. Der Landrat fältelte eine feierliche Amtsmiene. „Herr Empfänger, rückwärts konzentrieren dürfen wir Häuflein Deutsche uns nicht. Wenn wir dem wallonischen Handel das

deutsche Geld entziehen, berauben wir uns des letzten, vielleicht des stärksten Einflusses. Wenn die wallonischen Geschäfte und Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner die deutsche Kundschaft haben, ist der Konnex mit uns angebahnt. Weß' Brot ich esse, deß' Lied ich singe. Der Einfluß der Gerber rührt hauptsächlich daher, daß sie zugleich die Brotgeber der ganzen Bevölkerung sind. Das deutsche Kapital, mein lieber Empfänger, muß germanisieren. Im übrigen spreche ich nicht für mich. Ich habe es hier redlich zwei Jahre ausgehalten. Meine Frau drängt auf meine Versetzung."

Da war noch eine stille isolierte Oberlehrerfamilie in einem Puppenhäuschen am Markte.

Der Doctor phil. Posch sagte:

„Herr Empfänger, Germanisation muß durch die inneren Kanäle fließen. Nur keine äußere Force! Der deutsche Geist muß germanisieren. Man muß uns Deutsche als die Elite des Fortschritts, der Wissenschaft, des gesamten geistigen Lebens kennen lernen. Statt dessen —," da hält er inne. Seine kleine, kluge Frau schmettert am Flügel „Die Grenadiere" von Schumann. Der Dr. phil. knüpft daran an, als habe er damit aufgehört.

„Sehen Sie, Herr Empfänger, wir haben jetzt Heinrich Heine durchgearbeitet; zuerst: Junge Leiden 1817 bis 1821. Nun singt meine Frau die Vertonung durch Schumann. Für die nächste Woche ist vorgesehen ‚Lyrisches Intermezzo' 1822—23. Daraus wird sie singen: ‚Auf Flügeln des Gesanges' und ‚Reiselied' in der Vertonung von Mendelssohn. In diesem Sinne wandeln wir in den Spuren großer Geister, deutscher Geister!"

„Als Privatvergnügen nutzt das der Germanisation wenig."

„Bitte, hören Sie weiter. Wenn meine Frau singt, steht der Markt voller Leute. Die Wallonen sind Musikmenschen. Sie sagen: Die Madame singt deutsch, das ist schön! — Es gibt einige darunter, die sich wundern, daß eine deutsche Frau so Schönes kann. Unsere wallonische Stundenfrau erzählt ihnen, wieviel mehr Schönes noch in unserem Hause zu hören sei. Herr Empfänger, wie geht der Leumund über meine Käthe?"

„Eine kluge kleine Frau, — stimmt."

„In einer kleinen Stadt ist der Leumund die öffentliche Presse. Sie werden zugeben, daß es schon ein gewisses Verdienst ist, als Deutsche hier einen guten Leumund zu haben."

„Sie wollen sagen, die meisten Deutschen haben ihn hier nicht, die kleinen Beamten, die hier keine bleibende Stätte haben und hier ihr erstes Kind großziehen und den Teufel was drum geben, ob sie dem Deutschtum Ehre machen; stimmt."

„Dem Deutschtum Ehre machen! Da haben wir's. Das kann auch der Minderbegüterte durch den deutschen Geist und die deutsche Intelligenz. Unter den obwaltenden Umständen wird diese aber nicht zur Geltung kommen können, solange die höheren Beamten, also die gebildeten Deutschen, eine Amtstätigkeit im wallonischen Gebiet nur als vorübergehend betrachten, und da sobald als möglich den Staub abschütteln. Meine Ansicht ist: *Das größte Hemmnis für die Germanisation wird es immer sein, daß gerade die höheren Beamten zu wenig seßhaft bleiben. Das Deutschtum kann da nicht zu festem Stamm Wurzel schlagen.* Der deutsche Boden verliert hier seine beste Produktionskraft durch die beständige Entwurzelung."

Da steht Rochefleur, der Bilderstürmer, auf und trinkt sein Glas nicht aus.

„Glauben Sie, daß Ihre kluge Frau Zutritt zu den Reichenzirkeln haben wird?“

„Wohl kaum.“

„Sie haben doch Antrittsbesuche gemacht.“

„Man hat sie erwidert. Dabei bleibt's.“

„Ohne den Heine, Schumann und Mendelssohn könnte Ihre kluge Frau hier in der Einsamkeit hocken. Daher die Beamtenflucht. Habe also doch recht, die Versprenkelten zum Appell wachzublasen.“

„Nach dieser Richtung hin — ja! Erst wenn hier ein tüchtiger, intelligenter deutscher Beamtenstamm seßhaft wird, gewinnen wir Oberwasser. Zwischen Brotgebern und Brotnehmern ist da eine Lücke in der Bevölkerung, die der unabhängige, gebildete Deutsche ausfüllen muß.“

Da geht der Blagueur und beharrt:

„Inzwischen wird es nötig sein, das deutsche Selbstbewußtsein wachzurütteln.“

Und der Bilderstürmer sucht weiter die Häuser der Deutschen. Heil Blumenstein! Die Uniformierten grüßen ihn. Und es waren nur solche. —

Der Novembermond stieg in abnehmendes Licht. Die Allerseelentränen waren getrocknet. Die dumpfe Schwere wich aus den Herzen. Das Leid floß auf die Wallonenzunge. Da wurde es die Erlösung. Wenn dem Wallonen das Herz auf die Zunge springt, wird es seine innere Befreiung.

In die leisen, drohenden Schritte des wallonischen Spuks wallt der Feuerschein von den Bergen. Rundum um den dunklen Höhenwall am Himmel die großen, glühenden, blutigroten Cyklopenaugen. Auf den Plätzen der Stadt drängen die Leute zusammen, bäumen die Köpfe zurück. Die südlichen Höhen von Floriheid

stehen in Glut und Funkengestöber. Dort brennen die Oberstädter das Feuer. Und die Oberstädter Alten recken die Hälse. Über die Häuserdächer rinnt der Schein. Sie glühen bis in die Spitzen und Kanten und Wetterhähne. Über den Häusern am Markte brennt die stäubende Glut lichterloh. Der Kalvarienberg bauscht ihnen mit Laubgrün auf die Dächer. Die Felszacken stehen in Feuer und Lichtwolken und knatternden Flammen. Dort brennt das Reiserzeug der Unterstädter. Und die Unterstädter steigen auf den Brunnenobelisken am Markte und sagen: „Uns' Jungens von drunten!"

Man muß auf der steinernen Brücke von Outrelepont stehen, um einen Brand zu sehen — die Wallonen sagen: wie der letzte, der an der Kapuzinergasse eine halbe Straßenreihe wegfraß.

Aus den Winkeln und Gäßchen klatschen die Tritte und Trittchen, der Mann und der Sohn. Reiserbesen in Teer getunkt und über der Schulter, Die Mädchen schleichen nach. Die häkeln sich in die Arme der Männer ein. Die hasten mit ihnen die steilen Waldwege aufwärts. Streifen durchs Gestrüpp und das welke Laub rieselt auf sie. Der Waldboden ist klitschig und stinkt nach Fäulnis . . Mitten im Gestorbensein der duftlosen Waldhöhen ein Kirchlein im Welkgrünen. Das ist der St. Anton „mit dem Schwein". Ein stiller, wundertätiger Heiliger, der die Menschen in Einfalt von ihrem Vieh reden hört und innigere Gebete aufnimmt, als der Heilige von Xhoffraix, der doch gegen Zahnweh angerufen wird.

Der Sankt Antôn mit dem Schwein hört am Martinsabend keine Gebete um sich. Die stille Waldhöhe gellt von dem heidnischen Lärm. Das tobt mit Singsang und Tanz und Gejohle in die dunkle Beschaulichkeit der Ermitage.

Ein Mann hatte im Gottstillen und in Einsamkeit gelebt. Fromme Geister hingen in der traumgöttlichen Waldlichtung. Die Vögel sangen da leiser. Die Bäume rauschten da Orgelchoräle. Die Butterbrot-Verpackung der Wallfahrer lag da haufenweise.

Jetzt von alledem nichts und von alledem nur die Butterbrot-Verpackung. Die Waldklause steht eingetunkt in Purpurröte und mondhellen Glast und Heidenspektakel. Hochspritzende Gluten. Brennende Gerüste. Glutstarrende Balken in Qualm und Funkenstaub. Um den gewaltigen, lodernden, knatternden, flammenschießenden Glutherd winden sich die Menschenreihen, die großen und kleinen. Die Mädchen und Weiber. Tunken die teerrauchenden Reiserbesen in das Feuer, schwingen die wehende Fackel wild über den Köpfen, ziehen die wirbelnden Flammenkreise. Strahlenkränze und Kronen über heiß nickenden Köpfen, über glühenden Gesichtern. Hei! tanzende Hexen! Derideriderullalla! Tunkt ein! Schenkt ein! Springt den tollsten der tollen Reigen. Hei! Hexenvolk! Heut' küßt die Lippen rot! Heut' preßt den schlanken Leib! Heidenvolk! Hexenvolk! Tunkt ein! Schenkt ein! Morgen hat die Heidenlust ein Ende! Und morgen ist der liebe gähnende Alltag! Und morgen quietschen hier die Spatzen leiser und die Bäume klappern mit kahlen Ästen Totenvespern, und stille Wallfahrer versinken hier in Traumgöttlichkeit und im Gottstillen und in toter Einsamkeit.

Heidenvolk! Hexenvolk! Derideriderullalla, rullalla, rullalla — — — — — — — — — — — — —

Die Schreie gellen in die dämmerigen Straßen. Die Leute stehen und hören's weit aus dem Dunklen heraus, fern aus dem Himmel heraus, so weit ins Ungemessene wie ein Büchsenschuß im Venn, und so deutlich nahe, daß es greifbar über ihren Köpfen ist.

Was mag da in Dunkelheit und Feuer und Grauen vor sich gehen? Da auf den pompösen Felszacken über den Häusern?

Es kommen Leute herüber, die sagen:

„Unsere Reichen sind beim Feuer auf dem Kalvarienberg.“

„Oho!“ sagen die andern, „dann gewiß in dem schönen Monfort-Garten.“

Der schöne Monfort-Garten ist ein Paradies. Sein schlanker Zaun geht um den halben Kalvarienberg. In weißgrün leuchtenden Terrassen steigt er in das wilde Buschwerk auf die höchsten Gipfel, auf die vergessensten Zacken und bis an die stillen, strengen Leidensstationen. So weit der Feuerschein in den Garten springt, stehen die Damen und Herren in den Tempelchen und Pavillonen. Den jungen Wallonenmännern, die in dem Geröll heraufkeuchen, ruft man zu:

„Süperbe! Ein charmantes Panorama!“

Die werfen die Hüte; und feuern die Martinsbuben an: „Abeye! Abeye!“ (Hurtig.)

Sie stehen in den Sträuchen. Die recken mit braunen, dürren Armen über ihnen, und einige Striche Waldes sind halbnackt und verrupft und so voll blassen Sterbens. Und splitterbloß hängt die Wehmut auf den freien Zweiglein. Wenn da wieder starkes, keimendes Leben herausblüht! Jetzt geistert der Vennwinter in den klappernden Ruten. Und stehen und rispeln in dem Überquellen der blutigroten Wärme. Der Abendhimmel drängt sein murrisches, grauverschlafenes Gesicht hinein. Da schwimmt ihm eine schöne, berauschende Farbensinfonie entgegen. Eine wallende Lichtflut am Himmelssaum, brennendes Orangenrot Das Violette knittert hinein Graugrüne Bänder zwirbeln hindurch. Glitzernde Opale in losem

Gesprenkel. So lohen die vier Riesenfeuer in Funkenwolken auf, spiegeln ihre Gluten am unendlichen, träumerischen Nachthimmel. Ein unaufhörliches Gebären in Lichtwellen und Farbenrädern!

Im Monfort-Garten gleiten die Damen durch die Büsche. Galante Herren schleichen nach, schaffen in dem Gestrüpp freie Bahn. Gelächter und spitze Worte. Die Trinkfesten sitzen im Verandasaale des Schweizerhäuschens. René Monfort wirft flehende, unstäte Blicke zum Roche tournante hinauf. Da möchte er hinauf. Da zwischen die zwei Schatten hinter dem Säulchen. Wo der Felsen in die Nachtschatten hineinhängt. Spärlich bröckelt der Feuerschein hinein. Da möchte er sein. Laure Pavonnet spricht mit ihm. Die anderen sprechen mit ihm, viele andere, die schäkern wollen und seine flehenden, unstäten Augen nicht sehen.

Laure Pavonnet trägt die feinen, stolzen Linien im Gesicht. Um ihr Profil, das von edlem Schnitt wie eine griechische Gemme ist, flirren die helleren Lichter aus dem Feuerschein. Ihr Kopf biegt, dreht im Nacken. Sie teilt ihr Lächeln knapp und genau aus. Ihre Blicke glasen in einer stolzen Härte. Wenn sie Monforts Gesicht streifen, schwimmt eine verstohlene Weichheit hinein. Um sie die bewundernde Schar der Jüngsten aus Sacré coeur. Sie haschen die Milligramme ihres Lächelns auf. Sie sehen ihr das biegfrohe Wenden ab, die umständliche Grazie ihres überschlanken Körpers. Sie sind ganz Ohr, ganz Auge. Sie hoffen zu werden wie Mademoiselle Laure, diese kalte, jungfräuliche Königin.

Daß Mademoiselle ein verhärmtes Herz hat, wissen sie nicht. Das zeigt sie nicht. Sie ist unter den Glücklichen die Glücklichste. Nie laut. Nie himmelhoch. Immer im Gleichmaße einer ungezwungenen

Liebenswürdigkeit. Für alle Tage gleich. Und das gleiche Quantum für alle Tage. Wenn das erschöpft ist, erstarren die zuckenden, feinen Linien. Als die Blutjüngste aus Sacré coeur zum soundsovielten Male sagt, daß diese Beleuchtung „magnifique“ sei, da kommt Laure dies Erstarren. Sie könnte gähnen. Sie wendet sich jäh zu Monfort. Ihre halbgeschlossenen Augen schießen über ihn weg.

„Sie stellen keine Fackeln für den Abstieg?“

Er schnellt aus seinem Wirrsein, klappt die Hacken zusammen. „Ganz zu Diensten. Ich dachte aus Rücksicht für die Damen von rauchigen Pechfackeln abzusehen. Ich habe hier eine Anzahl Lampions. Das wird sich süperbe machen.“

Die Jüngeren zupfen ihn — da muß er Rede und Antwort stehen. Laure Pavonnet sagt:

„Hier ist's feucht. Gehen wir doch zur Terrasse.“

„Warum nicht zum Roche tournante?“ fragt Monfort. Die Hast springt ihm in die Stimme.

„Da müssen wir die Treppen hinauf.“

„Der Ausblick lohnt's.“

„Sehr wohl, gehen wir.“

Er ist neben ihr, bietet ihr den Arm. Ihr Blick streift ihn. Sie legt die Fingerspitzen darauf. Er spricht erregt und gequält. Die Stimme klingt ihr fremd. An einer ausgehöhlten Treppenstufe sagt er, sie möge acht geben. Er drückt ihren Arm, um sie zu stützen. Da strauchelt sie wirklich. Warum schloß sie die Augen? Das stolze Herz tut einen Schlag, einen leisen, schmerzhaften. Das herbe Herz wird voll von Weichheit und Milde. Ihre Blicke streifen über den Mann, der ihre blonde Seele warm küssen könnte. Der hastet neben ihr und stürzt seine wirren, nichtssagenden Reden heraus.

„Geben Sie acht, Laure,“ sagt er immer wieder, „man könnte ausrutschen.“

„Wissen Sie, wie Sie heute sprechen, René?“

„Bitte?“

„Wie ein Commis voyageur, der bei der ersten Redelücke fürchtet, hinausgeworfen zu werden.“

„Ich spreche, wie ich kann,“ sagt er gepreßt, Sie sollten nicht immer an mir korrigieren.“

„René, wie wenig zum Scherze Sie heute sind.“

„Ich muß gestehen — sehr wenig.“

„Als Gastgeber, René.“

„Sie nehmen mich stets als irgendwen. Heute als Gastgeber, morgen als Besucher, übermorgen vielleicht als Tänzer, niemals als das, was Ihnen besser stände — als Jugendfreund.“

Da tut das stolze Herz einen Schlag in schmerzender Wonne. Ihre Fingerspitzen greifen in seinen Ärmel. Sie sieht ihn an in starrer Trunkenheit. Das bemerkt er nicht. Sein Gesicht dreht zum Roche tournante hinauf. Da splittern überlaute, hohnvolle Worte herunter. Laure hat ihr Lächeln wieder, ihre Gleichheit für alle Tage. Das herbe Herz wird nicht mehr in schmerzende Wonnen tauchen. Er fühlt dies Lächeln und es stachelt ihn. Da kommt ein Bubenhaftes über ihn. Er scharrt herum und will zurück.

„Was sollen wir da?“ protzt's ihm heraus.

„Bleiben Sie,“ sagt sie, „Sie müssen sich von Mimi D'Ysard verabschieden. Morgen reist sie.“ —

„Sie reisen morgen?“ hatte Julien Pavonnet gefragt, bevor das Paar zu ihnen heraufstieg. „Ihr Vater schrieb Ihnen?“

Ihre Augen sind noch verweint vom Nachmittage her. So tritt sie hinter den Pfeiler, legt die Stirne an und läßt dann neue Tränen herabrollen. Dann

lacht sie erbost in ihr Weinen, ballt die Faust, schlägt wider den Pfeiler und wütet:

„Eh bien! Sie wissen. Er will wieder heiraten!“

Pavonnet fährt mit spitzen Fingern in die Brusttasche, nimmt eine Zigarette und sagt:

„Lassen Sie ihn heiraten. Jedem das Seine!“

Ihr Blick wütet hinter dem Pfeiler her zu ihm.

„Ja, jedem das Seine. Wo bleibt das — Meine?“

„Heiraten Sie auch. Sie sind doch etliche zwanzig.“

„Etliche nicht.“

„Parbleu, ja! Sie sind noch verteufelt jung.“

„So jung, daß man alte Leute nicht mehr versteht, Moncheu.“

„Alte Leute! Sehr gut. Ich will Ihnen sagen, alte Leute haben so eine feste Art zu lieben.“

„Ja, es ist etwas — eklig.“

„Ganz verrackert sind Sie. Wenn ich fünfzehn Jahre jünger wäre, würde ich Sie heiraten. Ja, Sie Deubelchen, wir haben's eine Zeit ganz nett zusammen gehabt, was?“ Er kommt zu ihr an den Pfeiler, klopft ihr auf die Hand. Sie weicht um den Pfeiler vor ihm zurück. In ihren Augen glimmt ein unbändiger Hohn.

„Sind Sie aber schön an meinem Narrenseil gelaufen, Moncheu!“

„Habe ich Sie beinahe in der Falle gehabt, kleine Mimi! Sie schlecken ja gern, Sie Mäuschen!“

„Das Moncheu nicht fangen konnte!“

Sein Gesicht biegt um den Pfeiler. Eine tyrannische Sieghaftigkeit fackelt daraus.

„Süße Mimi, ich — wollte nicht!“

Und fährt in zwei Rückwärtsschritten zum Geländer, lehnt sich dort an. Seine Finger stochern in

der Zündholzschachtel. Da kommt das Unerwartete. Mimi D'Ysard weint hinter dem Pfeiler untröstlich weiter, sagt:

„Wenn jetzt nicht diese dumme Heirat wäre, könnten Sie mich überhaupt nicht mehr ärgern."

Er scharrt das Zündholz an. Der Schein blitzt auf. Sein Gesicht liegt einen Augenblick in der Helle. Da sieht sie, wie in seinen Augen ein gefährliches Flimmern steht. Er pafft die Rauchwölkchen und sagt:

„Ça ça, liebe Mimi, da ist nun nichts zu machen. Sie müssen fort. Packen Sie alles gut ein. Damen vergessen immer etwas. Auch Poudre de riz. Das gewiß. Ja, liebe Mimi, Sie müssen nun einmal fort."

Da lächelt sie unter Tränen. Mag er sprechen. Er soll sorgen, daß dies Flimmern aus seinen Blicken kommt. Und sie kann ohne Zorn gehen. Sie ist nachsichtig gegen die Männer, die sie schmähen. Dann weiß sie, daß — sie — nicht die Besiegte ist. Sie trocknet die Tränen und lächelt noch. Ihr Gesicht zuckt, wirrt, fiebert. Da ist's in ihr wie ein Uhrwerk mit unruhig jagenden Rädern und springenden Federchen. Und die Unrast und das kunterbunte Getriebe drängt in die rollenden, schimmernden Augen und die zitternden Lider. So schnellt sie ihre Antwort heraus:

„Sie haben recht, Moncheu. Ich werde alles einpacken. Ich werde nichts zurücklassen, nicht einmal eine schöne Erinnerung! Mon Dieu! Mon Dieu! Ich werde Moncheu doch nicht plagen wollen mit einer schönen Erinnerung an Mimi D'Ysard!"

Da tauchen in dem Grün-Welken und Rotbraunen der Büsche die zwei Menschen auf. Laures klare, leidenschaftlose Stimme:

„Morgen reist sie —."

Mimi wirbelt herum, hängt über dem Eisengeländer. Ihr Arm langt zu den beiden hinunter.

„Adieu, Monsieur René, ja, morgen reise ich. Wer jetzt mit der Mimi D'Ysard Witze machen will, muß nach Lüttich kommen."

René Monfort hascht nach der Hand. Sein Blick trotzt in Laures Gesicht.

„Mademoiselle, ich werde kommen." —

Die Feuerkreise am Himmel verengen. Die Funken vertröpfeln in Finsternis und Schweigen. Die Nacht hockt auf den Bergkämmen. Schurfende, verhallende Schritte im Geröll. Von Kalvaria ein Schwarm den gefährlichen Abstieg herunter. An den ersten Häusern auf der Anhöhe ein Feldweg; der führt gemächlich und in Windungen zur Stadt. Auch an dem Eckhause des älteren Pavonnet vorbei in die Straße. Da ordnen sie sich zum Viererzuge. Marsch und mit Gesang. Kein schwerfälliger Unisono-Viergesang. Wo zwei oder drei oder vier Wallonen beisammen sind, wird's ein Chor und Brausen. Vierstimmig rauscht das temperamentvolle vaterstädtische Marschlied. Tripp! Trapp! Die Männer und Buben und Frauen.

„Malmedy, mes amours!
Malmedy, ma patrie!"

Die Fenster rasseln auf. Die Körper der Mädchen wiegen im Takte. Die Fackeln verdampfen an den Häuserfronten herauf. Tripp! Trapp! Malmedy! mes amours!

Der Gesang schallt in die leeren Straßen, in die warmen Stuben. An dem Patrizier-Eckhause drängen die Fenster voll. Wispernde Damen und Herren. Hinter ihnen das Gemach weiß und golden und von blendendem Licht. Julien Pavonnet steht in der weit offenen Haustüre. Vor ihm stockt da plötzlich der Zug. Die Gesichter recken nach ihm. Die Stimmen

prallen auf ihn. Die Fackeln schwenken und wirbeln. Er hat mit einem Male das Gefühl, daß er in dem wimmelnden Schwarm ein Einziger, ein einziger Großer ist. Diese Menschen huldigen ihm, die singen ihm das Lied, das ihre Herzen warm macht. Und ihm singen sie es, auf dem ihre Hoffnung steht. Da schnellen die Arme auf. Da fliegen die Mützen. Da wird ein machtvoller, dröhnender Ruf laut und prallt in die enge, dumpfe verschlafene Straße:

„Vive le Napoléon wallon! Vive! Vive!"

In dem Dröhnen und Turbeln und Tosen ein vereinzelter Ruf — hier! — dort! — überall! Wer war's?

„Nieder die Deutschen!"

Wer war's? Keiner! Alle! Ein einzelner und jeder einzelne! Ihre Blicke grollen und leuchten und drohen! Das Feuer glüht in ihnen, das Martinsfeuer! Vive! Und einer packt den anderen an die Schulter, schüttelt ihn, stößt ihn an. Wallonen sind wir! Sind wir nicht Wallonen? Und umarmen sich und glühen.

Wir sind Wallonen! Wir bleiben Wallonen! Sie schwenken die Fäuste und hämmern die Brust. Wir! Wir Wallonen!

Die Arme recken auf. Die Fackeln wirbeln. Die Stimmen dröhnen:

„Vive le Napoléon wallon!"

Das Feuer glüht in ihnen, das Martinsfeuer!

Der Schwaden der Fackeln qualmt dem Manne in der Pavonnet-Türe in das Gesicht. Das ist Bronze und unbeweglich und scharf. Seine Brust dehnt sich in hörbaren Atemzügen. Um ihn weht eine dumpfe, geheimnisvolle Stimme:

Ein einziger Großer!

Da steigt er die hohe Treppe hinunter und tritt

unter sie, führt sie in sein Haus — alle! Alle! denen das Martinsfeuer die Brust verbrennt. Die Feinde und Freunde, Sänger der „Union“ und „Malmedienne“, feindliche Sänger, disharmonische Kadenzen. Viele Menschen und ein Herzschlag! Brüder und Sänger und ein geeinigtes, grollendes, weinendes Volk! Eine einzig große, schöne Harmonie!

Draußen ziehen die Martinsbuben ab. Die Kinderstimmen schrillen durch die Stadt. Deridéri-derullalla!

Drinnen sitzen sie um die Weinflaschen. Ein Sälchen gedrängt voll. Ein Wallone ist kein Biertrinker. Der Kutscher schleppt die Weinflaschen unter dem Arm. Die Pfropfen klunksen aus den Flaschenhälsen. Ein leises Klopfen an der Türe. Pavonnet tritt heraus. Da steht seine Frau in Mantel und Baschlick. Er ist verwundert.

„Du brauchtest die Gesellschaft nicht zu verlassen, Germaine.“

Sie wirft die Umhänge ab und sagt resolut:

„Ich muß doch da sein. Soll ich den Bordeaux warm stellen lassen?“

Er stößt die Türe auf.

„D a mußt du sein! — Meine Herren! Madame Julien begrüßt euch.“

Die dunkeläugigen Wallonenburschen scharren auf. Ein Beugen und Komplimentieren mit Eleganz und Schneid. Jeder ein Gentleman mit verarbeiteter Hand. Zwei Tropfen Prinzenblut! Fürstabtliche Freiherren! Und schmale, dunkle Gesichter, darüber ein Aufglühen der Leidenschaft fiebert. Und warme, leuchtende Augen und Wortgeschnatter. Und mit allen Charmen umblümeln sie die lächelnde Frau. Einer tritt vor, der eine weiche, schmalfingerige Hand herreicht. Ein düsterer und ein Schnauzbart. Würfelt

ein paar abgerissene Worte heraus. Seine Stimme sagt nichts. Seine Augen sagen alles. Die drehen seine Seele heraus. Eine musikberauschte Seele. Die ist auf Noten gesetzt und flattert in alle Welt hinaus. Sein Name klingklangt auf den Klavieren Deutschlands, wo ein Tanz schwirrt, wo ein Salonstück rasselt, und wo man dann sagt: Wo dieser Olivier Lebierre seine Klänge hernimmt! Dann hört man die Wallonenseele.

Madame Julien holt sich den Mann an ihre Seite.

„Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten, Monsieur Lebierre. Ich warte noch immer auf die Maikantate, deren Erlös für die Hospizbescherung sein soll. Sie bringen meine armen Leutchen um das bißchen Weihnachtsfreude."

Seine Blicke fackeln von unten herauf. In breiter Dehnung: „Mädäme! Wenn mein Bruder keine Texte liefert —! Klopfen Sie meinem Bruder auf die Finger; er hat elf. An einer Hand sechs, an der Schreibhand. Ein Stumpf steht noch. Da laufen seine poetischen Adern zusammen."

Sie lugt zwischen den Männerreihen hindurch. In das lärmende Gespräch bricht ihr weicher Anruf:

„Monsieur Florent!"

Ein kleines, schweigsames Männchen reckt auf. Der Wallonenwitz sagt von ihm, daß er noch in den Kommunikantenhosen steckt. Er trippelt um die Tischrunde und an den Stuhl der Frau. So steht er, sie sitzt, und er braucht sich nicht zu bücken, wenn sie miteinander reden.

„Florent, Sie schulden mir noch einen Maitext."

„Bien, Madame!"

Da sie nichts weiter sagt, trippelt er wieder um die Tischrunde und kringelt auf seinem Stuhl

zusammen. Olivier hat das Kinn auf die Brust gedrückt, die Arme verschränkt, stößt hohl eine Melodie heraus!

„Lo, totototato! Ich hab's, Mädäme. Die Idee habe ich. Das ist Alpha. Morgen mache ich Omega. Dann kann Florent seinen Text danach modeln. Eh bien, Mädäme, morgen. Lo, tototato!"

Ein Schnitt in den Stimmenwust:

„Silence! Olivier probiert was!"

„Nichts, meine Herren, was kümmert Sie meine Maikantate?"

„Oho! Wir im Mai? Wir Galants! Wir haben doch unsere Meintressen. Eijeijei! Wer sich da nicht die Finger zerkratzt mit den Maireisern — Eijeijei! Die Meintresse könnt's übel nehmen." Und schlürfen mit verliebt gespitzten Lippen den Wein. Die Wallonenbraut! Die süße Maitresse. Der Wallone kann in ekstatische Weichheit zerflattern, wenn er von seiner „Meintresse" spricht. Er ist ein fröhlicher Liebhaber, und Wallonenbräute lieben im Jubel und nicht in der sanften Melancholie der Liebe. Und die Wallonenburschen denken:

Eine Maikantate kann nur Liebe sein! Die Lebierres werden das machen. Die haben das im Blute. Die sind von Großvaters Zeiten her wallonische Dichter und Sänger.

Madame Julien denkt:

Es müßte eine Marienkantate sein!

Sie sieht über den Tisch zu ihrem Manne. Der hängt über der Stuhllehne, das Bein auf dem Klaviersessel. Eine Nonchalance, die sie fürchten läßt! Wenn Julien Pavonnet die Beine wirft und flegelhaft wird, muß sie ihn fürchten. Dann ist er der andere — der früher war, als sie Pein um ihn hatte. Dann war in seinem Gesichte der brutale Hochmut. Was

für Menschen seid ihr? Ihr Bürger? Ihr Reichen? Ich bin Pavonnet! Der tut, was ihm beliebt — —

Wenn Julien Pavonnet tut, was ihm beliebt, muß Madame fürchten. Wie da seine hohlen Augen brennen! Ich bin Pavonnet! Eine freche Brutalität der zerfahrenen Seele! Die brennt im Martinsfeuer. — Und Mimi D'Ysard stand im Feuerschein, zog wie eine Libelle durch die Glut. Und da brannten noch scheinlos die Feuer in dunkle Nächte fort. — Madame wird die Martinsfeuer löschen müssen.

Sie löst in dem Männerkreis die Zunge durch Wein und sagt dem und diesem zwei anregende Worte. Die Entschlossenheit der Angst! Zwischen den Flaschen hindurch gleiten ihre Blicke in aufmunternder Freundlichkeit.

„Trinkst du nicht, Lieber?"

„Trinken, meiner Treu, warum nicht? Aber — Sekt!"

Das schrillt ihm von den Lippen. Das befreit ihn. Das bedrückt sie. Aber sie lächelt und klingelt.

„Sekt!"

Ihre Hände zittern. Die greifen nervös in die Fransen des Tischläufers, spielen und tändeln. Und wie ihr Lächeln wie ein Sonnentag ist! Und wie in ihr Herz dumpfe Gewitterschläge prallen. Sie sagt in die Männerrunde:

„Es ist ganz recht so. Aus den Martinsfeuern holt man sich immer ein Teufelchen mit heim, ein Heidenteufelchen! Sehen Sie, meine Herren, und dann kommt man in die Sektlaune."

Pavonnets Gesicht schnellt nach ihr. Er trifft nicht auf ihren Blick. Den suchen all die Frohaugen der Männer. Die reagieren mit artiger Causerie. Ein Wortgewürfel hüben und drüben. Über ihre Schulter reckt der Arm des Kutschers, der stellt neue

Gläser auf. Der Kühleimer plumpst neben Pavonnet nieder. Olivier sagt:

„Wir Wallonen sind die heidnischsten unter den Christenvölkern. Na, gilt die Wette! Darum hängen wir an unseren Bräuchen."

Die Hände fuchteln nach ihm.

„Darum nicht, Olivier! Weil wir wallonische Herzen haben, darum!"

„Darum heidnisch! O merci! Wenn ich euch in der Weihnachtsmette nicht von der ‚Marei' und ‚Lisbette' auf der Orgel spiele, dreht ihr die wütenden Gesichter zur Empore. Das gehöre zu eurer Weihnacht! Na gut, ich spiele, daß euch die Kirchenwände auf den Rücken fallen."

„Andernfalls —", ruft einer und steht halb auf, „andernfalls würden wir Ihnen eine schlechte Weihnacht machen, Olivier."

Der gurgelt sein Lachen heraus. Wenn er aufstacheln kann, gefällt's ihm.

„Haben wir einen wallonischen Herrgott?"

„Hai! ja! Zu dem beten wir!"

„Der erste beste neue Pastor, dem es gefällig ist, kann ihn deutsch machen!"

„Uns' Herrgott?"

„Und unsre Weihnacht! Mir kann er die ‚Marei' und ‚Lisbette' aus der Orgel streichen. Das ist profan, und, wenn man's recht nimmt, verrückt."

„Uns' wallonische Weihnacht?! Dann wollen wir keine Kirche mehr ansehen, so wahr uns' Mutter der Kranken noch Wunder wirkt!"

Die Stimmen schwellen zum Lärm. Frau Germaines weiches, freundliches Sprechen bröckelt hinein.

„Olivier Lebierre lacht, meine Herren. Sehen Sie das nicht? Ich glaube sogar, er lacht Sie aus.

Wer sollte uns den wallonischen Herrgott nehmen? Die Kirche nicht. Die ist doch international. Man sagt sogar, sie sei mehr römisch als deutsch. Ich glaube aber, sie ist immer nur das, so wie der Konversationston mit unserm lieben Herrgott ist. In unserm Falle mehr französisch als wallonisch. Ist das so, Julien? Wir sind da in einem Irrtum. Wir haben keinen wallonischen Herrgott. Es wird immer der geborgte, französische sein."

Die Augen der Männer drehen nach Pavonnet. Ihr Blick ist voll freundlich drängender Aufforderung. Pavonnet schlürft sein Glas aus und stülpt es auf die flache Hand.

„Ihr stellt die Sache auf den Kopf — so! Wir hier in der deutschen Walloneneeke haben noch den Heiligenrespekt. Mit himmlischen Herrschaften spricht man die Sprache von Fontainebleau. Das ist der beste Beweis gegen die Behauptung, daß das Wallonisch eine eigene Sprache und nicht Plattfranzösisch sei. Wir beten nicht wallonisch. — Trinken Sie aus, meine Herren. Ich werde den Goldhals köpfen."

Olivier hängt im Nachsinnen und läßt sein volles Glas.

„Das war auch vor Zeiten so. Mein Vater hat das mitgemacht. Da sprach man weit in Belgien hinein von den wallonischen Krippenspielen. Da war's ein wallonisches Bethlehem! Eintrittsgeld drei und vier Centimes. Mein Vater war St. Joseph. Dargestellt wurde die Heirat Josephs mit Maria, und dann die Geburt Christi und so weiter. Ich sag's: Da war alles wallonisch. Eine wallonische Stube der heiligen Familie. Nur die himmlischen Wesen schwatzten französisch. Ich spiele euch auf der Orgel die Melodien daraus. Wenn die euch gefallen, warum gefällt euch der Brauch nicht mehr?"

„Könnt' man ja machen," sagt der Sattler.

„Der Klub Wallonia könnt's machen," sagt Voltaire. Da ist's heraus. Der Funke flackert um die Tischrunde. Frau Germaine reckt über den Tisch, rückt die Flaschen auseinander. So wird eine Bahn frei, und sie sieht ihres Mannes Gesicht. Sie schiebt ihm das überschäumende Champagnerglas hin. Ihre Stimme schwillt:

„Julien Pavonnet! Den ersten Sekt-Toast auf den Klub Wallonia!"

Ein blendendes Licht in ihren Augen. Wie ist diese Frau? Er nickt ihr zu. Der Pfropfen schießt zur Decke. Der Sekt rauscht in die Gläser. Die Gesichter neigen darüber. Einer sagt: „Einen Klub français brauchten wir in dieser schlimmen Zeit!"

Hinter Pavonnets Stuhl ein Wispern. Madame flüstert im Vorübergehen: „Sieh sie dir an! Da darf keiner mehr gehen, der nicht Fré ist!" Und fort mit leisen Tritten. Seine Stimme schallt ihr nach:

„Germaine Pavonnet! Darauf den zweiten Toast! Da darf keiner mehr fort, der nicht Fré ist! Meine Herren, ich habe Ihnen das Flüstern meiner Frau übersetzt. Die wallonische Courtoisie verbietet Ihnen, ‚nein' zu sagen!" Er bäumt die Schultern zurück. Die Begeisterung hat ihn und er fährt in die Sielen. Die Stimmung wogt. Der Weinschaum kocht über den Gläserrand. Sie wollen Kämpfer sein — alle! alle! Sie wollen Frés sein — alle! alle! Julien Pavonnet schenkt ein. Voltaire notiert Namen. Namen von Cousins und diesem und jenem, dessen man sicher ist.

„Mädääm!" ruft Olivier. „Sie haben mehr als einen Achtungserfolg!"

Sie steht neben ihrem Mann und neigt über die Liste. Zwei schöne, kraftvolle Menschen! Ein einziges

Ziel! Über ihr Gesicht weht eine Flamme, da ist's ein anderes Gesicht. Es ist, als sei eine von außen blaß gemalte Tür aufgesprungen, und nun sei da eine reiche Kammer voll von blendendem Licht. In den Kämpferlärm und Dunst und Weinduft winkt ihre weiße Geberhand. Da knuffen sich die Männer gegen die Ellenbogen.

„Taisses-tu (schweig)! Madame will sprechen!“

„Wir dürfen nicht von unsern Krippenspielen abkommen, denke ich!“

„Nebenzweck!“ schnarrt Pavonnet.

„Lieber, willst du nur Kampf?“

„Nur! Jawohl!“

„Dann muß ich wohl für die Rüstkammer sorgen. Was ist eine Sprache, die nur gesprochen wird? Unsere wallonische Sprache hat keine Literatur. Wenn die Sprache Kampf sein soll, muß sie auch zuverlässige Waffen bieten. Man wird dir sagen, Lieber: Die Sprache, die ihr sprecht, schreibt ihr nicht. Die Sprache, die ihr schreibt, sprecht ihr nicht! — Sieh, und dann ist dir eine Waffe aus der Hand geschlagen.“

Da schweigen sie. Madame ist klug, aber sie verstehen Madame nicht. Pavonnet antwortet ihr:

„Wir haben unter dem letzten Fürstabt den Augustin Villers gehabt. Der schrieb ein wallonisch-französisches Wörterbuch. Es ist nicht gedruckt worden. Das müßte man nachprüfen lassen und in Druck bringen.“

„Nummer eins! Aufgabe des Klubs Wallonia!“

Das ruft einer. Und alle rufen es. Und ihre Blicke suchen das Frauengesicht. Die Männer haben ein Drängen nach dem stillen Beifall dieser Frau. Und diese Frau ist wie ein sanftes Mondlicht in Sommernächten. Und dennoch aufreizend wie dieses!

Olivier sagt:

„Mädääm, Sie haben einen großartigen Achtungs-erfolg!"

Sie sagt und nickt:

„Nummer zwei. Die Krippenspieldichtung! So haben wir den bescheidenen Anfang einer wallonischen Literatur."

„Gehören unsere Fastnachtspiele auch dazu?" fragt Voltaire.

„Gegebenenfalls, ja!"

„Und die Volkslieder zu den Bräuchen? Da heute die Martinsfeuer waren —."

Frau Germaines rundliche Hand klopft Oliviers Schulter.

„Warum hätten wir die wallonischen Lebierres? Unsere Sänger und Dichter! Sie werden uns eine Sammlung unsrer Volksgesänge geben, Monsieur Olivier. Wer ‚nein' sagt, soll nicht Fré heißen."

„Ah, wie hoch schätzt man den Fré ein?"

„Es soll im wallonischen Deutschland kein Mann sein, der nicht Fré ist!"

Über die weinroten Gesichter flirrt die Erleuchtung. Madame hat einen vollen Sieg. Sie eröffnet Perspektiven. So weit, daß ihre Blicke keine Grenze sehen, ihre weinfröhlichen Blicke. O,. Madame schmiedet Waffen zum Kampf. Und lenkt doch ab vom Kampfe. Wie die das tut in ihrer stillen Gewalt! Sie leeren ihr Glas auf Madames Wohlergehen. Die steht am Arme ihres Mannes, ihre Schultern neigen zusammen. Seine starken, ihre vollen. Und geht mit ihm von Stuhl zu Stuhl. Neigen zu den Männern, schüren die Begeisterung, wecken das weiche, flammende wallonische Herz. Da glüht es. Da sprüht es. Da taucht es ein in Weindunst und Rührung. Und Pavonnet schenkt ein, schüttelt die Männer.

„Denkt an eure Kinder. Sie werden von euch

gehen und deutsche Briefe schreiben. Ihr werdet in der Nachbarschaft und weiter nachfragen müssen, wer euch die deutschen Briefe liest. Und Briefe werden Schulaufsätze. Eurer Kinder Herz spricht nicht mehr daraus. Wenn sie euch liebe Worte schreiben, sind es fremde, nicht diejenigen, die ihr sie gelehrt habt. Dann sind es fremde Briefe. Denkt an eure Kinder, wenn ihr wieder einschlafen wollt! Der Wolf kommt in die schlafende Herde!"

„Oho! Wir werden nicht einschlafen! Oho! Oho!"

„Protest, meine Herren! — Sind Stadträte unter euch?"

Kräftige Fäuste reißen den Sattler vom Stuhl auf.

„Einer! Der!"

„Schlafmützen seid ihr im Stadtrat!"

„Wenn wir wissen, daß die Gerber es wollen!"

„Bringt die Sache im Stadtrat vor. Ihr müßt der Regierung euren Protest schicken."

„Der Dokteur —"

„Der ist euer Kopf. Ihr habt die Fäuste. Mit Kopf und Faust ist der ganze Mensch fertig. Denkt an eure Kinder!"

„Ah sicola! Unsre armen Kinder!"

„Das deutsche Schwert haut den Faden entzwei, der euch und eure Kinder in der Fremde bindet!"

„Sicola! Unsre armen Kinder!"

„Denkt auch an euch, ihr armen Eltern!"

Da schweigen die Jüngsten.

„Ist es nicht ein Widersinn, die Sprache nicht schreiben zu können, die man spricht? Der Wallone wird stumm sein müssen in der Fremde. Weil er nicht schreiben kann, wie er spricht, wird er stumm bleiben."

Da stürmen die Jüngsten.

„Unsere Muttersprache — unsere Liebessprache!"

Und stehen auf und heben ihr Glas. Die Augen blitzen über dem Gläserrand. In den schwarzen Schnurrbärten zittert die Erregung. Die wallonische Seele schwillt in Rührung und leisem Weh. Und die Melancholie ihres Schmerzes fiebert in den dunkeläugigen Gesichtern. In dem Moment trunkenen Schweigens eine verhaltene Stimme:

„Unsere Gottessprache!"

Frau Germaine tritt zu ihnen. Ihr Glas tinkt leise an das der Männer. Die stehen mit geneigten Köpfen. Das flirrende Licht über ihnen in den leuchtenden Gläsern. Wie eine Weihrauchwolke zerfließt der Glast und der bläuliche Dunst um sie. Eine Weihe und eine Wonne! Und stumm und feierlich. Und eine sanfte Rührung. Da summen machtvolle Akkorde hinein. Olivier Lebierre steht am Flügel. Seine langen, mageren Hände drücken in die Tasten. Tonfluten quellen über. Die Stimmen rauschen hinein. Die Gläser klingen hell zusammen. In die zitternden Lichtwellen hinein ein Chor, brausend und berauschend, und so, als müsse es die Brust sprengen:

„Malmedy, mes amours,
Malmedy, ma patrie!
Ville au front couronné, ville a jamais chérie,
Que ne puis-je, inspiré du langage des dieux,
Chanter ton deux soleil, tes riantes champagnes,
Tes rochers escarpés et tes belles montagnes,
En sons toujours harmonieux."

Draußen gehen Spätlinge vorüber und horchen und erzählen. Da sei etwas vorgefallen bei dem Monsieur Julien, spät in der Nacht. Mit glühenden Köpfen seien sie herausgekommen, und dem dicken Gendarmen, dem mit dem Patriarchenbart, hätten sie den Spottvers nachgebrüllt:

„O yes! O yes!
Qu'n les Allemands sont biėsses!"
(Was die Deutschen Dummköpfe sind.) —

Drinnen in dem leeren Sälchen eine große Unordnung. Zwei Menschen inmitten in seliger Ordnung. Und wenn eine Welt um sie herum in Trümmern liegt, — Klarheit ist in ihnen! Feldherren und sieghaft beide. Der Frau Blicke leuchten nach innen. Ihre Siege sind Herzenskämpfe. Nun möchte sie ganz Weib sein und müde und einsam und häuslich.

Und nun fordert er — das Weib! —

Hinter ihnen schraubt Dorine die Lichter ab. Da bleibt er unter der Flurampel stehen. Wie zögernd. Sie fragt und er antwortet nicht. Ihre Hand gleitet über seinen Nacken.

„Du bist zerstreut. Wo fehlt's da noch?"

„Du weißt, daß Mimi morgen mittag reist?"

„Das weiß ich. Sie will noch am Morgen herüberkommen."

„Alphonse hat morgen Lohfuhren, kann seine Pferde schwer abgeben; frug mich also, Mimi mit dem Dogcart nach Francorchamps zu bringen. — Ich habe es ihm abgeschlagen."

„Nun, dann braucht es dir weiter keine Sorgen zu machen."

Sie sieht nicht sein Gesicht, er nicht das ihre. Sie fürchten sich.

„Ich hätte es nicht tun sollen. Man setzt sich der Gefahr aus — lächerlich zu sein."

Da spürt er ihre Hand flaumweich auf seinem Nacken und ihre Stimme ganz nahe:

„Lieber, glaubst du denn, daß ich dich zurückhalten könnte? Ich gebe mein Vertrauen ohne Mißtrauen. Wir müssen doch eine Lebensrichtung haben."

Er tritt von ihr weg tiefer in den Schatten des Hausflurs. Von da her sagt er:

„Das müssen wir! Ah, parbleu! Ein Schuft könnte anders denken. Germaine, wenn ich kein Schuft werde, habe ich es dir zu verdanken!"

„Komm doch aus dem Dunklen."

Sie wartet. — Und leise: „Dann muß ich wohl zu dir."

„Zu mir ins Dunkel?"

„Zu dir überall!"

Er lacht in dröhnender Wut und reißt sie an sich.

„Dann komm du zu mir ins Dunkle! Zu mir überall! Ach du! Ach du!" und drängt sie aus dem Schatten und ins Licht. „Du mit deiner weißen Seele! Sag', wie konntest du die Niedertracht begehen und mich heiraten? Du entehrst dich, du! Wir brauchen Frauen, die man liebt und nicht achtet! Du bist mir unbequem! Ach, du mit deiner großen Seele!"

Er schüttelt sie ab. Sein Gesicht wetterleuchtet im Zorn. Sie liegt an der Wand. Ihre stolze Größe rüttelt ein Leben zusammen. Sie preßt die Lippen und sieht nach ihm. Ihr Herz ist still, wie begraben. Wenn er roh wird, wächst sie über ihn. Sie sieht ihn kommen. O Gott, wie er kommt! Die Röte ist aus seinem Gesichte. Und gebeugt und ein Demütiger.

„Nein du! Mein Unglück wird sein, daß ich dich lieben und achten muß. Das zerreißt mich. Man läßt sich doch nicht gern das lebendige Fleisch zerreißen. Komm, sanfte Tigerin, nimm ihn! Zerreiße ihn! Das ist das Geschäft der Frauen!"

Er drückt das Gesicht auf ihre Schulter. Ihre Brust wogt gegen ihn. Da beißt er die Zähne in ihr Kleid und preßt sie und hält sie zum Ersticken. Hölle und Teufel! Er will ihre Achtung. Und wenn

diese Ehe ein Unding — — — — — — — — — — — —
wäre — — — — — — — Hölle und Teufel! Er will ihre Achtung!

Ob man das Weib seiner Liebe so achten kann?

Ob man das Weib seiner Achtung so lieben kann?

Er richtet sich auf. Seine Augen bohren. Sie sieht ihn an und lächelt. Da erschrickt er. Das ist gelächeltes Entsetzen. Hölle und Teufel! Und dennoch!

Er will ihre Achtung! Jetzt zwingt ihn der Stolz und der Starrsinn zu ihr. Er führt sie die Treppen hinauf. Die alte Dorine schleicht heraus und schraubt die Ampel tief. Das tote Dunkel kriecht aus den Winkeln. Droben hört sie ihn sagen:

„Ich fahre natürlich nicht."

Die Alte greift nach der Kerze und schurft die Treppen hinauf. Sie sieht nach dem Licht aus den Türritzen und zerkaut die Lippen und murrt vor sich hin: „Sie hätt' ihn nicht heiraten sollen, ja. Ich hab's ihr gesagt. Sie hat das liebe Nönnchen gern gehabt. Und wenn sie ins Kloster gegangen wäre, hätt' sie so weiter lieben können. Ich hab's ihr gesagt. Jetzt hat sie den. Und muß hinter ihm her sein. Man muß immer hinter den Männern her sein. Die wollen's nicht, wo sie es tagtäglich haben können. So'n kleines fratziges Ding und uns' stattliche Madame! Man weiß nicht, wo die Männer die Augen haben." Und hält inne. Hinter den Türen ein geschluchzter, dumpfer Schrei. Der bricht aus dem zurückgedämmten Weh einer verhaltenen Seelenpein.

Die Alte schüttelt den Kopf und steigt in ihre Kammer.

„Nun hat sie es! Sie hätt' ihr Nönnchen lieb behalten sollen. Ich hab's ihr gesagt."

Die Nacht quallt herein. In mitternächtiger Stille verlorene Stimmen:

„O yes, o yes!
Qu'u les Allemands sont biėsses!"

Und lachend erzählen sie zuhause, der Nachtpolizist, der ein Hiesiger sei, habe sich um die Chateletecke gedrückt. Der höre nichts, wenn er nicht wolle. Und in diesem Falle wolle er nicht. Im übrigen: der Monsieur Julien bezahle die Protokolle. Gott beschütze den Monsieur Julien! Gott gebe ihrer Ehe Kinder! Sie verdienten es alle beide.

Wenn die Wallonen den Monsieur Julien nicht hätten, wäre es aus mit ihnen und ihrer Ruhe zwischen den Bergen. Der deutsche Aar würde über ihnen kreisen, und der Aar würde die Tauben aufspießen, die schönen, stolzen Tauben aus der deutschen Heiligenecke! Also möge Gott der Ehe Kinder bescheeren. So sagten die Frauen.

Die Männer sagten:

„Er ist der wallonische Napoleon. Wir wären schmutzige Hunde, wenn wir ihn im Stiche ließen."

Die neuen Frés sagten:

„Wenn es uns auch einen Vereinsbeitrag kostet, wir sind mit den Reichen Brüder geworden. Wir haben das Recht, dem Monsieur Julien, wenn er vorübergeht, zu sagen: ‚Bodjou, Fré Amâk!'"

Und die Frés gingen einher wie die Auserwählten des Volkes. Die Schulkinder schrieben: ‚Fré Amâke' auf ihre Heiligenbildchen.

Man fing ihm Krammetsvögel und bot sich ihm für die Sonntagsjagden als Träger an. Man sagte: Fré Amâk ist reich, er wird's nicht umsonst wollen. — Es liefen Anfragen von Studenten, Professoren und Zeitungreportern ein; die Material zu Studien und Berichten brauchten, ob die Volkssprache ein Patois des Französischen sei, ob von wael abgeleitet, ob die Wallonen von den Polen unterstützt würden,

ob die „ligue française“ hinter der Bewegung stehe — — —

Es lagen keine Retourmarken bei.

Auch kamen Bettelbriefe von Wallonen in Deutschland, die von furchtbaren Unterdrückungen berichteten. Er, der wallonische Napoleon, müsse seine reiche Hand in aller Wallonen Schoß ausleeren, besonders in die der unterdrückten Brüder im Ausland. Aus dem und anderem konnte man zweierlei wissen, erstens, daß die „Semaine“, die nun ständig über die Vorgänge zwischen den wallonischen Bergen berichtete, ein viel bedeutenderes Blatt war, als man gemeinhin annahm, und sogar in einem Exemplar nach Amerika verschickt wurde; zweitens, daß die lieben Mitmenschen immer den großen Honigkuchenmann ausfindig machen, dem sie den süßen Leib lecken und der dann ihr Nächster ist. Den Nächsten aus Liebe aufzehren ist Nächstenliebe.

Julien Pavonnet hat Protokolle zu bezahlen, sich wegen Hausfriedensbruchs in der Schule zu verantworten und wegen Diversem, was wackere Frés auf seine Verantwortlichkeit buchen. Er zahlt und lacht und schnaubt. Der Stier schnobert nach dem Toreador. Das rote Tuch flattert über den Zinnen der Remaklusstadt. Feuer und Brand! Wut und Tränen! Der Himmel malt die blutigrote Trikolore.

Der Himmel wird ein Einsehen haben und den lärmenden Großen und den jubelnden Kleinen recht bald das wallonische Jesuskind bescheren. Sankt Niklas struppt schon die Schneestiefel an und steht auf dem ‚Teufelsfelsen‘. Und er zögert. Das gesegnete Tal muß erst zum Frieden kommen. Fräulein Kalbe ist nicht im Frieden. Sie hat einen Gerichtstermin in Aachen. Die Laterne ist ein Haus der Sorge und schlaflosen Nächte geworden. Der Uralte versichert,

seit Düppel sei ihm dergleichen nicht vorgekommen. Der Alte sammelt seine schrecklichsten Erinnerungen von anno 70/71 und meint, Summa Summarum seien sie doch noch aufregender gewesen. Die beiden Fräulein Dick sagen:

„Sie bekommen Zeugengelder. Sie müssen zweiter Klasse fahren!"

Fräulein Lang sagt: „Sie müssen unbedingt zweiter Klasse fahren!"

Und dann kann Sankt Niklas vom „Teufelsfelsen" herunter in das gesegnete Land steigen. Julien Pavonnet lacht und zahlt und schnaubt. Auf den Schneekappen der Teufelsfelsen liegen die violett-rot-goldenen Streifen kalten, gestorbenen Lichtes. Die Sonne legt da auf die weichen, weißschimmernden Pfühle ihren leuchtenden Schmuck, taucht in den Wolkenwust ein zur Nacht. Aber ihr Schmuck funkelt von den steilen Zacken der Teufelsfelsen im Warchebrücktale in tausend Opalen, in abertausend Rubinen. Wenn dann Sankt Niklas kommt und die schwarzen Gardinen darüber zieht, liegt die Welt im Dunkeln. Und helle Kinderaugen fiebern ein waches Leuchten in die Nacht hinein.

Cicile Poupoudje hat die Kammertüre verschlossen und das Schlüsselloch mit Papier verstopft. Gilles hockt im Bette und horcht. Eine Nuß fällt, rollt über den Boden. Da klunkst sein Herz auf. Jetzt war Cicile in Unterhaltung mit dem großen gestiefelten Heiligen, der an den Teufelsfelsen herunter vom Himmel stieg und vor die wallonischen Häuser kam. Auf Cicile konnte man sich verlassen. Sie war nicht blöde. Die hatte jetzt den Buben von Mont Righi, derselbe der — —

Und Gilles plumpst in die Kissen, reißt die Augen auf. Seine Gedanken laufen einen einsamen Weg

zurück. Wie das einmal zu Niklaus war — droben auf dem Venn! Zwischen weißen Schneehügeln und schwarzen Sümpfen. Wenn der heilige Bischof mit seinem Apostelgesicht in die Vennhäuser sah, sagten ehrfürchtig die Kleinen: „Volà der Sankt Nicke-Nicke-Nick!“ Die Großen zwinkerten mit den Augen. Das sahen die Kleinen nicht. Gilles sah es. Da ließ es ihm keine Ruhe. Tonette drückte das Ohr an den Briefkasten in der Schenkstube.

Der mündete von draußen ein. Wenn es in den Kasten raschelt und plumpst, dann war er da, der große Heilige. Nach einer kleinen Anstandspause trat dann allemal der alte Briefträger vi' Thoumas in die Stube, klopfte die Schneeflocken aus seinem Bart, schmunzelte. „Bonne nutte! Möchten wir doch mal sehen, ob heuer wieder der St. Niklas vorüberkommen ist. Louk, möchten wir doch mal sehen.“ Und umständlich zum Kasten.

Gilles stützt die Ellenbogen ins Kissen. Seine Augen weiten sich. Da war er einmal unters Dach gestiegen. Und dort wartete er in der Schneekälte. Die Finsternis stieß ihm ins Gesicht. Gar wüst schnob der Sturm um die Hausecke. Das Venn weit und weiß und einsam. Die Schneehügel wölbten sich zum Turm der Fischbachkapelle hinauf. Mit blinkenden Zähnen biß die Kälte hinein. - Und dann kam einer mit dem Kaban über der Schulter. Unter der Kapuze der rote Streifen der — Briefträgermütze. Plump! Plump! in den Briefkasten.

Und Gilles schlich vom Dachboden herunter, verfroren und eiskalt. Aber sein Kopf glühte. Seitdem schlich er mit einem verschwiegenen, heimlichen Lächeln. Das war fast feindselig. O, wie ein Kind die Welt haßt, die ihm ihre Rätsel enthüllt!

Und jetzt sitzt er mit Mißtrauen und Schalkheit

und hochklopfendem Herzen im Bette. Vielleicht geschieht etwas, das dennoch wahr und geheimnisvoll und gar nicht zum Lachen ist. Er meint, so müsse es geschehen, so wie er da sitzt und horcht und lang den Atem zieht. Etwas, das wieder das große Rätsel in sein scheues Kinderleben bringt, mit allen Grausen und allen Geheimnissen!

Drinnen plumpst Cicile durch die Stube, zertritt Nußschalen, murrt, und knodert vor sich her. O, sehr geheimnisvoll ist das! O gute Cicile Poupoudje, wenn heute der große, gestiefelte Heilige nicht kommt, lacht er dich aus, der morgen mit frommgläubigem Gesichte deine schönen Siebensachen nimmt und „Merci, Sankt Nicke-Nicke-Nick!" sagt. Und sein Kinderherz wird öde sein wie ein leergeraubter Tempel. Und eine müde, traurige Weisheit wird ihn über dich lächeln lassen.

Vielleicht geschieht heute etwas. — —

Tock! Tock!

Schwere klumpende Schritte die Treppe herauf, den Gang weiter. Hält vor der Türe. Poch! Die Angeln kreischen. Gilles kniet steil in dem Bette. Die Fäuste ballt er wider die Brust. Der Atem stößt aus dem halboffenen Mund.

„Cicile Petit, guten Abend!"

„Bodjou, bodjou, Rendant!"

Trippeln, Stühle scharren. Cicile faßt die Schürze zusammen. Die Nüsse kollern darin. Und schlürfrig, mürrisch einer:

„Ja, Cicile, da hast du eine nette Bescherung."

„Scht, Rendant!"

„Mm. Du hast jetzt quasi einen Sohn. Wenn der das alles beschert bekommt —. Mm. Scht! Ja, ja. Bist du denn reich, Cicile?"

„Ich hab' 15,65 Franken, Rendant —"

„Für dein zukünftiges Gebiß. Jetzt hast du ein paar Franken weniger, denke ich.“

„Aye, Rendant.“

„No, Cicile, die werden dir wieder zufließen.“

„Fließen! Sicola!“ Sie wühlt in den Nüssen. Die Empörung hierüber wirft fast die kleine Person um. „Ich werd' schön schuften müssen, Rendant. Jetzt um Weihnachten ist Beichtzeit. Da kommt's all' ein. Wenn's für den Gamin ist, kann ich mit dem Gebiß noch warten.“

„Ja, Cicile Petit, mir kannst du's sagen.“

„A bais, was?“

Da neigt der schlappe, plumpe Körper vornüber.

„Daß dir ein Zuschuß von den Pavonnets kommt!“

„Daß ich niemalen Gottes Angesicht sehen will! Keinen Centime, Rendant, keinen!“

„Cicile, was könnte sonst seine Frau bei dir wollen?“

„Seine, ja! Die Madame Julien, aye! Die kommt. Was die will? Rendant, das hänge ich Ihnen nicht auf die Nase. Ich bin keine Klabette; o nenni! Die Madamen kommen alle — alle! Nur Ihre Schwester nicht, Rendant. Die setzt sich selber stundenlang an den Beichtstuhl. Die ist zu ‚dünn‘, um der Cicile ein paar Groschen zukommen zu lassen.“

„Ja, Cicile Petit, man wird dir dein wallonisches Maul waschen müssen. Du hast den Mont-Righi-Buben. Was kann der von deinem wallonischen Maul lernen? Nix Deutsch! Der Bub' steht jetzt quasi unter den Augen des Staates. Der Bürgermeister sagt, er sei in guten Händen. Ein deutscher Bub' darf nicht in wallonischen Händen sein —.“

Da muß er weiterrücken. Das verschrumpfte Weibchen fackelt auf ihn zu. Aus dem kauenden

Mund ein Fauchen. Die pitschenden Augen in dem dicken Hautgerunzel.

„Du qwai (was)?"

Ballt die Knochenfaust und hämmert ihm auf das feiste Knie.

„Du qwai?"

Und rückwärts scharrt er. Ein grinsender Teufel stiert aus des Weibchens häßlichem Gesichte. Die zuckende, knochige Hand wühlt in den Nüssen. Der breite, zusammengedrückte Körper schwankt unter Wutstürmen, röchelt, faucht.

„Du qwai, Rendant?! Weißt du noch, woher du kommst, du Schacherjud'? Dein Vater ist hier herum mit 'm blauen Kittel hinter'm Viech hergelaufen. Der soff, daß er jeden Abend in der Gosse lag! Und das Geld — das viele Geld! Höh! Höh! Das Spitzbubengeld, das hat er den armen wallonischen Bauern 'rausgepreßt —"

Der Mann greift rückwärts nach der Türe.

„Denen hat er krankes Vieh verkauft und falsche Prozesse gemacht, aye —"

Der Mann schurpt über die Schwelle und die Alte ihm nach über den dunklen Gang.

„— und 'n falschen Eid geschworen! Dafür hat er der Stadt die Kirche zurückgekauft, um sein' arm' Seel' zu erlösen, aye! Uns' guter Gott wird's ihm anschreiben, hat er gemeint; aber so dumm ist uns' guter Gott nicht. Der läßt sich nicht durch Geld beschwichtigen wie dein Vater, Rendant —."

Und über das Treppengeländer.

„— Wer war dein Vater, Rendant? Ein schmutziger, deutscher Blumenstein! aye! aye!"

Drunten tief in der feuchten Gangwölbung klappt eine Türe. Der Schall wellt in die Klosterstille, echot in dem weiten, dunklen Hause.

Gilles ist aus dem Bette an die Türe gesprungen, steht da und horcht. Die Adern quellen ihm dick in das helle Haar hinein. Da ist's wieder, was ihn die Monate quält und peinigt. Der Mont-Righi-Bub', der Deutsche!

Wie Stacheln und Ruten und Funken fiel es über ihn. Sie haben ihn gezwickt mit spitzfindigen Fragen. Sie haben ihn geschüttelt und ihm gedroht. Sie haben ihm eine neue Sünde gesagt, eine Sünde gegen die Muttersprache, gegen die deutsche, die er nicht kennt und nicht liebt. Sie sei die schönste Sprache und die stolzeste und die mächtigste! Warum sprach die Großmutter sie nicht und Cicile nicht und alle nicht, die er lieb hatte, und nur einer, über den er lächelte und alle lächelten — der gute, versimpelte Pape! Der verknusperte das Wallonische. Der nutschte die Brocken wie Leckerbissen. Der gute, versimpelte Pape, der ein närrischer Allemand auf dem Venn war! Gilles verreißt das Gesicht zum Grinsen. Der Gedanke ist schnurrig. Und Tränen prasseln ihm hinein. Da könnt' er bitterböse und schlecht und heimtückisch werden. Sie haben ihn gehetzt und getrieben. Sie haben ihn aus einer Hand in die andere geliefert. Die Wallonen umschnoberten ihn, wie sein Wallonisch sei. Die Deutschen, wie sein Deutsch sei. Man hat ihn gevierteilt und zerbröckelt. Man hat ihn zerrieben und unkindlich gemacht. Jetzt kam einer und sagte, der deutsche Bub' muß aus dem wallonischen Haus!

Da wird er altklug und reif zu einem tiefen, unversöhnlichen Haß. Der wallonische Haß gegen die deutsche Gewalt! Der Kinderhaß gegen den Mann, der am Nikolausabend statt des großen gestiefelten Heiligen kommt. Seine spitzen, dichtgereihten Zähne malen. Böse, verwegene, drohende Kinderwünsche

steigen in ihm. Soll er dem Mann in die dicken Knie treten, daß er umfällt? Soll er abends, wenn der aus dem „Zuckerhut' heimkommt, ihm ein Seil über den dunklen Weg spannen? Soll er ihm nachschleichen und ein Plakat an den Rockschoß stecken: Schmutziger Allemand?

Soll er ihm den Hundestall — anstecken?

Er friert und zittert, und die wirrenden Augen springen ihm fast aus den Höhlen. Ein breites, lautloses Lachen um den Mund.

Soll — er ihm — den Hundestall — anstecken?

So etwas könnte er ihm antun, so etwas Fürchterliches! O, welch ein Haß! Welch ein Haß!

Und leise verhaucht er ein knirschendes Singen:

„O yes! O yes!
Qu'u les Allemands sont blèsses!"

Im Zimmer nebenan ein Humpeln. Cicile bumst gegen die verschlossene Türe, fragt:

„Bist du wach, Gamin?"

„Und ob, ja!"

„Der hat sein deutsches Maul gestopft, qwai?"

„Und ob, ja!"

„Nun soll einer kommen und dich holen, hai! Ich weiß von allen was! Von allen, hai! Die sollen nur kommen und mir mein' Gamin holen!"

„Cicile!" ruft Gilles dumpf aus dem Bette heraus: „ist der heilige Bischof noch nicht dagewesen?"

„Nenni! Er wird gleich klopfen," und hastet.

„Cicile!"

„Aye?"

„Es ist nicht wahr!"

„Ah sicola, er wird gleich anklopfen." Und steht dann still, mitten in der Stube, und hat ein Zittern.

Ein Schütteln und Rinseln durch den welken, alten Körper. Ein Schnüren in der Kehle und eine Angst! O, eine Angst!

„Jémisse! Sie lassen mich reden und holen ihn!"

Sie schüttelt die Nüsse in den Korb, reckt mit dem Arm nach der Türe, klopft.

„Gilles, bist du noch wach?"

„Und ob, ja!"

„Knie dich ins Bett, wir müssen beten. Es könnt' schon sein, sie lassen mich reden und holen dich!" Mit humpelnden Trittchen an das Fensterbrett, langt das braune Antoniusfigürchen herunter. Das preßt sie mit Händefalten auf dem Schoß, drückt ihre Wärme in den kalten Gipsheiligen. Ihr verrunzeltes, wehleidiges Gesicht stiert in sein sanftes, unbewegliches. Auf dem braunen Kuttenarm das lichtweiße Jesusknäbchen. Das herzt er. Sie hat auch ein Knäbchen. Das herzt sie nicht. Aber wie sie es lieb hat! Das eine einzige Liebe in ihrem langen, öden Leben!

„Binamé saint z' Antône!"

Aus dem Nebenzimmer die Bubenstimme.

„Ayez pitié de nous!"

Und die Alte in schluchzender Inbrunst.

„Binamé saint z' Antône!"

Die Bubenstimme laut und flehend.

„Ayez pitié de nous!"

Und dringender und lauter und himmelstürmend. Und heilige Worte und unheilige. Und ein zitterndes, gellendes Hilferufen zum ewigen, dunklen, schweigenden Himmel.

„Binamé saint z' Antône, daß du alle unsere Feinde besiegen wollest!"

„Wir bitten dich, erhöre uns!"

„Binamé saint z' Antône, daß du den deutschen Feind besiegen wollest!"

„Wir bitten dich, erhöre uns!“

Leise flattern die schimmernden Schneesterne an das Fenster.

„Binamé saint z' Antône, erlöse uns von allem Übel! Erlöse uns! Erlöse uns! Amen!“

Und Gilles sagt: „Amen!“ und schläft.

Durch die Nachtluft weht der weiße, flockende Schnee. Fieberheiße Kinderträume flirren hinein. Himmlische Spuren im Schnee. Da kommt der heilige Bischof heimlich durch die Winternacht an die wallonischen Haustüren. Süße, freundliche, heilige Nächte! Und die Großen erzählen's den Kindlein. Liebe Kindlein, die noch glauben an die Wunder ihrer Tage! Liebe wallonische Kindlein, die altklug das Mäulchen höhlen.

„O Miràle!“ — —

Und dann war eine leise Zeit.

Der Vennwinter stäubt von der Hochebene herunter. Das verschneite Tal liegt in weißer Stille. An den Teufelsfelsen hängen die armdicken Eiszapfen. Der Krähen Getrippel auf den knitternden Schneeweiten. Die Hunde jagen hinter ihnen her. Die Heiligenstatuen in den Straßen haben Schneekappen. Das rauschende Wasser in der Gosse spült die Schneemassen zum Fluß. Die wallonische Welt liegt stumm zwischen den Bergen. Der milde, barmherzige Schnee hat die Heiligenecke zugedeckt und dem über ihr kreisenden deutschen Aar verborgen.

Madame Julien heilt ihre zerstochenen Finger. Aus ist die Bescherung in den Hospizen und Waisenhäusern. Kinderlust und Kindertrompeten schrillten ein paar Jubeltage in den Straßen. Madame streichelte Puppenhaare und lobte die Intelligenz der wächsernen Gesichter. Man legte Madame Marzipanpüppchen in den Schoß. Da, arme kleine Madame! du hast

keine! — und sie liebkost Zuckerpüppchen. Sie schöpft die Fremdenliebe all der Kindlein in ihr großes, goldenes, königliches Herz. Arme kleine Madame, sie hat keine! Und überall Madame! und niemals daheim. Und da sie in der leisen Zeit den Mann ansieht, merkt sie, wie fiebernd groß das Flimmern in seinen Augen geworden ist. In feucht schwimmenden Blicken ein starkes Begehren. Da schüttelt sie der Schrecken. Und in der leisen Zeit sucht sie auf Umwegen wieder seine heiße Seele.

Eine heiße Seele darf nicht vereinsamen.

Frau Germaine fragt:

„Willst du nicht eine Aussprache mit Alphonse herbeiführen? Er sieht vergrämt aus. Ich glaube, er findet sich zurückgesetzt."

Julien Pavonnet tritt ans Fenster. Draußen balgen sich die Buben.

„Ein toter Mann oder, wenn du willst, ein lebendiger Stein! der nützt und schadet keiner Volksbewegung."

„Er kann doch nützen! Er steht in allgemeiner Achtung."

Da scharrt er herum, forschend.

„Tiens! In allgemeiner Achtung? Man achtet ihn mit fünfzig Schritten Distanz. Der wirbt mit seinem Achtungsprinzip keine Freunde, die sich für ihn hängen lassen."

„Vielleicht hat er die Achtung der — Feinde. Die kann zuzeiten auch nützen."

„Ah parbleu! Geht deine Meinung unter die diplomatische Schafschur?" Sie kommt zu ihm ans Fenster, steht hinter ihm und legt ihm die Hände auf die Schulter.

„Im Haß ist noch keine Einsicht zustande gekommen, Julien. Ihr seid jetzt Kampfparteien, ihr Wal-

lonen und Deutschen. Da muß einer sein, der neutrales Gebiet markiert. Dieser eine muß die Achtung von Freund und Feind haben. Ich glaube, so wird Alphonse seine Stellung in der deutsch-wallonischen Bewegung ausfüllen. Glaubst du das nicht?"

Seine Stirne verrunzelt.

„Kurz, mich achtet man nicht."

„O du Böser! Du hast die Begeisterung unseres Volkes. Genügt dir das nicht? Glaubst du, daß sie dir das ohne Achtung geben? Mit der Achtung stehst oder fällst du bei ihm. Alphonse könnte diese Begeisterung nicht wecken. Da mußtest du sein, Lieber." Ihr Gesicht neigt über seine Schulter. Sie sieht ihn in erschrockenem Sinnen.

„Stehe ich so wenig fest, daß ich fallen kann?"

„Daß ich nicht wüßte!"

„Du sagtest doch!"

„Du stehst und fällst mit deiner Achtung."

„Die Achtung des Pöbels kann leicht zum Teufel sein, weißt du das?"

„Es kommt darauf an. Wer hoch steht, kann tief fallen. Du stehst jetzt hoch, Lieber."

„Parbleu! wenn du mir den Abgrund neben mir zu schwarz malst, springe ich 'runter! Nur um zu springen! Das ist so in mir. Wenn der gerade Weg mir zu eintönig wird, muß ich querfeldein, und wenn mir die Teufelsfurcht eingejagt wird, bin ich schon halb in der Hölle. Also zeige mir den Abgrund neben mir nicht. Ich springe 'runter! Und sage mir nicht, wie tief ich aus allen Himmeln fallen kann. Ich falle!"

Mit dem Handrücken fährt sie ihm liebkosend über die Wange. Ihre Stimme ist stark und vertrauend.

„Du fällst nicht!"

Das strafft ihn wie eine frische Stärkung. Wie

diese Frauen sind! Ihr Atem ist Gesundheit! Sie wirken wie eine still und regelmäßig gegebene Kräftigung. Frauen, zu denen leise keusche Spuren führen! Frauen, die das Salz der Erde sind!

Er denkt: Welch eine Frau!

Bleibt unbeweglich und still und sieht auf die Straße hinaus. Sie zupft die Schleife an der Gardine zurecht, geht dann in die Tiefe des Zimmers, holt da ihre Seidenschürze von der Sessellehne, bindet sie um.

„Wir sind von Alphonse abgekommen, Julien. Du wirst ihn nicht abseits stehen lassen, nicht wahr? Es scheint mir, als warte er auf ein Wort, um der Bewegung nähertreten zu können."

„Scheint dir! Scheint mir nicht. Der Alte vom Kalvarienberge wird trotzen und für seine eigene großmächtige Person Opposition treiben. Nein, lassen wir den trotzenden Alten vom Kalvarienberge."

„Wäre es dir unlieb, wenn ich mit ihm spräche?"

„Du für deine Person — in meinem Auftrage?!"

„In deinem Auftrage würde er mich gewiß nicht anhören."

„Dann magst du gehen; wenn er noch nicht aus Stein ist, dann versuche ihn zu kitzeln. Tonnerre! Tonnerre! Ich glaube, er ist nicht einmal kitzlig."

„Der arme Alphonse!"

In ihr leises Lachen prasselt die Ofenglut. Der rote Schein huscht unter Tisch und Sofa, wo die dunklen Schatten liegen. Sie sprechen von den Listen, die in Umlauf sind. Die eine, die von Outrelepont längs Châtelet und Markt läuft und die Protest-Unterschriften für den Stadtrat sammelt. Die andere, die von der Neustraße längs Markt und Römerplatz zirkuliert und neue Frés wirbt.

Julien Pavonnet stößt die Hände in die Taschen, bäumt den Kopf zurück. So spricht er's durch die

blinkenden Scheiben zu dem weißpulvernden Himmelsstreifen über der Straße hinauf und gähnt und hat große Pläne. Er sagt „diâle!“, wenn er den Teufel wallonisch beschwören will. Und wie ihn seine Pläne aus einer tyrannischen Ruhe fortreißen, schnalzt ihm die Zunge ins Wallonische. So sagt er:

„Houtoz m' feie! (Hören Sie, mein Mädel.) Es müßte einmal eine große Tat werden, das alles! Ich müßte mich daran berauschen können, daß ich vor Trunkenheit starr würde. Wenn der Kleinstadthimmel mir nicht auf dem Kopfe gelegen hätte, wäre ich vielleicht ein Dichter geworden. Mein Gehirn zeigt unzweifelhaft eine Verkrümmung; dann wird man entweder ein Dichter oder ein genialer Verbrecher. Ein Dichter ist besser daran. Er baut, baut bis in die Wolken. Göttliche Pläne. Weltstürzende Pläne! Wenn der Aufbau zusammenpurzelt, schlägt's keinem Mitmenschen den Schädel ein. Ich bin kein Dichter geworden und möchte doch bauen, bauen! Und wenn's dann zusammenpurzelt, möchte ich, daß es meinen Mitmenschen den Schädel einschlägt. So habe ich doch wohl mehr Veranlagung zum Verbrecher als zum Dichter.“

„Und deine Pläne?“

Ein Lauschen mit halbgeöffneten Lippen und hellhorchender Seele. Er steht und spricht. Unbeweglich und steil.

„Wir werden nicht siegen! Unsere Begeisterung wird zerflattern. Deutschland wird hier Hausrecht gewinnen. Es hilft alles nicht. Der Haß und der Trotz halten mich auf Posten. Aber ich muß mehr haben als so kleines, um mich zu zerreiben. Germaine, ich zerreibe mich an meiner großen, gewaltigen Idee. Sie könnte einen Menschen, der engbrüstig ist, umstoßen. Du bist nicht engbrüstig. Ah, feieie (Mädel-

chen)! Vielleicht brauche ich weder Dichter noch Verbrecher zu werden, und kann Reformator sein — oder der wallonische Napoleon! Das gefällt mir auch. Wir Wallonen eines Stammes sind durch den deutschen Grenzstrich getrennt. Die belgischen Wallonen von den preußischen. Wir neigen zueinander, wir wurzeln ineinander, wir müssen wieder zusammen. Es ist ein einfaches Rechenexempel. Wir preußischen Wallonen machen etwa ein Drittel der Bewohner des Kreises Malmedy aus, etwas über 11000. Diese 11000 entrissenen Stammesbrüder soll die belgische Regierung eintauschen gegen dieselbe Zahl Deutsch-Belgier, die in dem gleichen Mißverhältnis zum belgischen Staate stehen wie wir zum deutschen Reiche. Hier wie dort dieselben unhaltbaren Zustände. Hier wie dort ein Sehnen nach dem Mutterlande. Wir preußischen Wallonen über den deutschen Grenzstrich zurück! Die Deutsch-Belgier zu ihrer Landessprache und dem Lande ihrer Sprache —."

Er steht und wächst mit seiner Idee. Nun ist sie berauscht und in Trunkenheit. Zwei leise Schritte geht sie zu ihm und steht wieder und muß lauschen und zittert in Trunkenheit. Und hellauf horcht ihre Seele.

„Belgien verfügt über 60000 Menschen, die — abgesehen von den Eingewanderten — zu Deutschland gehören müßten. Von diesen 60000 käme da nur ein Häuflein inbetracht, das in die Provinz Lüttich eingemeindet ist. Es wird im großen ganzen eine Differenz mit der Wallonenzahl von 9000 sein. Wenn also in dieser Hinsicht die Rechnung zum Ausgleich gebracht wird, handelt es sich bloß um eine Verschiebung der Grenzen. Ein diplomatisch friedlicher Federstrich, um in zwei Ländern Gerechtigkeit walten zu lassen! Über 20000 unzufriedene Menschen

glücklich auf heimischer Scholle zu machen." — Er wirft plötzlich das Fenster auf, beugt hinaus. Die Straße herunter ein knarrendes, gedehntes, monotones Rufen. Einer in Schwarz und Zylinder und weißen Handschuhen, ein Versimpelter, der Leichenbitter. Der kommt schnurstracks auf das offene Fenster zu, kreischt mit vorgestrecktem Halse und in schlechtestem Französisch die Totenmessen der Frau Soundso, Messen erster Klasse, Trauerdekoration soundso. Man sieht's ihm an, dem herausgeputzten Simpel: erster Klasse Verstorbene, Zylinder und weiße Handschuhe. Julien Pavonnet steht und hört — hört andächtig, langt mit dem Arm heraus und schlägt dem kreischenden Simpel die Angströhre ein; dessen Näseln verdumpft im Hute. Pavonnet schiebt ihm etwas in die Westentasche.

„Hubert, verdammter! Wenn du mit zugebundenem Maul dein Französisch hersagst, habe ich nichts dagegen."

Klapp. Fenster zu. Der draußen gröhlt sein einfältig Lachen. Die Gerber zahlen solchen Schabernack mit Goldstücken. Wenn man das weiß, mag man schon lachen. Die Gerber bringen durch ihren Schabernack das Geld unter die Leute. Ja, wenn man das weiß! Und in Malmedy weiß man das.

Julien Pavonnet legt die Hände auf den Rücken, bauscht die Jacke zusammen und spaziert im langsamen Schritt durchs Zimmer. Er knüpft da an, wo er nachgelassen hat. Seine Gedanken machten einen Sprung zum Schabernack. Jetzt ist wieder Ruhe in ihm.

„Zu diesem Zweck müßten andere Dokumente reden als der ‚Civis'-Artikel in der ‚Semaine'. Eine Stimme müßte sein, die im Reichstage Gehör findet und weiter noch — beim deutschen Kaiser. Unser Abgeordneter Prinz Arenberg wird also seine Stimme

herleihen müssen. Er macht die Jagden des Ligneu-viller Engländers mit. Ich werde ihn da treffen und mit ihm reden können. Es gibt aber auch einen anderen Weg," schnellt unvermittelt herum und steht breit vor ihr. Sein flimmernder, halb lauernder Blick spielt um ihre Gestalt. „Ich könnte mich selber nach Berlin wählen lassen!" Wartet vergebens auf ihre Antwort. „Eh bien, Madame?"

Da fließt ihr langsam der Atem aus.

„Du hast mich um eine große Freude gebracht. Das war Unrecht. Ich ging mit dir in die Wolken. Da klappst du das Fenster auf. Ich fiel aus allen Himmeln. Du nicht. Du fabelst weiter. Du bist wieder himmelhoch. — Und — — dann kommt mir der häßliche Gedanke, ob du überhaupt himmelhoch warst."

Er setzt sich auf die Tischkante. Die Sächelchen darauf klirren. An beiden Händen zieht er die enttäuschte Frau vor sich hin.

„Liebe! Ich muß schon mal vom Kothurn abspringen, sonst wird's mir unbehaglich. Jetzt bin ich wieder droben."

„Ich glaube jetzt selbst, daß du nach einer Zeit immer abspringen mußt. — — Und wenn es in den Abgrund wäre."

„Dann schon gerade!"

„Bitte, mache meinen Mann nicht so schlecht."

„Du könntest böse werden?"

„Aber sehr!"

„Kuß!"

Sie lächelt, drängt ihm den Kopf weg.

„Sieh einmal hinaus; in den Fenstern liegen sie und lachen, was meinst du wohl, was sie sagen?"

„Sie sagen: Der Mossieu Julien ist ein goldiger Filou! Der mit seinen Schabernacken! Er

soll bis Karneval warten. — Im übrigen, Liebe, es kann mir nur recht sein, wenn ich jetzt populär werde."

„Es werden auch etliche sagen, der Monsieur Julien behandelt die Menschen wie Hunde! — das ist eine gefährliche Popularität. Wenn man die Herzen gewinnen will, muß man selber sein Herz preisgeben. Dafür hat das Volk den Instinkt des Hundes."

„Eine populäre Heilige — wie du!" er neigt sich und küßt ihre Hände. „Du gehst mit offenem Herzen. Du öffnest wie ein Pelikan deine Brust. Und darum kann ich andächtig sein, wenn ich deine Hände küsse."

Die Hausschelle rasselt. Dorine meldet den Sattler. Der bringt die Liste. Namen! Namen! Einer fehlt. Da hat er eine Lücke gelassen. Eine große. Man soll wissen, daß Alphonse Pavonnet fehlt.

„Du siehst, er sitzt im Schmollwinkel," flüstert Frau Germaine.

„So einer schmollt nicht, der trotzt. Der trotzt aus Prinzip. Der wird in einem zusammenstürzenden Hause stehen bleiben — aus Trotz! Geh hin und sieh, was du tun kannst. Ich sage dir schon, du kannst nichts tun!"

Sie spricht zu dem Sattler vornehm und herzgewinnend. Der Mann kommt in eine Wirrnis. Er hat keine klare Empfindung mehr, nur unklare. Er weiß nicht, wie diese Frau ist. Ob sie zu ihm herabkommt und neben ihm steht, liebfreundlich, eine Frau, eine schlicht herausgestaffelte Frau, nichts weiter? Und er darf den Wallonenkopf drehen, ein wallonischer Ungenierter — und auf den Fußspitzen wippen. Ob sie weit und ganz fern über ihm ist —

so weit, daß seine Nasenspitze sie nicht wittert? Und so ist die Wirrnis über ihm. Sie geht mit der Liste und im Vorübereilen zu ihrem Manne.

„Wenn du ihm sagen wolltest, wie er die Sache im Stadtrate vertreten soll — —“

Schneebälle plumpsen wider das Entreetor. Gelächter und schrille Bubenstimmen draußen. An dem Eckhause des älteren Pavonnet zurückgeschobene Gardinen. Frauengesichter, die dem Schneetreiben zuschauen. Sie nicken und lächeln, als Frau Germaine unter den Wurfbogen der fliegenden Schneebälle durchschlüpft und vorsichtig über den knitternden Schnee stackern muß. In der offenen Haustüre steht Laure schon, hilft ihr die nasse Treppe hinauf.

„Petite tante, du kommst wie Regen im Mai. Eine Seele lechzt nach dir.“

„Wie der Hirsch nach der Wasserquelle. Du sagst mir die Bibel auswendig. — Wer ist's denn?“

„Wie wir das hier so nennen: ein Jagdhund Gottes!“

„Helles Haar, ein gescheites Mädchen und ein armes, liebes Krüppelchen. Ist's so?“

„Ganz verblüffend! Petit' tant', woher diese Detektiveigenschaften?“

„Es ist eigenartig, Berthe Fossard hat in ihrer Stimme, in ihren Bewegungen etwas so ausgesprochen Markierendes, das uns immer etwas von sich mit auf den Weg gibt. Ob es der hölzerne Ton ist, der in uns nachhämmert, oder die kantige Bewegung, die immer die einzige ist — enfin, sie färbt auf uns ab. Man sagt, diesen äußeren Einfluß hätten starke Charaktere auf uns. — Aber ich möchte vorher doch deinen Vater sprechen.“

„Momentan nicht, Tante Germaine. Ein Lohhändler ist bei ihm.“

Sie wirft die Zimmertüre zurück. Die Wärme flattert heraus. Berthe Fossard rückt den Sessel zurück, ihren Stuhl daneben, etwas nahe.

Madame kann den schweren Atem aus der müden Brust spüren. Berthe ist angeregt. Sie hat von den Krippenspielen gehört. Sie begeistert sich. Madame Marie sitzt behäbig in dem Gardinenbausch, faßt Perlchen in Blumendraht. Sie sagt:

„Wir lassen doch die Finger davon. Wir!"

„Madame, warum?"

„Volksspiele können wir uns höchstens — allerhöchstens — ansehen!"

„Warum, Madame?"

„Mais, ja, Mademoiselle — warum? wir!"

„Ich muß Maman beipflichten," sagt Laure — „es wäre das erste Mal, daß wir uns mit Bürgern assoziieren," sitzt steil, wendet, biegt, bäumt den dünnen Oberkörper, „es wäre wirklich das erste Mal."

Berthe Fossards stiere Augen rollen hilflos zu ihrer Statuendame. Die nickt ihr zu.

„Ich halte es auch für besser, liebe Berthe, wenn wir uns nicht einmischen. Wir könnten da nur stören. Die Leute werden befangen sein oder sich verpflichtet fühlen, uns gewisse Rechte einzuräumen, unserm Geschmack Rechnung zu tragen. Und dann wird über dem Schlichten und Einfachen ein Firnis, den wir nicht verantworten können. Es sollen nun einmal Volksschauspiele sein."

Berthe nimmt den spitzen Mund voll Hohn.

„So wie so! Ohne Firnis wird hier nichts. Dafür sind wir Wallonen. Aber es ist dumm. Ich habe mich schon in die Sache eingelassen. Der belgische Hausierer kennt diese Weihnachtspiele auswendig wie Katechismusfragen. Er stammt aus Verviers."

Laures Hand gleitet auf Frau Germaines Schulter.

„Sie kennen ihn, petit' tant'; er ist Ihr Statuenträger."

Berthes Augen flackern.

„Sie sollen ihn hören, wie man in Belgien von der Statuendame redet!"

„Chère Berthe, wieviel haben Sie ihm abgekauft?" fragt die Frau lächelnd.

„Sechs Nesselhemden für die Magd. Und — versteht sich, seine ‚Goutte' bekam er extra."

„Dann seien Sie versichert, er flunkert aus Interesse zur Kundschaft. Und flunkert er nicht, dann sagen Sie mir nichts weiter. Sie bringen mich um allen Lohn; denn — ich hör's ja gern, wenn man mir Liebes sagt. Bien, chérie, Sie haben sich engagiert?"

„Quasi! Ich nähe ihnen die Kleider."

„Aber selbstverständlich, in dieser Weise helfen wir alle, nicht wahr, Marie? Laure? Und noch ein paar andere ‚Jagdhunde Gottes'! Unsere zerstochenen Finger sind heil, also beginnen wir wieder." Aus dem Gardinenbausch heraus entwickelt sich Madame Marie. Wo diese Aufführungen stattfänden? In Outrelepont am ersten Weihnachtstage! Im Frisquethause! O! O! Madame sagt:

„So können **wir** es uns nicht mal ansehen."

Berthe Fossard spreizt die Knochenfinger, zählt.

„Am **zweiten** Weihnachtstage in Outrelepont, danach für die Bürger im Schützensaal, an einem Wochentage für unsere Leute, Madame. Outrelepont will Trumpf sein. Ihre Mädchen spielen mit. Die **Bürgermädchen** sagten: ‚Wenn's die Reichen nicht tun — wir auch nicht.' Sie wissen doch, **wir** sind für sie die Pariser Modelle!"

Um ihre großen Augen zwinkert der Spott. Madame Marie legt die Hände in den Schoß, sagt:

„Der Dünkel wächst. Das kommt davon, wenn unsere Herren, nachdem unsere Damen die Bürgerbälle verlassen haben, mit diesen Mädchen tanzen."

Frau Germaine sieht sie lächelnd an.

„Ob das geeignet ist, den Dünkel ins Kraut schießen zu lassen?"

Laure reckt aus den Hüften.

„Da sie mit Freuden zugreifen, wo wir ihnen Reste lassen, muß es ihnen wohl munden."

Berthes Augenzwinkern wird zum Sprühen.

„Unsere Herren erklären Ihnen das Menu anders, Laure. Das Schwerverdauliche ist weg, gottlob! Nach leidigen Pflichttänzen erst das Tanzvergnügen! — Wenn man einen Louis zuhause hat und selber nicht auf Pflichttänze zu reflektieren braucht, weiß man das."

Laure springt auf, tritt ans Fenster.

„Trotzdem ein trauriges Renommee, bloß Amüsiermädel zu sein. Eine Heirat kann doch daraus nie werden. Darauf kommt's an."

„So weit denken diese kleinen Bürgerinnen auch nicht. Sie lieben nicht einmal, sie amüsieren sich. So ist das Leben von der Sonnenseite."

„Ich bitte, Berthe, geradezu entehrend für unser Geschlecht! Wir haben unsere Bestimmung zur Heirat — nichts außerdem!"

„Die Bestimmung zur Liebe — nichts außerdem!"

„Eh bien! Liebe und Heirat!"

„Dann bin ich das überflüssigste Geschöpf der Welt. Ich kann nicht heiraten. Ich will keine krumme Generation fortpflanzen. Meine Todsünde wäre demnach die Liebe! Die Amüsierliebe! Ist das nicht grausam? Wo der Zweck fehlt, soll der Anlaß fallen.

Ist das nicht unlogisch? Wenn nicht, dann ist die Natur mit mir unlogisch gewesen. Ich bin auf der Welt ohne Frauenzweck."

Frau Germaine langt herüber und preßt ihre Hand.

„Nicht weiter! Es klingt so häßlich, wenn Frauenzweck nur Zweck des Gebärens sein soll. Es ist eine Erniedrigung der Frau, die das nicht kann. Alles Zwecklose ist unnütz. Wenn das Gebären für die Frau Hauptzweck ist, dann ist alles andere Nebenzweck. Alles! Alles? O Gott! Und man legt doch seine Seele hinein! Man zerbröckelt seine Lebenskräfte! Man schafft, ringt! ja was denn? Nebensächliches! O Gott, Ihr dürft das nicht sagen! Ihr könntet einen Menschen mutlos machen!"

Sie ist aus dem Sessel und fort zum Kamin. Da stützt sie die Arme auf und preßt das Gesicht. Madame Marie beugt aus den Gardinen.

„Du bist in letzter Zeit nervös geworden, Germaine. Wir bemerkten das. Nicht wahr, Laure? Wenn du nicht lachst, siehst du geradezu leidend aus. Grämst du dich denn? Es ist ja schade, daß du keine Kinder hast. Aber wenn dein Mann mit dir zufrieden ist, braucht es dir doch keine Sorge zu machen. Und — dein Mann scheint ja jetzt zufrieden zu sein."

Frau Germaine steht noch und preßt die Stirne. Ihre Stimme kennt man nicht mehr. Sie ist hart.

„Ja, wenn ihr Frauen g e b o r e n habt, seid ihr königlich. Was habt ihr denn vor den anderen voraus? Eine bessere Körperkonstitution! Es ist ja alles nur körperlich. Es ist alles so brutal körperlich!" Berthe Fossard lehnt zurück an den Tisch, blättert in einem Werke Victor Hugos. Und in die plötzliche Stille hinein liest sie:

„N'avez-vous pas votre âme?" Und sieht auf, mit großen, hohlen Augen zum Kamin, wiederholt leise und dumpf:

„N'avez-vous pas votre âme?"

Die Frau hebt den Kopf. In ihr Gesicht schlägt der rote Schein der Ofenglut.

„Was fangen wir mit unserer Seele an? Sie hören es ja, die Seele der Frau darf nicht Selbstzweck üben. Wenn sie nicht Leben geben kann und diesem Leben ihre Seele, dann ist sie bettelarm, so reich auch ihre Psyche ist. Wir können uns wehren, wie wir wollen, die unfruchtbare Liebe wird immer als die unglückliche, mindestens als bedauernswerte gelten."

Berthe Fossard dreht ihren Stuhl, so als hätte sie nur mit ihrer Statuendame zu sprechen!

„Sehen Sie, Madame, das ist die große Todsünde. Das ist die Erzlüge. Man wird solche Todsünden nie vermeiden können, wenn man über die Frau spricht oder schreibt. Man kann die Männer unter Allgemeinsätze einreihen, niemals die Frauen! Da hat jede ihre Psyche. Warum? Der Mann kann durchweg seinem innern Drängen nachgehen. Für ihn ist der eine große Heerweg, den die Männer gehen, wenn die Natur sie drängt. Die Frau hat keinen Heerweg, nur eine Hauptstraße in einer großen, schönen, bevölkerten Stadt – die Ehe! Alles andere sind Schlupfwinkel, nicht einmal Nebenwege. Dadurch wird ihr Gefühlsleben beengt, gedämmt. Druck und Zwang wecken starke Empfindungen. Das weiß man. Auch vielerlei Empfindungen. Alles Kleine wird da groß. Weil diese sich nicht nur zur Tat auslösen können, verbleibt das wilde Getümmel in Frauenherzen, über das man sich die Köpfe zerbricht. Und es ist doch nur eine Folge alles Zwanges!

Jenachdem dieser Zwang ausgeübt wird, entsteht daraus die Verschiedenheit der Frauenpsyche, die sich nicht feststellen läßt. Von der eigenen Frau nicht! Wir sind hier vier Frauen. Jede von uns hat eine andere Seele der Liebe. Und wären tausend hier, so könnten wir nicht einmal den Durchschnitt ihrer Psyche festsetzen. Der Frauen Psyche ist anormal wie unser Körper, weil die Seele das gleiche Marterinstrument trägt, in dem der Körper steckt, das Korsett! Und, meine Damen, das Verkrüppelte, das nicht tun kann, wie es will, hat auch sein verkrüppeltes Seelenleben. Ich muß das ja wissen."

Ein herbes Lachen kurz, abgebrochen. So sieht sie hülflos ihre Statuendame an. Nur von der einen will sie Erbarmen. Hinter ihr sagt mit würdiger Gelassenheit Madame Marie:

„Ich weiß nicht, was ihr redet. Ich habe zwei Männer gehabt. Ich bin in Frieden mit ihnen fertig geworden. Man kommt in einer Ehe schnell zur Ruhe. Sie, Mademoiselle Berthe, wären auch ohne Ihr Unglück nicht für die Ehe geeignet gewesen. Sie lesen zu viel." Da dreht sich Berthe Fossard um und sieht von ihrer Statuendame weg und hat die giftige Zunge des Krüppels.

„Gewiß glaube ich, daß unsere Hausfrauen nicht viel lesen und nicht viel lernen dürfen. Der häusliche Himmel soll nicht höher wie die Stubendecke sein. Darum muß ich so viel lesen und lernen, um bedeutend genug zu sein, um eine alte Jungfer zu werden. Und, Madame, darauf stolz zu sein!"

Frau Germaine kommt an den Tisch, steht da und stützt die Fingerspitzen auf die Kante. Ein feierlicher Ernst liegt in ihrem Gesichte, aber sie muß die Lippen pressen, um die zuckenden Linien zu bändigen. Ihre Blicke haften in dem Gardinenbausch.

„Marie, du bist in deinen Ehen zur Ruhe gekommen. Du! Wenn zwei dasselbe tun, ist's nicht immer dasselbe. Im Verlaufe einer Ehe hat ein Mann immer weniger zu geben, eine Frau immer mehr — als Mutter! Wenn sie aber als Mutter nichts oder nichts mehr geben kann, muß sie dem Manne die eine Frau sein, die wie tausend Frauen ist. Nie ganz erschöpft! Immer nach einer neuen Seite hingebend. Ihr Frauen und Mütter habt das Bequemere. Ihr Frauen, die ihr zu Ruhe kommen könnt!" Und in müder Erregung bis zur Türe: „Ach Gott! Warum denn reden? — Kann ich Alphonse noch nicht sprechen?"

Aus dem Gardinenbausch raschelt Madame Marie:

„Ich will ihm seine Tasse Kaffee aufs Bureau bringen und nachsehen."

Laure reckt aus den Hüften, ist sehr indigniert, sehr von unbequemen Gedanken geschüttelt.

„Ich bin sprachlos, Berthe. Du redest aus den Erfahrungen von Ehejahren, wie es sich eigentlich — nein, gar nicht für ein gebildetes Mädchen geziemt. Ich mag das nicht. Wenn wir heiraten, wissen wir, was wir zu tun haben."

Berthe humpelt zu ihr ans Fenster, starrt mit ihr in das Schneetreiben.

„Du wirst es immer wissen, Laure. In einem Bündel Pflichten schleppst du dein bißchen Liebe nach."

Scharrt herum und humpelt zu ihrer Statuendame. Laure steht ohne Bewegung. Vorübergehende grüßen sie. Sie dankt nicht. Sie sieht nichts. Sie hört nichts als das Poltern einer Stimme an ihrem Ohre: „In einem Bündel Pflichten ein bißchen Liebe!"

Durch das bißchen Liebe hat ihr stolzes Herz seine kalte Pein. Wenn nicht in sie die Flamme kommt, die es zermürbt — das ist ihr Stolz! Das ist ihr Sieg! Wer darf sie schmähen?

Madame Marie tritt herein und sagt, daß Alphonse jetzt allein sei. Wenn Germaine eine Bitte an ihn habe — er sei in guter Laune, er habe ein vorteilhaftes Geschäft abgeschlossen. Und wendet sich an Berthe. Sie möge zum Kaffee bleiben. Berthe dankt, hinkt zum Kleiderständer.

Madame sagt im Davongehen:

„Sie wissen, Liebe, wo Sie Arbeiten für die Krippenspiele ablagern können.“ Öffnet die Bureautüre. Alphonse schlürft an seiner Tasse, nickt ihr zu. Tabakdampf quallt zum Ersticken.

„Weiß schon! Beitrag für dies und das. Ihr gebt euch mit derlei Sächelchen ab, du und Julien, und glaubt wunders was der Welt genützt zu haben. Patata! Ihr jagt hinter den Kleinigkeiten des Lebens her, ihr Zeittotschläger! Gib her! Eine Armenliste, hein?“ Er streckt die Hand aus. Sie steht unbeweglich.

„Marie sagt mir, daß du guter Laune bist; aber sie hat sich wohl geirrt.“

„Ich bin auch in guter Laune. Ich habe doch ein brillantes Geschäft gemacht. Meinen Waldschlag dem Lohhändler zum Abschälen verkauft! Wird ja nicht nett aussehen. Unter den grünen Bergen einer mit einer mächtigen Glatze! Du wirst das gräßlich empfinden. Du bist eine sensible Frau. Ich könnte nicht mit dir auskommen. Ein Glück für euere Ehe, daß auch Julien jetzt seine Marotte hat. Läßt sich mit Protokollen schinden, bezahlt Bierrunden, dirigiert einen Lausbubenverein —. Und glaubt dadurch sein wallonisches Volk zu retten! Weißt du, Germaine, solche Narrenpossen können doch nur in einer kinderlosen Ehe vorkommen. Ihr habt keine Kindersorgen, keine Verpflichtungen für eines Kindes Zukunft. Ihr tändelt noch. Wahrhaftig, ihr fangt wieder an, Liebesleute zu werden. Ich glaube fast, ihr tut's aus Zeit-

vertreib. Kinderlose Eheleute schäkern noch mit greisen Köpfen. Es ist mir unfaßbar!"

Sie setzt sich. Ihre weichen, hellen Blicke haften in sanfter Melancholie auf ihm.

„Du könntest Vater einer kindergesegneten Familie sein. Es sind dir viele gestorben. Das Herz ist darüber nicht zermürbt. Auch das deiner Frau nicht. Ihr habt eure Pflicht getan, mehr konntet ihr nicht tun. Du bist dir des Dankes an deine Frau bewußt. Sie war sehr fruchtreich. Mein Mann hat keine Dankespflicht an mich." Ihre Stimme wird leiser. „Wenn wir noch in kulturlosen Zuständen lebten, würde ich, die kinderlose Gattin, einer grausamen Strafe entgegengehen. Mein Mann sagt mir für diesen Mangel keine Vorwürfe. Es ist keine Kindessehnsucht in ihm. Er sagt manchmal ein Wort über sich selbst, das ich nicht gern höre — gourmand de la vie! Ich meine, wenn wir — doch — Kinder hätten, wäre das alles aus ihm. Ich sage dir das, Alphonse, weil du oft böse Worte über ihn sprichst, weil du ihn verkennst und seine — Neigungen — anders auslegst. Ihr seid starke Menschen, ihr Pavonnets. Man muß euch Berge in die Arme werfen, damit ihr eure Kraft zerreibt. Und sieh, Alphonse, einen Berg habe ich ihm in die Arme geworfen. Mühevolle Arbeit genug für eines Mannes überflüssige Kraft. Ich habe ihm keinen Zweck durch eines Kindes Zukunft in sein Leben legen können, darum gebe ich ihm diesen Zweck. Er ist dieser Tat würdig. Wenn er die Germanisation in unserm Ländchen aufhalten kann, hat er nicht nur eines Kindes Zukunft, sondern die Zukunft eines ganzen Volkes gesichert!"

Alphonse saugt mit einem langen Zug seine Pfeife aus, erwidert:

„Aber nicht seines Kindes Zukunft!"

Da kommt sie auf den Zweck ihres Besuches zu sprechen. Ihre Stimme ist leise und immer in Gefahr zu versagen. Er legt die Pfeife beiseite. Sie schmeckt ihm nicht mehr. Diese Stimme stößt ihn um. Er möchte ihr etwas zuliebe tun, läßt sich die Liste herreichen. Ärgerlich und gar nicht überzeugt schlägt er mit dem Handrücken darauf.

„Ich begreife nur nicht, daß ihr glaubt, ein Felsen sei dadurch ins Wanken zu bringen, daß man ihm eine Menge Namen aufkritzelt!" Sie sagt:

„Aber vielleicht doch dadurch, daß alle, die vorübergehen, an den vielen Namen ihr eigenes Gewissen wachrütteln. Es mag Zufall sein, daß manche Namen vom Kasino ausstehen. Die Lücken werden sich aber füllen, sobald deine Namenslücke ausgefüllt ist. Kannst du noch zögern?"

Da stößt er die Tasse zurück und langt nach der Feder. —

Im Hausflur tritt der Frau Madame Marie entgegen.

„Er war wie Wachs, nicht wahr? Glaubst du, daß ich ihm jetzt auch von der neuen Einrichtung für ein Speisezimmer sprechen kann? Es ist noch alles nach altem Stil bei uns. Und Laure kommt doch in die Jahre, wo man sie unterbringen muß. Man muß etwas Pomp entwickeln. Wir haben es ja. Alphonse will ja nichts davon wissen. Er will nicht, daß man von einer Heirat spricht. Man wird Schwierigkeiten mit ihm haben. Er möchte unser Kind Zeit seines Lebens bei sich behalten. Wer an ihr freit, wird grob von ihm behandelt. Sehen Sie, darum macht René keine Avancen. Wenn er heute zugänglich ist, möchte ich ihm davon sprechen."

„Liebe Marie, du tust da nicht richtig. Ihr habt eine Tochter und habt beide Anteil daran. Ihr müßt

zusammengehen und von ihr sprechen und nicht das abhängig machen von einer Laune. Man könnte aber meinen, du, liebe Marie, hättest keinen Anteil daran und dürftest dich nur einmischen, wenn dein Mann bei guter Laune ist."

Madame Alphonse findet keine Worte, sieht der Davongehenden mit großem Unverständnis nach. Wie diese sensible Frau denkt! Sie denkt überspannt. Ein Glück, daß diese Ehe keine Kinder zeugt! Madame Alphonse hat zwei Männer gehabt. Zweimal zog sie die chinesische Mauer um sich. Wo ihre langsamen, interesselosen Blicke hinsehen: diese Mauer, die kahl und nicht mit Efeu umrankt ist, die ihre Sehnsucht nicht wachruft, nicht einmal ihre Neugierde. Ihre Gedanken klettern daran hinauf. Aber die Mauer ist hoch. Sie wird ihren Rand nie erreichen, von wo aus sie den Ausblick in die unendlich blühende Weite der Welt haben könnte, von wo aus die Sonnenstrahlen hereinfallen und einen blassen Schimmer über sie werfen. Und so eng und dick und hoch schließt diese Mauer um sie, daß sie vor allen Gefahren geschützt ist, wie ein ausgewachsener Säugling, der in einem Laufkorb seine Gehversuche macht! Über ihr talergroß der leuchtende blaue Himmel. Das ist ihr Horizont. Raum genug für einen Abend- und Morgenstern. Wenn die chinesische Mauer um sie morsch wird und einstürzt — und die blühende, jubelnde Welt um sie frei wird —. Frei! . . . . Dann . . . . wird sie hilflos sein und wieder eine chinesische Mauer um sich aufrichten. Das wird dann ihr dritter Mann! Und darum denkt Madame Marie hinter der Davongehenden her: Wie diese Frau sensibel ist!

Sechstes Kapitel

Schneeweiß und leuchtend eine Nacht! Da hing Weihnachtsflitter im Himmel und auf Erden. Mit seidenen Hemdchen und güldener Krone hat sich das wallonische Christkindlein in die dürftigen Krippen gelegt. Und frierende, segnende Hände über einem jubelnden, gastfreundlichen Volke! Der kleine Jesus im Lichterglanze der Mette! Der kleine Wallonenjesus, dem sie in heißen Gebeten die Händchen hauchen, der zwei Tropfen Wallonenblut hat, der froh ist, wenn sie bis zur Mette wachen und Blutwurst essen und Pèket trinken, ein, zwei Schlucke in allen Ehren und mit Gloria in excelsis deo. Ein kleiner, lächelnder, wallonischer Jesus, ein Frohgesichtchen, ein Menschlein für ihre warmen, flackernden, oberflächlichen Gefühle, so ein zartwangiges Jesulein, wie ihn die Wallonen für ihren Gottesbegriff brauchen. Eine hochwölbige gotische Kirche. Kerzenlicht. Menschenschatten. Viele schwellende Herzen. Übertausend schwebende, lichte Wallonenseelen in Weihrauchdünsten. Und Orgelbrausen bläht diese Herzen auf. Da horchen sie alle auf das leise Tongetrippel von der Empore. Das muß sich aus den hauchenden Akkorden loslösen wie ein helltönendes, silbriges Stimmchen, geschwätzig und erzählend und von Urgroßvaterszeiten her altmodisch. Da kommt's! Da tönt's! Da flirrt's!

Stoßweise aus den Blasebälgen, hüpft und stackelt. Und husch über die emporschnellenden Köpfe:

> Chouk! Chouk! Marëie, qui fait i freu!
> (Schuck! Schuck! Marëie, wie's kalt wird!)

Und leise und kaum merklich wiegen die Körper im Takte, die Lippen gespitzt und ein verklärtes Lächeln. Und solch ein Frohsinn tief innen!

Solch eine Weihnachtsinnigkeit und ein Jubel zum Weinen! Chouk, Chouk, Marëie! Leise und sacht, heimlich und sacht! Und lauter und schrill! Die Register kreischen! Die Wallonenherzen springen. Ihre leisen, sachten, heimlichen Worte irren den tosenden Orgelmelodien nach. Zwei Basen im Weihnachtsliede führen ihr holpriges Zwiegespräch. Marëie ist grob, Lisbette ist gröber. Da möcht's eine nicht glauben, daß unser Heiland kommen ist.

> „Was sagst du mir in meine Ruh,
> Du Schwalbenkopf, verdammter du?
> Du Lügenbrut! Du sonder Scham!
> Schreit mir im Schlaf: Der Heiland kam!
> Großer Gott! Ach, was ein Leid!
> So gestört zur Schlafenszeit!"

Wie gesagt, Lisbette ist gröber. Aber wallonische Herzen zerspringen vor Liebe und Rührung und Weihnachtsjubel. Und Freude macht Hunger. Die Wallonen sagen: Wenn man drei Messen zur Weihnacht gehört hat, ißt man wie ein Deutscher. Und drei Messen muß man zur Weihnacht hören. Und die Wallonen essen „Counjou", tunken in den Kaffee ein, knuspern den schwarzen Zucker im Teig. Solch eine Weihnacht mit „Counjou"!

Solch eine Weihnacht ohne Christbaum! sagen die Deutschen. Ein einziges Protestbäumchen brennt

unter der Outreleponbrücke. Grünwald hat da irgendwo im Walde Tannendiebstahl begehen müssen. Was tut's? Aus Patriotismus brüllt er die Weihnachtslieder. Die Wallonen umdrängen sein Haus. Der brennende Baum! Sapristi! Das könnte man auch machen. Kalbe kommt und sagt:

„Grünwald, Sie haben ein Beispiel deutscher Kultur gegeben. Die Wallonen wollen — sozusagen — übers Jahr einen Christbaum machen."

„Man kultiviert eben wie man kann," sagt Grünwald. Am zweiten Abend, als er den Baum wieder anbrennt, blitzen auch überm Fluß neben dem Frisquethause eine Menge Lichter auf. Er geht in das Flußgäßchen und auf den Steg, steht da und starrt über die dunkel klunksenden Fluten hinweg. Zwei, drei Holzstiegen führen tiefer zum Wasser. Dort eine enge Plattform zum Wäschespülen. Steigt hinunter und höhlt die Hand um die Augen. Die Lichter blitzen über den Fluß. Und immer mehr und immer glänzender! Eine lange, dichte Reihe hellblendender Fenster! Der ganze lange, niedere Bau steht in Lichterglut. Jetzt erkennt er's. Jetzt erinnert er sich. Die alte, leerstehende Knopffabrik ist's. Ein bankerottes Bauwerk, von Frisquet für einen Bettelgroschen erstanden. Was geht da vor? Auf der Brücke Getrampel vieler Schritte hurtiger Menschen. In Scharen, in Gruppen, zu zweien, einzeln. In dem Gäßchen am Flusse entlang ein dichtgedrängter, dunkler, wimmelnder Menschenzug. Gemurmel und gedämpfte Zurufe! Kein Lärm. Kein Geschrei. Eine Feierstimmung und ein dumpfes, stummes Wogen. Tannenduft wirrt in Wolken über den Fluß. Die Luft ist voll Weihnachtzauber. Grünwald steht wieder auf dem Steg, reckt den Kopf zur Brücke hinauf. Wallonische Laute. Jubellaute. Feststimmen. Über ihm in der „Lanterne" klirrt ein

Fenster. Der Alte von anno 70/71 beugt heraus, schnuppert in die Luft.

„Es riecht nach Weihnacht. Wenn man nur wüßte — —"

„Es riecht nach Geheimnissen!" sagt ihm der Grenzler hinauf.

„Sind Sie das, Grünwald?" fragte Kalbe herunter.

„Ja, ich! Was ist's denn mit den Wallonern? Es ist wie 'n geheime Zusammenkunft."

Die gedämpfte Stimme von oben:

„Wir haben so was gehört von Weihnachtkonzert. Aber daß es in Outrelepont sein soll —! Vielleicht weil das Jesukind im Stalle —" Aus dem Zimmer heraus ein Sprechen. Kalbe beugt tiefer, flüstert herunter:

„Meine Tochter meint, es wär' besser, wenn Sie 'mal 'raufkämen."

Auf der Brücke neben dem Laternenpfahl ein mächtiger Schatten. Ein Mann biegt über die Brückenmauer. Eine schlappe, lahme Stimme:

„Ist der Grenzler drunten?"

„Jawohl!"

„Deutscher! komm mit!"

„Wohin, Empfänger?"

„Über den Fluß! Wo hundert Wallonen zusammenlaufen, müssen mindestens zehn Deutsche drunter sein. Es ist da 'was in Anschlag!"

Der Steg knarrt unter Grünwalds eiligen Tritten. Und an das Fenster der „Lanterne" klopft der Blagueur.

„Deutscher! komm mit!" und sagt nicht, daß 'was im Anschlag sei. Eine Tochter Lehrerin muß Rücksichten wahren. Und geht überall und klopft:

„Deutscher! komm mit!"

Es kommen die Grünröcke aller Grade bis zum

Zollinspektor. Es kamen auch junge, eifrige Lehrer aus Bürnenville, Chôdes und sonst aus den Bergen. Und da kommen noch vergessene Deutsche, die Schmiedegesellen oder Lohnfuhrknechte sind und ihre wallonischen Frauen zu Hause schimpfen lassen und mit dem deutschen Bannerträger ziehen. Es kamen aber nicht die Beamten von den Subalternen aufwärts. Die saßen im Markthotel beim Skat und dachten, es könnte über'm Fluß losschlagen! und sagten es nicht, und es wurde ein schlechter Skat.

Deutscher! komm mit!

Der Blagueur trampft mitten unter ihnen, mitten unter der Falstafftruppe. Rechtschaffene Kerle, aber nicht Deutschlands Ehrenkompagnie. An dem Fabriktore ein Bartloser mit jagenden Blicken, ein Auflauerer mit einem Mund voll betäubender Worte. Die verbraucht er an Werktagen zum Hausieren. Der streckt den Arm schräg aus:

„Halté-la! Euer Name!"

Da sagt der Blagueur:

„Rochefleur!" und passiert als Wallone.

Hinter ihm Grünwald. Der Türwart legt seinen Arm quer. „Deutsche haben keinen Zutritt. Es ist eine wallonische Veranstaltung!" Da drängt ihm Grünwald gegen die Schulter.

„Hausierer, wir kennen uns, wat? Wenn Ihnen jetzt Konfusionen in den Kopf steigen, dann machen Sie nur, daß Sie mir nicht mehr im Venn angterdöh kommen, Sie Grenzläufer!"

Da ist der Durchgang für ihn frei.

„Ich bin der Vater der Lehrerin," sagt Kalbe.

„Passiert!"

„Ich bin der Mann von der Mayanne," sagt der Schmiedegeselle. Die Mayanne ist die Hebamme. Man möcht's nicht mit ihr verderben.

„Passiert!“

Und so weiter ein paar Namen. Dahinter blitzen wieder Grenzleruniformen.

Der Hausiererarm hängt schlaff. Wenn man derlei Begegnungen auf dem Venn hat . . . . . .

Nein, Merci! — In der drängenden Menge zerbröckelt das deutsche Fähnlein. Bänke stülpen um. Tannen rispeln. Die kahlen, zerfallenen Wände im Nadelgrün! Eine liebevolle Überdeckung des lauernden Bankerottes. In den Zweigen und Nadeln zerreißt das Lichterschwelen. Tropfende Kerzen. Klopfende Herzen. Feuchte Fußböden und eine dicke, quallende, von Menschendünsten durchsetzte Luft. Der lange, niedere Saal dick voll Licht und Menschen und Weihnachtsgeruch. Und eine sanfte Naivität und eine stille Rührung und ein verstecktes Lauern!

In der Saalecke ein Riesenkasten. Darin eine verbrauchte Knopfmaschine. Hinauf klettert der Blagueur. Ihm nach Grünwald. Über ihnen schwanken Lampions. Grünwald sagt:

„Nu sitzen wir in richtiger Beleuchtung. Der japanische Schrecken kann losgehen.“

Über alle Köpfe hinweg ein Spähen nach der Vorderwand. Da etabliert sich die Gottesecke. Ein Kirchlein wie ein zu Mauer und Stein gewordener Weihnachtsgedanke. Ein Ardennenkirchlein mit angemalter T u r m u h r. Darüber die Inschrift: „Erstes Bild: Hochzeit Josefs und Mariä!“ Ein Hellebardier als Schweizer. Der stößt dreimal seine Lanze zu Boden. Ein furchtbarer, feierlicher Ernst in seinem Gesichte, ein herausstaffierter Bühnenherold aus shakespeareschen Königsdramen. Die wehmütigen Akkorde eines Hausharmoniums stoßen in den verhaltenen Atem der schweigend hockenden Menschen. Hinter dem Altare heraus ein Bauschen von weißen Gewändern.

Der amtierende Geistliche voran mit Stola und Röckl. Chorknaben mit Kruzifix. Und ein Wälzen und Wogen und Wallen von Weihrauchwolken. Das Pflegeelternpaar inmitten. Sankt Josef in feierlichem Schwarz. Maria in Weiß mit wehendem Schleier. Da recken die Hälse auf. Da schurfen die Füße. Da rückt man die Bänke.

„Loukoz (seht)! Wer ist Saint Djosèf!"

„Binamé bon diu! Wer ist die heilige Jungfrau?"

Da soll's eine von den „Cliquottes" aus der Papierfabrik sein.

„Ah sicola! Kann man sagen, daß die Wäsche die Leute verändert!"

Stoßen und Kopfschütteln. Die vorderen Reihen winken den hinteren: Silence!

Ein dünner Mensch und einer aus der Zeit nach Christus mit Frack und weißer Halsbinde, ‚Voltaire' als Impresario. Redet mit der Wallonenzunge, redet mit Schwung. Die knorrigen wallonischen Reime klappern aus einem Strauchwerk herausgezischter Konsonanten. Grünwald beugt vor, wölbt die Hand um das Ohr, sieht den Blagueur an, kopfschüttelt. Der Blagueur erklärt ihm folgendermaßen:

„Er spricht von den Heiraten im allgemeinen und den wallonischen im besondern. Er sagt, sie müßten alle desselben Sinnes, desselben Alters, desselben Blutes sein. Grünwald, paßt auf, das zielt auf irgendwen. Vielleicht auf uns!"

Grünwald sagt:

„Wenn 't Stichelwort fällt, geben Sie mir 'n sanften Boxer. Dann wird Hurra gebrüllt!"

Des weitern erklärt der Blagueur:

„Wallonenblut verträgt keine Mischung. Er nennt die Ehen, die nicht desselben Blutes sind, Mischehen. Was schwatzt der Esel? Die Frauen lachen und

werden rot. Er sagt, eine Mischehe sei es, wenn Mann und Frau nicht die gleiche Sprache haben. Eine Mischehe könnte nicht glücklich sein wie die Hochzeit zu Kana oder die Hochzeit zu Nazareth. — Grünwald, jetzt könnt ihr „Hurra' schreien."

Der Grenzler legt die Mütze an den Mund, daß es hohl klinge: „Hurra!"

Das Harmonium haucht wehmütig hinein. Kein Kopf dreht sich nach dem Störer. Nur aus tiefem Horchen heraus ein murrendes:

„Silence!"

Es treten weißgekleidete Mädchen auf, die den Spinnrocken bringen und solche, die Salz und Brot spenden und solche, die Palmen schwingen. Der Vorhang rollt in den Ringelchen. Ein frohes Gebrause durch den Raum. Es hat allen gefallen.

Das zweite Bild!

Der Weg nach Bethlehem! Trupps von Männern und Frauen, die dorthin zur Volkszählung hasten. Liegt am Wege ein fauler Schäfer. Wo da die Straße nach Bethlehem hinlaufe? Tritt faul und unfreundlich mit dem Fuße aus. Der Impresario sagt, man werde ihn später ein Lämmlein in den Weihnachtsstall bringen sehen, dann habe er zur Strafe für den Fußtritt einen Stelzfuß. Steht eine Windmühle am Wege. Die langen Flügel wehen den Wanderern Kühlung. Da sagt der Wanderer, sie werde später dem Jesukinde das Brot mahlen. Und noch so derlei freundliche Geschichtlein auf dem Wege nach Bethlehem. Aus dem Harmonium tänzeln liebliche Melodien, Alpenjodler und Kuhglockenklänge. Das sind die Lieder zur „Küßnee". Die Frés sagten, die seien sehr passend dazu! Ein paar Wallonenkinder strampeln den Takt mit den Beinen. Die Alten sagen, das sei alles sehr einfältig. Der

Impresario erklärt, was von Uranfang an in Einfalt geschehen sei, solle der Mensch nicht modernisieren. Es sei zum vollen Genusse dieser Krippenspiele notwendig, daß man ihren „Kulturwert" ins Auge fasse. Da dies schon der Dokteur in einem Artikel der „Semaine" eingeflochten hatte, so nahmen sie es in Wahrheit hin.

Drittes Bild!

Da war ein stillinneres Jauchzen. Der Weihnachtsstall mit einem gediegenen Komfort. Blitzblankes Sattelzeug an den Wänden. Aus der dunklen Hinterwand ein paar Kuhköpfe, leibhaftige; gehörnt und lebendig. Die triefenden Glotzaugen glasen in heller Verwunderung.

Die Kindlein rufen:

„One wadche!" (Kuh.)

„Nenni! Zwei."

Und entzückte Mütter.

„Loukoz das arme Kleinchen in der Krippe!" Höhlen den Mund zu einem leichtfertigen Bedauern, zu einer lachenden Rührung: „Ah sicola! sicola!"

Ein Fré Querin stößt einen Fré Djhan-Baptist an.

„Siehst du? Schwarze Haare hat's? Ein wallonischer kleiner Jesus."

Der Impresario springt von seinem Stuhl. Er läßt jetzt die Historie für sich reden. Im Stalle ein Aus- und Eingehen. Hirten und Lämmer, Bäuerinnen und Pilger, und jeder sagt sein Sprüchlein her. Sie sind gewöhnliche Leute und reden wallonisch. Es erscheinen in der Türe himmlische Heerscharen. Da sie Wesen höheren Standes sind, reden sie französisch. Und zuguterletzt ein Bauer. Leert sein Körbchen mit Butter und Eier. Der redet deutsch!

„Er kommt von Kalterherberg," sagen die Wal-

lonen, stoßen sich an und lachen. Und da er sich umdreht, hängt ihm am Rockschoß das rote Sacktuch heraus. Die Wallonen schütteln sich in heimlichem Lachen.

„Er ist aus Kalterherberg! Gewiß meiner Treu!"

Grünwald stößt den Blagueur ans Knie.

„Jetzt muß man ihnen schon wat anderes an den Kaktus werfen, als 'n Hurra," tippt dem tiefersitzenden Kalbe an den Hut.

„Tun wir noch mit, Veteran?" Der flüstert herauf.

„Man könnt's abwarten und dann — nötigenfalls — 'rausgehen."

„Kalbe gedenken Sie in memento mori, daß Sie in 'm Kriegerverein sind. Es gibt doch Monumente im Menschenleben, wo man nicht auf den Lorbeeren 70/71 ausruhen kann."

Ein Stoß gegen den Kasten. Die Menge staut. Die Leiber quetschen aufeinander. Die zurückgedrängte Türe schneidet mit Quitschen und Schrammen in den Menschenhaufen, zerstückelt ihn, reißt eine große Lücke in die dumpfe Masse. Verworrene Stimmen, geheimes Wüten. Die Menge wächst auf die Fußspitzen. Ein Trippelmännchen in buntem Flitter, schlüpft zwischen den Beinen der Männer durch, rennt mit Ellbogenstößen in die Kleider der Frauen. Da rückt man und läßt eine freie Bahn. Dreht die Köpfe.

„Ceint diâles! Wer ist der Fâmeux?"

Einige meinen: „Vielleicht der zwölfjährige Jesus im Tempel!"

„Djan donc (ei doch)," rufen die Kindlein, „es ist der Djill' Poupoudje."

Dem wütet das Gesicht seitwärts. Seine jähen Blicke schießen in den Schwarm. Er wittert den

Spott. Es hat ihm einer auf den Schulbänken gesagt, er sei jetzt groß genug, um zu wissen, daß die Cicile Poupoudje das häßlichste Geschöpf bis Spa hinunter wäre. Seitdem flackert's in ihm — das Mißtrauen, die Angst um den Spott. Aber er hört's aus allen Ecken, von allen Bänken, überall, wo Gesichter aus dem Menschenwust herauslugen: Der Gilles Poupoudje wird der kleine Jesus in Nazareth sein! Hinter ihm in der freien Bahn ein Wackel-Weibchen. Das runzelt die Lippen ein und wirft das Gesicht. Da läßt man es durch.

„Die Cicile Poupoudje gehört zu ihm!"

Und hinter ihr eine mit flatternden Bändern und blühenden Backen. Die Vennluft hat ihr die Haut geschält. Sie stößt die feisten Arme in die Menge. Platz da! Die Kat von Mont Righi. Die gehört auch zu ihm, dem Gilles, dem gewesenen Nichtsnutz. Jetzt soll er ja in der Besserung sein. No ja! Platz da! Die Kat vom Venn! Die freie Bahn schlingt zusammen. Die Lücken zerreißen. Die Schultern rücken aneinander. Wie in einer Mauer eingeklemmt steht Kat und moosgrün hinter ihr der Bruder Jägersmann. Man sagt ihr, das Lokal sei voll wie im Ei. Nichts zu machen! Zwei bitterböse Gesichter! Von dem Kasten her winkt Grünwald. Das sehen sie nicht. Die Blindheit flirrt um sie. Dem Kat springen die Augenlider. Sie knorrt: „Nicht mal reservierte Plätze! Ein gewesener Nixnutz kommt nie und nimmer zu Ehren! Nie und nimmer!" Da fliegt ihr ein Tannenreis in den Rücken. Das kommt von Grünwald. Er winkt ihr in die ‚Deutsche Ecke'. Sitzt Kat dann auf dem Kastendeckel und schnauft über die andern hinweg, schnauft in einen gewaltigen tobenden, jubelnden Sang hinein. Ein Volksgesang und ein Mettegesang, das alte, liebe, lustige Lied von

den zwei verwunderten, schimpfenden Basen. Der Impresario ruft:

„Houtoz! Die Männer singen das von der Lisbette. Die Frauen das von Marëie. Erst pianissimo und dann ad libitum. Dann ist es andantino quasi allegretto.“

„Was sagt er von quasi?“ fragen die Gedrängtstehenden. „Es ist quasi Zeit, daß du anfangen läßt, ‚Voltaire‘. Wir stehen hier nicht gut. Wir stehen hier wahrhaftig nicht gut. Während hier der Hafer wächst, krepiert das Pferd.“

Da gibt der Impresario ein Zeichen, zählt:

„One! deusse! treusse! Hepp Messieurs!“

Und es jodeln und quirlen die Stimmen. Die Köpfe schwenken. Die Füße wippen. Tief Atem schöpfen die Frauen. Und Kindlein greinen hinein. Marëie singt:

„Duspiertove on panc,
Caseine, qu'est ce j'os?
N'avove nein co doirmi voste sô?
Lévoz vosse tiesse à haut
Ju creus qu' jay oyo.
Çoula m' fait pawon
Dire qu' noste Soveur estent vnou.
Et s'ju n' mu trompe nein
Ju l'éteinds foirt bein.
Duspiertove on moumeint!“

(Hat Sie das etwas wach gemacht,
Cousine, was hör' ich in der Nacht?
Hat Sie das um den Schlaf gebracht?
Nun heben Sie den Kopf gemach,
Ich hab's gehört, so wie ich steh',
Und das macht mich voll Angst und Weh:
Der Heiland kam aus Himmelshöh'.
Es trüg' mich nicht mein heißes Blut.
Ich hör' ihn schon. Ich hör' in gut.
Ei, werden Sie doch etwas wach!)

O diese Cousine Lisbette! Sie hat keinen Glauben. Sie hat kein Vertrauen. Sie hat überhaupt keinen höheren Sinn. Sie kann sich nicht ausdenken, daß man anders als durch eine Unart die Leute morgens 1 Uhr wachschreie. Und Marëie muß bitten und drängen, muß eine alte, verschlafene Base zur Vernunft bringen. Ja, sie muß das; denn das Gedicht hat zehn Strophen. Und da alle Vernunftgründe vor einem verschlafenen Kopfe abprallen, braucht Lisbette sich nur vom rechten Ohre auf das linke zu legen, auf daß sie mit dem nicht tauben lauschen kann auf den himmlischen Gesang, und der ist wie gesagt — ein französischer:

„Bergers un Sauveur vous est né,
La paix vous soit donnée!"

Es wird immer Menschen geben, die ungläubig sind wie Thomas und hartnäckig wie Pharao und rechthaberisch wie das kananäische Weib. Lisbette ist ungläubig und hartnäckig und rechthaberisch und noch etwas: ein Schandmaul! Man kann hierfür kein biblisches Gleichnis geben, wohl aber ein wallonisches, und das ist wiederum Lisbette. Lisbette singt:

„Qu' est-ce qu' tu m' racontes
Mâdie tiesse d'aronde!
D'enné fer creur n'as nein honte?
Laime é paye c'one houleonde!
Grand dîu qué duspit!
Qwand qu' on vout doirmi
Et qu' on v'veint dusourni ainsi!
Vousse vite enn' aller,
Autermeint ju t'vas dner
A visaige one pétée!"

(Was sagst du mir in meine Ruh',
Du Schwalbenkopf, verdammter du!

Du Lügenbrut! Du sonder Scham!
Schreit mir in Schlaf: Der Heiland kam!
Großer Gott! Ach, was ein Leid!
So zur guten Schlafenszeit!
So gestört durch Zank und Streit!
Geh' und stör' mich weiter nicht,
Wenn mir die Geduld zerbricht,
Fliegt die Hand dir ins Gesicht.)

Und Marsie singt, daß die Kehle springt. Sie macht die Lisbette toll und wild. Sie macht sie wach, völlig wach. Und nun sieht sie mit klaren Augen, was sonst nur Träume in seidene Gewebe spinnen: Eine wunderbare, holde Wirklichkeit! Und beide eilen anzubeten den armen, kleinen Jesus. Suchen in Kisten und Kasten, um seine frierenden Händchen zu füllen, karge Reichtümer, aber so von Herzen gern und liebfroh gegeben — und ein Kostbares, ein Unbezahlbares: Die seidene Schürze, die Festtagshaube! Ach, du Kleiner! Ach, du Göttlicher! Eja! Eja! Und ein Feuerchen soll ihn wärmen. Bringt Holz, ihr Lieben, bringt Holz! Eine Schürze voll! Eine Wanne voll! O bringt Holz! Der Kleine, der Göttliche! O in einem ganz zerfallenen Stall!

Der weiße Stab des Impresario saust durch die Luft. Ffuit! Man könnte den dicken Dunst in Quallen durchschneiden. Der Vorhang rasselt vor. Kat wischt sich den Schweiß. Ihre Backen glühen zinnoberrot. Grünwald hält ein Streichhölzchen daran und sagt: „Vielleicht brennt's an!"

Kat sagt:

„Es ist nit recht. Man müßt die nächste Bekannte von einem Schauspieler besser respektiere. Wenn's nach Recht und Gewisse ging, müßt ich vorn

sitze," reckt den Hals, „sitzt vorn nit der Borgermeister und sonst noch wat von der Stadtspritz?"

„Ah wat!" sagt der Grenzler. „Ah wat! Die Herrensleute lassen sich daderdurch ihren Skat nicht verschambuieren. No, übrigens sitzt ihr doch hier wie in Butter, Kat."

Er rutscht auf die Stuhlkante. Sein Knie stößt an Kats herausgewölbten Rücken.

„Ich sitze hie wie 'm Backofe. Ihr braucht mir nit grad' uff'n Buckel zu rücken, Grünwald."

„Kiek!" lacht der, kitzelt sie unters Kinn, „je wärmer, desto besser!"

Da reckt sie hinterrücks und stößt ihm ans Schienbein.

„Zurück, Grünwald! Macht die Narrenspoffe mit eurer Frau. Ich hab's satt mit euch Kerlen. Ich heirate."

„Kotz dunner! Wen denn?"

„Den Hausierer! Ein properes Mannsleit! Er bringt mir 'n blühendes Geschäft mit in die Ehe."

„Kotz dunner!" lacht wieder der Grenzler, tätschelt ihr die Schulter, „kriegt der aber Ware für sein gut's Geld!"

Silence!

Viertes und letztes Bild! Das Haus zu Nazareth. Der Impresario redet mit Andacht und Schwung. Er redet wie ein Mann, der für seinen Vorteil ist. Wie Männer für ihr Vorteile sind, wenn sie den Frauen Beispiele vorführen. Er führt den anwesenden Mädchen die Ordnung in dem Hause von Nazareth vor. So gezieme es sich. So sei es auch Wallonenbrauch. So reinlich im Wallonenhaus! Und sagt:

„Rein sein ist fein sein,
Fein sein ohne rein sein
Ist — Schwein sein!"

Ein Gemurmel läuft längs den Bänken. Man ist allenthalben der Meinung, das habe er gut gesagt. Das sei wieder einmal ein Kunststück der Wallonenzunge. Da heben sie an zum Schlußgesang:

„Qwand ns' årans stu a deuse treus messes
Nos rveinraus cial magni l'crin d'cresse,
Et s' magnerâne one aune du trippe.
N'est-i nein veur, cuseine Magritte?
Et s' beurane deuse treus bons cô.
Gloria in excelsis Deo!"

(Und haben wir zwei, drei Messen gehört,
Dann werden zu Hause die Rippchen verzehrt,
Und nehmen eine Elle Blutwurst in Schnitt.
Ist das nicht wahr, Cousine Magritt?
Und zwei, drei Schlucke machen uns froh.
Gloria in excelsis Deo!)

Und es nimmt des Jubelns kein Ende, kein musikalisches Finale! Sie sind des Jauchzens so voll.

Glo — hohohohoho — hohohohoho — hohohohoho — ria!

Die Körper schwanken und wiegen. Die Bänke krachen. Grünwald schiebt die Mütze in den Nacken, brüllt mit. Neben ihm sitzt der Blagueur regungslos und stier. Der massige Körper huckt zu einem unförmigen Klumpen ein. Aus dem hängenden Kopfe glosen die Augen in das Haus von Nazareth. Wie dort ein friedsames Leben ist! Aber eine sanfte Wehmut wallt hinein wie Trauerflore in die Sommerluft, wie Regen in den Myrtenkranz. Wie eine erste Träne und wie ein erstes Leid kommt!

An der Kommode rückt die Muttergottes ein Kruzifix zurecht, hängt in der Tiefe ihrer seltsam ahnungsvollen Gedanken fest. Eine freundliche Stube, eine wallonische Stube! Schert sich das um die

historische Treue! Treu ist Wallonenbrauch. Sie beten an ihren kleinen wallonischen Jesus. Der steht in Vater Djosèfs Diensten an der Hobelbank, spricht dem Arbeitsfleiß hohen Preis und — alles zu seiner Zeit — auch manchmal einen Zeitvertreib; springt von der Hobelbank und treibt frohes Kinderspiel mit einem kleinen weißen Kaninchen. Hippehopp! huckt das scheu auf Klein-Jesus Arm! Die wallonischen Kindlein klettern auf die Bänke. Nein, so was! So ein süßes Karnickelchen!

„Eijeijei, Mazette!" Wo wäre denn ein Wallonenstall ohne das Karnickelchen? Und ein Wallonenfestmahl ohne das Karnickelchen? Und sie sagen: Mazette! Sie sagen es, wenn ein Tier wie ein Mensch ist oder ein Mensch wie ein Tier, possierlich, liebwert, schlau oder unlieb, boshaft, launisch. In Freude und Groll und Ärger und Lachen — Mazette! Da spricht Gilles, der wallonische Jesus von heute und morgen und übermorgen:

Hoher Freude voll kam ich,
Vieler Sorgen Kunde vernahm ich.
Kommt ein Aar und spießt die Taube;
Treu wallonisch ist ein Glaube:
Daß der Aar ein Räuber ist,
Der das arme Täubchen frißt!
Rotes Herzblut! Roter Haß!
Großer Aar du, fleug fürbaß!
Großer Aar! Die Taube spricht:
Muttersprach' ist Gottespflicht!
Muttersprach' ist Gottesrecht!
Muttersprach' hat hoh' Geschlecht!
Lob' ich mir mein Gottesrecht,
Lob' ich mir mein Liebesrecht!
Gott und Liebe hat aufgebaut
Muttersprache! Mutterlaut!

Gott und Lieb! Die helle Knabenstimme wirrt über die gesenkten Köpfe. Sie wirrt in die horchenden Seelen und stachelt sie auf und rüttelt sie auf zu Liebe und Weichheit, zu Wonne und Weh, zu Weihnachtsweh!

Die verarbeiteten Männerhände tasten nach den Händen der Frauen, pressen sie im Schoß, pressen sie voll Sanftmut und Rührung. Die Männer schlucken und knodern:

„Er hat Recht. Gott und Lieb! Es steht jetzt schlimm mit uns."

Die Frauen sagen:

„Wie kann der gute Gott uns verstehen, wenn wir jetzt deutsch beten sollen? Der gute Gott wird nun lange nichts mehr von den Wallonen hören — lange nichts mehr!"

Und dann schweigen sie alle erschrocken. Ein Mann steht auf, steht hoch bis an die Decke. So plump und so voll brutaler Kraft steht er. So könnte er von oben herab auf sie niederfallen und ihre schlanken, biegsamen Leiber mit seinen gewaltigen Gliedern zerquetschen. Der Mann wirft dröhnende Worte über sie hin. So redet man ohne Schwung, und man redet so unter Donner und Blitz, so hohl, so aus allen Gräbern der Vernichtung heraus.

„Der deutsche Aar wird kommen! Der wird euch spießen! Der wird euch zerfedern. Gloria! Gloria! Der wird euch die deutsche Weihnacht bescheren! Heut' übers Jahr! Heut' übers Jahr! Wenn das nicht wahr ist, will ich nicht ‚Gloria' gesagt haben! Gloria übers Jahr!"

Da springt aus den Bänken ein Schurfen, Summen, irrt ein Fragen, Sagen, Schnobern. Brände lodern in den Blicken. Die häkeln an dem ausgestreckten Arm des Mannes hinauf. Seinen glosenden

Augen folgen die Brände ihrer jammernden Blicke. Die glosenden Augen suchen Gilles, den wallonischen Jesus heute und morgen und übermorgen. Und weiter spricht der Blagueur. „Was redest du? Du Gottloser unter so vielen, die dich dem wallonischen Gotte verhandeln! Bist du nicht deutsch? Ja, du bist's! Du hast von Deutschland dein Herzblut, du wallonischer Schandbub'! Und du schmähst dein Herzblut! Seht ihr's, ihr Deutschen! So werden eure Kinder euch schmähen, wenn sie untergehen in der wallonischen Sintflut. Paß auf, du wallonischer Jesu, du bist bis heute in Nazareth gewesen — nicht mehr länger!"

Ein Stimmenschwarm:

„Blagueur! Jetzt haben wir genug. Jetzt geben wir dir's aufs Maul!"

„Wir sind Deutsche!" Zwei, drei Rufe vom Kasten herunter.

„Wir sind Wallonen!"

„Wir wollen's bleiben —!"

„Wir auch! Wir auch! Im Namen Gottes!"

„Deutsche seid ihr —!"

„Nenni! Nenni! Mâdi Allemand!" (Verdammter Deutscher.)

„Dann bleibt Hottentotten —!"

„Wallonen! Wallonen! Blaues Sakrament!"

„Na wat! Franzusen seid ihr! Hurra! Wir Deutsche verwursteln euch!"

„Raus! Raus! A diâle! Geht zum Teufel!"

„Rothosen! Dreimal ‚oui' und viermal ‚merci'! Und hinten und vorn des Deibels!"

Eine brüllende, tosende Masse wankt, schwankt gegen den Kasten. An dem hinauf klettern, hasten, ächzen die paar Deutschen. Dort zusammengedrängt zu einem wirren Knäuel. Hochgeschwungene Stühle,

Stuhlstempel, Stöcke und Regenschirme. Stehen in verwegenem Mut, trotzige Kämpengesichter gegen die wimmelnden Haufen, rücken Schulter an Schulter, recken die nervigen Fäuste. Stehen wie Standbilder aus Erz und Eisen. Ein holpriger, schwerbrausender Unisonogesang.

„Deutschland, Deutschland über alles!"

Mitten unter ihnen Kat mit Krähen und Kreischen. Hinter ihrem feisten Rücken, von allen Frösten des Schreckens geschüttelt, der Veteran von anno 70/71, der Nachkomme des Kämpen von Düppel, der Kalbenvater!

Stöße prallen gegen die Kasten-Hochburg. Die kleinen beweglichen Wallonenkerle rücken zu langer Kette an die Bänke. One! deuse! treuse! Ein Ruck, ein prallender Stoß gegen den Kasten! One! deuse! et — treuse! Die Bretter knacken und splittern. Im Innern des Kastens Klirren und Rasseln der Maschinenteile. In eines Riesen Leib das Schlottern der Gedärme!

„Deutschland! Deutschland über alles in der Welt!"

One! deuse! et — treuse!

Hallo! Ein Krach! Hallo! Ein Splittern! Die Stühle sausen auf die Köpfe. Blutige Köpfe! Knirschen und Tosen und eine grausame Wirrnis von Männern, Frauen und Kindern. Balgende Haufen. Menschenleiber im Winden und Drehen und Bäumen und Stürzen. Menschen, die mit nervigen Armen sich aneinanderschmieden. Wutschäumende Menschen. Menschen und Brüder. Bruder Mensch!

Die Legion wilder Tauben zerfleischt den deutschen Aar. Um das Haus von Nazareth tobt die Bruderschlacht. Die wallonische Weihnacht dampft in Feuer und Brand und Hölle und Mordio. Et in terra pax hominibus bonae voluntatis!

Die himmlischen Heerscharen flüchten. In dem dunklen Gäßchen flattern weiße Gewänder, Engel mit und ohne Flügel, Landleute aus Bethlehem und Bethanien und der wallonische Jesus, zähneklappernd vor Furcht und Kälte, die zuckenden, totblassen Backen von Tränen überströmt. Um ihn, hinter ihm, vor ihm kreischende Frauen. Die rufen nach der Polizei, nach dem Bürgermeister, nach der Spritze. In wüsten Haufen quirlen die ringenden Männer aus dem Fabriktore. Wehende Schatten die Böschung hinunter zum Fluß. Kämpfende Männer zu zweien und dreien, festgerannt, festgesaugt in stummer, knirschender, bleicher Wut. Paddeln im Wasser. Wirre Rufe. Dumpfes, gurgelndes Aufbrüllen. Über die Steinbrücke rasen vier Männer in die Straßen. Fré Hinri, Fré Mathi, Fré Jòsef, Fré Colas; klopfen an die Fenster der Frés. Ihr Auserwählten des Volkes! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Und wo ein Fré wohnt, zerren sie ihn aus der warmen Haus- und Weihnacht bei Blutwurst und Pèkét. Schrille Gerüchte wehen vor den Haustüren. Hohle Rufe prallen in die stillen Stuben. Ihr Auserwählten des Volkes! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Und die Frés eilen und fluchen. Ein Name hallt in den Straßen. Es rufen ihn die Männer, Frauen und Kinder.

„Fré Rmâk!"

Remaklussöhne und -töchter schreien nach dem Patron ihrer Rechte. Da kommen Frés vom Markte her und sagen, Fré Rmâk sei nicht von der Jagd zurück.

Und Frés kommen von Madame Julien und erzählen, sie sei bleich geworden und habe leise und so in großem Erschrecken gesagt:

„Pax hominibus bonae voluntatis!"

Und nichts weiter und mit Tränen in den Augen nur das und immer nur das!

Und es kamen Frés von dem Alten vom Kalvarienberge. Der habe wunderlich also gesprochen: „Ich sage nicht, daß ihr sie totschlagt, ich sage auch nicht, daß ihr sie nicht totschlagt. Wenn ihr etwas Anständiges zwischen beiden wißt, so tut's. Freibier ist hernach beim Fré Ronard in Outrelepont und im Café Müller." –

Da dachten sie an das Freibier und fanden allenthalben Anlaß zum Anständigen.

Und es gingen auch etliche auf die Suche zum Bürgermeister, der im Markthotel beim Skat saß. Der warf die Karten auf den Tisch, und ebenfalls der Landrat und ebenfalls der Richter und ebenfalls der Oberlehrer Posch aus dem Puppenhäuschen am Markte, und manche andere, die beim Skat und überhaupt im Leben Zuschauer sind.

„Jetzt ist's weit genug," sagten die Herren, „weiter dürfen wir die Bewegung nicht kommen lassen." Und sie zogen mit Gendarmen und Polizisten aus, um das Volk zu beruhigen. Sie gingen über den Markt durch Chatelet über die Brücke. Über die Brücke und den Römerplatz zum Markte zog ein anderer Trupp. Der bestand aus vielen Kindern und vielen Halbwüchsigen und einigen Großen und etlichen ganz Großen. Sie füllten mit Geschrei und Lärm, Beten und Singen die halbdunklen Straßen. Die Buben liefen auf den Einfassungssteinen der Straßengossen entlang und sorgten, daß da kein Stürmer und Schreier hineinstürze. Es waren ihrer schon viele naß vom Kampfe im Flusse. An der Spitze des Haufens einer in grün-rot-weiß und gestreiften Gewändern. Der Schneesturm stäubt hinein und läßt sie aufflattern. Man umdrängt das schillernde Kleiderbündel. Gilles, ihr wallonischer Jesus! Stoßen ihm in den Rücken.

„Abeye! Sag deinen Spruch! Sag's ihnen! Sag's ihnen!"

Eine dünne, hilflose, heiser gequälte Stimme über allem Lärm. Über dem Pfeifen des Sturmes. In dem verfrorenen Gesichte wirren, drehen, flackern die Augen. Hysterische Kinderblicke. Er, Gilles, der wallonische Jesus! Der Held des Schreckensabends! Der wallonische Märtyrer!

„Rotes Herzblut! Roter Haß!
Großer Aar du! fleug fürbaß!
Großer Aar, die Taube spricht:
Muttersprach' ist Gottespflicht!"

Die Haustüren fliegen auf. Die Fenster fliegen auf. Arme recken heraus nach dem pauv' petit Jesu wallon. Man hebt ihn durch die Fenster in die warmen Stuben. Man macht ihn warm durch zwei, drei Schlucke Gurgelkratzer Pèkèt. Man tätschelt ihm den hageren, glühenden Kopf. Die Frauen küssen und weinen.

„Muttersprach' ist Gottesrecht,
Muttersprach' hat hoh' Geschlecht!"

In die bissige Kälte des Weihnachtsabends splittert die dünne, kreischende Stimme. Hilflos und frech!

Und wie sie weiter ziehen, immer weiter, recken aus den Häusern die Hände mit den gefüllten Pèkètgläsern. Und groß' Mitleid allerwärts! Und zerdrücken und tätscheln ihn.

„Louk volà! Der arme, liebe, schmutzige Hund! O, der Mazette! Binamé! Der liebe, verdammte Poupoudje! Ah sicola! sicola! Was eine Affäre! Was eine schöne, verpatzte Weihnacht! Heiliger Antonius von Padua! Was 'n Affäre in Lüttich, wenn's regnet!"

Und grün=rot=weiß wankt der wallonische Märtyrer in dem Lärm und dem Tosen. Sie stützen ihn. Sie halten ihn. Aus seinen Augen dreht das Weiße. Die Lider hängen ihm schlapp, blicken in starrem Rausch. Blaurot quillt das verfrorene Gesicht. Hysterische Rotbäckchen. Da stoßen ihm die Fäuste in den Rücken. Die Halbwüchsigen schütteln ihn.

„Hepp, Gilles!“

„Lob' ich mir mein Liebesrecht!“

„Uns' Liebesrecht!“ brüllen sie.

„Lob' ich mir uns' Liebesrecht!
Gott und Lieb hat aufgebaut
Muttersprache, Mutterlaut!“

Als sie über den Markt in den petit vinâve einlenken, stocken die ersten. Und der ganze Trupp staut, prallt an die Häuser, Pfiffe schwirren. Zurufe.

„Hepp!“

Da verstummen auch diese. Im dichtesten Knäuel steht eine und spricht leise Worte. Eine Reiche! Die leisen Worte sind warm und heftig. Eine Frau, vor der man die Mütze wirft und gentil und anständig sein will.

Die leisen Worte prallen wie Eissplitter an ihre Ohren. Und die Frau und das Kind in flatterndem Grün=rot=weiß verschwinden in einem hellen Entree. Da sprenkelt der Haufe auseinander. Der Schneesturm zerpulvert über den Köpfen und zerreibt sich an den hellen Fenstern; dahinter ein weinendes Kind, das der Madame Julien sagt:

„Ich bin krank. Ich falle. Sie haben mir Péket gegeben.“

Auf der steinernen Brücke ein immerwährend wogender Menschenstrom. Solche, die nach Outrelepont

wollen, solche, die von Outrelepont kommen. Unter den Zurückkehrenden zählt man viele geschundene Gesichter und blutige Köpfe. Und Männer, die sich von ihren Frauen heimführen lassen. Das sind die Zuschauer im Leben. Der Landrat ist um zwei Schritte dem Trupp voraus. Sein Vollbart flattert. Ein Mann vor ihm, der ihm knapp bis unter den Arm reicht; den ruft er an:

„Herr de Vries! Warten Sie! Wir haben, denke ich, den gleichen Weg, vielleicht auch den gleichen Zweck," tritt neben ihn, mäßigt seine großen Schritte zu den kleinen des Dokteurs. „Die Leute haben da vorhin mit Fäusten ausgefochten, was wir mit Reden klarlegen wollen. Eine Aussprache wird gut sein."

„Sehr wohl, Monsieur Landrat," sagt der Dokteur, duckt mit höflichem Neigen ein; um seine Augen kräuselt das spitze Lächeln. Er macht seine kleinen Schritte zu großen und ist dem deutschen Trupp um eines Menschen Länge voraus. Keine Gemeinschaft mit jenen!

„Und wenn wir auch mit Engelszungen reden," beginnen die deutschen Herren um den Landrat. Da hebt dieser abwehrend die Hand.

„Wir haben zu sorgen, daß kein Aufruhr in die Wallonie kommt. Lassen wir sie zu Wort kommen. Lassen wir sie reden. Seien wir einmal nicht übelnehmerisch. Zwang stärkt das Rückgrat. Wenn wir heute die Weihnacht durch Zwietracht abschließen lassen, morgen ist sie schon Kampf, übermorgen Aufruhr."

Die Herren sagen: „Abwarten."

Das sind die Zuschauer beim Skat.

Am Fabriktore eine stumme, harrende Menge. Die Kämpen sind heimgebracht. Die Männer, die da warten, sagen von sich: „Wir sind keine Sprudelköpfe.

Wir schlagen uns nicht die Fäuste wund. Wir wollen einmal ernsthaft mitsammen reden. Wir Frés!"

Ihre Reihen öffnen sich, als der Dokteur kommt, den sie erwarten.

Der Landrat ist ein blonder Recke. Sie können nicht anders sagen, er ist ein schöner, sympathischer Mann. Sie können auch nicht anders sagen, als daß ihre Frauen und Maitressen wunderbare Augen machen, wenn sie ihm nachblicken. Ein Mann, der Frauenherzen platonisch hat, zwingt auch die Herzen der Männer.

Sie hören ihn laut in das Planschen des Flußwassers sprechen und hören, daß es französisch ist. Und halten die Köpfe hin und lauschen.

„Was ich hier finde, beruhigt mich. Ich finde ernste, gutgesinnte Männer, die keinen Kampf wollen. Treten Sie ein, meine Herren! Dort, wo soeben die wüsten Szenen sich abgespielt haben, wollen wir einträchtig zu dem Kompromiß zu gelangen suchen, das nun einmal einer dem andern machen muß. Und vergessen wir nicht, daß der Weihnachtsabend Friede verheißt und nicht Bruderkampf. Wer solchen Sinnes ist, den fordere ich auf, mit uns einzutreten!"

Die Köpfe hängen zusammen. Tuscheln und Nicken. Sein Französisch ist zwar nicht das beste. Fré Paskal wispert, der sei gewiß „in Nängsi gewesen pour apprângder le frangçais". Aber was er da sage, habe Sinn und Verstand. „Voltaire" schwenkt seine Handbewegung:

„Entrez, wenn's gefällig ist, meine Herren!" Und legt sein Notizbuch handlich. Er wird dem Herrn Onkel berichten müssen.

In dem dunklen Torwege noch ein vereinzeltes Trampfen. Und zweie, die Hand in Hand kommen. Als der Mann die blitzenden Helmträger unter dem

Torbogen postiert sieht, will er in die Dunkelheit zurück. Das Weib hält ihn.

„Nix do! Mir Deutsche fürchte Gott und keine preußische Schanddarm. Ich kenne sie allemol. Dem Kat' soll eener komme, na! — Gu'n Abend, Ihr Herren, Ihr seid mir auch die Richtigen. Vorhin, wie sie sich hier gemopselt hon, nix von de Herrn vom Sabel und Gewehr ze sehe! Mir haben sie die Bänder 'runtergerissen. Das hat man dervon, wenn man quasi ein Bekannter vom Schauspieler ist. Na, wie gesagt, es kriegen mich keine zehn Perd mehr von Mont-Righi 'runter. Komm, Schäng! Adschüs!"

Der Stadtpolizist stößt dem vorüberschleichenden Hausierer lachend in die Seite.

„Tonnerre! Du! Das Kat wird dich zerdrücken wie eine Laus zwischen den Fingern. Und ich meine — nicht vor Lieb'!"

Der Hausierer drängt sein bartloses Gesicht gegen ihn.

„Wenn ich es erst hab', das Kat! Ich kann bloß zwei, drei Worte Deutsch! und sie kann zwei, drei Worte Französisch. Wenn ich es erst hab', mein lieber Marquet — —"

Und schleicht dem Kat nach.

Da kommen von der Brücke her einzelne und mehrere, die von der Versammlung gehört haben und Einlaß wollen. Das Tor ist ihnen zu. Sie murren und verschwinden um die Ecke und suchen ein helles Fenster, zu dem hinauf sie klettern können.

Und in der trüben Helle des weiten Saales und in den vielen leeren Bänken und zwischen gestürzten Tannen sehen sie die Auserwählten des Volkes.

Landrat von der Heydt sagt:

„Meine verehrten Herren! Ich möchte für unser unvorhergesehenes Zusammentreten an ein Wort

Schillers aus der Rütli-Zusammenkunft erinnern: ‚Was ungesetzlich ist an der Versammlung, entschuldige die Not der Zeit.‘ Und das Sterbewort des alten Attinghausen: ‚Seid einig, einig, einig!‘ Und gewiß auch das Wort des Friedens, das heute zur Weihnacht über den Krippen steht: ‚Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis!‘ Meine verehrten Herren! Friede und nicht Kampf, das wollen wir. Ich bin überzeugt, das wollen auch Sie. Lassen Sie uns das im Verlaufe unserer Beratungen im Auge behalten!“

Der Dokteur steht im Mittelpunkte einer erregten Gruppe, die auf ihn einspricht. Er sagt in französischer Sprache:

„Messieurs! Der Zweck der Versammlung wird daran scheitern, daß wir Ihre Sprache nicht zur Genüge verstehen, Sie nicht die unsrige. Jedenfalls können die Frés den deutschen Ausführungen nicht folgen.“

Der Landrat wendet sich zum Bürgermeister:

„Wie verständigt man sich in den Stadtratsitzungen?“

Der Bürgermeister tritt bis an die ersten Bänke vor. Sein Kopf ist greis geworden unter Wallonen. Er ist ein Friedensgreis geblieben und ein Deutscher. Aber in dem Momente, da er vor diese eigenartige Versammlung treten und bis aufs Jahr 1868, den Beginn seiner Amtstätigkeit, zurückschauen muß, ist in ihm ein starkes Ruhestandsehnen. Er macht eine Armbewegung gegen Xhayet, sagt:

„Es wäre wohl Sache meines Vorgängers, über die erste Maßnahme der Regierung in dieser Angelegenheit Bericht zu erstatten. Sie fällt, meiner Erinnerung nach, in das Jahr 1863. Unter seiner Direktive ging vom Stadtrat aus eine Zuschrift an

die Regierung, die insofern von Wichtigkeit ist, als sie die Maßnahme der Regierung in genügender Begründung zurückwies, und zwar mit Erfolg. Meiner Ansicht nach dürfte diese Zuschrift auch für unsere heutigen Germanisationsverhältnisse bestimmend sein. Da die wallonischen Herren Aktenmaterial mitgebracht zu haben scheinen, eine Versammlung also vorhergesehen war, so könnte darüber ja erschöpfende Auskunft gegeben werden." Tritt zurück und setzt sich. Und sucht in den Rockschößen nach dem Schnupftuche. Xhayet entfaltet ein Blatt und gibt eine Vorbemerkung, wulstet die Lippen unter dem greisen Schnurrbart und zieht tiefe Stirnfurchen, spricht von grober Unwahrheit. Die Versammlung sei nicht vorgedacht gewesen, nicht als solche, nicht als öffentliche, nur als Klubsitzung. Fré Mathi, der Dorfcuré, als Ehrenvorsitzender, der sei dieser öffentlichen Versammlung ferngeblieben — und noch dieses und mehreres. Dies Aktenmaterial sei zur Stelle, auch das Schriftstück des Stadtrates auf die Maßnahme der Regierung vom 30. August 1863, das er vorliest:

„Der Conseil nimmt mit Bedauern und Erstaunen Kenntnis von dem Entscheide der hohen Behörde und kommt zu folgender Resolution:

1) Er schließt sich voll und ganz der Antwort seines Bürgermeisters vom 25. September an und macht die dort gegebenen Prinzipien und Gründe zu den seinigen.

2) Sollte die Regierung darauf bestehen, die deutsche Sprache als Amtssprache in dem Conseil zu fordern, so sähe sich der Conseil in seiner großen Majorität gezwungen, zu demissionieren, wie auch in der Folge die Wallonen der Gemeinde von der Stadtratswahl ausgeschlossen werden müßten.

Zum zweiten: Sollte der Bürgermeister als

solcher zur Führung einer nur deutschen Korrespondenz verpflichtet werden, so hieße das, die Wallonen der Stadt vollständig von seinen Amtsgeschäften ausschließen.

3) In Anbetracht dessen, daß es der einzige Zweck der Regierung ist, die Einführung der deutschen Sprache in Malmedy dadurch zu bewerkstelligen, muß hervorgehoben werden, daß die gegenwärtige Verwaltung die besten Versuche macht, um die höhere und Elementar-Schule zu organisieren, von welchen aus doch die Kenntnis der Sprache abhängt, und daß nichts in diesem Sinne vernachlässigt wird.

4) In Anbetracht dessen, daß die Stadt Malmedy sich keiner Schuld gegen das vaterländische Gouvernement bewußt ist, würde die Zurückziehung des Vorrechtes, sich der Muttersprache zu bedienen, das durch den Herrn Präsidenten M. Sack anerkannt wurde, von der ganzen Stadt als eine unverdiente Strafe angesehen werden. Der Conseil sieht sich daher veranlaßt, im Namen der Stadt gegen diesen Erlaß, als gegen ihr patriotisches Empfinden gerichtet und der geeignet ist, sie unter den polnischen Teil der Monarchie zu stellen, zu protestieren.

5) In Anbetracht dessen, daß die Regierung die französische Sprache als zulässig in den gerichtlichen und notariellen Akten erachtet, so ist diese Notwendigkeit noch viel größer für die Schriftstücke der Verwaltung, die nicht nur einzelne interessieren, sondern die ganze Gemeinde, wie auch bei Anstellung des Landrates und der übrigen Administratoren nach altem Gesetze verlangt werden kann, daß sie die gebräuchliche Sprache beherrschen.

6) ist zu bemerken, daß die Schriftstücke an die Behörde stets deutsch abgefaßt und adressiert wurden,

bisher auch nie dieserhalb bei unsern lokalen Verwaltern eine Reklamation eingegangen ist. Aus diesen Gründen legt der Conseil Sr. Exzellenz dem Herrn Regierungspräsidenten nahe usw."

Xhayet äugt über das Schriftstück hinweg in die deutsche Herrenrunde. Seine Schlußworte raspeln unversöhnlich heraus. „Nach langen Verhandlungen nahm die Regierung ihren Erlaß unter der Bedingung zurück, daß unter persönlicher Verantwortlichkeit des Bürgermeisters, die Akten des Conseils ins Deutsche übertragen würden. Danach habe ich noch fünf Jahre lang die Lasten und Schikanen meines Amtes getragen. Ein Wallone fand sich nicht zu meinem Nachfolger. So wurde es ein Deutscher." Mit einer Handbewegung zu dem schwitzenden Manne im Hintergrunde „dieser Mann hier! Er ist ein braver Mann, und er hat nicht mein Temperament. Darum hält er's aus in unserem Magistrat. Seitdem ist die Visage unseres Conseils nach außen hin deutsch, aber die Verhandlungen werden in französischer Sprache geführt, Titel und Zuschriften der Behörden deutsch verlesen. Jedem Konseilsmitgliede ist es aber gestattet, französische oder wallonische Übersetzung zu fordern, Messieurs! So steht's!" — Setzt sich. Die Bank knackt.

Der Landrat:

„Nehmen wir dieses Verfahren auch für unsere Versammlung. Mögen die Herren beiderseits in der Sprache reden, die Ihnen geläufig ist." Seine Blicke gehen in den Hintergrund. „Der Herr Bürgermeister wird die Güte haben, Dolmetscher zu sein."

Wird dann noch dem Landrat der Vorsitz zuerkannt, und dann knüpft de Vries an dessen eingangs gegebene Worte an.

„Als der Kampf war, standen an dieser Stelle

nur Pseudo-Hellebardiers aus Bethlehem. Da der Friede sein soll, stehen draußen preußische Gendarmen. Das erstere ist bloß ein Anachronismus, den man belächelt. Monsieur Landrat, über preußische Gendarmen darf man doch wohl nicht lächeln, besonders nicht zur Weihnacht, da doch in terra pax hominibus bonae voluntatis sein soll. Aber vielleicht denkt sich so der Monsieur Landrat den ‚bewaffneten Frieden'."

„Nach den vorhergegangenen Exzessen ist das doch wohl notwendig geworden. Übrigens hat die Türwache nur die Ordre, keinen Unbefugten und Lärmmacher einzulassen."

„Sie irren! Es gibt hier keine Lärmmacher. Es gibt hier nur betrübte Menschen, die heute nahe daran — ich sage, nahe daran waren, ihre Geduld zu verlieren."

„Doch etwas — sehr nahe, Herr de Vries!"

„Ich bitte! Was ein Volk liebt, darf es loben. Unser Volk hat heute bloß seine Muttersprache gelobt, nichts weiter!"

„Herr de Vries, was dem einen zuliebe ist, kann dem andern zuleid werden. Wir wollen keine Politik der Spitzfindigkeiten. Klappen Sie das Visier herunter. Geben Sie die Tatsache doch zu: Der Widerstand gegen die Realisierung des Staatszweckes ist nicht mehr wegzuleugnen! Ob Wallonen oder Polen — hier wie dort wird die Muttersprache ausgespielt gegen das Deutsche!"

Da steht Xhayet würdig und gewichtig auf.

„Wir sind keine Polen!"

Schnauft und setzt sich. Die Bank knackt. Der Landrat:

„Ob Polen oder Wallonen — für das Deutschtum die gleiche Gefahr, wenn auch nicht für Deutschland!"

„Dokteur, jetzt reden Sie!“ rufen die Auserwählten. Der Vorsitzende erteilt ihm das Wort. Er redet! — nein, er sprudelt! nein! nein, er schleift seine Zunge an lauter helltönenden Kieselsteinen.

„Wenn Sie das Reichsroß nach dieser Richtung hin satteln, dann satteln Sie nur schleunigst wieder um. Sie werden wie Don Quichote gegen Windmühlenflügel kämpfen. Spüren Sie denn nicht, daß hier der Wind nicht stark genug weht, um politische Windmühlen, um überhaupt Windmühlen treiben zu können? Konstruieren Sie uns doch keine künstliche Zugluft aus der Polenecke. Um was kämpft Polen? Um seine Muttersprache? Es gibt Leute, die sagen: um die Glorie des einstigen Großpolentums! Wenn sie das sagen, nehmen sie die Beweise vielleicht von den aufrührerischen Polen in Rußland her. Die preußischen Polen gingen ja so weit, den Insurgenten Beihilfe zu steuern. Wie war ihre Rechtfertigung im Parlament? Anrüchig, Messieurs, nämlich: Tendenzen, auch für den Fall, daß diese nicht im engeren Vaterlande könnten realisiert werden, seien eine Art politische Krankheit, deren geographische Ausdehnung unglücklicherweise auf Deutschland sich beschränkt! Diese Deklaration fand eine düstere Auslegung. Die polnische Nation, die seit 1795 aufgeteilt ist von Rußland, Preußen und Österreich, kann nicht ihre letzte Absicht verleugnen, sich wieder zu einer Selbstregierung zu rekonstituieren. Da dies nicht unter Schädigung unseres bestehenden Staatswesens vor sich gehen kann, so zielt die Politik Bismarcks mit allen Mitteln — auch außergewöhnlichen — darauf hin, die aufrührerische Tendenz der Russisch-Polen nicht nur in Preußisch-Polen nicht aufkommen zu lassen, sondern alle und jede Polentendenz und Polenklage — sei sie auch berechtigt — auszurotten. Es wäre aber ver-

kehrt, mit ein-und-denselben Mitteln zwei durchaus verschiedene Wunden am Staatskörper heilen zu wollen, Polen und Wallonen in eine Schlachtlinie zu ordnen. Wenn Polen zurückdenkt, sieht es den Glanz eines einst weltmächtigen Diadems. Er leuchtet unter Trümmern heraus. Der hängt noch in den Augen der Generationen. Das fasziniert! Sehen Sie auch Polens Krone nicht mehr, so doch ihren Abglanz. Der überstrahlt sie noch, so lange die Geschichte ihn notiert. Und die im Abglanz stehen, sind mehr zu fürchten als solche, die noch im Glanze leben. Da kommt hinzu die Wehmut der Erinnerung. Messieurs, wissen Sie, wie viele Skorpionen über eine glanzvolle Erinnerung hinlaufen und ihr Gift ausscheiden? Polens Wehmut wird immer Deutschlands Sorge sein! Deutschland wird nie voraussetzen können, ob mit dem Zugeständnis der Muttersprache der Kampf in Polen zu Ende sein wird. Wir Wallonen aber haben keine Erinnerung an die Vergangenheit mehr, die wir aufleben lassen könnten. Das Regime des Krummstabes ist in unserer Staatsordnung ausgeschaltet. Wir suchen Unterschlupf unter dem Mantel einer Nationalität. Wir sind eine kleine hilflose Schar, die ein mächtiges Reich mit einem Handstreich köpfen kann. Auf Gnade und Ungnade dem Größeren ergeben. Dieser Größere war bis jetzt auch großmütig. Er hat unsere Rechte geschont. Es gab Herrscher, die stolz auf uns waren. Ich erinnere an das Wort Friedrich Wilhelms IV., der am 25. September des Jahres 1856 unsere Ardennenstadt heimsuchte: ‚Ich bin stolz, in meinem Reiche ein Völkchen französischer Zunge zu haben!' Ich könnte Ihnen eine Reihe früherer Dokumente vorlegen, die behördliche Zeugnisse wallonischer Treue für König und Reich enthalten. Ich nenne Ihnen eines,

ein Schriftstück des Justizministers von Kampf aus dem Jahre 1830. Er genehmigt mit großer Bereitwilligkeit den Gebrauch der französischen Sprache von Amts wegen, verlangt nicht einmal die deutsche Übersetzung. Warum diese Gunst? Hören Sie des Ministers Worte: ‚Die wallonischen Einwohner haben sich bisher treu und anhänglich und als gute Untertanen Seiner Majestät bewiesen, daß ich nicht anstehe, ihre Wünsche zu erfüllen.' Mit solcher Politik des Entgegenkommens macht man moralische Eroberungen, die dauerhafter sind, als die mit Feuer und Schwert. Vielleicht wird Preußen einmal von der Politik Englands lernen müssen, wie man annektierten Völkern Freiheit ohne Schädigung des Mutterlandes gewährt. Diese Beweise hoher Huld kann ich Ihnen verzehnfachen. Sind wir jetzt denn anderer Form, anderer Sinnesart? Sind wir jetzt die Wallonen nicht mehr von anno domini 1830 und 1856? Messieurs! Wir sind dieselben geblieben, aber der Staatskopf zeigt jetzt andere Gesichter. Der Staatskopf hat jetzt das Janusgesicht, das schaut nach einer Richtung in die Polenecke, nach der andern Richtung in die Wallonenecke. Und diese zwei Gesichter werden von einer Empfindung beeinflußt, von einem Willen dirigiert: eine polnisch-wallonische Razzia zu inszenieren, den Wallonen polnisch zu kommen und beide Nationalitäten mit einem Federstrich abzutun. Das war von vornherein der taktische Fehler und der große Irrtum. Ich will hier nicht erwägen, ob überhaupt die rüde Germanisation jemals ihren Zweck erreicht. Ein Volk verdeutschen heißt doch, ihm Vaterlandsliebe abringen. Und Vaterlandsliebe ist eben in erster Linie doch Liebe! Die Sprache ist Drill. Und wäre ein Volk großgezüchtet im deutschen Sprechen und hätte die Liebe nicht ...!

Bismarcks Politik führt auf sein Vorbild zurück, auf Friedrich den Großen. Ich brauche Ihnen das nur in Erinnerung zu rufen. Fünfzigtausend Polen wurden ausgewiesen und mußten sich in Mecklenburg, Brandenburg und anderen deutschen Gegenden ansiedeln. Deutsche Unteroffiziere wurden polnische Lehrer. Bei Strafe von zwanzig und mehr Talern war es Meistern verboten, polnische Leute in Dienst zu nehmen. Auch die Heirat wurde den Mädchen unter achtzehn Jahren verboten, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Der Zwang hat nicht die Liebe gebracht, er hat bloß die Oberfläche geglättet. Warum ist der Zwang auch über uns gekommen? Soll ich ihn herleiten aus den Begeisterungstürmen des deutsch-französischen Krieges? Der lodernde Patriotismus hat den lodernden Haß gegen den ‚Erbfeind' erzeugt. Der Franzosenhaß traf alles Französische, auch die Sprache, auch uns, die wir sie als Muttersprache liebten! Der fanatische Patriotismus erkletterte die unheimliche Höhe, daß ein Eifriger den Elsässern sagte: ‚Si vous ne voulez devenir citoyens allemands, du moins vous deviendrez sujets allemands!' Darum erleiden wir das, weil unsere Muttersprache die französische ist, wir, die wir immer stumm geblieben sind, als man uns ließ, was war. Und ich denke, Messieurs, friedlich war!"

Der Landrat greift mit beringter Hand in die Haarfülle seines Vollbartes. Sein freundliches Gesicht strafft zu tiefem Ernste. Da niemand sich aus der deutschen Reihe zum Worte meldet, muß er aussprechen, was wallonische Männer fiebern macht.

„Meine verehrten Herren! Was Herr de Vries verlangt, ist Rückständigkeit im schwärzesten Sinne, ist ein noli me tangere für ewige Zeiten, ist aber auch eine absolute Verurteilung aller germanisch

kulturellen Bestrebungen. Es kann und darf uns nicht Genüge sein, bestehende Verhältnisse zu konservieren. Der germanische Geist muß fortschreitend seine Kulturarbeit verrichten. Sie nennen das im bösen Sinne germanisieren. Und doch bedeutet das nichts anderes, als Ihnen das Schönste und Edelste, deutsche Kultur, deutschen Geist, deutsche Wissenschaft zu bringen, zu künden und in dem Denkmal deutscher Sprache zu fundamentieren. Deutschlands geistige, wissenschaftliche Superiorität ist das strahlende Nordlicht, danach die Augen einer ganzen Welt in Bewunderung und Anerkennung schauen. Sein Geist ist unerschöpflich. Er kann viele Stämme sättigen. Und da soll man Deutschland zumuten, daß es hier den polnischen, dort den wallonischen Geist in seinem Staatswesen großzieht!" Drei Frés springen auf, rufen:

„Wir haben nicht den französischen G e i s t! Wir haben den wallonischen!"

Der Landrat:

„Ebenso wie Sie das Wallonische ein Patois des Französischen nennen, kann der wallonische Geist ein Pseudonym des französischen sein. Können Sie ehrlich versichern, daß Sie wallonisch sind und den d e u t s c h e n Geist haben?!"

Drei Frés setzen sich. Der Landrat sagt:

„Meine Herren! So lange Sie w a l l o n i s c h sind und den d e u t s c h e n Geist nicht haben, bekämpfen wir den französischen!! Wie aber sollen Sie den deutschen Geist kennen lernen, wenn er nicht zu Ihnen kommt durch die deutsche Sprache? Sagen Sie mir nicht, daß da eine innige Gemeinschaft herrschen kann, wo viele Zungen verschieden reden. Gerade Sie als Katholiken demonstrieren das Gegenteil in Ihrer Kirche. Sie haben die Einheit der lateinischen Kirchensprache. Dadurch wird zugegeben, daß eine Organisation,

die sich über ein Konglomerat von Sprachen erstreckt, notgedrungen eine maßgebende Einheitssprache festhalten muß!"

Der Dokteur:

„Dem widerspricht das Beispiel Belgiens, das zwei Amtssprachen anerkennt: die französische und flämische, in einem Jahrzehnt vielleicht auch die deutsch-belgische, ebenso das Beispiel der Schweiz, die drei Sprachen kultiviert und auch drei amtliche Texte stellt. Monsieur Landrat, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß von jeher die Maßnahme, eine einzelne Sprache als amtlich durchzuführen, wo viele Zungen reden, dies als Stigma des Despotismus empfunden und gekennzeichnet wurde! Es ist auch ein Werk des Widerspruchs; denn wenn alle Deutschen vor dem Gesetze gleich sind, müssen Sie es auch sein vor dem Wortlaute des Gesetzes!"

Der Amtsrichter hebt den Arm und hats Wort. Er hat zum Aktuar einen Wallonen, und das nennt er einen Glücksfall. Sein Buchfranzösisch würde für die wallonischen Bauern nicht ausreichen. Kein Französisch würde es. Die Leute wallonisieren das Französische. So spricht der Amtsrichter:

„Was de Vries hier inbezug auf die Amtssprachen verschiedener Länder vorbringt, — ganz unhaltbar. Kleinere Staatswesen wie Belgien und die Schweiz, können das machen. Aber wie soll das eine Großmacht wie Deutschland? Auf Ehrensäbel! Eine starke Zumutung, für jeden Sprachenwinkel eine Amtssprache zu notieren, jedes fremdsprachige Volkshäufchen nach Nam' und Art selbstherrlich zu registrieren. Ein ganzes Bündel Sonderstaaten! Sprachenrepubliken! Zählen Sie's auf. Knapp reichen ihre zehn Finger aus: Dänen und Litauer, Masuren und Polen, Wenden, Mähren, Friesen, Holländer und

Wallonen! Nette Schwarte." — Geht wieder in den Hintergrund, spricht leise mit einigen Herren. Es sind Lehrer darunter. Niemand redet mehr. Eine beklemmende Stille wird. Die Frés sitzen und zerbeißen die Lippen. Man hat sich erschöpft. Was bleibt noch zu sagen? Der Landrat spricht in die Stille:

„Meine Herren Wallonen! Wir haben bisher von Ihnen nur gehört, welche Verpflichtungen der Staat gegen Sie hat — das Volk hat aber auch Verpflichtungen gegen den Staat. Sie aber fordern und geben nichts! Das ist nicht patriotisch!" Da ragt ‚Voltaire' aus der Mitte der Frés auf. Er erbittet sich das Wort nicht, er nimmt es sich. Und spricht mit rotglühendem Kopfe:

„Meine Herren! Würden Sie an die Treue eines Volkes glauben, das nicht warm wird für seine Muttersprache, dem das Interesse an der Sprache, die es auf dem Schoße der Mutter gelernt hat, abgeht? Ein solches Volk bietet keinen Verlaß. Wird das zu einem begeisterten Patriotismus zu erziehen sein? Nein! Nein! Meine Herren! Wir lieben das Französische als unsere Muttersprache, und wer sagt, daß wir die Sprache Goethes und Schillers verachten, der ist ein —", er weiß keinen parlamentarischen Ausdruck hierfür und setzt sich.

Oberlehrer Posch fragt aus dem Hintergrunde:

„Es wäre zu erwägen: a) ob das Französische in demselben Verhältnisse zum Wallonischen steht wie das Hochdeutsche zum Plattdeutschen, b) zu welcher Auffassung über den Begriff Vaterland die Herren gelangen?"

Ein Lehrer ruft:

„Es ist das Land, wo meine Wiege stand!"

Ein paar Frés stehen und protestieren.

„Nenni, nenni! C'est nein vour!“ (das ist nicht wahr.)

Und setzen sich wieder. Der Dokteur lehnt zwischen den Tannen und vertieft sein satyrisches Lächeln. Ein Mann steht vor ihm, der kein Fré ist und einen Leibesumfang hat wie Diderot in seinen Briefen seinen Pfarrer schildert: ‚Man kann ihn drei Monate hintereinander küssen, ohne zweimal an dieselbe Stelle zu kommen.‘ Dieser Mann hat eine Wanderniere, und er kann keine Bandage tragen. Wie gesagt, weil seine Peripherie solches illusorisch macht. Er hat eine hohle, leidende Stimme und sagt:

„Vaterland ist, wo man alleweil gut hat. Abin, es gibt aber auch ein Mutterland. Und das ist, wo man sein' mütterlich' Sprache spricht. Man kann im Mutterland grad' so schlecht haben wie im Vaterland, aber wenn das Leben einigermaßen gut ist, stellt man dem Teufel eine Kerze und bleibt.“

Als so der dicke Mann gesprochen, tönt ein Ruf von draußen:

„Muttersprach' ist Liebesrecht!“

Die Blicke drehen nach den Fenstern. Die lange Reihe entlang stieren Gesichter herein. Die Köpfe drängen und stoßen gegen die Scheiben. Dumpf hallen die Rufe. Der Landrat sagt:

„Das kann ich nicht dulden!“

Die Frés rücken in den Bänken zusammen.

„Wir bürgen für unsere Leute!“

„Ich muß neue Exzesse verhüten!“

„Wenn Sie die Polizei schicken, ist's Gewalt!“

„Auf Ihre Verantwortung denn —!“

„Wir bürgen!“

Der Bürgermeister tritt neben den Landrat, hängt den Daumen in die Uhrkette.

„Ich glaube auch bürgen zu können!“

Draußen ein Ruf:

„Vive noss Bourgumaisse!"

Oberlehrer Posch tritt vor:

„Man müßte wissen, wie die Kinder, die doch nur mit Kenntnis des Wallonischen zur Schule kommen, dem französischen Religionsunterricht folgen können. Die Sprache des Katechismus und der Bibel ist eben eine andere als die sprechgebräuchliche." Er sieht sich im Kreise der deutschen Herren um: „Herr Spinner, dürften wir um Auskunft hierüber bitten?" Spinner winkt den jungen Blonden heran.

„Der da! Er hat die Kleinsten."

Der Blonde haftet:

„Zum Beispiel, ich erzähle die Schöpfungsgeschichte französisch. Sie packen ein paar Worte auf, aber den Sinn verstehen sie zumeist nicht. Mein Vorgänger im Amt sagte mir, daß er wallonische Erklärung einfügen mußte. So gebe ich denn jetzt diese Geschichten in einem Gemisch von Französisch und Wallonisch. Im dritten Schuljahre aber müssen wir schon allgemach anfangen, die bisher französisch eingepaukten Gebete, biblischen Lektionen und Katechismusfragen auf deutsch vorzubereiten. Wallonische Kinder lernen also ein Gemisch von drei Sprachen. Sie werden die Gebote Gottes und der Kirche, sowie die Gebete und Katechismusantworten nebst -fragen in französisch und deutsch hersagen lernen. Nebeneinander! Ich lasse meine Jungens als Schulgebet jeden Morgen die Gebete Gottes und der Kirche, Glaube, Hoffnung und Liebe, Reue und Vorsatz hersagen, zuerst französisch, dann deutsch. Wir beten feststehend vor Schulanfang zwanzig Minuten, das ist Repetition und gehört schon zum Unterricht. Sie ist rein mechanisch und soll die Sachen dem Gedächtnis der Kinder einprägen. Im

Laufe der Schuljahre werden aber die französischen Gebete und Gebote fallen gelassen und nur deutsch repetiert. Das Französische war also nur eine Zeitlang Begleiter und versinkt dann in Vergessenheit. Das ist die Unnatur der jetzigen Lehrordnung. Das Französische wird beibehalten, um als Stütze und Brücke beim allmählichen Übergleiten zum Deutschen zu dienen. Sie ist aber keine Stütze und Brücke, weil sie dem wallonischen Kinde noch Lernschwierigkeiten bietet. Anders läge es, wenn das Französische Haussprache wäre. Das ist aber nicht der Fall. Bis zu den besseren Klassen spricht man wallonisch. Sogar die Gerber, die zu Hause französisch sprechen, reden mit ihren Arbeitern und anderen Bürgern wallonisch. Wir Lehrer sind der Ansicht, daß wir vor lauter Sprachenarbeit keinem deutschen Lehrplane folgen können. Es kann nicht Aufgabe einer Volksschule sein, zwei Sprachen nebeneinander zu fördern. Eine muß dabei zu kurz kommen, und das ist die deutsche. Sie hat nur die Chancen, die ihr die Schule bietet. Sonstwie wird ihr keine Förderung. Das Französische hat schon die Förderung des Grenzverkehrs mit Belgien. Eine Dienstmagd, die von hier aus nach Belgien geht, lernt da schon mit Leichtigkeit das Französische, ohne daß man sie in der Schule noch damit beschwert. Außerdem werden hier Privatstunden zu Spottpreisen gegeben. In Outrelepont wohnt ein Mann, der für monatlich drei Mark täglich eine französische Stunde gibt. Die Mädchen haben's hier noch billiger bei einem Fräulein. Für die besseren Stände ist durch die Töchterschule gesorgt. Wie kann man da von einem Bedürfnis für französische Lehrstunden in der Volksschule sprechen. Wenn wirklich ein Bedürfnis vorliegt, dann ist es nicht so stark, daß es unbedingt durch die Volksschule,

die dadurch ihren Lehrplan beschneiden muß, behoben werden müßte, sondern schon durch andere gegebene Gelegenheiten ausgeglichen werden kann. Meine Herren! Das Deutsche zieht sich durch Beibehaltung der französischen Lehrstunden in den Volksschulen eine luxuriöse Rivalin groß. Fällt das Französische einmal ganz aus dem offiziellen Lehrzwang weg und wird auf private Schulen verwiesen, so bedarf es nur der kräftigen Sturzarbeit einiger Jahre, um den deutschen Boden zu bestellen und reif zur Aufnahme deutscher Kultur unter wallonischem Himmel zu machen. Es müßte ein stillschweigendes Übereinkommen unter den Lehrpersonen sein, in den ersten Schuljahren ausgiebig die wallonische Sprache als Aushilfe und Stütze zum allmählichen Überleiten ins Deutsche beizubehalten, auch die den Kindern schon bekannten französischen Gebete noch zu berücksichtigen, um so das Herzensbedürfnis zu befriedigen, im übrigen aber das Französische als Luxussprache, gleichviel ob sich seine Berechtigung als Muttersprache — doch nur theoretisch — nachweisen läßt oder nicht, aus dem Lehrplan der Volksschule auszuschalten."

Die Frés hocken und halten die Köpfe steif. Der Dokteur tritt zu ihnen und gibt ihnen die Übersetzung, greift dem Bürgermeister vor und würfelt seine beißenden Worte hinein. Er kommt nicht zu Ende. Zwei Frés springen auf, drei, vier! Sie schütteln die Arme. Sie schwatzen. O, sie schwatzen! Sie raspeln! Ihre schmächtigen Körper wiegen und wanken, bäumen und recken. Solch ein Wallone in seiner Redewut. Sie rufen, winken einander zu. Sie sagen:

„Nom di m'gatte! houtôz ci blan cwarbâ!"

(In meiner Ziege Namen! Hört den weißen Raben!)

Und andere:

„Nom d'un dchvau! Busai do diâle!“ (In eines Pferdes Namen! Du Tölpel von Teufel!)

Und einer, ein dicker, dessen Umfang, wie gesagt, man aus Diderots Briefen bestimmen kann. Der knurrt heraus, was der Wallone nicht vor seinen Kindern sagen darf; einen von altersher verpönten Fluch:

„In Herrgottsnamen!“

Da rücken zweie und dreie vom ihm weg. Man flucht im Namen der Ziege, des edlen Rosses; aber in Gottes Namen — Jémisse! Man will nicht gotteslästerlich sein. Xhayet sitzt mitten unter ihnen, die aufgestanden sind. Unter seinem schlohweißen Haar ein versteinertes Gesicht. Arsène de Vries hebt die Schultern. Seine schmale Brust bäumt heraus. In seinem Gesicht ist das Lächeln in tiefen Rinnen eingefroren. Von draußen her rasseln Fäuste gegen die Scheiben. — — Da! — — in die verworrenen Geräusche ein dumpfer, zerhackter Schall. Die Winterluft peitscht ihn über den Fluß. Die Männer stehen urplötzlich in lautloser Stille. Der Landrat sagt:

„Das war ein Schuß!“

Als sie dann nach den Fenstern sehen, sind die leer. Die letzten erschrockenen Gesichter verschwinden in der weißen Nacht. —

Wie kam das? Es kam so! Da führt ein Gäßchen steil und holprig den Berg hinauf, zwischen Küßnéegärten hindurch auf die Straße nach der nächsten belgischen Eisenbahnstation Francorchamps. Die von Outrelepont halten darauf, daß man wisse, sie wohnen nicht im Gäßchen zur Höhe „s'ol Thièr“. Da hausen die Sandverkäufer, Gelegenheitsarbeiter, Korbmacher und derlei Volk, das zur Sonntagsfrühmesse im Wams oder Kittel kommt und unterm

Kirchenportal draußen stehen bleibt. Die Städter diesseits des Flusses sind stolz, die Outreleponter sind es auch, die von s'ol Thièr sind's nicht. S'ol Thièr schnobern am Weihnachtsabend zwei Jagdhunde herunter, grau mit braunen Flecken und schlappen Ohren, die Pavonnethunde, die tagsüber vor dem Entree liegen und in dem petit-vinâve die Leute anfallen, träge, langschwänzige Kerle, die auf der Jagd fixe Teufel sind. Der Wind stöbert den gekörnten Schnee auf, treibt weiße Wolken über Mann und Hunde weg. Julien hat die Ohrklappen der Jagdmütze herunter. Sein Spitzbart starrt von Reif. Sein Gesicht glüht von Wind und Grog. Es lebe die Jagd und die Jagdfreunde! Da hart an der Grenze steht eine einsame Farm. Und eine knorrige Waidmannsgesellschaft darin, Vater und Söhne. Jagddächse, die im Weihnachtsschnee sich mit Behagen Frostbeulen holen. Hartnäckige Jäger und Trinker. Der Grog war gut. Er war zähe und zum durchschneiden. Der brannte das ganze Innere zu Feuer. Julien Pavonnet pustet den Atem aus. Der quirlt um ihn weiß und sichtbar. Die dunklen Schatten seiner Hunde huschen über den Weg. Solch ein Weihnachtsabend! schneeflimmernd in der Finsternis, weich und kalt. Im verschneiten, totstillen Felde ein einziger, der Weihnachtslieder pfeift und dem die Geister des Grogs hinter der glühenden Stirne kreiseln. Er kommt in die Dunkelheit des schmalen Gäßchens. Eine windschiefe Laterne darin. Er stolpert und könnte den Hals brechen. Die Sandverkäufer hocken hinter den trüben Scheiben und stieren hinaus. Als sie die Hunde sehen, kommen die heraus und sagen:

„Abin! Mossieu, Sie sind etwas spät, 's ist, meiner Treu! 'was vorgefallen!"

Die Korbmacher kommen und sagen:

„Es ist 'was vorgefallen, soundso!"

Da sind noch Steinklopfer, die sich ihm in den Weg stellen:

„Mossieu, Sie sind wirklich spät. Der Blagueur hat uns 'n Dreck in die Weihnacht gemacht — 'n Dreck, meiner Treu!"

Und sie erzählen, soundso. Jetzt sei die Ratsversammlung der Frés mit den Deutschen. Sie warteten, bis 'was wieder losgehe. Und es gehe 'was wieder los! Sie könnten's auf die Hostie schwören.

Da geht Julien Pavonnet das Gäßchen hinunter, nicht schneller und nicht hastig. Die Sandverkäufer und die Steinklopfer und Korbmacher sagen:

„Louk! Er hat's nicht eilig!"

Geht also langsam, aber jeder Tritt hallt dumpf auf dem harten Schnee Geht langsam und sagt nichts, strafft den Gewehrriemen. Der Flintenlauf ragt steil über seiner Schulter. Sagt nichts, denkt auch nichts. Hinter der glühenden Stirne tost der Grog. In dem Gäßchen Dunkelheit und Stille. Es sind keine Menschen da, und er hört die doch reden. Wie Stimmen über dem Fluß! Die Menschen reden in ihren Häusern. Die Gassen sind eng. Aber über dem Flusse reden auch Menschen. Wehende, nebelweite Stimmen auf dem Fluß. Stimmen des Grogs. Surrende Melodien. Die Gedanken knistern ihm im Gehirn. Er spürt, wie die Flammen in ihm zum Kopfe hinauflohen. Wenn jetzt einer käme, könnte er Jagd auf ihn machen. Er pfeift seinen Hunden, tritt an die Brücke. Rechts von ihm führt die Gasse den Fluß entlang zur Knopffabrik. Steht unter der Laterne an der Ecke der Brückenmauer. Wieder schrillt sein Pfiff den Hunden nach. Da — eine hohle, dröhnende Stimme auf dem Flusse. Das schlampernde Wasser schluckt hinein. Und wieder ein Anruf. Und

wieder ein Pfiff. Julien Pavonnet tritt dicht an die Brückenmauer, sieht über den dunklen Fluß. Am Ende der Brücke die zweite Laterne, ein Doppelleuchter. Ein Eisenarm reckt über den Fluß. Da läuft ein schmales Gängelchen hinter den Häusern her. Von diesem aus, Haus für Haus, die schwanken Stege zum Wasser. Auf den ersten herunter fällt klar die Lichtflut. Ein Mann auf dem Steg, ein anderer in Uniform hinter ihm, halb zögernd, tiefer auf der Treppe. Plump, riesenhaft liegt der Schatten auf der Brückenmauer. Pavonnet reckt den Kopf vor, späht hinüber.

„Was willst du, Blagueur?"

Der legt die hohle Hand um den Mund.

„Bin ich dein Stallknecht, Julien Pavonnet, daß du den Anstand vergißt? Ich bin nicht dein ‚du'!"

„Du, Blagueur! Wir können am Ende heute einmal den Anstand vergessen und beide Stallknechte sein. Du hast ihn schon vergessen, Blagueur!"

„Nimm dich in acht, Julien Pavonnet!"

„Jetzt mußt du dich in acht nehmen, Blagueur!" schiebt den Daumen unter den Gewehrriemen.

„Wallonische Schweinigel seid ihr! Versaut einem ehrlichen Christenmenschen die Weihnacht! Pfui über euer wallonisches Christkind, das gekommen ist mit dem Munde voll Zwietracht! Kommt und schmäht in der Weihnacht unser deutsches Gefühl! Pfui über euere Wallonen-Weihnacht!"

„Bist du noch nicht weichgeklopft, Blagueur? Du mußt noch braten! Aber vorher müßt' man dich totschießen! Geh da weg, Blagueur! Du hinderst mich. Ich möchte meine Pfeife anbrennen."

„Brenne meinetwegen die Hölle an.. Warum hindere ich dich?"

„Es ist bloß eine Idee von mir; aber du hinderst

mich. Sorge dafür, daß du weg bist, wenn ich meine Pfeife angebrannt habe."

Ein dröhnendes Lachen den Fluß herüber. Hinter Rochefleur reckt ein Uniformarm herauf, zupft den am Rockschoß.

„Empfänger! Machen Sie keinen Jux. Der Mann scheint in vino farinas zu sein!"

„Grünwald, damit können Sie dem Kalbe, der droben in der ‚Lanterne' liegt und sich Kompressen machen läßt, graulich machen, aber dem Blumenstein nicht!" —

Überm Fluß blitzt ein Streichholz auf, flackert in der hohlen Hand. Ein Ruf:

„Blagueur, stehst du noch?"

„Ja! In alle Ewigkeit, wenn's auf mich ankommt!"

„Es wird auf dich ankommen!"

„Empfänger," sagt der Grenzler, steigt rückwärts die Treppe hinunter, „Gott befohlen! Ich hab's für heute genug!" Der Blagueur sagt:

„Ich hab' noch auf den gewartet!"

Jenseits an dem Laternenpfahl wirbeln Dampfwölkchen. Ein Ruf:

„Blagueur, stehst du noch?"

„Ja!!"

Da nimmt Pavonnet seine Waidmannspfeife in den Mundwinkel, pafft! Ein Ruck, und von der Schulter gleitet der Gewehrriemen.

„Blagueur! Du verdienst eine Kugel; aber ich habe nur noch etwas Schrot. Gehst du nicht — schieße ich!"

Über den Fluß ein Höhnen.

„Bah, du Blagueur!"

„Meine Pfeife brennt!"

„Warte, ich werde auch meine anbrennen. Viel-

leicht bist du dann — nüchtern. Man muß euch Wallonen verkühlen lassen, bevor man euch ernst nimmt."

Dreht sich um, stochert aus der Westentasche die Streichhölzer heraus, stemmt sich gegen den Wind — — — Da kracht ein Schuß! — — — —

Er sieht Grünwald in die Tür flüchten, ruft ihm nach: „Hat er Euch getroffen?" fühlt dann einen beißenden Schmerz im Schenkel, wankt gegen das Geländer. Grünwald stürmt wieder durch die Türe zurück. Sein Brüllen rollt über den Fluß in die weiße Nacht:

„Mörder!!"

„S'ol Thièr" herunter kommen die Steinklopfer und Korbmacher und Sandverkäufer, schaudern zusammen. Wie klang das? Mörder? War's so?

Die Gendarmen und Polizisten treten aus dem Torweg. Da kommt Julien Pavonnet herein, Gewehr über der Schulter und ganz ruhig. Seine Augen bohren nach ihnen, und er sagt:

„Beruhigt euch. Ein Rabe mehr oder weniger — macht nichts! Wir haben ja Raben genug." Lacht und die anderen lachen. Freilich hat man Raben genug, aber Polizist Marquet meint, hierorts seien es Krähen. Pavonnet hat ein frostiges, leises Lachen:

„Nun denn — Krähen!" Eine Lichtwelle schießt durch die offene Tür in den dunklen Torweg — und wieder Finsternis. Drinnen sagt Pavonnet wieder den Spaß von den Raben. Die Frés lachen. Der Dokteur lacht nicht. Er sieht scharf zu Julien herüber. Wenn der nicht im Trunke sprach ...... Xhayet zieht ihn nieder und beruhigt ihn. Er *sprach* im Trunke! Die Gerber sprechen immer im Trunke, wenn sie von der Jagd kommen. Die Frés umstürmen ihren Patron, der redet. Die Augen flackern.

Die Stimme hastet. Er will keine Kompromisse. Er will Freiheit, völlige Freiheit für seine Muttersprache. Er sagt seine Pläne, seine gewaltigen Pläne, die des Reiches Grenzen verschieben sollen. Er sagt's in fiebernder Leidenschaft, in dröhnendem Groll: Los von Deutschland! Kauft euch los, ihr Frés! Zurück zum Stamm! Zum Wallonenstamm! Da, wo man eueres Blutes ist, eueres Sinnes! Deutschland hat frostiges Blut. Das Wallonenblut muß schäumen — schäumen! Gebt dem deutschen Kaiser, was deutsch ist: deutsch-belgische Gemeinde! Und uns gebt Wallonia dem Stamme zurück. Los von Deutschland!

Der Landrat steht erregt und sagt den Herren um ihn:

„So spricht niemand im Trunke!"

Da ist hinter dem Herrn von der Heydt das Klirren einer Säbelscheide. Der Gendarm neigt ihm zu, flüstert. In die Herren springt ein Funke. Der Landrat tritt zum Burgermeister:

„Sie sind Polizeikommissar. Tun Sie Ihre Pflicht!"

Und da steht mitten unter den Frés einer und redet und fiebert. Zu ihm drängt der Bürgermeister, legt ihm die Hand auf den Arm.

„Im Namen des Gesetzes! Ich muß Sie verhaften!"

Pavonnet scharrt herum. Da stehen hinter ihm die Gendarmen. Einer faßt das Gewehr.

„Parbleu! Seid ihr des Teufels? Er hat Schrot im Leibe, weiter nichts!" Der Bürgermeister tritt vor.

„Pavonnet, es wird uns gemeldet, daß der Mann tödlich verletzt ist!" Da stiert Pavonnet ihm verächtlich ins Gesicht.

„Wenn ich ein so schlechter Schütze wäre wie Sie, Monsieur Bürgermeister — dann ja! Ich glaube,

Sie haben einmal auf vier Schritte einen Treiber angeschossen —"

Über allen Köpfen der des Landrats.

„Machen wir ein Ende. Ich bitte Sie, Herr Pavonnet, ohne weiteres mit uns zum Amt zu gehen. Das andere wird sich finden."

„Mit Polizeigewalt — nein!"

„Bedenken Sie, daß wir auch dazu die Befugnis haben. Wenn dies nicht geschieht, ist es lediglich ein Entgegenkommen. Zwei Polizisten mögen auf Hörweite folgen."

Ein entschiedener, auffordernder Blick des Landrats. Der geht voran. Von dem Dokteur und Xhayet gedrängt, folgt Pavonnet mit dem Bürgermeister.

Die Frés stehen erschüttert. An der Tür dreht Pavonnet zu ihnen zurück. Eine jähe Blässe rinnt in sein Gesicht.

„Frés! Tut mir die Liebe an — singt!" und seine mächtige Stimme quillt: „Malmedy! Mes amours! Malmedy, ma patrie!"

Aber die Frés stehen mit hängenden Köpfen und weinen. — —

Die weiße Nacht leuchtet in Millionen Sternen.

Die Straßen sind einsam. Die Häuser hocken in den Schattenklumpen. Kein Fenster mehr hell. In dem blassen Laternenschein leise und heimlich der Geistertanz der Schneeflocken. Und aufgestöberte Schneeschleier um die Fassaden. Und winkende, bleiche Schneehände unter Millionen leuchtender Sterne im endlichen — ach, endlichen Frieden der Weihnacht. Und überall die schlummerschwere Nacht! Tief im Weihnachtzauber. Tief im Schnee. Tief im weißen Leid. Sie ist im weißen Leid, die Frau! Das Terrassenfenster schimmert in den verschneiten Gärten. Sie ist allein in ihrem weißen Leid. Sie ist sehr

allein. Dorine schlüpft zu ihr herein und setzt sich an den Tisch, hat das offene Buch im Schoß und betet.

„Bais, Madame, es kann ihm das Gewehr losgegangen sein, und nun liegt er irgendwo. Es ist ihm kein Tag zu heilig für seine Jagd. Einmal rächt sich das."

Und raschelt mit den Lippen eilige Gebete. Die Frau geht auf den Gang und horcht, steht im dunklen Vorderzimmer, horcht. Die Kälte schüttelt sie. Und geht wieder zu Dorine in die Wärme.

Die Alte sagt:

„Er könnt' irgendwo abgestürzt sein. Aber so lange die Hunde nicht ohne ihn zurückkommen, ist nichts geschehen."

Die Frau sagt in leiser Empörung aus der Ofennische:

„Du könntest auch einmal den Fall annehmen, daß ihm n i c h t s zugestoßen ist, Dorine."

Da schweigt die Alte. Ihre Lippen rascheln. Und ein Lächeln in ihre Gebete.

„No, wie die Cicile Poupoudje ihren Gamin abgeholt hat, no, war das Menschenkind da närrisch!"

Und Stille. Madame rauscht wieder in die Kälte und die Finsternis des Vorderzimmers. Die Türe steht weit offen. Vom Fenster her fragt sie:

„Hat Cicile etwas vergessen?"

„Könnt' ich nicht sagen. Warum meint das Madame?"

„Sie steht draußen mit ihrem Buben an der Türe."

Die Schelle schrillt durch das tote Haus. Dorine schurpst hinaus. Ciciles breite, knarrende Stimme kreischt in Gilles dünne hadernde.

Dorine sagt mit Tuscheln und Wehren:

„Wenn Ihr's nicht genau wißt, geht wieder heim. Ich möchte die Madame nicht erschrecken."

Cicile wulstet die Lippen, sieht starr über der Alten Schulter. Da steht Madame, ihre Stimme ist hart und stumpf.

„Kommt herein!" und geht voran und stockt bisweilen, als zitterten ihre Knie. Hinter ihr schurfend, trampfend die andern, und Ciciles Geschnatter.

„Man sagt, er habe ihn totgeschossen, aye! In'n Bukel, die Kugeln wären ihm stracks durch die Rippen vorn wieder 'rausgegangen, aye. Ich hab 'n Freud daran. Jetzt red' mir keiner mehr drein, ob ich mein' Gamin behalt', oder nicht. Jetzt sitzen ihm drei Kugeln im Fett. Der Moissieur ist'n Famoser, aye!"

Die Frau faßt sie an der Schulter und zieht sie unter die Lampe.

Das Weibchen zittert und schnauft.

„Aye, aye! Jetzt hab' ich meine Ruh' vor ihm."

„Auf dich kommt's nicht an, Cicile," sagte Madame weich und schwach. Sie lächelt sogar. Die Tränen rollen ihr in das Lächeln. „Auf mich! Auf mich kommt's an, Cicile! Jetzt sage alles."

„Bais, mon diu! Es ist alles gesagt. Er hat ihm ins Fett geschossen, grad' wo's Fett am dicksten sitzt, hähä! Vielleicht ist er noch nicht tot; aber er wird sterben, ganz gewiß. Das sagen sie alle."

Die Frau holt sich den Jungen her; neben ihr sitzt er auf dem Sofa. Er soll erzählen. Er sagt:

„Der Rendant hat ihn geärgert. Da hat er ihm eins aufgepaßt, eins mit der Flinte. Er ist vom Steg gefallen. Ich wollt', er wär' in den Fluß gefallen."

„Der Rendant, nicht wahr?"

Da hebt sich das Knabengesicht zu ihr. Die

nervös zuckenden Linien darin straffen. Aus den hellen, nichtssagenden Augen bricht eine tiefe Not. Und in seiner zagen Stimme die unendliche Barmherzigkeit eines Kindes:

„Ja, der! Es könnt' sein, daß er nicht tot ist."

Ein leises Timpen an der Hausglocke, ein zaghaftes. Die Frau fährt auf und durch das Vorderzimmer ans Fenster, reißt es auf. Der Wind wirft ihr den Schneewust ins Gesicht. In dem weißen Stäuben ein Mann, der die zwei Hunde am Koppel hat. Sie erkennt Frisquet. Da greift sie hinter sich, tastet in das Zimmer. Und wird ganz still.

Dorine läßt den Mann und die Hunde herein, steht im Gang und wispert. Sie treten in die Stube und wispern. Die Hunde stoßen die Schnauze wider Dorines alte Beine, schnuppern an ihrer Schürze hinauf. Sie tätschelt ihnen die Köpfe. Sie ist wirr.

„Frisquet, warten Sie, die Madame wird kommen."

„Ja," sagt der, „die Madame müßt' schon da sein. Sie hat durchs Fenster gesehen. Man könnt' schon einmal nach ihr suchen."

Er greift ein Zündholz aus der Westentasche, hebt das Bein, streicht darüber, geht und hält das Zündholz in der hohlen Hand.

In dem Dunkel und der Kälte nebenan rattert der offene Fensterflügel in die Gardine. Der Schnee stäubt bis in die Mitte des Zimmers. Dorine eilt und schließt. Da stößt ihr Fuß an etwas Dunkles und Schweres. Mit weißem Gesprenkel fliegt der hereinpulvernde Schnee darauf. Ihre zitternden Hände tasten darüber. Der Schrecken preßt ihr die Kehle.

„O, mein' Madame! Frisquet, wahrhaftig'n Gott, sie ist ohnmächtig!" Der leuchtet mit dem Streichholz Der aufzuckende Schein flirrt über ein bleiches Gesicht und das hat offene, flehende Augen. Das

sieht sie der Reihe nach an und so, als stehe noch das liebevolle, verlegene Lächeln darin.

„Ich bin nicht ohnmächtig; aber — ich kann wirklich nicht aufstehen. Ihr müßt mir helfen."

Sie streckt die Hand aus. Frisquet hält ihr den hageren Arm hin. Der ist wie Eisen. So führt er sie in das Licht und in die Wärme. Sie hält ihn am Ärmel fest. Der schwere Herzschlag stößt ihr in die Stimme. Sie kann nicht mehr sprechen. Sie nickt ihm zu, er möge jetzt erzählen. Da erzählt er.

Die Hunde kommen und legen ihre Köpfe auf den Schoß, pitschen die Augen. Der Hunger frißt ihnen in den Gedärmen. Die Frau ist ihnen gut, aber die Frau ist heute wie Stein. Sie trotten in die Ofenecke und räkeln sich auf dem weißen Fußfell und wimmern leise. Und Frisquet erzählt. Da kann die Frau wieder sprechen. Da atmet sie wieder leicht und ohne die Furcht, ersticken zu müssen. Frisquet trinkt einen Kognak und geht. Vom Eckhause Pavonnet herüber sieht er zwei Menschen durch den Schnee waten. Er läßt ihnen die Tür offen und stapft heim. Alphonse Pavonnet tritt in das helle Gemach, sagt:

„Ich hab's vorausgesehen. Jetzt ist's so weit, tins!"

Laure schlüpft vor ihn und zu der Frau auf dem Sofa.

„Petit' tant', du mußt jetzt stark sein."

„Ich bin es ja, Laure."

Die beiden Frauen sitzen und schweigen. Alphonse trampft in eintönigem Marsch durchs Zimmer. Er hat die Hausjoppe bis oben hin zugeknöpft, knurrt:

„War schon im Bett. Da klopft mich ein Fré heraus. Ich soll dich vorbereiten. Na, ja, die andern haben's schon besorgt. Der Klatsch läuft schneller

als ein Rennpferd," bleibt vor Cicile und dem Buben stehen. Die drücken sich in die Ecke. Die kauern in Demut und Schrecken. Vor dem Pavonnet ducken alle ein. „Ihr habt ja wohl den Tratsch besorgt? Was wollt' ihr denn noch? Leidtragen? Marsch!"

Sie schurpfen an den Wänden vorbei, Gilles in den Falten des Weibchens. Eine Hand holt ihn her, eine schöne, weiße Hand. Die fährt über seinen dünnen Kopf. Und Madame nickt ihm zu. Sie sagt nichts. Aber er meint, sie habe ihm eine Menge lieber Worte gesagt — so voll überfließender Weichheit ist's in ihm. Sein Gesicht dreht nach ihr zurück, als er gehen muß. Es ist ihm sehr leid, daß er heim mit Cicile in die kalte Kammer und hinaus durch das Schneegestöber muß. Es war da drinnen viel Licht und Wärme. Und eine heilige Frau war drinnen.

„Cicile," sagt er draußen, zähneklappernd im Frieren, „wir wollen für die heilige Frau beten."

Laure sitzt steil auf dem Sofa. Sie möchte der petite tante um den Hals fallen und sie trösten, aber die Rührung und ein Übermaß von Gefühl setzt sie immer in Verlegenheit. Sie hat auch einen Groll auf den Mann der petite tante, und darum sitzt sie gezwungen und steil und verbreitet um sich eine große Kälte. Alphonse Pavonnet steht mit dem Rücken gegen das Feuer Stiernackig steif den Kopf im Nacken. Dieser Mann ist wie ein Mühlstein, wuchtig und schwer und voll bracher Kraft. Laure schnellt den Kopf auf und sagt, wenn er für die petite tante etwas Tröstliches wisse, möge er nicht zurückhalten. Da antwortet er nicht gleich, wird brummig und mißlaunig, sagt, er habe den Kutscher aufs Amt geschickt und die Auskunft erhalten, daß die Sache nicht so schlimm sei und man

Julien nicht in Haft behalten könne. „Im schlimmsten Falle kann er Kaution stellen und über die Grenze gehen.“

„Du bist schnell mit ihm fertig,“ sagt die Frau bitter.

„Ich bin schon mit ihm fertig geworden, als er — Agitator wurde,“ geht zu ihr, steht da breitspurig, schämt sich, gut und weich zu sein, und darum ist er grob: „Packe deine Siebensachen für die Nacht. Du gehst mit uns 'rüber.“

Ihre Brauen zucken hoch. Ihr entsetztes Staunen macht ihn unsicher und ärgerlich. Da schupst er die Schulter.

„Wir können doch hier nicht bis zum Morgen hocken bleiben. Julien ist der Mann nicht, dem sentimentale Anwandlungen wohltun.“

Sie sagt ihm hierauf:

„Ja, Alphonse, wenn Ihr hierbleibt, mag das als sentimentale Anwandlung aufgefaßt werden. Mich — sein Weib — wird er doch hier zu finden hoffen.“

„Ach du! Du sentimentalste unter allen Frauen! Er verdient das nicht! Nein! Basta!“

Und Laure neben ihm:

„Wirklich, Tante Germaine, wirklich! Du dürftest dich nicht so ganz ausgeben. Deine Armen und dein Mann nutzen dich aus.“

Um den Mund der Frau reißen die Gramlinien. Ihr Gesicht ist überschattet von einem Glanze, der nicht leuchtet, aber der um sie alles hell macht. Groß und tief sind ihre Augen, da sie die zwei Menschen vor ihr ansieht und sagt:

„Er verdient viel mehr — viel mehr, als ich ihm geben kann. Wenn er euch seltsam erscheint, dann ist's, daß ich gar nicht genug geben kann. —

Doch das liegt zwischen ihm und mir. — Das könnt' ihr ja nicht begreifen."

Die zwei Menschen vor ihr fühlen, wie da eine Kluft entsteht zwischen ihnen und dieser Frau. Tief und unüberbrückbar. Darum gehen sie. Laure sieht noch zu ihr zurück. Sie möchte solche Brücken bauen können! Aber das ist das Leiden kalter Menschen. Sie fühlen sich zeitlebens bei der Architektur ihres Herzens als Stümper. Wenn sie daher uber das Gefühlsleben der Menschen sich ärgern, so ist das bloß der Konkurrenzneid des Schwächeren.

Da wird es weihnachtstill in der Nacht.

An das Terrassenfenster drängen die verschneiten Bäume. Dorine steigt in ihre Kammer. Mit vollen Bäuchen schnarchen die Hunde auf den Türmatten. Madame sitzt allein in der weihnachtsstillen Nacht. Man weiß, daß sie stark und fromm ist. Man kann sie allein lassen. Zu Hause hat Alphonse Pavonnet in hartem Zorn gesagt:

„Sie wird sich schon zu helfen wissen. Sie hat ihre Statuen."

Sie hat viele Statuen um sich, einen ganzen Himmel voll! Aus Holz und Elfenbein mit Geschick und Innigkeit eine Madonna. Verkleinerte Altarreliefs. Eine Reliefbronze ‚der Wallfahrer'. Stiche, Radierungen, Zeichnungen, die das durch sie in Nahrung gesetzte Kunstgewerbe ihr verehrt. Auch eine Bildnisstatuette des heiligen Antonius.

Ihre sanft traurigen Blicke gehen in stummem Flehen zu diesen Lieben. Es ist eine stille Heiligkeit in diesem Gemache. Sie sagt keine Gebete. Sie bringt ihre Seele in Gottes Nähe und spürt das göttliche Dasein und will Trost. Und eine himmlische Heimlichkeit in der warmen Stube zur Weihnachtsnacht. Sie wartet. An den dunklen Scheiben wehen wie

weiße Schmetterlinge die Schneeflocken. Sie sitzt in der Sofaecke und wartet. — In der dunklen Nachtstille wehen die Schneeflocken wie weiße Gedanken. — — Sie wartet. — — Die weißen, stillen Gedanken wachen in ihr. Das weiße Leid hadert in ihr. — Da rutscht sie vom Sofa ab in die Knie, legt das Gesicht auf die Lehne .... Und — — wartet.

Sie ist sehr allein. Sie ist unter ihren stummen Freunden stumm geworden. Die arme Statuendame! Man kann nicht unter Stein und Holz und Gips lebendig bleiben. Aber man kann unter Lebendigen zu Stein und Holz und Gips werden. Eine Statuendame kann das. Also, wie gesagt: arme Statuendame!

Sie wartet.

Das weiße Leid hadert in ihr. An die dunklen Scheiben fallen die Schneeflocken wie weiße Schicksalssterne. Sie liegt in starrer, weicher Müdigkeit. Sie ist sehr allein .... sehr allein.

Im Entree schnappt leise das Türschloß ein. Der Schneewind faucht wider die Fenster. In der Zimmerstille ab und zu das Knacken der Möbel. Und einer dreht die Zimmertüre leise und zaghaft in den Angeln. Ganz, ganz leise ein Knarren. Und steht steil an der Türe. Ihr pulst das Blut zum Herzen. Sie liegt da und wagt nicht umzublicken und fragt im Flüstern:

„Bist du'?" Sie wartet. Sie wartet lange.

„Ich bin's."

Sie steht auf — langsam. Sie will Zeit gewinnen, um in die Gramlinien ihr Lächeln zu bannen. Er muß sein frohes, glückliches Weib sehen. Er hat Anrecht darauf. Er hat jetzt vor seinen Richtern gestanden. Sein Weib richtet nicht. Und dreht sich zu ihm. Da prallen ihre Arme an den Körper. Ihr

Schrei gellt. Er steht an der Türe und lacht. Das klingt grausig. Aus der welken Blässe seines Gesichtes stiert die starre Wut. Und ein tiefes, unsagbares Elend! Das will er im Hohne hinweglächeln. Darum das grausige Entsetzen seines Anblickes. Seine heisere Stimme bricht monoton los:

„Nicht wahr, man sieht's mir an? Ich bin vielleicht ein Mörder. Sie haben mir das klargelegt. Ich muß es jetzt glauben. Sie haben mir das ganz überzeugend gesagt, Frau. Ich – sei — vielleicht — ein — Mörder! Du kannst das glauben, Frau. Nun, und dann kommst du endlich mit mir zu Ende."

Er fühlt seine steif herabhängenden Hände erfaßt und fühlt eine weiche Wärme. Er sieht ihr starr ins Gesicht. Er begreift das nicht. Sie sagt nichts. Sie läßt aus den halbgeöffneten Lippen den Atem ausfließen. Sie hat große Notaugen. Aber sie sagt nichts. Herrgott, sie sagt nichts. Da drückt er ihr den Daumen sacht ans Auge, sieht die blanke Nässe daran, fragt demütig·

„Weinst du denn?" —

Und sie holt seinen Kopf, küßt ihn. Ihre bebenden Lippen zucken auf seinen. Sie stößt ihm ihr verhaltenes Schluchzen in den Mund. Und dann ist ihre starke Kraft hin. Sie liegt an seiner Brust und weint. Sie ist ja auch bloß ein Weib.

Aber sie will nicht so erbärmlich schwach sein und eigennützig. Sie tupft die Tränen aus und zeigt ihm das frohe, mutige Gesicht. Sie streift ihm das Haar aus der Stirne, fragt, ob er Tee oder Grog wünsche, schiebt ihm den Stiefelknecht zu — — so als komme er von der Jagd — wie immer. Als sei es — wie immer. Und als müsse er so am besten mit sich zur Ruhe kommen. Er sitzt neben ihr und sagt:

„Es ist doch nicht so — wie immer. Gib dir keine Mühe, Germaine. Ich bin noch der Julien Pavonnet! Ich bin's noch! Den klopft man nicht weich. Den macht man durch Klopfen hart — wie sein Leder — ich bin's noch! Aber sitze jetzt ruhig bei mir. — Ja, so!" Sie schiebt ihre Hand auf sein Knie. Die faßt er. Hält sie mit eisernem Druck. Er liegt hintenüber, starrt zur Decke, spricht:

„Den Triumph gönne ich ihnen nicht, wahrhaftig nicht! Das frißt in mir wie eine tödliche Wunde — glaub's mir, Germaine, davon befreit mich kein Mensch mehr. — Heute waren sie die Herren über mich, kraft ihres Rechtes! Ich war der Schulknabe, den man ausfragt, dem man die Seele auswendig kehrt wie Hosentaschen. Ich war — vielleicht — ein Mörder! Ich mußte Rede und Antwort stehen — prompt! Sie hatten die polizeilichen Mittel. Sie hatten die Macht, mich ins Gefängnis gehen zu heißen. Ein renitenter Häftling! Parbleu! Wie viele Gesetzesparagraphen lauten auf ihn! Siehst du, Germaine," er preßt ihre Hand, die erstickte Wut würgt ihm die Kehle zusammen, „daß sie mich niederzwangen, daß ich schweigen mußte und meine Drohungen nicht wahr machen konnte und stille halten und zuguterletzt gefügig sein mußte — mußte! Ich hätte ja heute Nacht, statt hier, im Gefängnis sitzen können. Das konnten sie! Jawohl! Ich kenne jetzt die Gesetzesparagraphen. Ich kenne sie alle. Sie haben darauf gepocht und weidlich oft. Jetzt kenne ich sie auswendig. — Ja, siehst du, Germaine, das ist's, was mir nie Ruhe geben wird, nie! Es hat mich zusammengeschüttelt. Und — wenn sie mir .... das Gewehr nicht — — genommen gehabt hätten —."

Da springt sie auf, stößt die Hände abwehrend gegen ihn.

„Sage das nicht! O lieber Gott! Das nicht! Das nicht!“

„— ich wäre zum Mörder geworden!“

Ein Krampf schießt in ihr herauf. Sie steht neben ihm und regt sich nicht. Er sagt ruhig:

„Setze dich doch,“ und drückt sie nieder. Und nach einer Weile: „Was regt dich dabei auf? Ich sage, was hätte sein können. Ich weiß nicht, ob ich das mit Überlegung tun könnte. Ich weiß es nicht, hörst du? Ich sehe nie in mich hinein. Ich grüble nicht. Ich krame nicht in mir nach diesen oder jenen Sächelchen. Ich lebe das! Wenn es gedacht ist, dann ist es gewöhnlich auch schon getan.“

„Lieber,“ sagt sie innig beschwörend, „begreifst du, daß man so nicht leben darf, daß das schon wieder ein Frevel gegen das Leben ist?“

„Es ist ein Vorteil dabei. Man weiß dann gleich, wie schlecht der Mensch ist, und — manchmal — auch wie gut.“

„Immer schlecht und — so wenig gut! Man versteht das nicht. Das impulsive Gute wirkt immer auf irgendeine Art oder für irgendwen — und wäre es nur für einen selbst — schlecht, Lieber, es ist wirklich nicht gut, wenn du deine Gedanken gleich lebst. Ein Volk kann unüberlegt handeln und heißblütig sein, aber der Führer muß dämpfen.“

„Dann bin ich ein schlechter Führer.“

„Werde ein guter!“

„Werde? Was ich sein kann und werden könnte, bin ich immer gewesen. Ich bin immer mir gleich geblieben. Wenn ich anders bin, dann — sieht man das nur anders. Dann hat man das in den Augen.“

Ihr Gesicht ist dicht vor seinem.

„Dann habe ich es sehr hell in den Augen, denn ich sehe dich ganz — ganz anders!“

Er läßt seine Hand über ihre Wange gleiten.

„Wenn nur nicht die Angst, daß es nicht so ist, so deutlich in deinem Gesicht ständ'!"

„Um Gottes willen! Sprich nicht, als müßtest du Mitleid mit mir haben."

„Ich habe es ja doch!"

Ihre hellen Blicke werden grell. Ihre Stimme klingt wie ein flammender Protest, der allen Lärm in ihr übertönen soll.

„Nein, das ist nicht wahr! In mir ist keine Angst. Es braucht keine zu sein. Warum denn Angst? Ich weiß ja, wie du bist! Jetzt bitte ich dich darum: habe doch Mitleid mit mir, wenn du es anders sagen müßtest!"

Da sitzt er wie zusammengerüttelt. Die straffen Linien in seinem Gesichte lösen sich: er ist jetzt der ernste, nachdenkende Mann, der einen Blick in sich tut.

„Höre, du Frau! Wenn du mich klopfst, werde ich weich. Du hast mehr Gewalt über mich als ich selber." Und dann bricht ein unbändiges Staunen aus ihm: „Sag', bin ich denn anders geworden?"

„Du warst einmal anders. Jetzt bist du, wie du immer gewesen bist."

Er starrt vor sich hin.

„Es ist viel Kampf in mir."

„Da viel Friede in mir ist, so gleicht sich das aus."

„Ich meine fast, es stachelt mich auf, wo ich Friede in mir finde. Wo ich kämpfen muß, bin ich glücklicher." Seine Blicke drehen zu ihr hin. „Ich meine, darum bin ich immer wieder glücklich geworden in meiner Ehe."

Ihre Stimme verhaucht.

„Darum?"

„Darum! Ich kann dir nichts Besseres sagen.

Wir Männer müssen den Kampf in unserer Liebe haben. Das ist nun einmal so. Und es ist auch schön so."

Ihre Hand liegt locker in der seinen. Sie zuckt. Er sieht sie an. Ihr Gesicht ist ihm abgeneigt. Sie erscheint ihm so hinreißend schön, daß er sie in alle Ewigkeit quälen möchte, um sie in ihrem weißen Leid zu sehen.

„Was denkst du jetzt, Germaine?"

„Ich fürchte, wenn der Kampf zu Ende sein wird!"

„Wird er nie, niemals!"

„Wir werden doch einmal zusammen altern —", bricht jäh ab, starrt ihn entsetzt an und rückt von ihm weg. Etwas Plötzliches, Unvermittelbares fällt mit Keulenschlägen auf sie nieder. Ein Licht flammt vor ihr auf und macht alles hell, was dunkel vor ihr lag. So wie das urplötzlich kam! In grauenhafter Ruhe sagt sie zu ihm: „Nein, wir werden nicht zusammen altern!"

Und steht langsam auf und möchte schlafen gehen.

Er folgt ihr. Er ist hinter ihr her wie ein Schatten. In ihm ist ein Wanken und Stöhnen. Die Aufregungen und Demütigungen der letzten Stunden haben ihn nicht zerdrücken können. Jetzt ist er zermürbt. Sie sprach da ein Wort. Sie sprach wie eine Prophetin. Er sieht mit verstohlenen Blicken nach ihr. So könnte ein Marmorbild bleiches, blutleeres Leben bekommen haben. Der Gedanke schießt ihm auf, daß sie bis in Belgien hinein als die Statuendame bekannt sei. So könnte sie werden — selber zur Statue!

Da preßt ihn die heiße Angst, daß aus ihr das warme Menschenleben entweichen könne. Er findet keine Ruhe mehr bis zum Tag. In ihm wird ein stürmisches Fordern.

Eine spröde Morgensonne rinnt durch die Gardinen. Der weiß-blanke Strahl leuchtet auf die Schlafende. Sein banger Blick sucht sie. Und sie liegt mit festgeschlossenen Augen — — statuenhaft mild.

Er preßt sich die Stirne und denkt, was sie gesagt hat:

„Wir werden nicht zusammen altern!“

Die spröde Morgensonne macht nicht hell, nicht einmal einen Tag lang. Es war doch Winter. Die Sonne in der Kälte macht keine Freude. Man möchte sie heimschicken und einen langen Winter im grauen Tag hocken. Die Sonne im Winter ist wie Menschenleid, das man vergißt und über welches man dann zum Lächeln kommt. Ein Sonnenlächeln aus Vergeßlichkeit! — —

Der Tag nach Weihnachten ging im grauen Dämmer. Es war noch ein halber Feiertag. Die Frés gehen im Sonntagrock und mit der Werktagmütze. Sie treffen sich in den Kabarets und erzählen und klopfen ans Fenster, wenn Männer vorübergehen, und winken sie herein. Und dann sieht man die ältesten Frés über den Markt in den petit Vinâve einbiegen, und zu ihrem Patron. Dem wollen sie dies und das sagen von ihrem Beileid, von ihrer Treue, von ihrer Aufmunterung, und sie möchten ihm ein Ständchen bringen lassen. Als Dorine geht und ausrichtet, daß da einige Frés seien, hören sie aus der Tiefe des Hauses die polternde Stimme des Patrons. Sie stecken die Köpfe zusammen und sagen:

„Eijeijei! Er ist noch in Schießlaune.“

Dann kommt er mit Madame herein, er wenige Schritte hinter Madame, und Madame immer in ängstlichem Umschauen, ob er auch folge. Und man ist sehr freundlich zu den Auserwählten des Volkes. Man lehnt aber höflich das Ständchen ab. Man

drückt ihnen die Hände und spricht gute Worte. Und als die Frés zu Hause sitzen und sich die Sache überlegen, erzählen sie nicht mehr: Man war freundlich mit uns! — Sie sagen: Madame war freundlich! Und dann quirlt ein Stirnrunzeln in ihr Gesicht. Wenn Monsieur noch nicht nüchtern war —! Wenn er noch in Schießlaune war —! Wenn er die Auserwählten des Volkes nimmt wie seine Jagdhunde, heute so, morgen so —, oder wie den Frisquet, heute so, morgen so —. Eijeijei! Er muß das schön bleiben lassen. Er muß es wahrhaftig. In ihren Augen blitzt ein Entschluß und eine ungezügelte Freiheit. Sie sind die Auserwählten des Volkes. Sie sind die Masse. Was kann er ohne sie? Und dann wird die Stimmung so, daß Fré Amâk, der Patron, froh sein kann, daß er die Masse hat, daß er für sie kämpft, für sie tötet, für sie seine Kraft zerreibt. Er kann sehr froh sein. Madame sagt:

„Lieber, ich habe heute unfreundliche Blicke unter den Frés gesehen."

Er sagt:

„Man soll die ganze Kanaille über den Haufen schießen. Man bildet sich ein, ihr Herr und Führer zu sein, und ist doch nur ihr Spielball. Nun soll mein Gesicht nach ihrem Lachen oder Weinen stehen. Ich habe meine eigenen Sorgen."

„Wir sind so klein, wenn wir nur an unser Eigenes denken. Man wird nur groß, wenn man einer Welt Sorge zu seiner eigenen macht. — Und du willst doch groß sein, Lieber!"

Er antwortet lange nicht. Dann bricht er kurz und heftig los:

„Ich will nicht groß sein. Ich will stark sein. Ich habe meine ganze Leidenschaft in der Stärke."

„Nein, nein —," da hält sie fast erschrocken inne.

„Was willst du sagen?"
„Ich möchte es nicht sagen."
„Bist du feige?"
„Nur — bange. Du bist heute so düster; und ich möchte dir doch nicht wehe tun."

„Ich bin heute in der Stimmung, viel Weh in mich aufzunehmen. Und es ist mir, als könne ich mich damit läutern. Habe also die Güte und mache mir Leid. Ich sage, ich habe meine ganze Leidenschaft in der Stärke! Du sagst?" —

Sie drückt seine beiden Hände. Sie will abbitten, noch ehe sie gesprochen.

„Du hast deine ganze Stärke in der Leidenschaft, d a s ist die Wahrheit!"

Er wird mißtrauisch.

„Nun? Und das ziemt dem Volksführer nicht? Das willst du doch sagen."

Sie nimmt seinen Arm, geht mit ihm langsam im Zimmer auf und ab, sagt ihm, wie er besonnen sein müsse und eine Bewegung, die er in Kampfhitze gebracht habe, nicht verkühlen lassen dürfe, wie die Leidenschaft immer einmal ein Ende ihrer Kraft kommen sehe und eigentlich nur sporadische Kraft sei, wie der Führer, der den Volkswillen bändige, bedacht sein müsse, den Autoritätsglauben zu wahren, wie der Mann, der vieler Köpfe einziger Kopf sei, nicht in die Durchschnittslaunen dieser Vielköpfigen versinken dürfe. Und wie das schön, fast göttlich sei, über die landläufige Menge hinauszuwachsen, an sich zu arbeiten in dem Pflichtglauben, daß Hunderte das zeitliche Idol erwarten, ganz groß, ganz einzig und so wie man sich die ganz großen und einzigen Menschen wünscht zur Legendenbildung, die Betätigung einer gleich starken, festen Kraft, die auf keiner Wellenlinie ausströmt.

Da bleibt er vor ihr stehen.

„Du bist von solcher Kraft. Du bist das ewige Idol."

Sie wehrt.

„Kraft habe ich nicht, vielleicht nur kräftige Liebe. Aber komm, Lieber, deine Augen glänzen wieder. Nun bin ich auch gewiß, daß du weißt, wann eine hochherzige Tat sein muß."

„Was hast du noch?"

Sie sucht seinen Blick.

„Du mußt zu Rochefleur schicken!"

„Parbleu! Wie das Befinden steht? Wie der Herr jetzt seine Sitzgelegenheit nimmt? Nein, laß das nur, Germaine!"

Eine sanfte Trauer geht über ihr Gesicht.

„Wenn du nicht hochherzig bist, könntest du wenigstens chevaleresk sein. Ich könnte eine solche Enttäuschung nicht gut ertragen."

„Bien! Bien! Meinetwegen schicke zu St. Jakob nach Galizien! Ein Trost ist, daß er dadurch nicht schneller heilt. Bien! Tue es!"

Scharrt auf den Absätzen herum und verläßt das Zimmer.

Er hört, wie sie Dorine schickt, sitzt in seinem Bureau, raucht und freut sich. Als Dorine zurückkommt, weiß er, daß er sich nicht umsonst gefreut hat. Denen aus dem Hause der Pavonnets habe ein Blumenstein weiter nichts mehr zu sagen!

Er wartet, daß seine Frau ihm Bescheid bringe. Er wartet eine Zeit, und sie kommt nicht. Da geht er zu ihr hinaus, lacht und sagt:

„Es freut mich, daß wir chevaleresk waren!"

Sie sieht aber, daß seine Augen böse in dies Lachen leuchten. Sie sagt auch weiter nichts. Mit einer gewissen Hast geht sie dann ihre Abendstunde

zur Krankenkapelle. Es sind immer dieselben, die da im trüben Kerzenlicht in ihre Mäntel eingeduckt hocken. Dicht bei dem von Wachs triefenden Kerzenständer Therese Rochefleur. Sie hat mit ihr bei den lieben Schwestern auf der Schulbank gesessen, sie gehen ab und zu aus der Messe miteinander heim, sie haben gute Straßenfreundschaft geschlossen und im übrigen sich in Frieden gelassen. Therese Rochefleur weiß, daß sie nicht in die Gesellschaftsklasse Germaine Pavonnets gehört, daß die Gerberklasse mit den Menschen tieferer Grade nur Straßenbekanntschaften unterhält, und so ist das in der Ordnung und so war es von jeher. Therese Rochefleur hätte sich auch weiter nicht gewundert, wenn Frau Germaine mit ihr von der Mutter der Kranken heimgekommen wäre, aber n u n wundert sie sich, reibt in dem spitzen Gesicht die spitze Nase und wundert sich sehr, steckt die baumwollenen Handschuhe in den Muff und wie gesagt, wundert sich. Da sie aber im Verhältnisse der tiefern Rangklasse zur ersten steht, kann sie nicht verhehlen, daß ihr die wiederholte Nachfrage der Pavonnetfrau wohltut. Sie sagt:

„Es geht ihm, wie es unter solchen Umständen gehen kann. Er hat viel Brand drin. Es sieht wie der Rotlauf aus. Sonst geht es ihm gut. Er hat viele Teilnahme gefunden. Die Deutschen laufen uns prozessionsweise ins Haus."

„Glauben Sie, daß es ihm angenehm sein wird, wenn Sie ihm sagen, daß meine Teilnahme nicht minder herzlich ist, Therese?"

Da fährt das Fräulein erschreckt zurück und einen Schritt aus dem Pfade heraus in den Schnee, sagt, sie könne ihm nicht einmal von ihrer Begegnung sprechen, er würde ihr die Krankenkapelle und die Messegänge verbieten. Um ihrer eigenen Seele Heil

willen dürfe sie ihm von irgendeiner Pavonnetschen Teilnahme nichts sagen. So wollten sie mitsammen beten, meint die Frau. Aber Therese behält sich auch Solo-Passage auf der Jakobsleiter vor. Soundso, dafür wäre auch schon gesorgt, für das Gesundbeten. Es sei eine Votivtafel für die Kapelle zugesagt, wenn die Heilung normalen Verlauf nähme, ohne Rotlauf, ohne kalten Brand, ohne krumme Knochen. Madame freut sich. Sie besorgt die Kapelle. Sie braucht Fürbittetafel zur Vervollständigung der Lauretanischen Litanei. Man bringt sie in langen Säulen an den Wänden an. Man wird die Zeit kommen sehen, wo die weißgetünchten Mauerflächen mit Goldlettern auf Marmor überdeckt sind. Sagt also die Frau in ihrer Freude für Madonna: In Marmor und Gold! Wie üblich! — Darauf sagt aber Therese nichts. Kein Haar fällt vom Haupte ihres Kopfes, daß der Bruder Blumenstein nicht sein Kofnicken dazu gebe. Wird sie demnach warten, ob sein Kopfnicken für Marmor und Gold ist. Die Frau nimmt ihr die Hand aus dem Muff, drückt sie fest und eilt ihr voraus. Sie hat Eile. Sie hat ein gut eingeteiltes Tagewerk. Und wenn ihr Mann und das Essen wartet, wird sie ihren Mann und das Essen nicht warten lassen. Aus Liebe.

Sie hört Louis Jossard im dunkel getäfelten Herrenzimmer. Er sagt, der deutsche Ingenieur habe sich fürs Kasino gemeldet. Man müsse ihn ausballotieren. Und kräht und belfert, er könne bei der Ballotage auf nur schwarze Kugeln rechnen. Eine zweite himmelstürmende Stimme in die seine. Man kennt sie nicht wieder. René Monfort ist Enthusiast. Keinen Deutschen ins Kasino! Und eine dritte Stimme. Die ist nicht himmelstürmend. Die sagt gelassen den grimmen Spott.

„Ah comment, René? Du bist jetzt begeistert! Der deutsche Ingenieur ist dir unbequem. Er entzündet die Herzen der Töchter, die auf hassende Väter nicht hören. Er tanzt mit einer herbstlichen Feierlichkeit, so wie David vor der Bundeslade. Eh bien, du wirst deinen Privatsieg haben. Er wird aus der Ballotage nicht mit einem Schimmer einer weißen Kugel hervorgehen. Mimi kann dann kommen und mit dir tanzen. Dein wallonisches Herz wird dann beruhigt sein!"

Die Herren treten in den Hausflur. Monfort macht ein Sorgengesicht.

„Mit Mademoiselle Mimi geht's nicht zum Besten. Sie verträgt sich nicht mit der zweiten Frau."

„Dann tut mir die zweite Frau leid!" Monfort fältelt die weiße Mädchenstirne.

„Mademoiselle hofft, daß Laure sie wieder für den Winter einladen wird." Der kleine Louis stößt ihm mit der Schulter an den Arm.

„Mademoiselle Laure wird das fein bleiben lassen. Du bist natürlich so naiv und merkst nichts!"

„Ich weiß wirklich nicht, —."

„Nein, er weiß nichts — Busaî!" (Tölpel.)

Und lachend hinaus. Pavonnet schließt hinter ihnen die Türe. Der Frau, die ihm entgegenkommt, sagt er, daß Fré Mathi die Treppe zum Hause am Kalvarienberge hinaufgestiegen sei. Madame folgert:

„Wenn Fré Mathi in dies Haus geht, ist er gerufen worden. Wenn Alphonse dies tut, so hat er seinen Standpunkt geändert."

„Er wird ihn nie ändern. Es ist der Standpunkt des Patriarchen Jakob."

Wie der sei? Da wird er anzüglich und erinnert an die talmudistischen Spitzfindigkeiten des Shakespeareschen Shylock. Da, wo er von Jakob

spricht, der die geilen Mütter der Lämmerherde zeichnete! So sei denn der Standpunkt des Patriarchen Jakob: möglichst viel Herdenvieh zu besitzen!

Wenn er Anspielungen macht, ist's ihr peinlich. Er hat dann ein Lachen, das ihr mißfällt. Ein stilles Behagen am Lachen! Und am Anzüglichen! Er dünkt ihr dann so klein. Der Mensch in ihm so niedrig. Derbheiten kann sie vertragen. Keine Anzüglichkeiten. Sie errötet. Sie kennt Männer, die über ihre schwangere Frau einen Witz wissen über ihre Unförmlichkeit oder Schwerfälligkeit. Es erscheint ihr roh und gemein. Heilig ist die Mutterschaft! Man respektiere das Heilige! Solche Männer sehen in der Frau die aufgeblähte Sünde, das herausgeschwatzte Ereignis einer heißen Stunde! Und sollten doch Weihrauch um sie streuen! In ihr wird das Wunderwerk der Natur! Sie, Frau Julien, vollbringt keine Wunderwerke. Sie hat in sich die verpfuschte Maschinerie der Natur. Da ist's, wo die wehen Gedanken ihr brennend ins Fleisch fahren. Sie wird immer ihre geheime Pein tragen, wenn sie unter kindergesegneten Müttern sitzt. Sie wird daran denken müssen, daß sie der Liebe eines Mannes unwert wäre, wenn sie in der Gegend des Thrones ihres häuslichen Glückes Hütten gebaut und der Staatsraison den königlichen Nachkommen nicht geliefert hätte. In ihr wundes Denken knistern die Blätter der Geschichte. Der Fluch der Kinderlosigkeit schwillt aus pergamentenen Seiten. War da die biblische Zeit, wo der Hohepriester Heli Richter war und im Gebirge Ephraim ein Mann namens Elkana lebte. Dieser hatte zwei Frauen. Die eine hieß Anna, die andere Phenenna. Die Arche war damals in Silo. So machte sich Elkana an bestimmten Tagen

auf den Weg dorthin, um den Herrn allda anzubeten und Opfer darzubringen. Er gab davon der Phenenna und allen ihren Söhnen und Töchtern. Der Anna gab er nur einen Teil, und das betrübte ihn sehr, denn er liebte die Anna. Der Herr hatte ihr aber keine Kinder gegeben. Darob ward die Phenenna gekränkt und sogar verhöhnt, daß der Herr ihr keine Kinder gegeben hätte. Anna weinte und aß nichts. Elkana sprach zu ihr: „Warum weinst du, Anna? Bin ich dir denn nicht besser als zehn Söhne?“ Aber Anna stand auf und ging zur Wohnung des Herrn. Sie betete, weil ihr Herz voll Betrübnis war, unter häufigen Tränen zum Herrn, tat ein Gelübde und sprach: „Herr der Heerscharen, wenn du die Betrübnis deiner Magd ansehen und ihr einen Sohn geben wirst, so will ich ihn für alle Tage seines Lebens dem Herrn schenken!“ Der Herr war der Anna eingedenk. Sie gebar einen Sohn, den sie Samuel, das heißt ‚Der vom Herrn Erbetene‘, nannte. Darauf sprach Anna einen vortrefflichen Lobgesang . . . . .

Und die Blätter der Geschichte knistern:

Der Lobgesang der Anna vertönt in dem Lächeln Marie Lescynskas, in dem stillglücklichen Dulderlächeln, als sie nach schweren Enttäuschungen den Sohn in die Arme des Souveräns und Gatten legen kann, glücklich, daß die Maschinerie in ihr staatsrechtlich funktionierte. Glückliche Hoflieferantin! Was will die Krone auf ihrem Haupte? Gekrönte ewige Notwendigkeit! Wirf die schmachvolle Krone ab! Sie krönt nicht dein H a u p t! — sondern deinen S c h o ß, o Weib, o du dem Manne beigegebene Naturnotwendigkeit von Anbeginn an! Oder homöopathisches Mittelchen zu Fortpflanzungzwecken, 3 mgr Seele, 1 mgr Logik, 2 mgr Gehirnwasser und 5 mgr Diverses, worunter chronische Verkalkung der Erkenntnis-

arterien! Es geschehe! Sei Weib und gut geölte maschinelle Konstruktion! Und wenn du Zeit hast — Persönlichkeit!

Und es knistern die Blätter der Geschichte!

Josephine Beauharnais war Persönlichkeit mit Herzenskrämpfen und Sehnsuchthauchen. Aber sie war nicht napoleonisch dynastische Hoflieferantin! Die Staatsraison fegte sie hinweg. Marie Luise von Österreich griff die Konkurrenz auf. Und funktionierte! Sie wird wie die Anna des Elkana geweint und gebetet und Gelübde getan haben. Sie hatte härtere Strafen zu tragen als das biblische Weib. Die Strafe Josephine Beauharnais, die königlich erbberechtigte Strafe der Scheidung! Aber Strafe! Und historisch ergrauter Atavismus. Als da der kulturlosen Menschheit Urtypus war, des Weibes Unfruchtbarkeit barbarische Strafen nach sich zog! So wie damals heute am Königstuhl! Unblutige Grausamkeit an der Seele eines Weibes. Und auch die Welt weit vom Throne wird immer sagen: „Schade um diese kinderlose Ehe!" Das ist dann schon ein mündlich gegebenes Konzept zur — Scheidung!

Und weiter bis in letzte, allerletzte Zeiten werden die Blätter der Geschichte knistern. Das denkt die Frau, und sie macht sich die Gedanken weh und wund. Der Mann stapft in schweren Schritten durchs Zimmer. Es ist ein regelmäßiger Taktschlag zu dem Tanz ihres verworrenen Sinnens. So könnte sie lange sitzen und in die weite, grenzenlose Innenflur ihrer Seele stieren. Nach dem regelmäßigen monotonen Stampfen seiner Schritte. Dann steht er, und sie hört nichts mehr. Der Taktstock sinkt, der wirre Tanz ist aus. Sie sieht nach dem Manne. Da hängt über dem Vertikow ein düsteres Ölbild, Kopie

eines Rembrandtschen. Man hatte es bei einem Händler für echt erstanden. Ein Wallonenmaler, Counet oder Poncard, brachte die Fälschung an den Tag. Man hatte aber dem Händler keinen Prozeß machen können, denn er sagte: „Ein Kunstwerk ist wie das Weib. Wer sich diesen Luxus gönnt, muß auch die damit verbundene Gefahr und Mühe auf sich nehmen. Wird man einer Frau, die man geehelicht, den Prozeß machen, weil sie sich schminkt? Oder weil sie eine ausgestopfte Hüfte hat? Man wird eben schweigen, um nicht der Gefoppte zu sein; und — von nun an vorsichtiger! Item; wenn man die Fälschung für schön und echt hält, ist das ein Beweis, daß die Fälschung so viel wie das Original wert ist, oder aber, daß der Käufer nicht fähig wäre, die Schönheiten des Originals zu würdigen!" So sagte der Händler. Es war viel anzügliche Wahrheit darin, und es kam nicht zum Prozeß. Und Julien Pavonnet bestellte bei ihm noch einen Abguß des heiligen Georg von Donatello für das Statuenkabinet seiner Frau. Das Ölbild aber zeichnete der Griffel Rembrandts folgendermaßen: Die Botschaft des Engels kündet dem Erzvater Abraham die Erfüllung seiner Kindersehnsucht. Und die Unfruchtbarkeit soll von Sarah, seinem Weibe, genommen werden! Pavonnet steht vor dem Bilde und denkt sich nichts anders dabei, als daß das Glück der greisen Eltern groß gewesen sein möge. Und denkt auch, daß, wenn ihm hätte das Wunder eines Kindes keimen können, es ein Mädchen sein müßte. Und schön! Er kann sich nicht in den Vatergedanken hineinfinden, der das Häßliche liebt. Er würde schon die Frauenschönheit in seinem Kinde küssen. Und so würde ihm das Küssen zartes sinnliches Ergötzen sein. Alles Küssen! Er findet keinen Zweck und Inhalt im Bruderkuß, im ehr=

fürchtigen Kuß. Wo es zum Kusse drängt, ist es ein zarter oder starker, auch versteckter sinnlicher Reiz. Zartrosa sinnliche Süße bis zur flammenden Glutröte! Man gesteht sich das nicht ein. Man empfindet nicht, wie tausend schöne Dinge des tagtäglichen Lebens sinnliches Ergötzen sind. Und nicht sündhaft, weil unbefangen.

So denkt Julien Pavonnet, weil er nicht Vater ist. Über seiner Ehe wallen noch die Brautschleier süß erkämpfter Geheimnisse. Und so wie die kinderlose Ehe ein ewiger Brautstand ist! Und auch langweilig wie dieser, und voll Hoffen und Werben und voll bräutlicher Vorstellungen. Weil das Kind entnüchternd wirkt! Für den Mann! Für die Frau erlösend! Bei jedem Kinde zerbröckelt an der Frau das ewige Idol. Aber was sie an der verzückten Liebe ihres Mannes verliert, gewinnt sie an Mutterliebe. Sie ist immer mit dem Tausch zufrieden. Der Mann nicht. Aber da ist das Kind als Bindemittel zwischen zwei erschlafften Menschen. Diese Ehe führt Pavonnet der ältere; der jüngere Pavonnet müht sich ab im ewigen Brautstand. In sein Beschauen hinein sagt leise die Frau: „Könnte ich jetzt meines Mannes Seele sehen —!“

Er scharrt herum. Ihr Blick hängt an dem Bilde. Da begreift er, lächelt.

„Ich habe nicht Abrahams Kindersehnsucht, wenn das auch die Leute sagen. Die wissen nichts von uns.“ Er setzt sich auf die Tischkante, verschränkt die Arme. So spricht er zu ihr hin: „Ich lese aus den Maximen Diderots etwas, das mir paßt: Man sagt, man langweile sich nie, wenn man etwas erhofft, und es sei selten, daß man sich nicht langweile, wenn man etwas besitzt. Eh bien, weil ich dich nie ganz besitze, komme ich nicht zur Langeweile! Weil ich

noch hoffen und werben muß, komme ich nie in die schlappe Gewohnheit. Ein Kind legt das alles lahm. Ich wäre unglücklich, einen Sohn zu haben. Ich müßte daran denken, daß er alle die Stürme bis zur Mannhaftigkeit durchzumachen hätte, wie sein Vater, wie alle Väter! Es ist furchtbar, ein Kind auf dem Schoße zu halten und zu wissen, daß es dieses alles überwältigen muß. Es ist sogar gewiß, daß es ihm erliegt. Es gibt leichtsinnige, schwerblütige oder beschränkte Väter, die daran nicht denken, daß sie den Menschen im Flügelkleide herzen. In Summa: ich danke dir, daß du mir kein Kind geboren hast!" Er reicht ihr die Hand herüber. Die küßt sie. „Wie du demütig bist!" sagt er. Ein stilles Lächeln huscht in die gesenkten Augen. Ihre weiß=weich rundlichen Kinderhände liegen im Schoße und blättern in einem schwarzgebundenen Buche mit Goldschnitt — — Pavonnet lehnt hinüber, liest „Nachfolge Christi" inmitten einiger engbeschriebene Blätter. Die Frau erwidert ihm:

„Wir Frauen sollen sein demütig und sanftmütig, gehorsam und nachgiebig. Hast du je anderes gehört oder gelesen? In der Predigt, im Beichtstuhl, in religiösen Büchern? Die einziger Bedingung für den Mann ist: du sollst ihr Herr sein, nicht ihr Tyrann!" Nun hält sie das Buch hoch. „Sieh, das gab mir meine Mutter in meine Ehe mit, und dann schrieb sie mir noch einen Auszug aus dem Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter Marie Antoniette hinein. Den sollte ich täglich wie Gebete lesen. Du magst jetzt beurteilen, wie ich ihnen nachgekommen bin. Willst du hören? ja? ‚Dein vorzüglichstes Studium soll sein, daß dein Mann bei dir immer gleiche Launen, dieselbe Gefälligkeit und Zuvorkommenheit finde. Um dir sein Ver=

trauen zu erwerben, mußt du sorgen, es durch dein Benehmen, deine Diskretion zu verdienen. Trachte ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, daß niemals ein Verdacht in deinem Herzen Eingang finde, denn alles Glück der Ehe besteht im Vertrauen und beständiger Gefälligkeit.'" Sie hält inne. Sie erwartet, daß er ein Wort sage. Sie hofft es. Da er schweigt, fährt sie fort: „,Du sollst alles opfern, wenn es sich darum handelt, dem Gatten zu gefallen oder seinen Willen zu tun. Du hast dir dann nichts vorzuwerfen. Du hast nur zu gehorchen, nachdem du deine Einwürfe und Vorstellungen in Sanftmut und Güte vorgebracht hast.' — Ich habe dir vielleicht noch nie gesagt, daß ich diese Ratschläge im ersten Jahre unserer Ehe für sehr unrichtig und verkehrt hielt. Da war ich noch von dir verwöhnt und verhätschelt. Du hast mir törichte Wünsche erfüllt, sogar meine Träume. Dann wurde das etwas anders. Der Mann wird auch einmal das Werben satt und will umworben sein. Das ist dann der Zeitpunkt, wo zwei Menschen sich nicht mehr verstehen. Die verwöhnte Frau kann sich nicht mehr in der veränderten Situation zurechtfinden. Sie erwartet noch, wo sie doch geben soll. Vielleicht auch hat die Verwöhnung ihren Charakter verdorben und sie anspruchsvoller gemacht. Der Mann ist da grausam. Er ist des Spiels müde und läßt ein hilflos verzärteltes Wesen und hilft ihr nicht. So warst du, und so war ich. Da war's dann gut, daß ich Maria Theresias Ratschläge und die ,Nachfolge Christi' zur Hand hatte, da brauchte ich die Hilfe des Mannes nicht, der mit Achselzucken aus dem Schäferspiele ging mit der Begründung: es muß doch einmal aufhören!" Sie hebt die gesenkten Blicke aus dem Schoße, und nun sieht er das Lächeln, das die Stube mit Glanz füllt, wie goldgelbes Licht bei

Sonnenuntergang. Er reckt vom Stuhle, steht kerzengerade, stößt seine Hände in die Taschen.

„Ja! Wir haben in Frieden gelebt. Du warst demütig und sanftmütig, gehorsam und nachgiebig. Ich hatte dein Vertrauen und deine Nachsicht. Ich hätte ein Barbar sein müssen, mit dir nicht in Frieden zu leben. Ich habe dir's gelohnt und gedankt. Ich glaube, es war so etwas, was man ideale Forderung an die Ehe nennt, ein gegenseitiges Verstehen. Das ist ja notwendig, wenn der Rausch vorüber ist. Es bleiben dann nur zwei Menschen, die sich aneinander gewöhnen müssen. Wir sind da einmal ein paar Stunden in die Eifel hineingereist, bis Daun, wo die Maare in den ausgehöhlten Kratern liegen. Ich dachte mir, wenn da mein Haus stünde und mein Fenster nur mit der Aussicht auf den stillen, glatten, ewig im Sonnen- und Mondlicht, im Regen- und Schneewetter glänzenden See! Keine Wellen, kein Zittern auf ihm, nicht eine Wasserspinne, die darüber huscht und die kahle, tote, regungslose Fläche kitzelt. Glatt, glänzend, friedvoll! So, dachte ich damals, ist unsere Ehe. Wir hocken beide am Fenster und sehen in den wellenlosen, regungslosen, ewig glatten, ewig glänzenden See! Aber zum Teufel! ich bin kein Stubenhocker! Ich will auch einmal die Wellen stürmen sehen! Liebe Frau, schicke Maria Theresia ihren Brief zurück, lege deine Nachfolge Christi in die Truhe, komm mit in die Wellen!"

Er hat sie um den Leib gefaßt und vom Stuhle aufgerissen. So preßt er sie an sich, ist voll Zorn über ihr Erschrecken.

„Hab' doch keine Furcht, wenn du der Leidenschaft ins Gesicht sehen sollst! Die Furcht in dir ist Sünde! Du sprichst vom Kinde. Ist es kein Geschöpf der Leidenschaft? Und diese Leidenschaft gestattet der

Beichtstuhl und das fromme Buch. Ohne das geht's nicht. Dich hat nur immer die Pflicht zur Leidenschaft geführt, mich drängt das Recht! Du erniedrigst dich, wenn du die Mutterschaft zur Pflicht machen willst. Du erhebst dich, wenn du sie zum Recht machst! Dann leitet dich nicht der Zwang, und das ist ein unlauterer Grund, sondern der stolze Wille!"

Sie liegt schweratmend in seinen Armen und sagt:

„Warum soll ich einzig dort Rechte haben? Sonst hat die Frau nur Pflichten. Der Keim zu einem Menschenleben ist so wertvoll, daß nicht ein vom Menschenleben abhängiges Recht, sondern die Pflicht, von einem Höheren dem Niederen auferlegt, ihn erzeugen soll." Da läßt er sie.

„Wir können nicht zueinander kommen!" Sie geht ihm nach.

„Wir sind schon zueinander, Lieber. Weißt du, in dem einen, das größer sein muß, als die kleinen Wünsche im Leben: in einer Tat! Das wallonische Volk wartet darauf!"

„Soll ich den Menschen in mir töten?"

„Das — Untermenschliche! Ich habe da einen Vergleich zur Hand. Marcellus hatte außerhalb Roms an den Tempel der Ehre den Tempel der Tugend gebaut, so daß man zuerst durch diesen mußte, um zum Tempel der Ehre zu gelangen. Ist das nicht schön?"

„Frau, glaubst du, daß, wenn ich die Leidenschaft rechtfertige, ich die Untugend preise? Das Laster ist Untugend. Aber ihr frommen Furchtsamen verleumdet die Leidenschaft, daß sie Laster sei. Ach Frau! Komm her! So wie du bist, bist du am Ende gut für mich. Sei mein Tempel der Tugend! Und laß mich eingehen in den Tempel der Ehre! Du hast mich angestachelt. Der Ehrgeiz brüllt in mir!"

Die Hausschelle gellt. Der Groom tritt herein, meldet, der Dorfcuré lasse den Fré Rmâk herüberbitten zu Bruder Alphonse. Nein, so was! Nun soll er gehen und dem Hartkopfe wieder Grobheiten sagen. Das solle er nicht, sagt die Frau. Sie meint, das wegen der Grobheiten. Hingehen — ja! Wenn der Dorfcuré rufen lasse und so weiter. Der Dorfcuré eiferte gegen die in Umlauf gesetzte Petition. Damit werde nichts erreicht. Gar nichts! Mit Petitionen aus der Wallonei habe die Regence schon einen Papierkorb voll gefüllt. Da sei die von der Geistlichkeit gewesen, die gegen den deutsch redigierten Katechismus protestierte. Daraufhin sei von den ersten Bürgern der Stadt eine Volksversammlung nach Bellevue berufen worden. Voll wie ein Ei sei der Saal gewesen, 300 Familienväter kritzelten ihre Namen, schrien ihr Todi wallon! Und was wurde? Ein eherner Schritt weiter in der Germanisation: die Versetzung der wallonischen Magister! Da spricht Alphonse wieder von seinem Standpunkt. Julien knirscht und geht. An der Türe dreht er sich noch um, fragt, warum man einen am preußischen Hofe einflußreichen Prinzen zum Abgeordneten habe? Der Dorfcuré ruft ihm nach, darüber lasse sich reden. Aber die Tür klappt hinter dem Davongehenden zu. Er will nicht — reden! Der Dorfcuré sagt dann, er müsse heim, er habe lange Berichtigungen der „Kreuzzeitung“, der „Nationalzeitung“ zu senden, die eine Artikelserie über „die Unterdrückung der deutschen Sprache in den baltischen Provinzen“ brächten, der „Spandauer Zeitung“, die eine Person von Rabelais, den Panurg, herhole, um spöttischerweise auf das wallonische Volk zu exemplifizieren: les moutons de Panurge! Dieses und jenes habe er zu besorgen, er, der einzige, der die Rechte der Wallonen in der deutschen Presse ver-

treten und verteidigen könne, er, der wallonische Wolf! Und im polternden Lachen: Der Wolf im Schafskleide! Und schwenkt den Zipfel der Soutane. Und ab.

Es hat da einer ein paar Worte des verwundeten Blagueurs in wallonische Lande hinausgetragen: den französischen Napoleon habe das deutsche Schwert anno dazumal lahm gehauen; mit dem wallonischen Napoleon würde man auch fertig werden! Da sagen die Wallonen: „Uns' Napoleon!" Das Wort gefällt ihnen. Sie können sich begeistern am Schwung eines Wortes. Sie haben drei Tropfen Franzosenblut. Und es ist gut für Pavonnet den jüngeren. Die Frés vergessen ihre Mißstimmung. Madame grüßt ihre Frauen und „Meintreffen" mit einem gütigen Scherzwort. Madame spreitet die Liebe vor dem Ruhme des wallonischen Napoleon aus. Aber der Dokteur meint doch, es seien böse Zeichen bei den Frés gewesen; und man müsse auf Zeichen und Wunder achten.

Der Bürgermeister achtet sehr auf Zeichen und Wunder seiner Zeit. Er schickt den Polizisten nach Frisquet aus und läßt ihn herbescheiden, sagt ihm, da sei ein Knabe deutsch-wallonischer Herkunft, mehr deutsch als wallonisch, denn es komme auf den Vater an. Ja, kurz und gut, da sei der Gilles Förster, der müßte von der Cicile Poupoudje weg, nach dem was vorgefallen sei. Versteht sich. Es habe sich wieder einmal gezeigt, daß auf Weiber im allgemeinen und die Cicile Petit, genannt Poupoudje, im besonderen kein Verlaß sei. Der Knabe müsse in ein anderes Haus. In ein ganz deutsches? Nein! Er müsse als Bürgermeister auf wallonische Gefühle Rücksicht nehmen. Er sei von der Gemeinde gewählt. Die Gerber könnten ihm in Stadtangelegenheiten Schikanen

machen. Also so sei es! Ob der Frisquet deutsch spreche? Ach, nu gewiß! Er sei im Verkehr mit deutschen Leder- und Lohhändlern. Er sei Makler. Er habe die Vertretung bei der Frankfurter Messe. Da sagt der Bürgermeister:

„Das freut mich. Setzt Euch, Frisquet!“ Und sagt, er wolle ihm den Knaben ins Haus geben. Ein wallonisches Haus, in dem man deutsch sprechen könne! Ob das seine Richtigkeit habe? Ja, es habe seine Richtigkeit. Dann könne er gehen, er, Frisquet. Fragt da Frisquet: Wieso? Ob man schon seine Einwilligung habe? — Die Gemeinde zahle! — Oho, er habe es so arg gar nicht nötig! Da fragt der Bürgermeister: Wieso? Ob sein Einkommen von der Art sei? — Ja, von der Art! entschlüpft es Frisquet. Er möchte sich einmal recken, die Brust herausbäumen. Und seine Talerstücke in erstaunte Gesichter werfen! Er, der lange, harkige Frisquet aus Outrelepont! Wieviel sein Einkommen als Aufseher sei? Er reibt mit dem ausgestreckten Finger das unrasierte Kinn, sagt: „Hm, aye!“ nickt einige Male, sagt: „Hm, aye, so zwischen 2400—3000 Mark.“

Der Bürgermeister macht einen glatten, sägenden Handstrich: „3000, macht an Einkommensteuer 52 Mark. Ihr habt bisher 44 Mark eingezahlt für ein Einkommen von 2400—2700 Mark. Es freut mich, daß Ihr jetzt ein höheres Einkommen habt. Es könnte auch sein, daß Ihr schon früher ein höheres Einkommen hattet, nicht wahr, Herr Frisquet?“

Da sagt Frisquet: „Ich nehme den Jungen, Bourguümaiss'.“

Wie er ihn beschäftigen wolle? Mit Kühehüten! Das sei keine Position. O, einstweilen, bis der Ostern die Schulzeit hinter sich habe. Dann könne er als Lehrling bei ihm eintreten. Er habe die alte

Knopffabrik, die lasse sich zur Haarreinigungfabrik einrichten. Sie liege schön am Flusse. Man hätte hier die Gerberhaare wohlfeil wie Brombeeren. Man könnt' Bürsten daraus machen und zur Polsterung 'was. Darum, dächt' er, könnt' hier eine Haarreinigungfabrik in Ehren durchkommen.

„Ihr habt gute Pläne!" sagt der Bürgermeister. „Es könnte schon sein, daß Ihr hier etwas Neues schafft. Den Mittelstand. Hier in der Stadt ist kein Mittelstand! Nur Gerber und Arbeiter. Und außer den zwei Positionen will kein dritter geschlossener Stand gedeihen. Ist Euch das schon aufgefallen?" Und Frisquet mit bissigem Schalkslachen: „Ich hab's im Gefühl."

„Ja, Frisquet, Ihr legt den Anfang zum Mittelstand!"

„Ja, wenn Sie's sagen, Bourguümaiss'!"

Und der Bürgermeister: „So müßte man Euch wohl in eine höhere Steuerklasse schreiben, Herr Frisquet. Adieu!"

Es ist ein großer Weiher in einem schönen Garten. Der ist heute noch. Wenn die Leute am „Zuckerhut" vorbei die Landstraße nach Bellevue hinaufgehen, bleiben sie vor diesem Garten stehen, im Sommer, um „unsere Reichen" zwischen den Schwänen kahnfahren, im Winter, um sie auf der Eisbahn zu sehen. Es sind aber jetzt Zeiten gekommen, daß hüben man nicht mehr sagt: da seht unsere Reichen! und drüben nicht mehr: da seht unsere Vasallen! — Die Zeit nämlich um das Jahr 1908.

So kommt es, daß heute kein Spaziergänger mehr vor dem Garten stehen bleibt, wenn's auf dem Weiher laut und fröhlich wird.

Und nun war's da einmal lauter, als es von sacré coeur aus erlaubt ist. Die Eisbahn glüht im Rotgold der Nachmittagssonne. Blitzblankes Parkett! Die Welt steht umgekehrt darin. Die vermummte, weiße, spaßige Welt! Ei, die kluge Welt! Ritscheratsch! ist sie mit dem gestählten Schuh darüber hin. Über das große, spiegelnde Fenster des Eismannes! Der schaut durch scharfgeschliffene Brillen heraus Heraus aus dem schwarzen Weihergrund in das schneeblanke Licht. Man sieht die Brillengläser in der Eisbahn, die gefährlichen Nullen. Dort splittert das Eis. Da liegt die gewaltige Faust des Eismannes von unten her dawider. Ein Ruck! und das buntbewimpelte Menschenzeug hat seinen Schaden. Es ist dumm. Aber die buntbewimpelten Menschen lachen. Weiß denn eines, wo die Faust drückt. Ritscheratsch! über die scharfen Brillen, über Eismanns gleißende Fenster! Brummiger drunten! Schlag' ihnen die vermummte, weiße Welt entzwei! René Monfort sagt: „Es sind lecke Stellen. Über Nacht kann die Decke zerreißen."

„Über Nacht kann der Frost wieder kommen!" ruft ihm der Ingenieur zu. Monfort wundert sich. Die Ballotage im Kasino entscheidet über gesellschaftliche Geschicke; der kleine Ingenieur dürfte nicht wiederkommen. Aber der sagt, das könne er den Damen nicht antun; die Damen sagen: „Er ist ein Filou!" — und sind sehr glücklich. Er wirft das gestählte Bein und das Tanzbein wie kein zweiter. Warum sollten sie also nicht glücklich sein mit dem kleinen Ingenieur? Ihre Väter sagen: „Unsere Töchter sind inkonsequent!" Hat man aber jemals gehört, daß Väter das noch für richtig halten, was ihnen als Freier wohlgetan hat?

Monfort hat die Hände auf dem Rücken, macht lange Bahn und fährt wie ein stiller, verzweifelter

Denker. Und legt große Kreise um die flatternden Damen und kleinere und einen ganz kleinen um eine Dame. Das ist Laure Pavonnet, holt ihre zwei Hände und fort mit ihr in weiten Schleifen über die Eisbahn. Er sagt ihr, daß das Wetter in Belgien milder sei, und in Lüttich sehe man schon seit Weihnachten keinen Schnee mehr. Da weiß Laure Pavonnet, daß er in Lüttich gewesen ist. Sie meint, das könne sie nicht kränken. Und wenn dem so ist, dann hat sie auch das Verlangen, es ihm zu zeigen. Darum macht sie ihre Stimme blank und hell und fragt: „Was bringen Sie neues von den D'Ysards?"

So wie ihre Stimme blank und hell ist, so ist seine stumpf und dunkel.

„Es ist nicht gut da;" und rasch: „Mimi ist sehr verändert. Die Frau ist kokett. Sie rivalisiert mit Mimi. Das gibt Reibungen. Mimi wird nicht bleiben können."

„Im Hause ihres Vaters? O!" — Sein Blick fliegt zu ihr Das klingt hart wie Spott.

„Im Hause ihrer Mutter," korrigiert er. „Diese zweite Frau mußte den Mann D'Ysard wieder finanziell sicherstellen."

„Fi donc!"

„Warum? Der Mann hat die Position. Die Frau fundamentiert sie durch das Geld. Das ist ein Ausgleich Wir Gerber müssen das ja auch."

Aus ihren halbgeschlossenen Augen trifft ihn ein scharfer Blick.

„Würden S i e es, René?"

„Ich bin, gottlob, so gestellt, daß ich es nicht brauche."

„Sie können ja Ihrem Herzen folgen." Das sagt sie hart und spöttisch.

„Ich werde es immer tun."

Und fort in langen Schleifen über Gleiß und Glanz vor Eismanns Fenstern. Und auf schnurgerader, endloser Linie ein stolzer Anlauf. Zwei Menschen aufrecht und kühn und so, als stünden sie fest, und unter ihnen gleite die spiegelnde Eisfläche. Da entfährt es Monfort trotzig und ungeduldig:

„Die D'Ysards hoffen, daß Sie Mimi zu Karneval einladen, Laure."

„Mimi hofft das, nicht wahr?"

„Um so mehr Anlaß für Sie, Laure, diesem Wunsche zu willfahren. — Aber Sie lieben sie nicht!"

Ihre hellen Blicke gleiten über ihn weg.

„Jedenfalls könnte mich das nicht davon abhalten, mich gefällig zu erweisen."

„Charmant! Sie werden ihr die Einladung schicken?"

Auf der weißen Straße ein vorbeisausender Schlitten. Gerassel der Schellen. Vorn der wehende Schweif. Zu beiden Seiten pulvert der Schnee auf. Eine Frauenhand winkt herüber. Verschwunden in der weißen, flimmernden Luft. Julien Pavonnet ist ein Meisterfahrer. Ah! petit' tante! Und da zieht über Laures Gesicht die Versteinerung, und sie sagt kurz entschlossen: „Ich werde Mimi D'Ysard nicht einladen können."

Da fühlt sie, wie seine Hände sich lockern. Sie läßt ihn, und mit stolzem Aufbäumen von ihm, kurbelt eine weite Schleife. Der kleine Ingenieur greift sie mit ausgespannten Armen auf. Und schlingen die Hände. Und in die weite Bahn hinaus! Auf glitzerndem Kristall unter verschneiten Weiden. Darüber der Himmel wie eine weiche, grünliche Decke. Das Rotgold glüht auf der Eisbahn. Kalte Feuerbrände schlagen in die weißen, starren Gewässer.

Der Schlitten saust heimwärts, und wieder

winken Frauenhände zum Weiher hinüber. Ah, petit' tante! Die große Laure will nicht dulden, daß sie unglücklich wird. — An der Seite der Landstraße steht ein Bube, schnattert mit Zähneklappern ein stilles Frieren in sich hinein. Die Eiskälte kriecht ihm in die schlotternden Hosenbeine. Ob das der Bub' Ciciles sei? fragt Madame; man müsse ihn hintenauf sitzen lassen. Gilles hat einen Grimm in sich. Er ist weggestapft aus dem Eislauf, wo Cicile ihre Hilfstruppen aufgestellt hat, um die Pelze der Damen zu halten, Schlittschuhe anzuschnallen und Diverses. Böse Buben sagten hinter ihm her, wie diese Cicile ein gelbes, abscheuliches Huhn sei, ein gerupftes. Da hat er Cicile daraufhin angesehen. Ja, sie ist häßlich; man konnte einen Finger in ihre Gesichtsfalten legen. Wie Ackerfurchen! Es kommt ihm eine Scham und ein Grimm. Er will heim. Nun hängt er am Groomsitz und der aufpulvernde Schnee stäubt ihm in die Hosenbeine. Berge und Täler fliegen im weißen Wirbelwinde. Die Kälte beißt die Gesichter blaurot. Die ganze Welt scheint heimlich und still; und nur das leise, liebe Läuten der Schlittenglöckchen darin; und nur ein einziger, schneeiger, glücklicher Traum. Gilles hält steif und still. Von dem Hute der reichen Frau vor ihm flattert der lange Schleier auf, streicht sein Gesicht. So wie weiche, feine Hände! Es ist ihm wohl dabei. Die reiche Frau wird er lieb haben.

Die ersten Häuser und ein paar hurtige Menschen. Die wenden den Kopf. Sie finden, das habe der Fré Amâk wieder einmal gut gemacht. Hintenauf der wallonische Jesus Und er, der wallonische Napoleon! Man konnte sich etwas denken, wenn man klug war. Und viele wollten klug sein.

Auf dem Pont=Neuf ein enges Platzgeviert. Die Häuser drängen zusammen und versperren den Himmel.

Ein Kapellentürmchen zwischen ihnen. Da, wo Ignaz Roderique an Stelle seines elterlichen Hauses die Auferstehungskapelle in einem prächtigen Renaissancestil erbauen ließ. Da steht auch des Blagueurs Haus mit dem weißen Blumensteinschild. Vier Straßen gabeln von dem Platze ab. Der Schlitten kann zwei parallel laufende Straßen nehmen, die grande Vaulx oder derrière la Vaulx. Da erstere dicht an des Blagueurs Fenster vorüberführt, greift Madame in die Zügel, lenkt den schnaubenden „Pollux" in derrière la Vaulx. Aber hinter dem davonsausenden Schlitten teilen sich die Vorhänge.

„Ich bringe ihn ins Gefängnis," sagt der Blagueur, „das Strafmaß ist bis zu drei Monaten."

Therese Rochefleur fällt in ihren pathetisch frommen, weinerlichen Ton: „Habe keine Rachegedanken, Bruder. Dem Rachsüchtigen widerstrebt Gott. Es könnte den Wert unserer Votivtafel herabsetzen."

„Wie wirst du schreiben lassen?"

„Remerciments à — —"

Da kracht der Lehnstuhl. Des schweren Mannes Kopf hängt voll Blut.

„Remerciments willst du schreiben lassen? Sei verflucht, Therese Blumenstein! Dein Bruder ist von einem Wallonen erschossen worden, und du willst Remerciments schreiben lassen!"

„O, Bruder, wie du willst!"

Es ist Samstag, und sie schiebt ihm die Wochenzeitung hin. Da liest er, daß die Petition im Stadtrate eine lange Besprechung gefunden hat und der Regierung zugeschickt ist. Er sagt: „Nun wird's sich entscheiden!" Und fiebert. —

Und auch das wallonische Volk sagt: „Es wird sich entscheiden!" und setzt sein Freuen und seinen Stolz und seine Zuversicht auf seinen Napoleon. Die

Köpfe drehen nach ihm. Die Jauchzer gelten ihm. Der Dokteur kommt und fragt, ob er sich klar darüber sei, was das wallonische Volk von ihm erwarte? Es wisse es vielleicht selbst nicht. Es erwarte die befreiende Tat! Von ihm! Er möge sich vorsehen, ob er die Fahne Napoleons hochhalten könne, ob er ein glühend hoffendes Volk nicht enttäuschen müsse. Es spreche: „Uns' Patron wird's machen!" Ob er einer sei, der Gewalt habe? Da geht Julien Pavonnet und läßt den Dokteur stehen. Seine Frau trifft ihn in der offenen Terrassentür. Zwischen seinen Füßen stäubt der Schnee herein. Sie faßt ihn um die Hüften. Er dreht nach ihr, sagt ihr ins Gesicht: „Ich habe Gewalt, ja! Den wallonischen Himmel rücke ich mir höher!"

Sie sieht ihn an. Sie kann nicht von ihm los. In seinen Augen ist ein Fiebern und eine heiße Hast. Blitzähnlich. Dann ist's vorüber. Sie muß nachdenken, was das in seinem Blick war. Und es war! O, grauenhaft!

Die Frés sprechen sich von nun an nicht mehr offen aus. Sie geben geheime Andeutungen. Sie brechen in halben Sätzen ab, blinzeln einander zu. Pst! Wir Auserwählten. Es war aber eine Zeit, da sich wenige Deuter für ihre dunklen Zeichen fanden. Die „fetten Donnerstage" bringen viel Flitter in die nüchterne Woche. Um die wallonische Jahresuhr schnellt rastlos der Zeiger. In den wallonischen Küchen rasseln die großen steinernen Töpfe. In den wallonischen Köpfen aber rasselt viel Narrheit. Ein Schulbube sitzt im Religionsunterricht und antwortet auf die Frage nach dem höchsten Feiertag im Jahr: „Der heilige Karneval!"

Da war auch einer vom „fetten Donnerstag" her in der Nacht geblieben, suchte sich — schwertrunken in

seinem Flitter — im St. Vither Omnibus sein Nachtlager. Er soll erwacht sein im stillen Werkeltag des stillen Fleckens und glaubt sich noch im Narrenjubel und ist wie ein wilder Narr oder wie ein närrischer Wilder und spielt Narrheit am stillen Freitag. Und da soll ihn die Ortspolizei beim bunten Flitter gepackt haben! Das erzählt man, und man lacht sich in Karnevalssehnen. Die steinernen Töpfe aber werden voller, zuletzt ganz voll von zart-rotem Heringsalat. Drei Tage wird man da hinein die Gabeln bohren. Drei Tage mittags und abends. Am Samstag sagt die wallonische Hausfrau: Punktum! Nun wird drei Tage im Herde kein Feuer sein!

Es geht aber so, daß an ihrem Tische vor den steinernen Töpfen keine eigenen Leute sitzen und andere aus- und eingehen und gabeln. Und die eigenen sitzen bei fremden. So will es die Gastfreundschaft im wallonischen Fasching. Es ist eine Freude so hell und klingend im ganzen Ländchen. Es ist eine fiebernde Luft nachts in den Träumen. Und die Großen träumen wie die Kleinen. In die Schneeluft wirrt ein Schein von Flitter und Tarlatan. In den warmen Stuben rasseln die Schellen an den Narrenkappen, und hastend greifen die Hände in den gebauschten Wust. So ist ein Fiebern und Eilen. Und keine Armut ist mehr. Und nur mehr närrischer, flirrender, erlogener Reichtum.

Um die Mittagsstunde des Samstag lauschen in den Tannereikellern und Ateliers die Köpfe auf. Die Spannung jagt ihnen in die Gesichter. Da plimpert das Tongetrippel aus dem Kirchengebälk. In die graue, hastende Werktagsarbeit fällt das Glockenspiel wie eine Befreiung. Die Erde ist verwandelt. Sie ist leuchtend und ein langer, endloser Feiertag. So kehren sie aus der Arbeit heim. Sonntagsmenschen

am Mittagstisch! Fasten und essen und fegen ab von sich den Alltag. Momus voran! In den weißen Lüften zwischen wallonischen Bergen rauscht der ‚heilige Quwarmai‘, in den historischen Etüden des Dokteurs zu lesen, daß das Wort mit dem altfranzösischen Quaresmeaux zusammenzubringen sei. Es schlängelt langsam die Straße herauf. Die Marschklange prasseln ihm voran, gravitätisch-feierlich, althergebrachtes Blasen und Trommeln. Von Urgroßvaters Zeiten her ein verschlafener Gänsemarsch! Hinter dem Musikkorps einer. Ein Unheimlicher. Den Kopf bis zu den Schultern herab in einer schwarzen, sackartigen Umhüllung. Damit ihm das Augenlicht nicht abgehe, vorne zwei rotumränderte Löcher. Auf dem Rücken seiner Jacke aufgenäht den farbigen österreichischen Doppeladler. Darüber die breite Schärpe. Ein langsamer und würdiger Mann. Holt mit weiten, zögernden Schritten aus, balanziert die gewaltige, langstielige Kornschaufel, den Trouvlai. Die Brauer lachen. Es ist ihr Emblem. Da weiß man, die närrischen Tage werden ihre Fässer leer trinken. Jetzt mag man in den Kirchen die Betstunden festsetzen, und mögen die hundert Fürbitter ob der blutroten Fastnachtssünden Gebete stöhnen —, der Trouvlai fegt durchs Wallonental, und es ist ein gottfröhliches Freuen!

Man spricht, daß da noch Gäste mit der Staveloter Malle-Post kommen sollen. Man schaut aus Türen und Fenstern nach ihr. Ehe die Festzüge mit den stolzen Wagen im kalten Abend schwanken, hat man seine Gäste gern unter Dach. Man braucht Gäste, um zu staunen. Man braucht viel Lob zum Malmedyer Quwarmai. Die Malle-Post schlampft durch den auftauenden Schnee. Das beißende Wasser tropft ihr in den Rädern. Halt im Châtelet. Die

Gäste stoßen durch die schlotternde Türe. Sie trampeln sich die Füße warm, und ihre Schatten verwehen im Dunkel. Eine steht und bleibt und ist nicht zum Empfang geschüttelt und glückselig angeschrien und geküßt worden. Der Kutscher schurpt unter der steifgefrorenen Wagendecke den Koffer heraus, fragt: „Mam'zell, wenn's beliebt, wo bring' ich ihn hin?"

„Haus Alphonse Pavonnet!" Stakelt durch den Schnee und das Dunkel. Die Nässe sickert ihr in die Schuhe. Die Luft ist voll Fackelrauch. Es riecht nach buntem Menschenpack. Im Dämmer der Laternen huschen die Masken zum Sammelplatz.

Am Hause des Alten vom Kalvarienberg ist alle Vornehmheit hinaus. Die Haustüre weit offen und voll blendenden Lichts. Wenn die Klänge hereinrauschen, stürmt das Dienervolk auf die Schwelle. Jetzt ist der helle Gang leer. Die Herrschaft sitzt zu Tische. In der Küche hastet man. Der Kutscher kommt mit der Servierplatte in die Halle des Vestibüls. Sein begehrliches Gesicht neigt über die schlanke Länge des geräucherten Aals. Will eilig in die nächste Türe. Da sagt ihm eine feine Stimme: „Sie! Wollen Sie Mademoiselle zu mir herausbitten?"

Sie tritt zurück in den Treppenschatten, wartet. Laures schnelle Schritte hallen im Nebengang. Sie drückt die Serviette an den Mund und hustet verlegen.

„Liebe Laure, da bin ich!" sagt Mimi D'Ysard, „ich hätte in Lüttich euren Karneval nicht überlebt. Du hattest meine Briefe nicht verstehen wollen, so mußte ich einfach — kommen."

Das Lachen mißglückt ihr. Laure sieht, daß sie blaß und eingeschüchtert ist. Ohne Herzlichkeit sagt sie: „Da du nun hier bist —."

Nun hängt ihr Mimi am Arm.

„Ach, sei gut, Laure! Ich werde dir gehorchen. Du brauchst nichts mehr zu fürchten. Ich sehe deine Angst. Darum bin ich gekommen. Ich möchte dir gehorchen, darf ich dich jetzt küssen?“ Laure beugt die Wange herab. Sie ist kühl und tief erschrocken.

„Komm,“ sagt sie, „man weiß drinnen schon, daß du da bist.“

Sie läßt Mimi durch die Türe, hört, wie sie die Alten umflattert, küßt und schon an ihrem Teller sitzt. Draußen lohnt Laure den Kutscher ab. Sie hat eine Beklemmung, als sie vor dem Riesenkoffer steht. Er schien ihr wie ein Sarg, eine Leiche darin als Reisefracht. So reist das Verhängnis in ein Haus.

Da rauschen die Musikklänge in den Straßen. Die Fenster füllen sich. Mimi D'Ysard zwischen den Alten im hellen Schein. Laure hinter ihr groß und stumm. Das Gedränge wogt gegen die Häuser. Gellender Musiklärm, Maskenschwarm, schwankende Wagen im farbigen Lichte. — In der Fronte des Julien-Hauses fliegt ein Fenster auf. Zwei hohe Gestalten darin im aufquallenden Teerrauch der Fackeln.

Mimi D'Ysards leichtlebige Kinderblicke strahlen über den bunten Lärm hin und hinüber in das offene Fenster. Sie lacht auf, beugt heraus, winkt mit beiden Armen, impulsiv und so über die Maßen froh, wieder im glücklichen Quwarmai zu sein und — aus einem unfreundlichen und so furchtbar ordentlichen Hause am Boulevard heraus. Da beugt Laure über sie hin, drückt ihr die Arme nieder. Scharf klingt ihr Flüstern zu ihr: „Was denkt man über dein auffälliges Benehmen?“

Und nun schaut Laure über das tosende Gewühl hinweg. Ihr Gesicht wendet sich nicht mehr von jenem Fenster weg. In dem schwarzen Dunst der schwelenden Fackeln sieht sie nicht, ob eine Frau bleich geworden ist.

In dem Licht und Lärm und Trubel ein Aufmarsch von Rotröcken, Schwarzhosen, Dreimaster, Säbel am Bandelier, und über den niederen Schnallenschuhen blitzen weiße Strümpfe. Soldaten des Prinzabtes! Streiter des Krummstabes! In die lärmwogende Narrennacht kommt ein Glanz und eine Weihe und eine kirchliche Feier. Der Glanz des alten Fürstentums! Und Weihe und Flitter, und weiße, wehende Schatten einer vergilbten Zeit schwalgen um den Eintagsprinzen. Und der kommt nicht auf den Krummstab gestützt. Die Schellen klingen! Der Flitter bauscht! Pallietten glitzern in der Winternacht.

Ach, Prinz Quwarmai! Und wenn du auch mit dem Krummstab einzögst, und wenn du ihn mit der Schellenkappe aufstellst wie einen Geßlerhut und ihre Rücken beugst und ihr Credo abfragst und die Gebeine der letzten Fürstäbte sich mit Schlottern und Schwanken aus den Grüften heben, dich, wallonisches Volk, zum heiligen Gral zu rufen — — ach Gott! in der weißen Narrennacht ist die Sünde so schön, ist der Taumel so süß, ist das Gift ein Bluttröpfchen auf bacchalischen Lippen. Rotrosa und fein. Und ingwersüße Schandtat. Und Erbrechen am vierten Tage! Nein, am fünften, dem Geißel-Mittwoch! Es wird auf dem Marktplatze zu Malmedy am stillgewordenen Abend die Hölle brennen, und es verschlingt den bösen Knalleffekt von vier Tagen, die traurige, große Xhaguette zermürbt das Feuer. Und die Sünde ist tot. Und das Lachen ist tot. —

Aber jetzt schläft man noch von dem Samstag auf den Sonntag, und Mimi D'Ysard kuschelt in dem Federbett und läßt ihre wohlige Seele sprechen: „Hier bin ich wieder und weiche nicht, weiche nicht, bis ich einziehen kann, wo ich immer bleibe!"

Und fragt sich, ob die große Laure ein Herz habe, das Unbekömmlichkeiten verspürt, wenn ihm ein lieber Wunsch, ein ganz lieber, zu schanden geht.

Die Sonntagsonne funkelt in den schneeweißen Lüften. Da sprechen die von Outrelepont: „Wir haben unsern Pierrot. Es wird dem Frisquet an die 100 Franken kosten. Aber, wenn er's kann, no, wenn er's kann! Der Frisquet ist unser erster Bürger."

„Wenn er nicht zu dumm wär', ein — ‚Bürgerbaron',“ sagte der Präsident vom Verein ‚Kochlöffel', „aber er ist zu dumm."

Und drückt den roten Zylinder in die Stirne und geht. Da stehen sie alle um den Frisquetsohn. Die Stube ist voll Menschen. Sie knoten ihm die breite Schellenkrause fest. Er ist blitzblank weiß und rot, der ganze lange Mensch. Und schurpst die langen Beine und klappt der anämischen Schwester die hohe Filzkappe auf den engen Rücken. Und zeigt seine täppische Freude. Um ihn die Mutter mit Zupfen und Streichen und Anknöpfen und Schweißtropfen.

„Und vergiß nicht, wenn du an die Häuser der Reichen kommst!"

Daneben steht Frisquet in Hemdsärmeln, wiegt schlaftrunken den Kopf.

„Du kannst an den Häusern der Reichen vorübergehen, sag' ich. Aber bei den Pavonnets gehst du 'nein. Da füllst du deine Kappe mit Apfelsinen und Bonbons, tust deine Maske ab. Sie können sehen, daß du der Sohn vom Frisquet bist. Deine Apfelsinen und deine Bonbons sind prima. Man kann sie schmecken. Ich hab' mir's kosten lassen."

Draußen ragen aus dem Kärrchen die Nußsäcke und Körbe und Körbchen. Ein Schwarm Kinder und Masken herum. Achtung! Der „Kochlöffel" tritt in Zugordnung.

Über der Brücke, sechs Häuser von der „Lanterne", ein Kärrchen und eine Karre und viele Säcke und viele Körbe und Körbchen. Da kommen einige und brüsten sich: Wir haben drei Pierrots. Wir von der Malmedienne!

Und Scheelsüchtige und Mißgönner sagen: „Einen, wenigstens einen haben die Reichen gestellt. Die leben von der Protektion, die von der ‚Malmedienne'."

Am Römerplatz ein einziger massiger Frachtwagen. Achsen wie Mastbäume. Radreifen zwei Hand breit und brutal wuchtig. Die haben die Lohelasten über die Grenze her zu walzen, und heute quirlt um ihre grobformige Kraft Tannenreis und farbiges Gebändel. Und um sie das Gewoge der Masken und Kinder, der Sonntagsbauern und Belgier. Und an der langen Fensterreihe des Waisenhauses die dicken roten, gesättigten Köpfe. Die enge Straße herunter kommen zwei Pierrots mit Klinkern und stolzem Anstand. Ihre Kleider sind reich und fein. Die herumstehenden Leute stoßen sich an und sprechen: „Und wie man's nimmt und dreht, es ist doch so. Die ‚Union wallonne' ist uns' Gesellschaft comme il faut. Zwei Reiche als Pierrot! Ah bais, mein Respekt! Von dem Mossieu René und Mossieu Louis kann man annehmen, daß sie streuen. Streuen, meine Herrschaften! In Herrgottsnamen, aye!" und beugen die Rücken und reißen den Mund breit: „Ah! Bodjou, bodjou, schöne Masken!" und der hänselnde Ruf: „Pauv' Pierrot!"

Die Masken schütteln die Schultern. Die Schellen prasseln in den Krausen. Und mit weiten Sprüngen in das Gewühl. Achtung! Die ‚Union wallonne' tritt in Zugordnung! Der Mittag leuchtet überm Schnee. Vorwärts, Musik! Ein Gedränge an die Fenster, gegen die Häuser. Die Belgier fragen, und

man antwortet: Lu porminâde (promenade) des masquis!

Straßen auf und ab und zurück. Im Lokal ein, zwei Schlucke. Der Gurgelkratzer brennt in die Gedärme. Wärme. Brand. Narrheit. Bums! brüllt die Pauke los. Fagotts und Waldhörner prasseln hinein. Das Signal. Der Löw' ist los! Nun flüchten die Menschen. Nun klappen die Türen zu, die Fenster auf. In die eben noch harmlosen Masken splittert die freche Komik des Quwarmai. Die Faungesichter grinsen. Die triefenden, roten Lippen aus Pappe fletschen in dionysischer Tollheit. Nach Orgien fiebert die Seele hinter Pappe. So geil kann die Sünde nicht blicken. Und es ist doch nur Pappe und Farbe und ein Schimmer Seide! Und es ist eine große Narrheit! Da schnalzt die olympische Frechheit: Lache, Freund! Der Wert deines Daseins liegt nur in dem, was du der Menschheit zeigst. Pfui Teufel! mit deinem Alltagsgesicht! Auf der Börse des Lebens kannst du erfahren, daß du damit in der Baisse bist. Lerne von mir: der Mensch sei stereotyp wie seine Maske! Aber die Maske sei korrigierte Wahrheit. Lache, Freund, solange du hinter der vermummten Frechheit stehen kannst, um wahr zu sein!

Ja, und nun mag unter den dicken, aufgeblähten Backen der Masken das warme Blut rollen! Und mag das Kichern und Lachen eine fahle, farblose Heiterkeit in die Welt setzen, ein aus erwürgter Not destilliertes Armutslächeln. — — — — — Ach, du dionysischer Gewalthaber! Du Mensch aus Pappe! L'homme masqué! Bum! Die Pauken brüllen!

Beim Alten am Kalvarienberge versammeln sie sich zum Nachmittagskaffee. Der übliche Frauenklatsch im Quwarmai. In die Gardinen drängen die frisierten Köpfe. Glühende Gesichter an den Scheiben. Die

Erwartung fiebert aus lachenden Augen. Draußen ist der platschende Schnee im Zerschmelzen. Fern rauschen die Klänge der wilden, tosenden bâne courante. Auf dem Tische drinnen leere Tassen, zerknüllte Servietten — die liebe konventionelle Zerstörung nach halbem Gesättigtsein. Es ist sehr fein, bei vollen Schüsseln zu hungern. Die Damen, die bequem sein wollen, flüchten mit ihren Desserttellerchen aus der Tischrunde. Die Alten und Graumelierten aufs Ecksofa. Da sitzen sie steif in schwarzer Seide und Fichus. Und das Mundwerk rasselt. Sie sprechen von ihren Armen. Sie sind Elisabetherinnen und haben Fonds. Die jungen Frauen an den runden Ziertischen häkeln. Das Mundwerk rasselt auch. Sie sprechen von ihren Männern und den Dienstboten. An den Fenstern die jungen und alten Mädchen. Sie sprechen von Maskenfesten und Tänzen. Berthe Fossard steht mitten im Zimmer neben ihrer Statuendame, zieht das kranke Bein ein. Sie schwankt auf dem gesunden. Sie ist aufgeputzt, und das steht ihr schlecht. Die Maman hat ihr das Haar frisiert. Die Maman möchte der Welt zeigen, daß ihr Krüppel jung ist und Anrecht aufs Leben hat. Aber man wird traurig, wenn man auf Berthe Fossard sieht. Warum läßt sie sich herausputzen?

Die Musik gellt herein. Vom Markte her schwenkt das Toben in den Petit Vinâve. Ein tosender Lärm um das Haus. Der Schwarm am Fenster stiebt in die Stube zurück. Masken schwingen herein, reiten auf dem Fenstersims, klettern die Regenröhre hinauf, zu Balkonen hinauf. Wo Fenster sich dem Ansturm verschließen — schlagt sie ein! schlagt sie ein! Das Haus ist voll Geschrei und Flitter und Wust. Das Haus erdröhnt von Trompetenlärm und Tumult. Das Haus ist ein Narrenhaus. Da steigen

in die weiße Luft die gelben Bälle. Orangen in weißer Luft. Nüsse in weißer Luft. Die knattern an die Häuser und an die Scheiben. Die Fenster auf, Hände auf! Pierrot ist König. Ein verschwenderischer Narr und darum König! Da halten sie die schäbigen Filzhüte, die Bauern von Longfaye und Bürnenville, Floriheid, Chôdes und von da und dort. Der Bauer läßt sich prügeln und stoßen und hänseln um eine Handvoll Karamellen. Bauern, Kinder, Hunde! Das Sattsein hemmt nicht die Gier. Da schüttelt sich Pierrot. Fi donc! Schmeißt den tollen Überfluß durch zersplitternde Scheiben, quält seine heisere Stimme heraus, eintönig und hohl und blöde wie ein König und Narr: Tra, lala, lalaine! Und mit ihm der Turbel von Bauern und Kindern: Tra, lala, lalaine! Und von allen Fenstern her: Tra, lala, lalaine!

Da zwickt ihn die königliche Narrenlaune, wirft sich in den Turbel, in hundert zugreifende Arme hinein. Sie packen ihn, tragen ihn, schleppen ihn, den großen, müden, ausgeplünderten Mann. Tragen ihn in das Haus am Kalvarienberge, König Pierrots Rolle ist ausgespielt. Draußen harren sie.

René Monfort hat Allüren. Er will keinen vergessen, auch den Alten vom Berge nicht. Der sitzt in seinem Bureau, das ein Fenster nach der Kalvariagasse hat, streckt ab und zu den Kopf heraus. Er sagt zu René, das sei ihm zuwider. Da sei kein klarer Kopf mehr, der zu ernsten Zeiten ernst bleibe. René Monfort sagt, der Wallone richte sich das Leben so ein, daß er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden könne. Morgen würden die Masken die Wahllokale füllen; und dann, wenn die Fastenstille sei, könnten sie wieder weinend kämpfen um ihre Muttersprache.

„So waren die Alten nicht," murrt Alphonse und wendet sich ab. König Pierrot schleicht hinaus. Draußen recken die Arme, gellen die Schreie. Die lange Straße hinunter tollt die wilde, närische bâne-courante! Tra, lala, laleine!

Und die ‚Bäcker': bâ — hâhâhâ!

Und wie der schleichende Tod die Thaguette: Oûroûsse!

Und ganz wild die Wilden: Rrrrrö!

Und die Harlekins und der brutale Béhen und der amüsante Payasse, und so noch viele und so alle im tollen, buntflatternden Wirbel der bâne-courante!

Als das bange Ausgestorbensein über die öde Straße kommt, tritt Julien Pavonnet in das Haus am Kalvarienberge. Rot vom Wein ist sein Gesicht. In schimmernden Augen das Rasen der Lebenswonne. Er hat da irgendwo an fremder Tafel getrunken und gespeist. Wer fragt, ob bei Bürger oder Gerber? Heute und morgen und übermorgen nicht! Die steinernen Töpfe sind gefüllt. Bitte: sans gêne! Julien Pavonnet ist populär. So muß er einkehren und trinken und essen. Und sie setzen guten Wein vor. Ehre dem Patron!

Die Jüngsten aus sacré coeur flattern um ihn. Da schöpft er mit weitoffenen Armen gleich drei von ihnen auf. Sie sind nicht zimperlich. Sie sitzen auf seinen Knien, patscheln ihm im Gesichte, zausen den Bart. Er ist so witzig. Sie haben ihn gern. Und er ist so alt! Sie sind achtzehn. Seine Küsse schmecken nicht. Er sagt, es seien Fastnachtsküsse, die schmeckten wie gezuckerter Ingwer. Man könne leicht übel davon werden. Da lassen sie ihn und schmollen. Mit achtzehn Jahren muß man schmollen, wenn ein Herr einen Witz macht und man keine Antwort darauf weiß. Er spöttelt auch zu Mimi

hinüber. So, als habe er ein Anrecht darauf, sie aufzustacheln. Da sind ihre Blicke leer und eilen über ihn weg. Hinter dem Stuhle seiner Frau steht sie und beugt über diese. Und ihre Augen flackern wieder. Sie umfaßt die Frau mit beiden Armen.

„Oh Madame, Madame, wenn ich jemand gern habe, möchte ich ihn totdrücken. Ich habe Sie gern!"

Madame sitzt hilflos und stumm. Die glühende Mädchenwange brennt an der ihren. Das Haar duftet. An den weiß-weichen Armen rasseln die silbernen Kettenbänder. Und alles ist berauschend an diesem Mädchen. Und Madame sitzt atemringend wie in sündlicher Versuchung. Die schöne Sünde krallt an ihr. Da möchte sie lieblos sein und sie abschütteln. Aber sie hebt den Kopf und sieht in das Mädchengesicht und sieht eine Angst darin. Da ist sie voll Mitleid. Das bißchen Gutsein in einer Seele wirbt um ihre Liebe. Da möchte sie diese weißweichen Hände drücken und fortgehen und weinen. Sie faßt diese Hände Die große Laure ragt steil aus der Mädchengruppe. Ihre Blicke stehen über der Frau und dem Mädchen. Es sind eifernde Häscherblicke. Sie hat nie begriffen, was ein Weib fordern und was es geben kann. Ihr schlanker Körper ist leise gebeugt zum Sprung. Ein, zwei Schritte, und sie wird das Werk vollbringen, daß die schäkernden Mädchenlippen rundum erstarren macht! Sie wird die schöne Sünde von der schönen Tugend reißen! Sie, die Reine! — Ein Blick kreuzt den ihren, schlägt ihren nieder. Berthe Fossard hat grelle, totstechende Augen. Darin steht eine flammende Schrift: ‚Hüte dich! Ich wache!' Und Laures stolze, zürnende Seele knittert zusammen. Ach, wir Menschen! Ach, wir Armen! Wir kommen nicht über die Gemeinheit in uns!

„Warum tanzt ihr nicht, ihr Rackerchen?" fragt Berthe. „Mimi D'Ysard spielt euch die Maklotte. Gibt's eine Quwarmai ohne die Maklotte?" (Nationaltanz der Wallonen.)

Mimi D'Ysard schnellt auf. Die Jüngsten stehen mit leuchtenden Blicken um sie. Und fort wehen sie mit ihr durch die Flügeltüre. Madame Marie sagt, sie müsse nach Papa Alphonse sehen, ob er noch in den Pantoffeln sei, ob er nach seinem Kragen verlange? Das seien Anzeichen, die erraten lassen, ob er sie zum Kasinoballe führen wolle oder nicht. Eine kluge Frau schnobert nach den Witterungverhältnissen ihres Ehehimmels. Eine so kluge Frau, die Madame Marie, die mit zwei Männern in satter Genügsamkeit auskam, drei Kinder begrub, eins großzog und dermaleinst sterben und auf dem Totenzettel die ‚wohlachtbare Frau' sein wird! Sie sei dem Andenken der Menschen empfohlen. Amen.

Berthe Fossard sieht sich in dem Zimmer um. Auf dem Sofa zwei Graumelierte, die mit Flüstern und Kopfnicken eine Divandecke abschätzen. Berthe Fossard zu ihrer Statuendame: „Da wären wir wieder aufeinander angewiesen. Es ist merkwürdig. Die Menschen haben einen Instinkt, mich Ihnen aufzubürden. Vielleicht denken sie, Sie sind fromm, Sie ertragen das —". Sie hält inne. Aus der Flügeltüre tritt Julien Pavonnet, reckt über den Tisch

„Ich höre, du hast dich entschlossen, mit zum Kasino zu kommen." Und laut und fröhlich und mit einem bohrenden Blick: „Das freut mich, chérie!" Und hinaus. Ihr dröhnen die Worte nach. Ihr ist, als habe er unausgesprochen eine Frage mitgenommen: Warum dieses Jahr?

„Sie tun immer das Richtige. Ein Mann ist nicht vollständig, wenn er allein kommt, auch wo

er fremd ist. Man wird fragen, ob er eine Frau hat oder eine Braut. Wenn keines von beiden der Fall ist, wird man sich um ihn sorgen, bis eines von beiden der Fall ist. Der Frau gegenüber tritt diese Neugierde und Sorge mehr zurück. Mann und Weib, und nicht Weib und Mann! Niemals das! Dagegen kann die Frau nicht an. Sie wird sich den Kopf einstoßen."

„Ja, aber Mann und Weib! Mehr braucht der eine nicht vom andern zu haben. Sie sind in gegenseitiger Ergänzung nur ein Ganzes. Also auch der Mann nicht ohne das Weib Das ist schön und christlich."

„Christlich, aber nicht schön. Wir Frauen müßten zeitlebens in Schamröte leben. Wir sind Haremswesen und dürfen nebenbei denken. Das aber ist Luxussache. Unsere Bestimmung ist die gewisser Insekten, die ihr Geschlecht weiterpflanzen und dann sterben. Wir sterben nicht immer, wenn wir Leben geben. Das ist, weil die große Welt Völker haben muß. Und um die Langeweile bis zur nächsten Geburt zu verkürzen, gibt man uns Haushaltungspflichten, die in Römerzeiten den Sklaven überlassen wurden. Mit fortschreitender Gesittung ahmten die Germanen das Beispiel der Römer nach. Da wurde das Weib entlastet und oberste Sklavin. Was es die Jahrhunderte hindurch an seiner Befreiung tun konnte, war — den Titel zu ändern! Jetzt ist es Dienstmädchen seines Mannes mit dem Vorrecht der Kindererzeugung als heilige Pflicht gegen sich und die Vorfahren, gegen Geschlecht und Staat. Die lange Kulturarbeit der Griechen hat das Weib über die Gleichwertung mit Schätzen und Herden erhoben. Sind wir heute weitergekommen? Wir verrichten viel in der Theorie, und das Weib ist schon zufrieden, wenn man von ihm spricht."

„Es ist ganz schrecklich, was Sie da sagen. Und es ist doch nicht so. Sie exemplifizieren auf das Weib. Weiber sind wir nicht alle — wenigstens nicht in dem landläufig gewordenen Sinne."

„Ja, auch Gattinnen und Gemahlinnen. Die erfüllen gesellschaftliche Pflichten. Auch da ist's bloß eine Titeländerung. Repräsentationsdame! Das, was man auf ein Zeitungsinserat hin bekommen kann! Warum lassen wir uns belügen? Das Weib ist auch heute noch Besitz wie Schätze und Rinder."

„Liebste, das ist unerhört! Mann und Weib kommen nicht als Geschlechtswesen zusammen. Die Liebe drängt sie, verbindet sie, ja erlöst sie."

„Wenn die Liebe diese dauernde Kraft hätte, müßte sie uranfänglich und ewig gewesen sein und nicht ein peu à peu in die Welt Hineingekommenes. Die Antike wußte nichts von diesem stürmenden Naturtrieb. Keiner der alten Epiker hat sich in der Liebesschilderung versucht. Bei Sophokles finden wir eine leise, keusche Spur in Antigone. Dem Stärksten ist die Schönste und weiteres nicht. Mit steigender Kultur und verfeinerten Trieben taucht die schicksalbestimmende Liebe auf — außerhalb der Ehe! Das war die Zeit, da das Bürgertum sich mit seinen Ständen gründete. Liebe und Eheschließung wurde nicht gleichbedeutend. Ehe war Pflicht, nur das! Wie gesagt, heute ist's das Geschäft der Liebe, zwei Menschen bis zum Altar zu führen, zündet die Hochzeitfackel an, trinkt sich ein Räuschchen und geht und schickt ihre Stellvertreterin, die Pflicht! Für das ganze übrige Leben! Liebe ist die Neugierde auf das Neue, Unbekannte, Ungenossene. Wenn man sich auskennt, verlöscht die Flamme, und im günstigen Falle wird's eine liebe, manchmal recht liebe Gewohnheit. Bei langem Verlobungszustand ist das bisweilen

schon vor der Ehe — das entsetzliche Sichauskennen! Man sieht die stillen Wunder nicht mehr."

Und die Frau in tiefem Ernste: „So wäre das der Frauen Geschäft! Erbärmliches Geschäft!"

„Ja, Leben geben und sterben. Alles andere ist Notbehelf. Wenn wir zu denken anfangen, knirschen wir. Dann verhüllen wir unser Geschlecht wie eine Nacktheit und reden und rauchen und folgern wie der Mann. Und lieben den Mann als Freund und Kamerad. Und können lieben in heißem Sturm. Aber wir wollen nicht gebären und sterben. Jede Geburt ist ein offizielles naturnotwendiges Sterben. Das weitere ist gemeinnütziges Leben oder Leben, um lebende Zahlen zu setzen. Wir können nicht anders! Wenn wir nicht gebären und sterben wollen, müssen wir denken und knirschen! Oder lächeln und an des Mannes Schulter rücken! Wir Zweie! Wir zwei Menschen! Wir mit den männlichen Seelen! Mann und Weib und nicht Mannweib, vielleicht nur ein von Gott vergessenes Menschenstadium, als er die Worte sprach: ‚Wachset und mehret euch!' Madame, unser Herrgott ist der große Realist, der seiner Schöpfung die praktischste Grundlage gab und sein Weltwerk auf die einfachste Maschinerie aufbaute: ‚Wachset und mehret euch!' Und um dieses schöpferische Licht flattern wir Menschen-Motten! Wir Insektenfrauen! Wir armen Seelen! O, ich sage: verflucht sei die Erde um ihretwillen! Und ich sage: Amen! Es geschehe das Weltende einer verpfuschten Menschenschöpfung!"

„Mein Gott, was für Reden!" Sie schüttelt das verkrüppelte Mädchen, das an der Stuhllehne zusammenkauert. „Wissen Sie, was Sie reden?"

„Sehen Sie denn nicht, wie mir der Schaum steigt?"

„Sie freveln, Kind. Ich bange um Sie!“

„Mein Ärger schadet niemand. Es ist doch bloß Ärger. Ich — leide durch die — — Natur des Weibes. Ich leide jetzt! Ich habe Schmerzen! Und dann denke ich an die vielen, die nicht zur Ehe wollen und können. Sie leiden — periodisch unter den Funktionen dieser Natur, — zwecklos! Nur, weil die Schöpfung da ihrem Willen vorgreift! Ich möchte Baal und Astarte anbeten, wenn ich wüßte, daß sie es besser gemacht hätten!“

Da neigt die Frau zu ihr. Ihr lebensvoller Körper drängt an die eingesunkene Brust des Mädchens. So wie die lebendige Wärme in fahles Fleisch und Gebein schwillt.

„Ich muß diesen Mund wieder küssen, um ihn zu schließen!“

Große Augen leuchten grell. Das Mädchen hält den Atem an und wartet. Eine weiche Süße liegt auf ihren Lippen. Längst schon als das Wundersame geschehen ist, wartet sie noch. Es müßte der blutige Himmel sich auftun und das Zimmer voll Glanz werden. Und der blutige Himmel müßte trostlos weinen. Die Frau sagt leise: „Ich habe den bösen Mund geküßt.“

Da haftet Berthe auf. Das hinkende Bein stößt zu Boden. Die grellen Augen sind naß.

„Madame, Gott vergelte Ihnen Ihr Mitleid!“

Die zwingt sie wieder auf den Stuhl nieder.

„Ich habe Sie lieb, was weiter? Es ist doch viel, viel Schöneres im Menschen als das, was Sie wissen. Die Gemeinschaft der Seelen ist das Erdenglück. Wo die ist, da ist auch Liebe, gleichviel welcher Art und in welchem Stande. Privilegiert ist sie freilich in der Ehe.“

Die Tür vom Korridor geht auf. Madame Marie rauscht eilig herein.

„Liebe," sagt sie zu Frau Germaine alteriert, „er hat nach seinem Kragen verlangt. Mich beunruhigt, daß er noch in Pantoffeln bleibt. Ich muß gleich mit Laure sprechen." Und rauscht in den Tanz und die tollen Klänge. Berthe Fossard sieht ihr nach. Ihr Blick hängt auch noch an der geschlossenen Tür. So spricht sie: „Ist das die Seelengemeinschaft der Ehe?" Da wird peinliche Stille, und sie spricht wieder: „Sie sind sich fremd geblieben. Und sie hat ihm fünf Kinder geboren. — — — Und diese Ehe ist musterhaft, denn sie blieb ohne Stürme!"

„Weil die Ehe eine Einrichtung des Himmels ist, soll sie keine Stürme haben!"

„Ja, das Dogma spricht: soll! Nun mögen sich zwei Menschen zurechtfinden. Zwei Menschen verschiedener Veranlagung und Erziehung! Sie werden mir zugeben, daß dies immer ein Wagnis ist. Es kann gut ausfallen! Unsere Ehen sind Experimente!"

„Daß sie gut ausfallen, muß unsere Sorge sein! Können wir das Glück nicht in der Ehe dauernd festhalten, so sollen wir das Behagen darin schaffen. So nur können wir die Unauflöslichkeit der Ehe verstehen. Das ist meine Auffassung."

„O, dieses niederträchtige Behagen zu zweien! Werktagsehen! Wann hat die Art Mensch begonnen, eine andersartige Seele zu tragen als das Tier? Im Behagen sättigt sich das Tier mit Erdenglück. In die lebenslange Armut zu Zweien kommt das Behagen oder — der Schmutz der Seelen zu Zweien! Es ist zum Verzweifeln, daß die Schöpfung auf die Liebe wie die Dichtung sie preist, überhaupt nicht eingerichtet ist. Dem Stärksten oder Reichsten oder

Schlauesten die Schönste! Und mehr nicht! — Madame, erinnern wir uns, heute ist Qwarmai!"

Vom Markte her die neuen Klänge einer bâne-courante. Alphonse tritt mit knarrenden Stiefeln heran. Da jubeln die Frauen. An den Fenstern vorbei rauscht die bâne-courante der „Malmedienne".

Der Abend fällt früh in den Nachmittag. In den Châtelet funkeln die hellen Fenster des Kasinos. Hinter wallenden Gardinen tanzende Schatten. Hinter ihnen her wirrt eine feine, diskrete Tanzweise. Und Samt und Seide knittern. Und Gold gleißt. In der Sektgrotte schießen die Pfropfen auf. Julien Pavonnet tritt heraus in den Saal. Am Knopfloch baumeln ihm die Champagnerkorken. Seine Frau winkt ihm.

„Du mußt deinen Pflichttanz mit Mimi machen."

Und über Damasttücher und Spitzgläser schallt das Lachen Mimi D'Ysards. Da tanzt er. Geht und trinkt und tanzt wieder. Und sagt einen heimlichen Fluch. O Madame, mit deiner weißen Güte! Sei verdammt! —

Am Montag klopfen die Herzen derer, die nicht reinen Gewissens sind. Wandernde Thespiskarren in den Straßen. Man kreischt die Rollen aus. Sie sagen und singen ihre Satiren. Therese Rochefleur rückt dem Bruder den Lehnstuhl vom Fenster. Draußen klingt sein Epigramm. Und die Klarinetten und das Gelächter schmettern hinein. An den Fenstern der Lanterne bäumen verdutzte Köpfe zurück. Da rollen beißende Verslein über die Veteranen von Düppel und anno 70/71. Die Tochter Lehrerin sagt: „Vater, das kommt davon," und sie blicken alle über den Fluß, eingedenk und so weiter. An den Häusern der Blagueure baumeln lange rote Papierzungen. Dem Landrat verlesen sie eine Depesche — seine Versetzung. Und eisiges Schweigen folgt.

Das war der Montag.

Am Abend tanzen die Reichen auf den Bürgerbällen. Ihre Plätze sind auf der Musiker-Empore. Der Sterblichen Blicke drehen nach droben. Wenn der Tanz erklingt, rauschen die seidenen Dominos herab. Und steigen aufwärts, wenn der Tanz verklingt. In rauschenden Dominos! Nur Mimi D'Ysard trägt das Phantasiekostüm des Kasinos. Es ist am Halse weit offen. Wenn René Monfort durch seine Maske schaut, wallt ihm das Blut. Er bittet Mimi, sie möge mit ihm tanzen. Nur mit ihm! Die große Laure geht am Arme Onc' Juliens. Madame blieb zu Hause. Einmal muß René mit Laure tanzen. Da will Mimi D'Ysard ruhen. Alle steigen hinab. Als sie sich umschaut, ist sie mit Julien Pavonnet hinter den Bläsern allein. Er raucht. Sie schweigt. Sie fühlt, daß er sie ansieht. Es sind brutale Spottblicke, die sie aufreizen. Sie weiß, daß er sie durchschaut, warum sie gekommen ist, und wann sie wieder gehen wird Das zornige Weinen bebt in ihr. Sie ist außer sich und sehr unvorsichtig. Nervös fragt sie: „Was wollen Sie von mir?"

„Ich von Ihnen? Beste Mimi, ich will nichts von Ihnen."

Sie stützt den Kopf auf. Ihre Brust wogt. Er pafft die Rauchwölkchen über sie hin. Da sieht er René mit Laure die Treppe heraufkommen. Ein Lächeln gräbt in sein Gesicht.

„Parbleu! René Monfort hat Eile!"

Ihr Kopf fliegt auf. Ihre wirrenden Blicke treffen auf Laures Gesicht. Da flackert der Hohn aus ihr. Sie lacht Pavonnet an. Ihre weißen Zähne blitzen.

„Ich glaube eher, Monchen, die gute Laure hat Eile!" Ihre Augen sagen alles. Sie hat den Triumph. Sein Gesicht erstarrt. Er steht auf und geht bis zur

Galerie. Starrt in den bunten Trubel des Saales hinunter. Was deutete dieses Mädchen an? Laure sei der Spion seiner Frau! Wenn diese Frau Mißtrauen hegt, bricht sein innerer Halt zusammen. Er wird sie nicht zur Rede stellen. Warum wird er's nicht?

An ihm vorbei eilt Mimi am Arme Monforts. Ihr Kleid streift seinen Ärmel. Durch seine Maske schaut Monfort auf ihren weißen Hals. Da wird ihm, als müsse er diesen Monfort bei der Schulter packen und schütteln. René Monfort! Sieh in dein Weinglas! Sieh nicht auf Mimis weißen Hals! Sei vernünftig, René Monfort, ich müßte dich sonst totschlagen! Und dann rauscht eine Blutwelle auf ihn. Er spürt, wie sie ihm den Körper herauf bis ans Gehirn siedet, in jede kleine Zelle, in jedes Fäserchen. Es ist ein Rinseln und Rasen in seinem Hirn, und rote Wolken steigen vor seinen Augen.

Als das vorüber ist, sieht er um sich und möchte auflachen. Das schlug wie der Blitz bei ihm ein und verflog. Und nun denkt er, daß es grauenhaft war. Seinem Gefühle nachtastend, wirren seine Blicke durch den Saal. Da weiß er, daß all das Grauenhafte, all das Unverständliche in ihm um das helle, flatternde Dingelchen kreist, das Monfort im Tanzwirbel in die Arme preßt.

Es sind endlose Tänze, wenn man steht und nicht mit Mimi D'Ysard tanzt und nicht von ihr in den Arm gekniffen wird und nicht ihr heimliches Lachen hört. Herrgott! Ein Alter tanzt nicht ungestraft mit Mimi D'Ysard.

Julien Pavonnet wird seine Frau nicht zur Rede stellen! Es ist eine Furcht in ihm! Als die Tänze wirbeln, geht er hinunter zu den Bürgermädchen. Und tanzt in den grauen Morgen. Die Bürger trinken auf seine Gesundheit. So ein Fré Amák! So ein Famoser!

Der sagt am grauen Morgen einen heimlichen Fluch. O Madame, mit deiner weißen Güte! Sei verdammt!

Der Tag kommt mit müdem Gähnen. Verschlafen torkeln die Wähler zur Urne Die Narrenbänder flattern um sie. Der Flitter bauscht um sie. Wählen und taumeln weiter im Maskenreigen. Mochte wer immer zum Reichstag gehen. Wenn's nicht der Fré Rmâk war — — — und der Fré Rmâk war's nicht.

Das war der Dienstag. Der ist wüst. Der schlappe Fastnachtsmensch schleppt sich im Fieber weiter. Die heisere Lust gröhlt in den Straßen. Am Abend schleichen die djoupsennes*) aus den Häusern. Ihre weißen Talare flattern, ihre wilden Schreie gellen. Unheimliches Menschenpack! Gesindel und vornehme Vaganten! Wo einsame Frauen gehen, werfen sie ihre weißen Mäntel. Der Frauen Rufe ersticken darin. Und Küsse und liebe Gewalttat! Schlüpfen auch durch die Türen ein, bergen in weißer Vermummung das Eßbare. Eine heimliche, grausige Warnung wispert von Haus zu Haus: Nehmt euch in acht vor den weißen Flaganten!

Gesittete Frauen bleiben daheim. Der Männerdienstag tobt. Es spricht sich ein Gerücht um. Die Gerber schlüpfen in weiße Mäntel. Wie gesagt, vornehme Vaganten, die zum Gesindel drängen. Einen Tag im Jahre muß die Gemeinheit verdampfen. In die gefüllten Säle stürmen sie. Da ist die Luft dick von Qualm und Schweiß. Die Menschen schwanken in müder Schwere und krank. Und den würgenden Ekel ersticken sie in Laster und Suff. Aus den närrischen Tagen ist die schuldlose Heiterkeit. Heiße, durchschwärmte Nächte hängen bleischwer im Blute.

*) Égyptiennes, aegyptiani, gitani, gypsies, ehemals in den Wäldern der Ardennen hausende Zigeuner. Das Andenken an sie hat sich in den Malmedyer Fastnachtspielen erhalten.

Die Luft ist Gier. Man ist satt und hält sich zurück, das Laster zu erbrechen. Wenn der fahle Morgen dämmert, ist die närrische Welt grau und tot. Aschermittwoch, Katzenjammer! Heut' lebe Heut'! Und so zerstäube das fiebernde Heut' im Männerdienstag!

Da war auch einmal eine Fastnacht — am Männerdienstag. — — — Und dann ging Julien Pavonnet und heiratete eine süße Unschuld! Und diese Reinheit hatte ihn hochgehalten. Und er fragt sich wieder: „Bin ich anders geworden?" Steht auf und glaubt's nicht. Geht heim und hat ein Sehnen nach der reinen Frau.

Die geht am Aschermittwoch mit dem Aschenkreuz auf der Stirne. Und über dem Hause liegt eine sanfte Traurigkeit. Bedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub wirst! Aber am Abend rauschen Fastnachtklänge, prallen in die tiefe Stille der Leidenszeit. Sie tun weh wie Hohnrufe. Man pflanzt auf dem Markte die riesengroße Xhaguette auf, spickt ihren schlotternden Leib mit Raketen. „Voltaire" verliest das Todesurteil. Die Trompeten schmettern. Die Lichter flammen grün-rot. Ein Platzen, Zischen, Rasen, Turbeln der Feuerwerkskörper. Die Männer werfen ihre Fackeln in den Flammenschlund. Aus heisern Stimmen eine leise Trauer: „Pauv' Xhaguette!"

Der Markt wird leer, die Straßen werden still. Am Abendhimmel flammt eine düsterrote Wolke auf, wird größer, immer größer, riesengroß, füllt den ganzen Talkessel. Ein mächtiges Brausen zieht vom Venn her und treibt die rote Wolke. Und es ist, als habe die Fülle des Lichtes eine helle, klingende Stimme bekommen und als schrien tausend müde, ungesättigte Seelen hinein: Pauv' Xhaguette!

Siebentes Kapitel

„Ja, Cicile Petit, ich muß ihn mitnehmen," sagt der einheimische Polizist, der auch Petit heiß.

„Nimm ihn!" sagt Cicile.

Da nahm er ihn nicht, ging und kam am Nachmittage mit dem Gendarm wieder.

„Cicile Petit, ich muß ihn nehmen."

„Nimm ihn, Petit!"

Da nehmen sie ihn, und da läuft das Volk in die Straßen, solch ein Geschrei wird. An der Treppe krallt Gilles in das Geländer, hakt sich da fest, beißt und schlägt. Und Cicile beißt und schlägt. Die Knöpfe springen von den Uniformen. Die Hände des Gesetzes haben blutige Striemen. Der Gendarm sagt, er könnte mit dem Säbel dreinschlagen. Da bittet Cicile, er möge sie totstechen. Sie bittet! Sie kreischt nicht mehr. Und wälzt sich auf dem Boden, als sie mit dem Buben fortgehen. Die Nachbarn kommen und schimpfen. Nun könne das Weibchen wieder still leben und habe keine Last mehr. Deß müsse es froh sein! Die Nachbarn aber freuten sich der Last ihrer vielen Kinder. Da wälzte sich das Weibchen in die dunkelste Ecke ihrer Stube und lag da eine lange, tote Nacht.

Auf den Berghängen zerfloß der Schnee. Überall ein Rinseln der Gewässer in den Fluß. Eine linde Wonne zog in die Winterluft. Warme, helle

Tage leuchteten im Tale der Wallonie. Da standen auf saftgrünen Wiesen die Ardennenkühe, stark und knochig. Die hängenden Bäuche schwollen im Behagen endlich überwundener Winterhaft.

Auf kümmerlichen Vennwiesen auf der Höhe von Mont und Xhoffraix stehen die Frisquetkühe. Wenn sie ihre starkgehörnten Köpfe aufwerfen, stoßen sie in den sinkenden Nebel. Ein frierender Bube am Holzapfelbaum. Hütbuben schrillen ihre Rufe von den Höhen rundum. „Horilahoi — ho — — i!"

Gilles Försters stumpfe Augen hängen am Boden. Das Kind war wieder dem Schweigen des Venn zurückgegeben. Und wieder hingen die grauen Gespinste um seine junge Seele, und die Kindheit in ihm wurde modrig und alt. Er kann nicht seine junge Seele halten, wenn sie in der Verschwommenheit der unendlichen Nebelweiten untertaucht.

Da wird die frühergraute Kindheit einmal ihr Opfer fordern!

Wenn der Abend kommt, jagen seine Blicke nach den Häusern im Tale. Da ist Bévercé im grünen Laubschoß, da ist auch Malmedy weit drüben, wo die Berge quer laufen und das Tal abschließen. Es müssen schon starke Lüfte wehen, ehe ein Laut dort herüberweht. So fern ist diese Welt. So weit ist er hinausgeworfen. Dann ist ihm an einem Tage, als habe in dieser abgeschiedenen Welt eine Besonderheit sich ereignet. Als verdampfe über den dunstblauen Dächern eine außerordentlich große Erregung. Bauern kommen von der Stadt herauf gen Xhoffraix und führen laute Reden. Grenzwächter gehen quer durchs Feld, erzählen und lachen. An den Häusern von Bévercé vorbei treibt er das Vieh heim, sieht zweie und dreie beisammenstehen und, da er vorbeitrabt, nach ihm ausschauen. Am Friedhof stößt ein Rudel

Papierarbeiter zusammen, bleiben stehen, und die Kühe müssen sich mit stoßenden Köpfen Bahn schaffen. Gilles möchte fragen: Ist ein Unglück geschehen? Aber er ist furchtsam und getraut sich nicht. Auf der Brückenmauer sitzen die aus Outrelepont und rauchen. Es gehen einige Männer vorbei. Da werfen sie den Finger an die Schläfen: „Bodjou, Frè Hinri und die anderen!"

Im Frisquethause sitzt die Stube voll Frés. Gilles hockt in der Küche und wartet auf sein Abendbrot. Die Katze schnurrt um ihn. Auf dem Herde prasselt das Kuhfutter. Ein scharfer Geruch zieht durchs Haus. Da kommt das blasse Frisquetmädchen aus der Stube und sagt weinerlich: „Die Petition ist untern Tisch gefallen."

Auch die Frisquetfrau kommt aus dem Dunst und den Männerstimmen, stampft das Kuhfutter ein, sagt: „Abin! Jetzt gibt's Revolution!"

Der Sohn und Frè steckt den Kopf aus der Stubentüre und ruft den Frauen, sie möchten Pèkét hereinbringen. Dann erinnert sich das Frisquetmädchen, daß Gilles auf sein Abendbrot wartet und küßt ihn. Der wallonische Mund steht gern zum Küssen. Und Gilles wartet noch immer. In der Stube hört der Stimmenlärm auf. Einer spricht, das ist „Voltaire". Er übersetzt den Männern die Abschrift eines Aktenstückes. Die Antwort der Regierung! Sie greift die Logik der Petition an. Wenn geltend gemacht werde, daß die wallonischen Kinder nach Austritt aus den utraquistischen Schulen des Deutschen nicht so mächtig wären, daß sie sich seiner im schriftlichen und mündlichen Verkehr bedienen könnten, nicht daraus zu folgern sei, daß man die französische Sprache intensiver pflege, sondern im Gegenteil doppelt Gewicht auf die Erlernung der deutschen Sprache zu legen

und tatkräftiger wie bisher darin vorzugehen sei!

Da sitzen die Männer stumm und bringen ihre weinenden Herzen zur Ruhe. Und trinken den Pékét nicht und gehen heim. Stapfen mit hängenden Fäusten durch die Straßen. Gott verhüte, daß ein Deutscher ihnen in den Weg kommt! An der ‚Laterne‘ ist ein Fenster über dem Gäßchen offen. Das wird leise geschlossen, als die Frés anrücken. Am Hause des Grenzwächters bleibt das offene Fenster. Grünwald spaziert mit seinem Kinde auf dem Arm durch die Stube. Wenn er an dem Fenster vorbeikommt, streckt er den Kopf heraus, schnüffelt in die Luft und sagt zu seinem Kinde: „Ich rieche Pulver!“

Man kann ihm nichts anhaben. Man kann zu seinem Kinde, das ein Säugling ist, derlei sagen, derlei unverbindliche Redensarten. Wenn das Kind nur lacht! Und das Kind lacht. Es kräht sogar.

Der Abendhimmel ist freudlos. Wo noch ein blauer Fleck ist, schieben sich schwarze Wolken hinein. Wer von Bürnenville her über den Pouhonberg steigt und auf der Höhe stehen bleibt, sieht über der Wallonenstadt eine rote Wolke. Das Autodafé vom Aschermittwoch hängt noch in den Lüften. Es war da ein Schein geblieben um die Wolkensonne, ein düsteres Mahnen, das Zeichen und Wunder gab am nächtlichen Himmel. Und wenn dann der Wanderer auf der Höhe die Augen rieb und hinsah, ging die rote Wolke dahin, im Weltenraum unter wie zerplatzende Leuchtkugeln. Und er fragt sich, was das sein könnte. Wenn er dann nachts einen Traum hat, kommt ihm die Erkenntnis: Noch einmal flackert der alte napoleonische Geist auf und fordert sein Autodafé! Da werden lebende Seelen zu Tode brennen!

Derzeit wurde Gilles Förster noch des öfteren geküßt. Man erinnerte sich mit Rührung, daß er der wallonische Jesus gewesen, dem Unrecht geschehen war durch einen Mann, der jetzt in aller Mund kam. Der geheilte Blagueur ging durch die Straßen und verkündete, es gäb' keine Gerechtigkeit mehr in deutschen Landen; man könne einen Menschen beinahe totschießen, und wenn man Geld hätte und zahlen könne, käm' man knapp an der Gefängnistüre vorüber. Julien Pavonnet aber sei für ihn und für viele anständige Leute quasi im Gefängnis gewesen. Also kündet der Blagueur auf seinen Genesunggängen. Er hinkt noch. Und einmal kommt er gen Bévercé, wo das Tal lieblich und schön ist und die weißen Häuser in Stille versunken wie im ewigen Feiertage stehen.

Gilles Förster treibt die Kühe heim. Wo die Landstraße sich gabelt, rechts nach der Outrelepont-Brücke, links nach der Stadt zu, steht ein Mann an dem Eckhause und läßt die Herde vorüberziehen. Er hängt vornüber auf seinen Stock, stützt mit der einen Hand die Seite. Sieht über die Rücken der Kuhherde, aber den Hirten sieht er nicht. Der duckt zwischen den Kühen unter. Er denkt, es sei nicht gut für ihn, an dem Blagueur vorbeizukommen, äugt in Furcht unter den Kühen hindurch und sieht etwas, das ihn boshaft freuen macht. Bürnett' ist à la tête. Sie ist die älteste und hat Vorrechte. Ihre Augen glosen glashell. Der Wille zu einer Niedertracht leuchtet darin. Sie schwenkt links ab und geradeaus auf die Ecke des Hauses, schurpt ihren Wanst an die Mauer, zwingt den Mann hinweg, trampft weiter, trampft links, so als wär's ihr Lebenlang links und nicht rechts. Der Blagueur geht hinkend und schimpfend. Die Kühe stehen und glosen: Drehen die Köpfe

und glosen. Ihre käuenden Mäuler tropfen. Wenden dann und trampfen den gewohnten Weg über die Brücke. Gilles holt Bürnett' mit Schmeichelworten heim. O, und leid tun ihm die geschwollenen Striemen seines Zornes! O, eine famose Bürnett'! Aber das Vertrauen ihrer Mitkühe und ihr Führeramt hat sie eingebüßt. Sie folgen ihr nicht mehr. Minutiöse Leute würden fragen: Hat das Tier nun Vernunft?

Leute, die mit dem Vieh Umgang haben, wie der Gilles Förster, würden eine solche Frage einfältig halten. Der Gilles Förster ist überzeugt, daß Bürnett' dem Blagueur eins „aufpatzen" wollte. Und er denkt des weiteren: Wenn ich den Mut der Bürnett' hätte, und wenn ich größer wär', und wenn ich eine Bürnett' wär, die ein gewaltiges krummes Horn hat — — — — — Da denkt er alle Freuden der Folterung für den Mann aus, der ihn der Cicile Poupoudje weggenommen, der viel Schlimmes getan hat, aber nichts so Schlimmes, als daß er ihn der Cicile Poupoudje genommen hat! Die Knabenseele fiebert in Leid und Zorn. Da wird einmal eine Stunde kommen — — —

Es weht eine Leidensruhe ins Wallonental. Die Männer sprechen: „Wir wollen nicht fluchen, weil es die heilige Woche ist!" Rauchwölkchen flocken von den Schornsteinen ab und legen sich um die klobigen Berghäupter. Eine feine, freundliche Sonne kommt auf die Gehänge und Dächer herab, läßt aber die Straßen feucht und ohne Wärme. Am Karmittwoch liegt das Tal und die Stadt eine glühende Stunde im Sonnenuntergang. Der klotzig und hoch in die Felswände bäumende Kalvarienberg nimmt eine blaue Körperlichkeit an. Die grünen Laubreiser spicken seinen gewaltigen Rücken, flechten und wölben ineinander. Da werden grüne Dächer über den

Leidensstationen und dämmernde Gänge und auf den steil zur Höhe führenden Felsentreppen lange, dräuende Schatten. Und in die warmen Sonnenspreiten steigen die Beter. Die Stadt ist unter ihnen. Sie atmen in der Höhe. Der Vogelflug geht dicht zu ihren Häupten. Sie sind dem Himmel nahe. Und leise wie Vogelflug wehen ihre Gebete. Duftend und wesenlos schreitet die Andacht durch die Büsche. Eine unendlich beglückende Überirdischkeit taut aus den leisrauschenden Lüften. Die Menschen klimmen atemringend steil herauf, stumm und versunken. Das Rispeln der Rosenkranzperlen, das Tapfen der Schritte auf den Felsstufen sind die monotonen Geräusche in der Höhenstille. Frauen, Männer, Kinder und die Leidensstationen. Ihre Gesichter starren in trunkener Andacht. In ihren Augen strahlt die Verklärung mitleidiger Liebe. Und Frauen, Männer und Kinder stehen im Titanenschatten des Rabbi von Nazareth! Sie sind heilig und still und leidvoll. Und ihre andächtige Liebe ist Jesus von Nazareth! Und ihre leise Trauer folgt des Gekreuzigten Spuren! Gott, o Gott! Wie ist dein Trost, den du den Frommen gibst, voll einer Seligkeit, für die man keinen Namen kennt!

Auch Belgier, die von Stavelot kommen, steigen herauf, stoßen sich an und nicken: „Wollt ihr die Statuendame sehen? Sie kommt nicht von der VI. Station los!“ Tuscheln und steigen höher.

Und Stein ist die Statuendame. Ihre Blicke hängen an den Figuren in Basrelief. Die fahlweißen Glieder scheinen sich lebendig zu röten. Das erstarrte Bild gewinnt Leben. Ein Wandeln und Gehen darin! Das Volk flutet herein. Da sinkt ein blutender Mann unter seinen Schlägen und seinem Höhnen. Ein Weib fällt in Schluchzen. Hat je ein Mensch solch'

Angesicht im schreckhaftesten Traume gesehen? Es reißt den Schleier vom Haupte und reicht ihn dem blutenden Kreuzträger. Der drückt sein Angesicht hinein. Sein Blick voll erhabener Milde trifft sie. Da eilt sie nach Hause, preßt an ihren Busen den Schleier. In heimlicher Stille küßt sie ihn und entfaltet ihn. Schaut darin das blutige Gottesgesicht! Und dieses Wunder mußte einem Weibe geschehen! Als die Statuendame darüber nachdenkt, kann sie keine Rosenkranzperlen verbeten und ist voll weher Gedanken. Das Weib schickt seine Seele aus wie flatternde Schleier und wird immer heimtragen Blut und Dornen. Es erscheint ihr dies alles wie ein großes, erhabenes Symbol einer suchenden Frauenseele. Und wie ihre Seele! Die wirrt um den Kreuzträger und hofft und harrt auf die Augenblicke, da er aufsieht aus seinen Schmerzen und auf diese arme, arme Seele. Und er wird Dornen in sie graben. Das sind die Werte der Frauenseelen! Das ist ihr Wert! Sie wird immer die gekreuzigte Seele tragen müssen, solange sie eines Mannes Weib ist! Solange sie dieses Mannes Weib ist! Veronika konnte ihren heiligen Schleier nicht mit größerer Inbrunst bergen, als sie die durch den Mann gekreuzigte reine Seele. Wie da sich in der Stille ein immerwährender Kreuzestod vollzieht in des Herzens Golgatha! Und sie weiß doch nicht, warum sie so innig beten muß. Die heilige Woche ist voll Trauer. Sie liebt die Trauer. Sie möchte manchmal von den Menschen wegsehen. Und doch wieder zu Menschen hasten und ihnen etwas klagen. Zu einem Menschen niedersitzen und leise, ganz leise sprechen und eine brennende Träne hineinweinen. Und von ihm gehen und nie, nie, nie mehr zu ihm reden! Ob dann die entsetzliche geheime Furcht aus ihr wäre? Ob dann

aus ihren Träumen das lachende Mädchengesicht schwände? Ob sie dann wieder schlafen könnte, ohne im grauenden Morgen wirr nach ihres Mannes Hand zu tasten?

Also betet sie an der VI. Leidensstation und schreitet versunken weiter. Die Trauer der heiligen Woche überschattet ihren steilen Weg. Warum die Furcht in ihr ist?

Julien Pavonnet war in bleichem Zorn gekommen. Ein Schriftstück knitterte in seiner Hand. Da wußte sie, daß die deutsche Faust auf dem wallonischen Nacken lag. Sie durfte nicht zu dem zornigen Manne reden. Er schlief eine Nacht nicht. Am Morgen sagte sie: „Nun müssen wir Rat wissen," und erklärte ihm, was sie ausgesonnen. Was der Staat aus seinen Schulen gefegt, mochte in Privatschulen Pflege finden. So wolle sie die Kinder der Arbeiter in ihr Haus aufnehmen und ihre eigenen Aufsatzhefte von sacré coeur durchblättern, ob da nicht mit Müh' und Fleiß eine brauchbare Lehrmeisterin aus ihr würde. Er nahm ihre Hände und sah, wie sie fein und rundlich waren, und wunderte sich, daß so viel freudiges Leben und ausgiebige Kraft in dieser milden Frau war. Es kamen die Kinder der Arbeiter. Das Haus wurde voll. Sie rief Berthe Fossard zur Hilfe. Die Leute in Malmedy sprachen nun weniger von dem Frö Rmâk und glaubten ihn zu ehren, wenn sie ihm in flammender Begeisterung sagten: „Die Statuendame wird uns retten!"

Und der Alte vom Kalvarienberge kam in das Haus Julien Pavonnets mit knarrenden Stiefeln. Die Augen in dem breiten, graufahlen Gesichte kniffen zusammen. Das quallende Kinn wölbte aus den Bartbüscheln. Es war viel stolzer Trotz in ihm. Und ein geheimer harter Triumph. Sprach des län=

geren mit Frau Germaine. Er wolle die Lernmittel zu der Privatschule spenden, er wolle die Kosten übernehmen. Da sei noch eine Privatschule vonnöten für die Knaben. Er habe ein ältliches Fräulein gefunden, das sich bezahlen ließ. Es übertrage deutsche Romane ins Französische. Es sei sehr gescheit So sei eine Organisation geschaffen, die das staatliche Manko ausgleiche. Es sei eine Sache, der das Prestige fehle und der zur Feier man wahrscheinlich keine Ständchen bringen — nun, und dann ging er mit dem unausgesprochenen Satze und mit steifem Kopfnicken. Was er nicht aussprach, manifestierte seine ganze Haltung: Ich habe es vorausgesehen, ich, Alphonse! Jetzt ist meine Zeit gekommen!

Die Statuendame dankte für alles. Sie nahm auch das Gemeinnützige als persönliche Spende entgegen. So ging man von ihr im Bewußtsein, sie stets zu Dank verpflichtet zu haben. Als Alphonse Pavonnet gegangen war, wurde sie ein Unbehagen nicht los. Sie sagte: Der gute Alphonse! — und sagte oft: Der gute Alphonse! — als gäb' es geheim flüsternde Stimmen um sie, die sie widerlegen müsse; und sagte auch zu ihrem Manne: Der gute Alphonse!

Der lehnte in der Terrassentüre, sprach lange nichts, kam dann herein und blieb einen Augenblick vor ihr stehen.

„Alphonse hat recht, seine Zeit ist gekommen. Meine Rolle ist ausgespielt.“ Und will fort. Da meinte sie, daß sie etwas Entsetzliches abwehren müsse, und rief ihn zurück. Er drehte auf der Schwelle nach ihr um. Seine Stimme immer voll Gleichmut.

„Ereifere dich doch nicht. Das ist meine Arbeit nicht! Es liegt keine Kraft darin!“ Und hinaus. Die Frau hörte noch seine Stimme, auch als das

Zimmer lange leer war. Er hatte in allen Ecken ihr unsichtbare Peiniger zurückgelassen. Die brachen mit Zischen und Raunen los. Es wurde ein zänkisches Wortgewürfel und eine große Qual für sie; denn sie saß und horchte, und ihre heimlichen Schreie durften nicht laut werden. Was die unsichtbaren, furchtbaren Peiniger wisperten! Ein guter Mann ist Alphonse. Seine Zeit ist gekommen. Er wird die Arbeit tun, die kraftlos, aber voll Behagen ist. Er wird sein Geld hergeben. Monatlich soundsoviel. Dem andern fallen die Hände in den Schoß. Abgeschirrt! Das ist seine Arbeit nicht. Es liegt keine Kraft darin. Er wird wieder Leder gerben und Pferde trainieren. Die Taten, die man mit Ständchen feiert, sind dahin. Er wird Leder gerben. Und, wie gesagt, er wird auch Pferde trainieren! — — — — — — — Darum — — — ist die Furcht in ihr, als sie auf der Höhe des Kalvarienberges an der VI. Leidensstation betet. — — —

Sie geht zu Arsène de Vries in der Abendstunde und spricht ihre große Not aus. Aber so wie man das in sacré coeur in wohlgesetzten Worten sagen lernt und so wie eine Weltdame mit Lächeln und feinen Worten ihre arme Seele preisgibt. Sie fragt Arsène de Vries, ob dies nun das Ende einer Volksbewegung sei. Arsène de Vries erwidert: „Es war niemals eine Volksbewegung, niemals! Was war es, Madame? Es waren Wirtshausproteste! Eine Sache, die vor Fastnachtscherzen zurücktritt, ist niemals eine Volksbewegung gewesen.“

Er denkt, daß ihre Augen tiefere Farben haben, als er bisher gewußt. Sie antwortet ihm: „Kämpfe sind nicht immer Taten. Wenn ein Volk weint, muß man es hören und soll ihm wehren. So hat man aus einer Forderung des Rechtes die Gewalttaten ausge-

schieden. Wie schwer das bei einem heißgewordenen Volke ist, werden Sie nicht verkennen wollen."

„Madame, ich bitte! Wir sind gewohnt, von unserm Volke zu sprechen, als sei da noch ein freies Fürstentum Stablo-Malmedy und der Krummstab, nicht das Kaiserzepter, walte über uns. Wir Wallonen wollen nicht aus diesem schönen Irrtum heraus. Wir Volk der Wallonen! Ganz eigenwillig sind wir geworden. So wie verhätschelte Kinder. Da uns jetzt das Unrecht geschieht, trampeln wir mit den Füßen und weinen. Ihr Mann — pardon, Madame, ich muß das sagen, ich muß das wahrhaftig sagen — zog Reiterstiefel an und trampelte mit. Was ist erreicht? Eh bien, eh bien, ich frage Sie, Madame? Man hat den Parkettboden des deutschen Reichssaales nicht eingetreten, man hat ganz plump einige Ritzchen und Schrammen hineingebracht. Da kamen Vorsaaldiener, klopften den Lärmmachern auf die Schulter und rieten ihnen, sich fein stille zu halten. Madame, wenn mich nicht alles täuscht, wird man auf die Vorsaaldiener hören und sich nun sehr gesittet betragen."

Ihr steht das Herz still. Sie lächelt aber und fragt: „Dokteur, glauben Sie, daß Julien Pavonnet sich von Vorsaaldienern auf die Schulter klopfen und zur Ruhe weisen läßt?"

Achselzucken.

„Da Julien Pavonnet jetzt die Reiterstiefel ausgezogen hat —."

„Nein, Dokteur!"

Sie ist nicht aufgesprungen. Ihre Stimme klingt auch nicht laut und entrüstet. Aber der kleine Dokteur hört doch einen schrillen Notschrei daraus. Sein lächelndes Lauern bringt sie fast um alle Fassung. Er widerspricht ihr nicht, und sie fühlt, daß dies seine mitleidige Antwort ist. Sie will aufstehen.

„So weiß ich nun, daß wir wirklich am Ende dieser Bewegung stehen."

„Ganz im Gegenteil. Ich bitte! Sie irren. Jetzt — beginnt sie!"

„Nach dem Vorspiel? Ich bin sehr verwundert."

Er steht auf, legt die flache Hand auf einen Haufen Manuskriptblätter. Über den Tisch zu ihr gebeugt, spricht er: „Als Sie zu mir kamen, waren Sie sich über den gegenwärtigen Augenblick klar. Sie sind eine kluge Frau. Sie wissen, daß mit der Antwort der Regierung vorab jedes weitere Vorgehen lahmgelegt ist. Heiße Reden, Resolutionen und sonstige Eruptionen eines schwer enttäuschten Volkes finden von vornherein ihre Erledigung in dieser unzweideutigen absoluten Antwort der Regierung. Ersparen wir uns deshalb ein Schlachtgeplänkel mit Bleisoldaten, nicht wahr, Madame? Aber, Madame, schaffen wir eine Perspektive! Unser Volk muß wissen, wessen es gewärtig sein muß. Von Ostern dieses Jahres geht diese Perspektive aus. Da liegt der Wendepunkt, der das Geschick eines Volkes und einer Sprache bestimmt. Die Kinderscharen, die man zu Ostern der Schule zuführt, werden die ersten Opfer dieses Geschickes sein. Die gehen durch die ‚gereinigte' Schule, die nur deutsche! Sie werden am Ende ihrer Schulzeit nur noch von der französischen Sprache wissen: daß reiche Leute sie reden. Die Kirchenbehörde wird nachdenken. Sie wird sich sagen: Es wächst eine Generation heran, die unsere französischen Gebete und unsere französischen Predigten nicht mehr versteht! — So wird die kirchliche Behörde denken, und wenn sie logisch ist — Madame, wenn sie logisch ist, wird sie unbedingt zu dem einen Entschluß kommen müssen — — Madame, wagen Sie den Entschluß jetzt auszusprechen? Ich werde ihn aussprechen!

Diese Blätter", sie knistern in seiner Hand, „nennen ihn! Ich werde unserem Volke sagen, daß sein Gottesdienst deutsch wird!"

Setzt sich und streicht die Blätter glatt. Die Frau spricht ihm leise nach: „Das werden Sie unserm Volke sagen!" und versteht, was seine Absicht ist, und fühlt sich von allen verlassen. Das Klirren der Reiterstiefel im Vorspiel! Dann treten die eigentlichen Akteure auf: der Geist und die praktische Organisation! Der Mann mit den Reiterstiefeln war ausgeschaltet. Sie steht auf und geht bis zur Türe. Sie möchte still hinausgehen. Aber dann preßt ihr eine entsetzliche Angst die Brust zusammen. Sie hat die Türklinke in der Hand. Sie weiß, daß, wenn sie nun still geht und diese Türe hinter sich schließt, alles vor ihr einstürzt. Sie wird dann über Trümmer heimgehen müssen. So stößt's ihr laut und freudig in die Stimme: „Dokteur, Sie werden sehen, daß Julien Pavonnet die Reiterstiefel noch nicht ausgezogen hat!" Und geht in Jubel. Draußen im stummen, von fernen, süßen Frühlingschauern angewärmten Abend bleibt sie eine Weile stehen. Ach Gott! Und preßt den Kopf mit fiebernden Händen. Weiß sie denn, was sie machen soll? ...

Eine feine, leise Schwermut ist in den Talhäusern. Die Sonne liegt in herber Freundlichkeit darauf. Man dämpft die Kinderschreie in den stillen Straßen. Es ist Karfreitag. Die Menschen gehen in sanfter Melancholie. Von einer Gartenterrasse fällt aufklatschend ein Blumentopf. Julien Pavonnets Stimme schallt über den Hof. Der Rotfuchs bäumt in den Sielen. Pavonnet beugt sich nieder und befühlt die Hufen. Er sagt dem Groom, sie seien trocken und voll von eingesogenem Sand, er müsse sie näßen, und sagt dem Groom noch, wenn Herrschaftspferde die

Hufkrankheit bekämen, werde der Groom davongejagt. Läßt den Rotfuchs abschirren und reitet den intelligenten ‚Pollux'. Er hat ihn aufgepäppelt und ihm die Ohren gestutzt. Wenn er mit ihm nach Spaa reitet, drehen sich die Sportsmänner nach ihm. Das Tier hat die hohe Schule in den zierlichen Knochen. Und wie es die schlanken Beine wirft! Der Reiter neigt vorn-über auf des Tieres Hals. Seine kritischen Blicke folgen der Gangart. Über der Nasenwurzel wulstet die Stirnhaut zu dicken Falten. Strafft aber dann unvermittelt. Der Oberkörper reckt steil auf. Er zieht die Zügel an. ‚Pollux' stößt das schäumende Maul wider den Bug, strafft die Beine, steht wie ein Erzbild. Das ist in der Einfahrt, die um die Haus-ecke zu den Stallungen und an der Gartenmauer des Alphonse-Hauses vorüberführt. Er kann in den Garten sehen. Ein Parterrefenster ist offen. Eine Tonflut wogt heraus. Da muß ein Menschenkind an der Tastatur sitzen und zwei Hände voll Arbeit tun. Es klingklangt und schwillt in rasenden Läufen in die stille, lauschende Karfreitagstimmung. Und auch er lauscht. Er kennt ja das Stück. Auf diesen Läufen ist sein Herz hinübergetrippelt zu ihrem! Ein tänzeln-des Spiel der Herzen! Es wurde schließlich lang-weilig. Man kann nicht ewig tändeln. Oder war er zu alt dazu? In seinen Jahren will man besitzen und genießen. Schöne Mimi, er wird nicht mehr zum Tändeln kommen. Wenn er kommt! Ei, ist er des Teufels? Ist er wahnsinnig? Haut die Sporen in ‚Pollux', saust dahin! Hinter ihm verstummt das Spiel, ist längst verstummt. Zwischen den Gardinen lauert ein Mädchengesicht und sieht den Kopf des Reiters den Mauerrand entlang verschwinden. Sie hat das Getrappel des Pferdes gehört und das Wiehern. So etwas hört sie. Sie weiß ja, wann

er ausreitet. Es sollte eine Probe ihrer Kraft sein, und — Bravo! — ihre Kraft war noch ungeschmälert! Was sie noch mit ihrer Kraft beginnen konnte! Ah, Sapristi! Aber sie will ja nicht. Ah, Sapristi, sie will nur einen Triumph, einen sättigenden, sieghaften Triumph über ihn! Die brennende Scham stachelte in ihr. Er würde immer das Recht haben zu sagen: Wenn ich weiter gewollt hätte — — — — Seine Blicke sagen es. Sie muß diese Blicke aus ihrem Leben schaffen, bevor das neue Dasein für sie beginnt. Und ihre zornige Freude und ihre Angst ist unbändig. Da bauschen die Gardinen in der Zugluft auf. Laure steht in der geöffneten Türe. . Die Röte pulst ihr in die Schläfen hinauf, als sie Mimi lauernd an den Vorhängen sieht. Sie faßt sich aber und sagt: „Du müßtest heute am Karfreitag nicht Klavier spielen. Die Leute gehen an unserm Hause vorbei zum Kalvarienberg. Du siehst freilich sehr über das hinweg, was die Leute von dir denken."

Mimi D'Ysard läßt die gefalteten Hände hängen. Sie ist um eine Antwort verlegen. Dann schießt in ihre Augen ein heimlicher Schimmer naiver Frechheit oder giftiger Sicherheit. Zu diesem Gesichte könnte ein Mann in geheimem, fieberndem Verlangen getrieben werden. Es ist ein ganz ruhiges, niedliches Gesicht, das verspricht und droht und das Leidenschaften erweckt. Sie sagt: „Ja, ich habe ihm nachgeschaut! Aber, sieh mich an, mit welchen Augen! Ich hasse ihn! O, ich hasse ihn!"

Laure in eisiger Kälte: „Hasse ihn nicht, Mimi, das wäre besser."

Das Mädchen schüttelt sich in heftigem Beben und wirft die Arme in leidenschaftlichem Aufschluchzen um den Hals der großen Laure. Sie drängt ihren stammelnden Mund an deren Wange. Ihr Gesicht

ist von Tränen überschwemmt. Die nassen Haarsträhne gleiten hinein. Die wirren Blicke flackern in das widerstrebende Gesicht Laures. Ihr geschmeidiger Körper reckt an dem großen Mädchen hinauf. Und so bebt aus dem heißen Mund ihr schrilles Stammeln. So wütet sie im wahnsinnigen Aufpulsen ihrer Angst! So fordert sie! So fleht sie! So ist sie ganz weinend und aufgelöst und ganz maßlos. In zitternder Hast jagen ihr die Worte.

„Muß i c h denn nicht sein wie ich bin? Ihr d u l d e t mich alle, zu Hause und hier. Ihr möchtet mich fortschicken. Ich erwarte, daß Ihr das einen Tag tun werdet. Wenn ich aufwache, denke ich: heute wird's sein! Aber ich bleibe! Ich bleibe! Ich m u ß hier etwas für mich schaffen, das m e i n ist, daraus kein Mensch mehr das Recht hat mich fortzuweisen! Das muß ich mir schaffen, Laure! Und wenn ich's mir stehle! Ja, ich stehle! Ah, mon Dieu! Mon Dieu! Laure, du weißt nicht, wie es ist, wenn man bei fremden Menschen sich satt essen soll. Du bist immer satt geworden. Man baut dir ein Haus und sagt: ‚Heirate hinein!' Mir baut niemand ein Haus. Ich bin jetzt ohne Ehrgefühl. Ich lasse mich fortschicken und gehe nicht. Ach, Laure! Ach Gott, Laure! Laß mich bleiben, dulde mich, bis einer kommt! Nun weißt du's!" Reißt den Kopf der großen Laure zu sich herab, drückt ihr heftige Küsse auf die Wangen und ist fort. Drunten schallert ihre Stimme durchs Haus. Sie lacht durch nasse Augen und schäkert mit der sehr einsilbigen Madame Marie.

Laure wagt sich keinen Schritt weiter. Es ist so ziemlich alles um sie am Drehen. Der Boden sinkt schon. Wenn sie sich nicht hält, kann sie fallen. Sie wird sich sehr halten müssen. Man fiel da so leicht, wenn Mimi D'Ysard um einen war. Man konnte

zum Stehlen kommen. Mimi wird stehlen und dabei schäkern wie jetzt drunten. Sie hatte wirklich kein Ehrgefühl mehr. Laure Pavonnet wird nie ihre Seele hinausschreien und nie zum Stehlen kommen! Und sie wird jene sein, die in stolzer Härte lächeln geht, wenn sie bestohlen wird. Das kommt, sie hat nicht heiße Träume wie Mimi D'Ysard. — — Sie hat viel harte Rechtschaffenheit. — — — Und nun muß sie immer denken, daß Mimi D'Ysard stehlen wird. — —

Das Wallonental ist ein Grab Christi geworden. Die Freude ist tot. Die Kirchtürme starren in versunkenem Schweigen. Ab und zu ein dumpfer, sonorer Stundenschlag. Das heitere Glockenspiel ist abgestellt. In schweren, langsamen Kadenzen rauschen in der Kirche die Sänge des Stabat mater. Um die dritte Nachmittagsstunde scharen die Beter um das Kreuz auf der Höhe des Kalvarienberges. Christus stirbt. Die Herzen zerreißen. Die Wehmut weint in leisen Gebeten. Zarte Anliegen hauchen die Seelen. O sterbender Heiland! O Gnadenspender! O hilf uns all'! Die warmen Lüfte saugen die wehen Seufzer. In sanfter Schwermut gehen gottliebende Menschen im Schatten des Karfreitags.

Cicile Poupoudje ist auf dem Wege zu ihren Beichtkunden für den Samstag. Sie ist sehr zufrieden. Sie hat zehn halbe Markstücke = fünf Mark. Nun wird sie die Kindlein suchen, die ihr die Plätze halten. Sie wird auch den Gilles suchen. Wenn sie dem Frisquet vorhält, wie er zu seinem Gelde gekommen ist, und wie sein Vater geschuftet hat, und wie von seiner Frau her eine Cousine war, die jetzt in Spaa ein Zigarrengeschäft führt, jawohl Z i g a r r e n — und kurz und gut, dann würde Frisquet den Buben schon hergeben. Auch geht sie zu Madame

Julien und sagt, sie müsse ihren „Beichtlümmeln“ eine Bezahlung geben. Aus ihren Beichtgroschen könne sie das nicht. Die Madame möge einmal ausrechnen. Wenn man ein Gebiß mit Groschenstücken ersparen müsse —. Und, lieb' Göttchen, sie habe eins nötig, sie kaue und verdaue nicht mehr, sie sei ein armes Mensch, und wenn sie den eingefallenen Mund durch ein Gebiß wieder einrenken könne, sei das sehr zum Vorteile ihres Gesichtes. Die Männer sagten's. Madame möge einige Douceurs hergeben. Wallonenkinder schleckten gern. Und wie es dem Gilles gehe? Da weint Cicile, daß ihr die Tränen in den eingebogenen Mund laufen.

„Eijeijei, goldig Madame, er ist sehr schmutzig dran. Mein arm' Gilles! Ich geh' jeden Tag 'naus nach Mont zu ihm. Auf die schmutzig' Vennweide, Madam'. Ich trag' 'm Kuchen, was die Reichen mir schenken. Eijeijei, was er 'neinbeißt! Er ist mager wie'n krepierter Hund. Jetzt ist er aus der Schule, jetzt muß der Frisquet 'n Lehrling aus ihm machen. Und wenn der Frisquet nicht will, ich laß kein Waisenkind verschanutieren, ich sag' dem Frisquet: Aye, du schmutziger Hund, man weiß, wie du zu deinem Geld kommen bist —.“

Da läuft Madame in die Küche und packt Cicile ein Körbchen. Glock' eins am Samstag Mittag zieht Cicile mit ihrer Schar durch den Châtelet zur Pfarrkirche. Sie tragen winterliche Ausrüstung, wollene Schals um die Ohren, Fäustlinge an den Händen und die Hosen in den Strümpfen. Eine große Wichtigkeit liegt auf ihren Gesichtern. In der weiten, leeren Kirche hier und da ein hockender Beter. Der Geist Gottes thront in den hohen Wölbungen. Cicile kommandiert ihre Truppe an die verschiedenen Beichtstühle. Ihre knarrende Stimme schreckt die Beter auf.

Mit Gilles und zwei anderen kauert sie an dem Armsünderkasten nieder, raschelt Gebete, rückt den Buben die Schals zurecht, knufft sie, wenn sie schwätzen. Und müssen mit ihr aufstehen oder niederknien oder sitzen. Und immer mehr Schritte schurpfen über die Steinplatten. Um die Beichtstühle verdichten sich die Scharen. Es wird ein Gedränge und heimliches Schieben. Dann ein Spalt, eine Gasse; in blühweißen Gewändern nahen die Priester, steigen zu den Beichtstühlen hinauf. Die Schieber vor den Gottesfensterchen rasseln zurück. · Schwer und gebückt drängen die armen Sünder hinein. Die hochbogigen Kirchenfenster kämpfen gegen das einströmende Licht. Schmale, blasse Streifen ringen durch und spreiten einen goldenen, matten Glanz über die leeren Bankreihen bis zum Altar hinauf. In dem kirchlichen Osterprunk aus Purpur, Brokat und Gold niestet sich ein fahles Dämmerlicht ein, das die hohen Wölbungen grau und gespensterhaft einspinnt. Hohl klatschen auf den Steinen die Schritte mehr und mehr einströmender Kirchenbesucher. Die verschnörkelten Spitzen der Beichtstühle ragen aus dichten, dunklen Menschenmassen. Am Spätnachmittage kommen die Arbeiter, die in schwieligen Händen ehrfurchtvoll die Mütze halten und mit leise schurfenden Schritten nahen. Der Andrang um die Beichtstühle wird beängstigend. Die Schieber rasseln unaufhörlich. An dem Gottesfensterchen der gebeugte Kopf des Priesters, sein Gesicht in der Stola geborgen. Zischende, sprühende Worte und geheimes Seufzen. Eintöniger Gebetklang. Eine weiße, ätherische, segenspendende Priesterhand. Der Bußfertigen Kopf neigt in stillem Gebet. Die Worte der Sündenvergebung vertönen über ihm. Und die helle, erquickte Seele geht hin im Frieden. Und überwunden der schwarze, zehrende Wurm der Reue!

Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen! Abgründe tun sich auf und hauchen ihren sündhaften Moder aus. Was keines Menschen Auge gesehen, schaut der Mann an Gottes Statt. Die tiefen Geheimnisse quellen hervor, die nackten Seelen stöhnen und winden sich in ihren Blößen. Die roten Ströme des sündigen Blutes rauschen, und es wird ein großer Gerichtstag.

Durch die Menschenmauer das Rispeln eines seidengefütterten Rockes. Gilles zupft Cicile am Schultertuche.

„Seze bin*), ich halt' meinen Platz der Madame Julien. Da kommt sie!“

Er dreht nach ihr, rückt zur Seite. In die Lücke schlüpft sie. Ihr Mantelzipfel streift seine Schulter und sein Gesicht. Eine Duftwolke überschüttet ihn. Er steht und kann nicht davon. Es ist alles so fein und reich und seidenknisternd; und die Frau ist so vornehm und fromm. Die heilige Frau! Welch ein Duft um sie! Gilles denkt: so duftet der Himmel! und steht und starrt mit emporgerichtetem Gesichte zu ihr. Da reckt Ciciles Arm herüber, stößt ihn gegen die Schulter und aus der Reihe, und Zurückstehende reißen ihn vollends hinweg. In dem Kirchengang steht er noch eine Weile und hört das Seiderauschen die Stufen des Beichtstuhles hinauf. Da liegt die Frau auf den Knien und öffnet ihre Seele. Des Priesters visionäre Blicke drehen nach dem Kirchengewölbe hinauf. Er verspricht ihr Trost und Hilfe von oben. Er fordert und formt und erzieht. Weib, du sollst! Nun mag die heilige Frau ihre Seele retten! Und flüstert sein Absolvo te! Die Frau steigt die Stufen hinunter. Sie fühlt nicht Trost und

*) Weißt du wohl.

Hilfe. Ihre Seele ist doch anders als die der dunklen Masse, und ihre Pein ist anders. Der Mann an Gottes Statt tröstete eine Massenseele. Es sind ihrer so viele. Und sie ist eine Einsame, eine Einzige! Nun wird sie einsam gehen von dem Manne an Gottes Statt hinweg zu Gott, dem Einsamen in der Höhe!

In der Dunkelheit der leeren Bänke dicht vor dem Hochaltare kniet sie hin. Spricht mit Gott Ihre Seele rankt auf. Im Gottgedanken liegt eine so zarte Reinheit, daß ihr Tun und Wollen, in diesem Gedanken durchleuchtet, keine Schatten verträgt. Sie will ihre Seele in einen erhabenen, geläuterten Zustand versetzen, auf jene hohe Warte, von der aus man die Menschlichkeit in sich sehen muß. Das Gebet muß ihr hinaufhelfen. Und wenn sie rein und geläutert und emporgehoben ist, will sie urteilen, was Recht und Unrecht ist und was sie tun muß. Wir müssen ja Gott haben, um einen Maßstab zu besitzen. Wir müssen Gott oder das Gottverwandte zu unserer Reinigung und Läuterung haben. Die Menschenseelen müssen sich in diesem Spiegel schauen, um zu wissen, ob da kein Schmutz ist. Die Frau sieht ihr Wollen darin, und eine treibende Kraft kommt über sie. So will sie ihre Wege gehen und ihres Mannes brache Seele und ihres Hauses Glück erretten. In diesem Höhenzustande ihres Innern fragt sie sich, ob ihr Beginnen das richtige ist. Sie hat Gott lieb. Sie darf Gott fragen. Gott ist vor ihr! Sie blickt auch in das Licht der Ampel. Blutrot fließt der Schein von dieser aus. Die dämmrigen Gespinste nesteln sich in das Gold und den Marmor des Hochaltars. Was will Gott von ihr? Die untertänige, blonde Seele des Weibes, die in Myrrhen sich wiegt und nach Weihrauch duftet und um Gold nicht feil ist! O Gott! Diese Seele wollte sie opfern, diese

jungfräuliche Seele! Heilig sei der Mensch und ein Gefäß des Allerhöchsten! Das schöpfe ein in sich alle Reinheit! Sie hat dem Unreinen gewehrt. Sie hat dem Manne gewehrt. Er sollte ihr gleich werden, und beide Gott gleich werden! Und beide in der Reinheit des Zweckes: Und Gott spricht: Da du Weib geworden bist, bist du dem Manne geworden. Deine Wahl soll nicht Qual sein. Sie soll Lust sein. Die Lust des Lebens sollst du gebären. Das Leben sei dir reines Gelüste! So hoch auch der Himmel sein mag, das Leben muß hinaufstreben, um ihn zu erreichen. Darum muß das Leben groß sein, viel größer als der Menschen Unlust am Leben! — Da ringt die furchtsame Seele: „Du hast nur reine Zwecke ins Leben gesetzt. Sollen die Mittel sie verunreinigen? Siehe, ich bin elend geworden, als der Zweck aus meiner Ehe war.“

Und Gott spricht: Der Zweck ist in vielem der Hinterhalt des Bösen. Nicht die reinen Zwecke ergeben die sittlichen Werte. Da deiner Ehe Zweck nicht mehr rein sein kann, laß ihn nicht unrein werden. Laß nicht das Laster werden, das außer aller Ehe liegt Es liegt eine menschliche Unendlichkeit zwischen dem! Weil ich nur Menschliches in die Ehe schuf, kann von der Reinheit zur Unreinheit nicht ein Schritt sein, nicht zwei und drei Schritte! Der Weg ist weiter. Du hast nie die Reinheit begriffen, weil du die Unreinheit nie geschaut hast! Du aber hast deine Blicke verunreinigt. Da sahest du Unreinheit!

„O Gott! O Gott! So nimm mir das Widerstreben! Meine Seele erstickt. Meine Seele kann nur in heiligen Pflichten sein!“ —

Heilig, dreimal heilig sei dir das Leben! Nur in ihm und mit ihm kannst du so groß werden, daß du den Himmel, der über ihm ist, erreichst! — Herr

tröste meine Seele! — Trost ist immer da, wo man gegen den Menschen seine Pflicht erkennt. Darum schuf ich den Menschen, daß ich durch ihn trösten kann. — — — — —

Da erkennt sie, wie sie alle Menschen getröstet hat und nur den einen nicht. Und nur zu dem einen sagte sie: Laß von mir ab! Meine blonde Seele erstickt! — Und stellte einen fremden Zweck in sein Leben und errichtete ihm einen Thron. Und nun muß sie bangen, wenn dieser Thron wanken, wenn die künstlich erbaute Staffage ihrer Ehe einstürzen wird. Und nun muß sie sorgen! Die Liebe muß sorgen. Sie liebt diesen Mann stark und ewig und nicht nur in wallenden Stunden! Treu und gleich und warm! Sie wird den Mann in die schöne Wärme ihrer Liebe bringen und ihn groß denken lehren. Und ihn lehren, die edlen Taten des Lebens über seine eigenen Wünsche zu stellen. So werden Zwei eines Sinnes sein! So wird die harmonische Ehe sein! Gott spricht: Ich habe von dir nie das Weib gefordert, das dem Manne wird. Ich habe deine untertänige, blonde, jungfräuliche Seele gefordert. Du solltest in der Jungfrauen Schar sein, die dem Lamme folgen! Aber du folgtest dem Manne!

Und sie in atemraubender Not: „Herr, ich lasse dich nicht, bis du dennoch diese Ehe segnest!“ — Da spricht Gott nicht mehr.

Sie geht und ihre Seele schreit. Und sie kann nicht anders. Und sie muß gegen Gott sein! Einen Thron hat sie dem Manne errichtet. Der soll nicht wanken. Voran im Leben die Tat ihres Mannes! Die Verzweiflungtat! Ihre Tat! Im Kampfe um seine Seele müssen zehntausend Throne stürzen! Was sind Gold und Purpur und alle Schätze der Erde gegen die eine einzige Menschenseele? Hilf Himmel! Die

heilige Frau wagt den Kampf! Als die Allelujasänge die Trauermienen in dem Wallonentale aufhellen, die blutroten Oriflammen zur Seite des Altars hängen und am frühen Ostersonntage die Leute zu dem Teufelsfelsen hinausziehen, um die Sonne „hüpfen" zu sehen, da konnte man in den Hausgärten und auf den Terrassen sitzen und vom Frühling sprechen und den Duft der feuchtwarmen Erdscholle mit stillen Veilchengrüßen vorüberziehen sehen. Um solches zu sehen, muß man Osteraugen haben und das Alleluja in der Stimme. Und man muß Eier „kippen"! Und darum stehen auf den Frühstücktischen die Eierschüsselchen. Dorine sagt: Darum! und rückt den Frühstückstisch auf die Terrasse. Als sie dann später mit der zweiten Frühstücksplatte heraustritt, liegen die gefärbten Eier noch unberührt in der Schüssel.

„Wünsch' gut' Fest!" sagt sie und schurpst hinaus. Julien Pavonnet blickt hinter seiner Zeitung auf.

„Was fällt ihr ein? Wird sie uns bei jeder Platte gut' Fest wünschen? Du hast wohl ihren Osterpfennig vergessen?"

Die Frau legt ihm einen Hahnenschenkel auf den Teller. Ihre Stimme ist für einen unzufriedenen Menschen von aufreizender Milde.

„Vielleicht denkt Dorine: Wo kein gut' Fest ist, muß man es wünschen. — Solange die Ostereier unberührt bleiben, wird sie uns das gut' Fest wünschen."

Er rührt in seiner Tasse „Das ist doch Kinderspiel." Und zieht seine Uhr: „Du hast auf dich warten lassen. Es ist zehn Uhr."

„Die Friseuse kam zu spät."

Er sieht kritisch an ihr hinauf. „Du läßt dir das Haar zu straff anziehen. Es müßte mehr bauschen."

„Deine ehrbare Frau in gebauschtem Haar!"

„Parbleu! sei nicht ehrbar!"

„Würde da mein Lieber opponieren! Würd' sagen: Meine ehrbare Frau! Meine Frau in Ehren! — oder sonst etwas sehr Entrüstetes. Lieber, komm' her, wir wollen kippen." Sie wühlt in den Eiern.

„Du bist heute sehr zum Spaßen."

Da huscht ihr Lächeln aus dem Gesichte fort. „Spitz oder stumpf?"

Die bunten Eier tippen aufeinander. Rot übertrumpft gelb. Zwei große Menschen treiben Kinderspiel. Da steht's ihnen nicht gut. Ihre Herzen sind nicht froh und kindlich. Und sie fühlen, daß es Alten nicht ziemt, Kinder zu sein. Und fühlen ein fremdes Unbehagen. Die Hand der Frau gleitet aus der Schüssel. Sie hat den Mut nicht mehr, das Spiel fortzusetzen. Er starrt wieder in seine Zeitung. Sie fragt:

„Geben sich die Frés zufrieden?"

„Wer fragt danach, wenn sie unzufrieden sind?"

„Du müßtest das wissen."

„Um zwecklose Dinge kümmere ich mich nicht mehr."

„Der Zweck ist immer noch da. Du siehst ihn nur nicht mehr. Das ‚Nein' der Regierung hat dir die Muskeln zerschlagen."

„Nicht die Muskeln, — die Perspektive!"

„Es gibt andere, die jetzt erst eine Perspektive aufgehen sehen."

„Nenne mir nicht Alphonse! Ich kann kein Wohltäter mit Pfeifchen und Plüschpantoffeln sein."

„Der Dokteur!"

„Der Dokteur — was?" Nun sagt sie ihm, was er wissen muß. Er faltet das Zeitungblatt zusammen, platscht sich damit aufs Knie. „So wird mir der Dokteur in den Rücken fallen!"

„Lieber, du hast dich ausgeschaltet."

„Sapristi! Willst du mich ärgern, Germaine? Es gibt für mich nichts mehr zu tun. Das ist klar. Soll ich noch eine Petition anregen? Soll ich noch einen über den Haufen schießen? Wie du siehst, kann ich mich bloß wiederholen."

Sie liegt im Stuhl zurück. Ihre Augen gehen über ihn weg. Sie sieht Sterne am lichten Tag. Sie sieht hohe Ideale, die über ihm erglänzen. Ganz in der Allelujastimmung spricht sie: „Du hast einmal Träume gehabt. Die hat dir keiner nachgeträumt. Sie können es nicht. Da muß man schon Sterne am hellen Tage sehen. Wie ich jetzt! Ich eile deinem Traume nach. Hast du ihn vergessen? Du wolltest unser Volk zum Stamme zurückführen!"

Er sieht sie an. Er muß denken, wie die Sphäre um sie voll Ostergedanken ist. Gedämpft, als dürfe er sie nicht schrecken, erwidert er: „Ich habe ihn nicht vergessen. Aber was soll ein Traum?"

„Mache ihn wahr!"

„Germaine! Erwache! Jetzt träumst du!"

„Ich bin so vollständig wach, Lieber!"

„Realisierte Träume sind halsbrecherisch."

„Bist du so zweifelnd geworden? Weißt du keine Stimme, die für dich redet?"

„Ich habe dir schon darüber gesprochen. Es war die Ansicht Napoleons III., jedes Volk zu seiner Nationalität zurückzuführen."

„Mir scheint auch, daß Blätter, die vom Stamme fallen, Blätter im Winde sind." Ein herber Ernst überschattet sein Gesicht.

„Es sind Bande des Blutes, die man nicht sprengen darf. Wir Leute des alten Fürstentums sind nicht wie alle anderen. Sieh einen Deutschen neben einem Wallonen! Sie sind Kinder zweier Väter. Ihre Neigungen sind anders geartet. Sie sind

Brüder und verstehen sich nicht. Der deutsche Charakter ist ein Hohn auf den wallonischen und umgekehrt. Das wallonische Blut schäumt. Es ist immer in Unruhe, sei es in Liebe oder Haß, in Leid oder Mitleid und zumeist in Lust! Der Deutsche regelt seinen Blutlauf wie den Lauf seiner Flüsse auf der Landkarte. Vom Bodensee aus fließt der Rhein bis Basel nach Westen, durchbricht den Jura — soundso und so weiter. Ah, sapristi! ich frage: kann der Deutsche dem wallonischen Volke gerecht werden? Sprich dem Bierphilister von Extravaganzen der Bohème und er entsetzt sich. Und der in solcher Weise von uns entsetzten Behörde müssen wir untertan sein! Beamte schickt man uns, die im Lande draußen von den ‚Welschen' sprechen hören und dann die deutsche Mannesbrust herausprotzen und zu uns kommen. So formiert sich von vornherein die Feindesstellung. Begreift uns der deutsche Fürst? Wir kennen ihn nicht, wir besingen ihn nicht, wir lieben ihn nicht! So sage ich: Los vom deutschen Stamme!"

„Aber gebet auch dem Kaiser, was des Kaisers ist!"

„Ja, etwa zwölftausend Deutschbelgier für ebensoviele Wallonen. Die Dörfer der deutsch-belgischen Grenze da um Aachen: Sippenaken, Gemmenich, Homburg, Moresnet, Montzen, Henri-Chapelle, Welkenradt, Baelen, Membach. Insgesamt neun deutsch-belgische Dörfer mit siebzehntausend Einwohnern, mit Neutral-Moresnet an die zwanzigtausend."

„Weißt du, daß diese sich nach dem deutschen Stamme sehnen?"

„Nach dem deutschen Sprachenstamme! Gewiß! Ich habe mir Dokumente dieser Bewegung abschriftlich verschafft. Sie ist unserer Bewegung parallel." Er

geht zum Vertikow und bringt eine Mappe her. „Es ist da ein Gesetz vom 19. September 1831, das alle Verkündigungen der Regierung in vlämischer und deutscher Übersetzung wiedergegeben wissen will. Freilich fußte man in dem von Holland losgetrennten und damals neugegründeten Staatswesen darauf, daß eine beträchtliche Anzahl Deutscher dem Lande als Reichsbürger angehören würden. Der Londoner Vertrag von 1839 brachte die unerwartete Wendung. Fast der ganze deutschsprechende Teil der Provinz Luxemburg ging Belgien verloren. So blieb ihm noch das Häuflein Deutsch-Belgier. Man hat sie in verschiedene Position geschüttelt. In alter Zeit war da freilich die schuldige Rücksicht für ihre Sprache. Das Verwelschen ging zuerst von der österreichischen Regierung aus. Die spätere französische Regierung ist in dieser antinationalen Richtung weitergegangen. Sieh diese Blätter und diese!" Die Papiere knistern in seiner Hand. Ihre Köpfe neigen darüber. Und fern läuten Osterglocken. „Die belgische Revolution von 1830 machte eine Schwenkung zu den Verordnungen der alten Regierungen zurück. Dieser Zustand der Gerechtigkeit dauerte bis 1840. Seitdem stehen im Amtsblatt keine deutschen Übersetzungen mehr. Heute 1887 stehen die Deutsch-Belgier so: Sie lieben ihre deutsche Sprache, aber sie lieben Deutschland nicht. Sie lieben Belgien. Aus den vielfach geschüttelten Positionen sind sie als inkonsequente Menschen hervorgegangen, sonst müßten sie Deutschland lieben und in ihrer Sprache die deutsche Stammesart. Das aber ist ein Fluch der Blutvermischung, und so werden Kinder zweier Väter. Gestreifte Landesbürger! Patriotische Zwitter! Sie haben nicht das warme Blut zum freudvollen Sterben für Thron und Reich. Ein unglücklicher Zustand!

Die höchste Potenz, in die uns Wallonen die reichsdeutsche Regierung zwängen kann, ist dieser Zustand. Wir werden das Französische lieben und Deutschland nicht hassen. Wir werden vielleicht von deutschen Landen nicht mehr los wollen und deutschem Wesen in Ewigkeit unser wallonisches Herz verschließen. Das wird's sein. Ein unseliger und halber Zustand! Ehe er wird, soll darum die Tat geschehen, die dem Menschen und dem Staate unwürdige Situationen löst. Ah, Parbleu! Das könnte eine Tat sein, Germaine!"

Seine Blicke gleißen stahlhart. In ihm ist ein Aufruhr. Die von allen Schatten befreite Freude flunkst aus ihr.

„Deine Tat muß schnell sein; wenigstens mußt du der Veröffentlichung des Dokteurs zuvorkommen."

„Laß mich nachdenken!" Er drängt den Rücken an die Stuhllehne Sein Kopf liegt zurück. Seine Blicke gehen in lichtblaue Himmelsweiten. Hinter ihm steht die Frau. Sie hat ihren Arm um seinen Hals gelegt. Aus halbgeschlossenen Lidern fallen ihre milden Blicke auf ihn nieder. Hinter den Bergen verhallt das Ostergeläute aus den Dorfkapellen.

Er spricht: „Die Bücher erzählen, daß kein Ländchen so blühend und reich gewesen sein soll, als unser altes Fürstentum. Wir Wallonen lesen nicht viel, aber wir kennen die Geschichte Frankreichs und unsers Fürstentums. Wir lesen darin wie in heiligen Büchern. Stablo-Malmedy schöpfte den Glanz aller Fürstabteien auf. Jetzt läuft der Grenzstrich dazwischen. Hie schwarz-weiß! Hie schwarz-gelb-rot! Der Krummstab vereinigt sie nicht mehr. Wenn du den Kalvarienberg hinaufsteigst und auf das Felsplateau trittst, kannst du das sehen. Ein zurückgebliebener Glanz aus unserm Fürstentum: die

schöne Wallonie! Du siehst sie auf den Abhängen des Hohen Venn. Wenn Leute aus Deutschland kommen und sagen: Ihr Wallonen wohnt in der Eifel! dann glauben wir es nicht. Wenn sie aus Belgien kommen und sagen: Ihr wohnt in den Ardennen! sind wir froh und glauben es. Es werden Stimmen laut, die Eifel und Venn nicht als zusammengehörig betrachten. Wenn man die blühenden Gehänge der Wallonie aus dem deutschen Gebiet losschält, könnte eine natürliche Grenze südwestlich auch für die augenblicklich sehr verwischte Gebietslinie der Eifel geschaffen werden. Das ist ein zweiter Vorteil. Es sind ihrer noch viele. Zwei Staaten würden bei solchem Gebietsaustausch nur gewinnen können. Die Lasten der utraquistischen Schulen fielen zum Teil weg, ebenso die schwierigen Vorposten der Beamtenstellen. Dem deutschen Heere würden brauchbarere Soldaten zugeführt, denn unsere Rasse ist klein und delikat und versteht die Instruktion in einer ihr fremden Sprache nicht. Ging auch Preußen mit unserm Gebiet eines der bedeutendsten Leder-Industriezentren verloren, so gewinnt es eine landwirtschaftlich hochstehende Bevölkerung in den Deutschbelgiern. Nach dieser Richtung hin hat Preußen keinen Nutzen von uns gezogen. Unsere Landwirtschaft ist arm, so blühend auch unser Ländchen ist. Es ist nicht fruchtreich."

Er fährt auf, rückt vor den Tisch und sucht aus den Papieren eine Spezialkarte von Malmedy und Umgebung. Entnimmt der Westentasche einen Bleistift und beginnt auf der Karte zu stricheln. Über seine Schulter beugt die Frau. Der Sieg ist wieder auf ihrer Seite. So lauscht sie ihm als stille Siegerin.

„Es käme in Betracht — dies Gebiet! Folge aufmerksam meinen Linien. Im Norden ist der

geographische Aufbau des Wolfsvenns die gegebene Abgrenzung; wäre die Richtung längs den deutschen Dörfern östlich: Nidrum, Weywertz, Schoppen einzuhalten; stoßen dann auf die Amel und ihre Bäche, die ihren direkten Lauf als Amblève nach Belgien hinübernimmt: Südliche Abgrenzung! Ich stelle mich auf den Standpunkt des preußischen Reiches und sage: es verliert nichts mit diesem Lappen. Er liegt außerhalb allen Verkehrs. Und doppelt gewinnen wird es mit dem deutsch-belgischen Gebiet. Es ist die Durchfahrt nach größeren Bahnstationen. Von Belgien aus nach Aachen und umgekehrt." Er sieht zu ihr auf, und sein Spottlachen schlägt die Luftschlösser eines Ostermorgens in Trümmer. „Es geschehe! Morgen nehmen wir die Teilung der Erde vor. Ah, parbleu! Wir schwatzen, wir schwatzen! Es wird doch keine Tat!"

„Lieber, Taten bricht man nicht wie reife Früchte von den Bäumen. Dieser Plan kann nicht zerknittern wie eure Petition. Du kannst ihn durchführen bis zum Äußersten. Er wird in immer neue Phasen eintreten und immer neue Möglichkeiten zeitigen. Es ist ein Kampf auf Jahre hinaus. Julien, lieber Mann, dein Plan muß in die Welt hinaus — und sollte ich ihn hinaustragen!"

„Ah du! Weib, ich werde dir meine Kraft zeigen!"

Der Stuhl fliegt zurück. Er steht steil und robust vor ihr. Seine Blicke flackern in ihr Gesicht, daß sie vor ihm zusammenschrickt. Wie diese Blicke sind! Sie sind Blitze, die aus Finsternissen aufzucken und verschwinden. Als er sie anlachelt, weiß sie nicht mehr, wie diese Blicke waren, und will nicht an sie zurückdenken. Er sagt ruhig: „Wir müssen dem Dokteur in die Arme fallen, bevor er zum Streich

ausholt, oder — mit ihm auf dem Plan erscheinen! Der kleine Dokteur soll wissen, daß der Reiterstiefel noch immer voranmarschiert. Wie machen wir das? Kluge Frau, denk' nach!"

„Du sagst es ausdrücklich: mit ihm auf dem Plan! also müßten wir wissen, wann sein Manuskript in der ‚Semaine' abgedruckt wird. Wenn Amélie de Vries es weiß, wird sie es mir nicht verschweigen."

„Auch wenn dadurch ihr Mann übertrumpft wird?"

„Amélie de Vries kennt ihres Mannes scharfe Feder und hat viel unter den Unannehmlichkeiten, die er sich dadurch zuzog, gelitten. Seitdem versucht sie, seine Manuskripte unter ihre Kontrolle zu bekommen. Die gefährlichsten sind jedenfalls diejenigen, die sie sich durch List verschaffen muß. Dieses Manuskript wird ihr nicht entgehen. Da kann ich bürgen. Sie hat einen ehrgeizigen Sohn, der in Deutschland Karriere machen will!"

Er führt sie bis dicht ans Geländer, als dürften des Hauses Wände keine Lauscher sein.

„Germaine, du mußt das erfahren! Gleichzeitig mit des Dokteurs Manuskript muß mein Vorschlag im ‚Organe' erscheinen. Das eine als Ergänzung zum andern! So hat der kleine Dokteur mir die Wege geebnet. Es kann mir nur erwünscht sein, wenn seine brillante Feder die Folgen einer verfehlten Maßregel der deutschen Regierung schildert. Das schürt die Herzen für meinen Plan. Sie müssen flammen, um ihn in sich aufzunehmen! Da ich keine brillante Feder habe, wirst du wohl das Hirngespinst in die richtige Form zu bringen haben." Er tritt vor sie, hebt ihre beiden Hände und preßt sie an seine Brust. Seine Stimme ist in tiefer Bewegung. „Statuendame! Sie werden dich selig sprechen

müssen! Und wenn sie gerecht sind, nicht erst nach deinem Tode!" Hält inne, und sie weiß, daß er sie preisen möchte, ob all' der Wunder, die sie an ihm tut. Über den Garten hin fliegen ihre kühnen Blicke. Die Blumendüfte schwellen zu ihnen herauf. Die Ostersonne zerfließt über ihnen zu roten Gluten, die am ganzen Himmel hinlohen. Und ein leises Klingen fährt durch die warmen Lüfte, so als läuteten viele Glocken weit in den Bergen und als trieben Allelujasänge fernher aus den verlorenen Gründen des Venns! Solche Wonnen einer stillen Feier wehen um sie!

Drinnen im Hause schrillt die Türklingel. Dorines alte und eine junge Stimme und eine tändelnde schwirren ein lautes Geschwätz. Die Terrassentüre fliegt auf. Eine grelle Fröhlichkeit pulst herein. Die beiden Menschen treten aus der Ostersonne in den Hausschatten. Da ist Mimi schon am Frühstückstisch und wühlt in den bunten Eiern; Laure tritt ein und sagt: „Gut' Fest, petite tant'!", küßt sie auf beide Wangen und den Mund, und tant' küßt auf beide Wangen und Mund. „Gut' Fest, Onc' Julien!" und wechseln ebenfalls zweimal drei Küsse aus. Mimi faßt ihre beiden Hände voll Eier, kommt zu Madame gelaufen und hebt sich auf den Fußspitzen und spitzt den Mund. Die Frau neigt sich und lächelt. Ein Kindermund auf ihren Wangen; aber heiß! Und sie spürt die Zähne durch! Zu dem Manne geht Mimi und legt ihm die eiergefüllte Hand in seine große. Sie hätten sich küssen können. Wenn ein Brauch es will! Man müßte nicht gegen ein Herkömmliches sein, wenn man harmlos ist. Das denkt die große Laure.

„Mondieu! Kippen!" ruft Mimi. Knick-Knack! Das ihre geht verloren. Knick-Knack! auch seines.

Knick-Knack! Knick-Knack! Stumpf oder spitz? Rot oder grün? Knick-Knack! Dem hat er's auf den Globus gegeben. Dem roten! Aus ist das närrische Spiel! Und groß' Freude überall! Lachende Gesichter im Kreis. Zu zierlich und nett! Und Mimis fein' Stimmchen! Und Mimis klein' Händchen! Knick-Knack! Wie das anders ist, das Kippen und Lachen, anders als mit Madame! Was will Madame mit ihrer großen, ernsten Milde im Knick-Knack? Es sah nicht zierlich aus und nicht nett. Sie darf bei den Männern sitzen, wenn sie denken. Wenn Männer lachen wollen, kommen die Frauen des Knick-Knack! Knick-Knack! Es wäre zu erwägen, ob Männer lieber lachen als denken. — —

Julien Pavonnet hat sein heiteres Lachen. Madame begreift das und auch, warum das närrische Spiel mißglückt ist, als ihre Hand in den Eiern wühlte. Ach, und sie gönnt dem Dingelchen das süße, zierliche Knick-Knack. Sie, die denkende Frau! Ach, und sie gönnt es dem Manne! Sie plaudert mit Laure. Mimi strengt ihre dünne Stimme an und übertönt das Gespräch.

„René Monfort will ein Fest geben. Wissen Sie das? Ganz großartig. Ah, pardon, was sage ich: Magnifique! Die Chaussee bis Bellevue hinauf wird illuminiert. Bis zum Weiher, denken Sie!"

„Kahnfahren, Feuerwerk, bâl champêtre und so weiter," sagt Pavonnet; „ein Verliebter tut so etwas, ich meine, so etwas, das er am andern Tage mit Schmerzen ausrechnet und verbucht."

„Fi donc! Sie sind ein Krämer! Man soll ein Vergnügen nicht ausrechnen."

„Es wird aber doch Leute geben, die schon ausgerechnet haben, was das Vergnügen für Sie abwirft." Sein Blick nach ihr sagt unverhohlen, was

er andeuten will. Madame sieht die leise Veränderung in Laures Gesicht und lenkt ab. Sie spricht von der Privatschule, die nun fünfzig Kinder zähle. Laure weiß zu berichten, wie die Kinder aus Outrelepont und vom Thiér einen Armengeruch mitbringen — ah bah! von Bratkartoffeln und muffiger Luft! Sie kann dann kurz nachher nicht essen. Penetrant — ah bah! Mimi D'Ysard streift an Pavonnet vorüber. Ihre heiße, stechende Stimme fährt ihm ins Gesicht: „Sie möchten René Monfort auffressen, ja? Aber zeigen Sie's nicht zu deutlich. Man könnte fragen, warum es Sie ärgert, daß er in mich verliebt ist," und huscht mit ihrem Raunen davon. Er steht und schnaubt Zorn. Herrgott! Menschendingelchen! Was enthüllt es ihm? In das Gespräch der Frauen fährt er mit dröhnender Grobheit: „Ihr solltet Eier kippen! Weil ihr heute doch nicht häkeln könnt! Was denn sonst? Wenn Frauen nicht häkeln, soll sie der Teufel holen! Denn sonst sind sie des Teufels! Parbleu! Es ist das beste, wenn ihr Eier kippt! In Herrgottsnamen! Adieu!" Die Terrassentreppe hinunter und zu den Ställen. Die Frauenblicke jagen ihm nach, aber nur zwei Paar verwunderte. Die große Laure steht auf, und achselzuckend: „Man kennt das. Onc' Julien kann — sehr deutlich werden."

Die Frau sagt in ihrer sichtbaren Verlegenheit:

„Er ist ungezogen!" Da gehen die Mädchen; denn sie gedenken weder Eier zu kippen noch zu häkeln. Draußen hält Mimi das unbändige Lachen nicht mehr zurück. Laure flammt die Röte ins Gesicht.

„Das stimmt dich heiter!"

„Mon dieu! Ich könnte schreien, so stimmt's mich. Es ist immer lustig, wenn ein Mensch keine anderen Argumente mehr hat als die Grobheit."

„Tiens! Du wirst wissen, worauf die Grobheit als Antwort gegeben wurde."

Da strafft das Blumengesicht und blickt still und gehalten. Sie will Laure nicht ärgern. Sie will keinen Anlaß geben, der sie mit höflicher Art vor die Türe setzt. Und ganz im geheimen glüht und wächst ein Triumph, wie sie Vergeltung üben wird. Ihre scheuen Blicke züngeln um die große Laure. Auf der Terrassentreppe steht Madame Julien und harrt ihres Mannes. Er sieht sie und ruft von den Ställen her: „Mache dir doch keine Sorgen, Germaine. Wenn Frauen nicht häkeln und Männer nicht rauchen, kommt eine große Unordnung in die Welt!"

„Es war wirklich nicht artig," sagt sie mißbilligend.

„Ei was, ein Osterscherz! Stelle mir meine Zigarrenkiste zurecht. Ich werde eine Henry Clay rauchen. Ich will keine Unordnung in die Welt bringen. Aber du sollst nicht häkeln. Nein! Du nicht!"

An einem Donnerstag Morgen sagt sie ihm, daß sie mit Amélie de Vries auf dem Kirchwege gesprochen habe. Das Manuskript gehe Freitag in die Druckerei. Am Abend verläßt die stille, hagere Frau Amalie hinter ihrem Gatten das Haus und sagt beim Metzger, was sie an Fleisch wünsche und beim Bäcker, was er an Brot bringen soll, und bestellt Kuchendessert zu der freitäglichen Fastenmahlzeit und dies und das und denkt, nun könne Arsène de Vries aus der Druckerei wieder zu Hause sein. Und macht sich auf zur ‚Semaine'. Arsène hat eine lange Stunde in heftiger Rede gesessen. Der Verleger macht ein überaus ängstliches Gesicht. Der hat die Welt lieb und jeden einzelnen Menschen und — Gott habe ihn selig — er starb zuguterletzt im Frieden mit sich

selbst und jedem einzelnen Menschen. Nun ist auch Arsène de Vries gestorben, und man sagt, die schwierigste Tat, die der Tod an ihm vollbracht habe, sei die Überwältigung dieser geistreichen und scharfen Zunge gewesen. Und mit dieser Zunge, die jetzt stumm ist, zermalmt er den Buchhändler, der nun auch stumm ist, in fliegender Rede. „Mein Freund. Sie haben sich Verdienste geschaffen. Ohne Zweifel. Ich leugne es nicht, obwohl ich es leugnen müßte, ganz gewiß! Sie sehen jetzt nicht wie einer aus, der in stürmischer Zeit ein Blatt gegründet hat, und gedruckt und redigiert, alles in allem. Sie sehen jetzt sehr schwächlich aus! Sie fürchten! Mein Freund wahrhaftig, Sie fürchten etwas sehr Dummes. Ich glaube, Sie fürchten die Volksmeinung."

Da sagt der stille Mann: „Von der Volksmeinung hängt die Höhe der Zeitungsauflage ab." Der Dokteur trippelt aus der Druckerei in den Buchhändlerladen und aufgeregt da vor der Theke auf und ab, schlägt sich an die Stirne, schlägt an des Buchhändlers Stirne. „Mais! Mais! Haben Sie keinen Kopf mehr? Es ist lange her. Da hatten Sie noch einen. Das war in der Zeit, als Sie Ihr Blatt zur Verteidigung religiöser und staatlicher Grundsätze gründeten. Das Blatt trug seine Devise: ‚Nous maintiendrons!' Aufrechtstehen, mein Freund, das haben Sie verlernt! Ihr Diener! Au revoir!"

So geht er, und so ging er immer, läßt sein Manuskript zurück. Der Buchhändler steht noch an der Theke, da kommt durch die klinkende Außentüre Frau Amélie de Vries. Ihr gesenktes Gesicht im trüben Licht unter der Hängelampe.

„Er hat wieder etwas abgegeben, nicht wahr?"

„Zwanzig engbeschriebene Blätter, wenn ich aufrichtig sein soll —."

„Und? Ist er delikat geblieben?“

„Nicht sehr delikat, Madame. Er greift sogar den Pastor an, der — voraussichtlich — in soundsoviel Jahren das und das tun wird!“

„Den Pastor — oh! Wir wollen nachsehen.“

Wenn Frau Amélie mit dem stillen Buchhändler „nachsieht“, dann kennt am Samstag Nachmittag der kleine Dokteur seine Feder nicht mehr wieder. Dann liest der kleine Dokteur und weiß: Madame hat gereinigt —. Und liest das ‚Organe‘. Da ist eine heimliche Verbissenheit in ihm, und lächelnd trippelt er durch die Straßen. Nicht in die Häuser der Reichen mit dem spitzen, feinen Lächeln. Da tritt, wer immer kann, heimlich vom Fenster weg, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, zu fragen: Dokteur, wer ist der eine Verrückte unter uns?

Aber an Frau Germaines Hausschelle zieht er, ruft ihr in den Gang hinein zu: „Madame! Sie haben nicht Wort gehalten. Die Reiterstiefel sehe ich zwar, doch — unterm Jupon!“

In der engen, schnurstracks lang hinauflaufenden Straße vom Petit-Vinâve aus stellt sich ihm der Fré Michél, der eine Schlosserei besitzt, in den Weg. Mitten zwischen ihnen fließt das Warchenne-Wasser die Straße herunter. Er hüben, Fré Michél drüben. Der Fré reckt den Hals, fragt heimlich über das Wasser: „Pardon, Dokteur! Glauben Sie, daß Fré Rmâk sich einen Spaß machen will?“

„Fré Rmâk macht keine Späße mehr nach dem ersten April!“

Da geht der Mann in Hast zu dem und diesem und sagt: „Der Dokteur glaubt auch, daß Fré Rmâk keinen Spaß machen will.“

Da fragen die Männer: „Was will er?“

Und obschon sie im ‚Organe‘ gelesen haben, sagen

sie keine Antwort darauf. Dann gehen sie voneinander mit gesenkten Köpfen, als schwebe eine Gefahr über ihnen. Da faßt auch einer um den andern in die Brusttasche. Ein Zeitungblatt knittert. Und getrauen sich nicht, einander in die Augen zu sehen. Es könnte einer ein Wohlgefallen darin lesen! Man traue dem Freunde nicht! Es sind schlimme Zeiten. Es ist ein hochverräterischer Tag. Der heutige Tag! Man erinnert sich Zeiten, die anno 1848 waren. Da ging einer rund und trieb Ohrenbläserei. Nachher war's Hochverrat. Und die Revolution brüllte durchs Ländchen. Klang das heute nicht schon wie Hochverrat? Los von Deutschland! Ah, sicola!! Still! Still! Die Mauern horchen! Es meinten aber die Frauen: sollte Malmedy nun zu Belgien gehören, hätte man es billiger mit Speck und Salz. Da schüttelten die Männer nicht die Köpfe. Sie hätten's auch billiger mit dem Tabak. Zudem sei da keine persönliche Heerespflicht, kein Schulzwang, das Meer sehr nahe und die Eisenbahn billiger. Auch seien da die indirekten Steuern. Man bezahle nach der Größe des Wohnhauses, Anzahl der Türen, Fenster und so weiter. Aber der Tausch mit dem Bier sei schlecht. Für Frauen sei da höchstens Geuze Lambique mit Zucker. Und weiter wäre nichts dagegen einzuwenden.

Unter den Bürgern gehen die Frés mit bedenklichen Gesichtern. „Er hat eine Unruhe in uns gebracht," sagen sie. Und wenn dann jemand fragt: „Ihr seid die Auserwählten unseres Volkes. Welche Antwort gebt ihr?" Dann erwidern sie: „Es muß eine Volksabstimmung sein!" Und gehen in Gruppen zu Fré Rmâk. Dort wird das Haus bestürmt. Die Gerber drängen herein in heller Empörung und unheilverkündenden Mienen. Weißhaarige Aristokratenköpfe erglühen in Jünglingszorn.

„Die deutsche Militärverwaltung ist unser bedeutendster Auftraggeber! Unsere Leder beherrschen die deutschen Märkte! Willst du uns und dich zugrunde richten, Julien Pavonnet?“

Louis Fossard wütet und sagt: „Ob Deutscher oder Hottentotte, wer mein Leder kauft, ist mein Bruder!“

Julien Pavonnet erwidert: „Ich werde auch für meine Idee den Wohlstand opfern, wenn es sein muß!“

Nun gehen sie von ihm und schließen sich der Meinung an, die da durchs Volk geht: Es ist ein Verrückter unter uns!

Noch vor Sinken des Tages läßt der Alte vom Kalvarienberge Frau Germaine zu sich rufen. Er sagt nicht, daß sie sich setzen solle. Und nur einige Worte sagt er ihr: daß Julien Pavonnet aufhören müsse, über seines Hauses Schwelle zu kommen! Die Frau erwidert ihm: „Ich habe gewußt, daß es euch schrecken wird. Ihr schreckt immer vor dem Großen zurück. Wenn ihr das Außergewöhnliche lange genug angestarrt habt, werdet ihr euch daran gewöhnen und es begreifen. Auch das Große und Gewaltige muß bei euch erst Sache der Gewohnheit werden.“

So hart spricht sie! Man hat desgleichen nie von ihr gehört. So spricht ein Mensch in Angst. Einige Frés trifft Julien Pavonnet auf der Straße und führt sie in sein Haus. „Was verwirrt euch?“ fragt er, „mein Plan ist ein friedliches Übereinkommen. Lest es wieder. Ihr habt Blut in den Augen gehabt.“

Die Frés antworten: „Es ist ein großer Aufruhr unter den Deutschen. Der Blagueur spricht von Revolution.“

„Ihr seht ja, sie haben Blut in den Augen. Sagt jedem, der euch von Revolution spricht, er soll sich die Augen reiben und wiederlesen."

„Aber wir kennen Fré Ymák, daß er nichts schreibt, auf daß man es mit ruhigem Blut lese und vergesse. Was wird's also weitersein?"

„Wenn es die Volksmeinung ist, daß der Gebietsaustausch zum Wohle des Wallonenlandes geschehe, dann werden wir den Prinzen Arenberg mit unserer Mission betrauen. Er wird unsern Versammlungen beiwohnen und des Volkes Beschlüsse hören."

Und sprechen lange darüber. Danach werden die Frés ausgesandt, daß sie dem Volke sagen, es habe da kein Verrückter geredet, sie möchten das Blut aus den Augen wischen und wiederum lesen. Da sind die Meinungen geteilt. Viele lesen nicht wieder. Sie fragen: wozu?

Und die Frés gehen und melden, daß keine Flamme mehr im Volke sei. Julien Pavonnet erwidert: „So muß man sie schüren!"

Die Frau hört seine Stimme, und ein leises Frieren schleicht an ihr herauf. Dieser Stimme fehlt die überzeugende Kraft. Amélie de Vries kommt und spricht mit ihr.

„Arsène sagt: Deines Mannes abenteuerliche Pläne finden keinen Widerhall. Man liest heute noch die ‚Semaine', aber heute schon nicht mehr das ‚Organe'. Wenn die Dinge aber eintreffen, die die ‚Semaine' verkündet, dann erst wird deines Mannes Plan Unterstützung finden. Und dann sagt noch Arsène: Das wallonische Volk neigt — sich selber noch unbewußt — der deutschen Krone zu! Es liebt Belgien durch seine Sprache. Es liebt Deutschlands geordnetes Staatsverhältnis; aber es liebt den

Deutschen nicht. Das wallonische Volk regelt seine patriotische Liebe nach Vorteilen. Erst müssen die deutschen Vorteile eintreffen, und es wird Deutschland lieben. So sagt Arsène. Du kannst dir daraus entnehmen, was dich beruhigt."

Und die Frau mit Entschiedenheit: „Unser Volk schachert nicht mit seiner Liebe. Es fehlt ihm die deutsche Persönlichkeit! Vielleicht der deutsche Fürst, den es liebt! Es wird aber nur lieben, wo ihm Gegenliebe wird."

Dennoch ist eine Hoffnung in ihr aufgestachelt. Wenn Arsène de Vries' Vorhersagungen und Befürchtungen eintreffen, kommt die Flamme wieder ins Volk. Und die Zeit wird reifen für die gewaltige Größe eines Gedankens. Das sagt ihr die innere Not. Da ist sie nur Weib! Sie ist es immer gewesen, auch in den gewaltigen Perspektiven, die sie mit gestalten half! Und wenn das altgewordene Leben einmal die innere Not in ihr ausgeschöpft hat, wird sie wieder sein, was sie war: in Gottes Diensten eine wohltätige Dame! So läßt sie im Sturme des Lebens den alten Gott ihrer harren und geht, um die Komödie ihrer Ehe auszuspielen! Lieber Gott! und sieht nicht, wie ihre Welt zur Bühne geworden ist!

„Lieber, du wolltest zu dem Prinzen reisen."

„Ich werde reisen — selbstverständlich." Und bleibt, und die Wochen schwinden.

„Lieber, du wolltest doch reisen."

Da schweigt er. Er spürt, wie ihre Hand streichelnd seinen Nacken herauf fährt. Er sieht sie an.

„Begreifst du? Ich konnte das — vergessen!" Aber nach René Monforts Nachtfest will er reisen.

Die Wallonen sagen, so etwas habe man seit

dem letzten Bischofempfang nicht mehr im Tale gesehen. Zwanzig Minuten die Landstraße hinauf schwankende Lampions um die Baumstämme. Die Menschen in bunten Scharen dazwischen. Blankes Lichtgold in grünen Gehängen. Ein stiller Weiher und zaubrische Reflexe einer leis flirtenden Welt darin. Weißleuchtende Pfade. Und feine Menschenstimmen und rauschende Musik. In stillem Wandeln ziehen die weißvioletten Wolken darüber hin. Die Menge will Glanz schauen. Sie staut vor dem Stakett des Gartens. Man weiß, was da werden wird.

Die letzten Wagen rollen an. Die Gartenräume strahlen Lichtgarben aus. In Nischen mit Purpurdraperien wieder die Graumelierten in braunen und moosgrünen Roben. Sie sprechen von Madame Julien, die sehr, aber sehr unvorteilhaft aussieht. Ihr Gesicht ist übernächtigt. Der arme Julien! Wie er sich herausgeputzt hat! Er wird auch alt!

Im Wintergarten eine üppige, duftende Schwüle. Man zieht die seidenen Stores zurück, öffnet die Fenster. Der Glanz und das Gesurre und die in Festräuschen schwirrende Luft dringen hinaus zu den wogenden Menschenmassen. In den Becken rispelt das Wasser. Der sprühende Strahl schluchzt aus der Fontäne, zischt in weißen Silbersträhnen in die gleißende Lichthelle. Und das Summen und Lachen, Klingen, Plätschern und Strömen zerschmilzt zu einem lang hinrauschenden, gebrochenen Akkorde. In das lebhafte Konversieren eine diskret hereinflutende Streichmusik. Ein weißer Atlasschuh tippt unter dem Teetischchen den Takt. Die Herren schieben die Füße unter. Ein Druck dieses Mignonfüßchens — — ah! Diese Mimi D'Ysard! Fürstlich nett! Und Louis Fossard hält ihr das chinesische Täßchen. Und Martin Bragard hantiert mit dem Federfächer.

Sehr ungeschickt. Er wird fortgejagt. Er soll René Monfort herholen. Als Monfort hinter ihren Stuhl tritt, will sie ihn nicht bemerken. Schäkert mit Louis. Der Kleine kräht seine Seligkeit heraus. Die Damen rauschen vorüber und streifen verstohlen das netzartig herunterfließende Gehänge ihrer Taillengarnitur. In ihrem Haar ein haferährenförmiges Brillantgebilde. Jedes Korn zittert an einer Spirale. Sie wiegt den Oberkörper nach den Wogen der Musik, und ganze Strahlenbündel schießen auf. Der Schmuck erregt Bewunderung. Die Damen sagen: „Es könnte den Anschein erwecken, als wäre Mimi D'Ysard reich!“ Und erzählen, daß ein Hippolythe D'Ysard belgischer Generalkonsul in München gewesen sei und seine Gattin den Schmuck von König Leopold erhalten habe. Und raunt: Danach hätte sich Hippolythe D'Ysard von seiner Frau getrennt! Die Damen sagen auch, besonders die jüngern, die den kleinen Louis im Album haben: Es scheint, daß Louis Fossard annimmt, Mimi D'Ysard sei reich!

Berthe greift den Bruder auf, als er am Weiher den Kahn lospflockt. Aus den weißleuchtenden Pfaden wogt ihm schon der gedämpfte Lärm nach. Sein Gesicht ist in Weinröte getaucht. Der Festrausch quirlt in ihm. Maßlos und naiv-gewissenlos! Berthe spricht: „Du wirst sie also heiraten.“

„Exzellentissima, du bist komisch.“

„Du liebst Mimi und wirst sie heiraten.“

„Sag's nicht zu laut. Sie könnte sich das einbilden.“

„Dann laß das Freien um sie. Es ist kein Mädchen zu schlecht, das dennoch nicht zu gut wäre, um mißbraucht zu werden!“

Da springt der kleine Louis nervös auf und in den Kahn, und sehr empört: „Sie mißbraucht m i c h!

— Eklig, was? Aber so steht's! Sie bringt mich in Attacke. Sie brennt mich wie ein Zündholz an und chaussiert einen andern. Und ich tue ihr den Gefallen, den andern aus seiner Reserve zu treiben, den René, den Schmachtlappen! Ekliger Kerl! Er macht keine Avancen. Er muß auch Geld haben. Sie hat ihm schon die Zigarrenspitze abgebissen. Sie hat ihm versprochen, den Stengel anzurauchen. Der Deuwel! Mehr kann sie ihm nicht entgegenkommen!"

In Berthe Jossard herauf würgt ein tiefer Groll. „Ihr seid niederträchtig. Ihr entehrt das Weib!"

„Du bist komisch! Ehrenwort, großes Ehrenwort! Wir entehren kein Weib, das sich nicht schon selbst entehrt hat. Die Frauen zeigen zu deutlich, daß sie uns haben wollen! Dixi!"

Der ferne Lärm wird nah. In die Lichtspaliere um den Weiher treten die Paare. Jugend voran! Die Kähne schwanken. Die Jüngsten aus sacré coeur lachen verzückt. Wann rückt Louis an? Und nehmen mit Martin Bragard vorlieb. Louis ist entzückender. Verstohlene Blicke suchen. In dem jungen Kreise eine nervöse Heiterkeit. Monfort drängt sie in die Kähne. Und wartet in peinigender Hast. Louis hilft seiner Schwester in den letzten leeren Kahn. Ein Witzelprickeln an ihrem Ohre.

„Sieh dich um, Berthe! Das ist Mimi D'Ysards letztes Mittel! Wenn das René nicht zu Avancen treibt —," er schnalzt, platscht die Ruder ins Wasser. In den weißleuchtenden Pfaden geht Mimi mit Julien Pavonnet. Aus den Kähnen ein Ruf. Da sei noch ein Platz frei. René Monfort springt in den Kahn. Da er taumelt, hält ihn eine Frauenhand. Er sieht, daß Laure Pavonnet neben ihm sitzt. Sie ist in kühler Vornehmheit. Er ist neben ihr in kopfloser Hast. Daheim ist eine apathische Frau, die für

ihre Nervenschmerzen Opium nimmt. Wenn dieser die Graumelierten sagen: „Dein Sohn René wird dir Mimi D'Ysard zuführen!“ dann zucken ihre Nervenbündel wie Violinsaiten zu dem einen ewigen schrillen ‚Nein‘! zusammen. Nein, ein Gerber muß nach Geld heiraten!

Darum sitzt René Monfort in peinigender Hast. Heute erwartet Mimi das entscheidende Wort. Ihre Blicke fordern es. Und er ist feige. Er möchte weiter flirten, bis eine Befreiung kommt. Irgendeine. Wenn er nachdenkt, ist er unglücklich. Jetzt sitzt er neben Laure und ist ruhig geworden. Ihre vornehme Gehaltenheit teilt sich ihm mit. Es geht ein Unsichtbares von ihr aus, das ihn aufrecht zwingt. Dann schämt er sich, an Mimi zu denken. Er weiß dann, wie unwürdig er da ist. Und er folgt an diesem Abend Laure Pavonnet, um in ihrem Schatten zu stehen, den sie in der Lichtflut wirft. Und um das Wort nicht sagen zu müssen, das Mimis Blicke fordern. Daheim sitzt eben eine apathische Frau und so weiter. — —

Und auf weißleuchtenden Pfaden gehen zweie — — — Mimi tändelt und reißt an den Büschen, daß die Lampions daran aufschnellen. Einmal fällt die Kerze darin um und das bunte Papier flammt auf. Pavonnet springt an den Busch und löscht.

„Geben Sie acht,“ sagt er, „Sie bringen es fertig, daß der Wald brennt.“ Ihr Gesicht dreht über die Schulter nach ihm. Ein leichtfertiges Frohsein und ein ungeheurer, gewissenloser Gleichmut reißt ihre Lippen in hellem Auflachen zurück.

„Wenn der Wald brennen wird! Ah, mon Dieu! Wenn er nur brennen wird! Es dauert so furchtbar lange, ehe so etwas kommt. Erst brennt ein Zweig am Busch, und dann ein Busch und dann viele Büsche,

und dann erst der ganze Wald. Ah, mon Dieu! Ehe man einen ganzen Wald zum Brennen bringt!" Sie wirft die Arme schlaff am Körper herunter. Er schließt halb die Augen. So schießt sein Blick nach ihr.

„Ja, Mademoiselle Mimi, Sie legen überall Brände an. Sie wollen um jeden Preis einen Wald abbrennen — irgendeinen! Darum gelingt's Ihnen nicht. Es müßte einer sein — nicht irgendeiner!"

Sie steht noch und sieht nach ihm. Mit einem Male zerreißen die lächelnden Linien in ihrem Gesichte. Eine böse Schadenfreude lauert aus allen Verstecken ihrer starrgewordenen Züge. Er streckt abwehrend seinen Arm nach ihr.

„Sprechen Sie jetzt nicht. Ich weiß, daß es mich ärgern wird, was Sie sagen wollen."

„Sehr wohl, es würde Sie furchtbar ärgern, Moncheu!"

Er stapft ihr voran. Sie folgt langsam, und ihre Blicke umwirren ihn. Dann werden ihre Schritte kurz und schnell, und dann ist sie an seiner Seite. Im Dahingehen drückt ihre Schulter leicht an seinen Arm. Ihre Stimme ist ganz leise und unsicher, ganz voll fiebrierender, geheimer Schrecknisse.

„Moncheu!"

Er antwortet nicht und geht weiter. Da schweigt auch sie und drängt fast im Weiterhasten in die Büsche hinein. Endlos ziehen die weißen Pfade. Die farbigen Lichter spiegeln in seinem Gesichte. Seine düster lohenden Augen suchen sie. Er tritt langsam zu ihr und reicht ihr die Hand hin: „Wir sind zwei feindselige Menschen geworden, Mimi. Wir waren es nicht. — Man braucht sich nicht böse zu sein —." Und sein Zorn wallt auf, überflutet alle Weichheit. „Parbleu! Man braucht sich nicht zu hassen! Geben

Sie mir doch Ihre Hand. Ich bin kein Schuft! Ich bin ein Ehrenmann! Haben Sie es nicht in der Stadt gehört? Aber Sie, Mimi, Sie sollte man in den brennenden Wald stellen!"

Sie kommt dicht zu ihm und hält seinen Blick aus. „Wir beide sollten im brennenden Walde stehen, Moncheu!"

„Wir beide, Mimi?"

Als er das leise spricht und aus dem Sturm, der in ihm heraufschwillt, sich losringen will, ist sie von ihm weg und verschwunden in einem abzweigenden Pfade. Er ist allein, und sein Blut verkühlt. Er war hart am Rande. Der Absturz konnte geschehen. Nun ist's ihm eine Erleichterung, daß sie ging, ehe es geschah. Er wird sich an die reine Frau jochen lassen müssen, damit er nicht abstürzt. Ist das die Kraft in ihm? Ah Teufel! Die geliehene Kraft! Es muß aber ein Tag kommen, da man Geliehenes zurückgibt.

Frau Germaine sagt nach dem Feste: „Lieber, du wolltest zu dem Prinzen reisen!"

Sein Ärger kocht auf.

„Parbleu! Ich werde reisen!"

Da fragt sie nicht mehr. Die Zeit muß reifen. Mag sie schnell reifen. —

Die Privatschule bringt's auf sechzig Schülerinnen. Das Neue reizt. Die Räume werden zu enge. Alphonse spinnt Pläne. Eine volkstümliche Bücherhalle will er dem wallonischen Volke errichten. Lehr-, Lern- und Unterhaltungsbücher in französischer Sprache! Die Eltern sollten das französische Lehramt bei ihren Kindern antreten. So soll sich forterben, was nicht mehr fortgepflanzt werden darf. Julien Pavonnet sieht die fortschreitende Organisation mit geheimer Verbissenheit. Und wo er sie schmähen

kann, tut er's. Die Frau sieht ihn mit weiten Augen an.

„Du bist doch nicht mißgünstig?" — und schüttelt leise das Erschrecken ab: „Nein! Du bist es nicht! So klein bist du nicht!"

Er schupft die Schulter und geht hinaus. Die große Enttäuschung wallt in ihr. Sie möchte ihm nacheilen und etwas fragen, vieles fragen. Ihr Herz quillt über. Das möchte eine Unruhe und Furcht ausschütten. Da ist's ihr, als dürfe sie es nicht, weil der Mann ihr keinen Trost geben könne, und weil der Mann ihr fremd sei. Jäh steigen ihr Berthe Jossards Worte auf: Diese Armut der Seelen zu zweien! Dies Fremdsein zwischen Mann und Weib! Ewig! Die Schranke wird nie fallen. Und wenn sie es anders meinen, ist es Selbsttäuschung. Dann verwechseln sie das physische Vertrautsein mit dem seelischen. —

Der Dorfcuré hat lange im Schweigen gesessen. Jetzt treffen Nachrichten ein. Die Dörfer revoltieren. Sie beschämen die Städter. Sie schicken ihre Kinder in den heiligen Krieg, verbieten ihnen die häuslichen Schulaufgaben. Und Prügel und strenge Strafen werden sie erleiden! Was tut's? Bauernknochen und Bauernsinn ist hart. Da habe der Dorfcuré in einer Predigt losgedonnert über die Unterdrückung des französischen Schulunterrichts und die damit verbundenen Gefahren. Sprach auch von Cäsar, der von den Galliern berichtet, daß sie nach ihrer Niederlage laut jammernd ihre Mutlosigkeit kundgaben. Das sei, wie noch vieles andere, ein Charakterzug der Rasse, der sich in der Stammes-Eigenart der Wallonen finde. Ein schwungvoller Vergleich von der Kanzel alarmiert wie Posaunen von Jericho. Traf da ein ministerieller Erlaß ein, der auf die lodernde Flamme

nassen Torf warf, daß sie nur noch wüst schwelte und rauchte. Die Ordre war an ‚Sa Grandeur‘ gerichtet mit der Bitte, Sorge zu tragen, daß der Klerus keinerlei Hemmnisse der Kultur des Deutschtums bereiten würde. Die schwelende Flamme und der wüste Rauch zog aber über die Vennstadt hin. Es wurde Ansteckungsgefahr. Was Robertville zu Wege bringt, kann auch ein Mâmdien! Es traf zwar kein ministerieller Erlaß ein. Aber ein drohendes Gerücht ging. Man würde die Privatschulen schließen. Wegen Überbürdung der Schulkinder! Da war ein banges Verstummen! Aber ein Murren! Die Rufe nach dem Prinzen tönten aus wunden Herzen. Er soll kommen und ihre Klagen hören. Sie gehen nicht zu Fré Rmâk. Sie gehen zum Dokteur. Der soll eine Denkschrift niederschreiben, die Prinz Arenberg im Reichstag vorlegt. Er soll kommen! Er soll sie hören!

Die Tage schreiten mit bleierner Schwere, wiewohl der Himmel hell und freudig ist, wiewohl die Gärten auf den Hängen des Kalvarienberges in flammender Blüte stehen. In dem üppigen Sommersehnen steht das Haus am Kalvarienberge, wirft dunkle, wuchtige Schatten, plump und verdüstert. Die Gesichter, die herausschauen, tragen die Härte unausgedachter Menschenschicksale. Wenn die Menschen aufhören müssen, ihr Geschick auszudenken, versteinert in ihnen die Sehnsucht. Zwei Mädchengesichter, in denen kein Sehnen mehr ist. Und nur Härte. Und nur Qual. Seit dem Feste trägt Mimi die Qualen der Eifersucht. Und Laure nährt ein tiefes, bohrendes Mißtrauen — seit dem Fest! Seit sie zwei Menschen in den weißleuchtenden Pfaden gesehen! Unselige Menschen, die vor ihren unausgedachten Geschicken hergingen und schweren Herzens

wurden. Mimi D'Ysard hat eine Zentnerschwere. Wenn René Monfort nicht mehr kommt und das Wort spricht, auf das sie wartet, wird ihr Herz nicht brechen. Ihre Liebe ist zehrende Angst und der Wunsch, in die Institution zu kommen, die ledige, berufslose Mädchen versorgt.

Laure hat einen Widerwillen. Der wird stärker mit jedem Tage. Sie möchte eine Grausamkeit an dem Mädchen begehen. Die Ehrbarkeit in ihr bäumt sich in Haß auf gegen die Leichtfertige. Sie schleudert ihr zu: „Du hast dein Wort nicht gehalten! Soll das alte Elend wieder werden?"

Mimi zuckt beide Schultern hoch. „Fängst du wieder an? Mon Dieu! Wenn Onc' Julien kommt, kann ich ihn nicht wegschicken."

„Du wolltest ihn nicht wegschicken!"

„Nun ja!"

„Ein Gleichmut, den ich nicht begreife!"

„Ich echauffiere mich nicht mehr. Ich bin in einer sehr gefährlichen Stimmung, ma chère. Ich spiele va banque!"

Das war die letzte Unterredung. Seitdem meiden sie sich. Die große Laure geht verstört. Wenn sie Lachen hört, möchte sie verwundert fragen, wer da noch Anlaß zur Heiterkeit habe? Als sie sieht, daß dies Lachen von Mimi D'Ysard kommt, fallen eisige Schauer auf sie. Und sie wird stiller und stolzer, je mehr Mimi D'Ysard wieder zum Lachen kommt. Ei du meine Zeit! Mimi lacht sich das Herz aus. So wie andere weinen! Sie muß um Gunst kämpfen wie ein Soldat um Vaterlandsehre. Und wenn sie zu Madame Julien in den Garten geht, ist der voll Blühen und Lachen und Sonne. Sie hat Madame zum Erdrücken gern. Sie ist eine gute, einfältige,

unschuldige Madame! Nur hätte sie nicht heiraten dürfen!

Eine brandige Wärme knistert in den Sträuchern. Auf Markt und Straßen liegen die blendenden Sonnenflecken. Vereinzelte Menschenschatten wehen hinein. Es ist die Zeit, da ab und zu auch eine fremde Gestalt durch den Sonnenkreis schreitet. Man kennt sie. Sie kommen alle Jahre. Sie sind die flüchtigen Erscheinungen von draußen aus der Welt, da, wo das Geschrei auf dem Lebensmarkt ist und wo der Verkehr turbelt und rauscht und wo Frankfurt am Main liegt! Und einer trägt seinen Weinbauch auf kleinen, flotten Beinchen; nickt quer über die Straße, rechts, links herüber. Freileinche! Madämchel singt vor sich her. Der Charlatan! Der Jude! Der geriebene Frankfurter! Er sagt, daß er ein Bacheracher ist. O Nenni da! Aus dem Roten Meer! Das sagen die Gerber. Aber sie spendieren Sekt mit Kaviar, wenn er im Winter kommt und zahlt, was er im Herbst aufgekauft hat. Mit ihm ein Kreis anderer, die ihre Siegelringe an den Fingern drehen, auf ihr Geld pochen und die horrenden Ledereinkäufe machen. Die Malmedyer Gerber gehen in gewichsten Stiefeln und mit frischen Kragen. Aber im lohbestaubten Gerberrock. Und so wie man nur eben in sogenannter Sauberkeit einhergehen will. Sie kehren ein und trinken. Sie trinken sehr viel. Sie haben alle eine große Freude. Und alle, weil sie ehrlich „geschnitten" haben. Der Gerber den Käufer, der Käufer den Gerber, der Makler den Käufer und Gerberl Julien Pavonnet hat süperbe verkauft, geht heim mit Frisquet. Der Harkige, der Dumme hat's wieder einmal brillant gemacht. Pavonnet drückt ihm die Hand, denkt: „So ein Esel! Er hätte mich um dreihundert Mark betrügen können!"

Und Frisquet geht und lacht, der Faquin, und denkt: „Ich hab' ihn um dreihundert Mark betrogen! Welch ein Esel!"

Pavonnet nimmt nicht den Weg in die Stadt hinein, durchquert die Landstraße und den Pfad hinauf, der längs des Kalvarienberges zwischen Terrassengärten hinläuft. Über lange, eintönig hinführende Gartenmauern bauschen die Bäume und recken über den Pfad zu dem Dickicht Kalvarias hinüber. Eine dampfende, schwüle Feuchtigkeit quillt aus den Laubschatten. Der Mann wandert durch eine tiefe, dumpfe Einsamkeit. Ab und zu ein Spatenklirren aus den Gärten. Die Luft ist von Düften schwer gewürzt. Er atmet beklommen. Es wäre ihm unbequem, wenn jetzt auf dem verlorenen Wege ein Fré bei ihm stehen bliebe und der in die Einsamkeit hineinfragte: „Patron, so kann's nicht bleiben. Was soll weiter werden?"

Und fürchtet, daß ein Deutscher vorübergehe, dem ein Triumph im Gesichte stehe: „Wallonischer Napoleon! Es war eine Narrheit! Jetzt lerne Orthographie und werde ein Märchendichter!" Es wird ihm heiß und eng. Eine himmelstürmende Kraft stößt aus ihm. Plötzlich, unvermittelt! Er möchte heulen und stürmen Heute! Jetzt! Eine Bewegung aus dem trägen Atemholen aufrütteln! Heute! Jetzt! Und die Welt an vier Enden zusammenreißen! O, eine Wut ist in ihm! Eine gewalttätige Lust! Ein Dürsten nach der Tat! Heute! Jetzt! Und reckt die Arme in die tiefe, dumpfe Einsamkeit. Als müßte er Netze zerreißen! Flatternde Fäden, die an sein Gesicht streichen wie rieselnde Nebel. Und schaffen eine Stille in ihm, als müsse er auf etwas warten. Mit atemloser Spannung auf etwas, das bald kommen muß und von dem er nichts weiß, und das doch

schon so furchtbar nahe ist, daß es ihn fast erdrückt! Und so bebt er in wartender Ruhe, wenn die Gewalt der Tat über ihn kommt.

Seine Schritte eilen. Er will aus der Einsamkeit. Nimmt aus der Tasche den Schlüsselbund, sucht den Schlüssel zur Gartentüre. Die Terrassen kann er hinunter in die Einfahrt, in den Hof, in sein Haus. Stimmen im Garten. Tassenklirren und ein geller Hundeschrei. Mimi D'Ysard klagt voll weinerlicher Barmherzigkeit: „O, süße ‚Mirza'! O süß' Zückerchen! Tut's weh, das petit Pfötchen? O wehweh!"

Vor seiner Seele geht ein Bild auf. Sie küßt das Hundeschnäuzchen. Sie bläst über das wehe Pfötchen und knutscht und streichelt und läßt sich dankbar lecken. Und lacht schallernd. Da wird Laure in steifer Härte sitzen und feindselige Blicke werfen. So sieht er das Bild, und so ist's. Leise dreht er die Türe auf. Die blühenden Terrassen hinunter flattern helle Damenkleider. Er tritt schon auf die Treppe, die herabführt. Seine Frau sitzt vor der Laube und näht. An ihr vorüber führt der Pfad in Windungen die Terrassen hinunter. Mimi jagt hinter den Hunden her. Madame Marie hält ihre Tasse in der Hand und steht in der Laube. Sie spricht zu Laure hinüber, die auf den Beeten Unkraut herauszupft. Sie sagt, sie könne sich ihre Hände verderben Da schießt ein Hund durch die Blumen. Laures Stimme schallt hart: „Du suchst dir deine Liebhabereien merkwürdig — unfair aus, Mimi!"

Madame Julien hebt den Kopf.

„Liebe, es ist wirklich ein unschuldiges Vergnügen."

Da flattert das Menschendingelchen zu ihr her und — schwupp! Der weiße Kleiderbausch auf ihrem Schoß. Mimi hat wieder ihre Liebe ‚zum Tot-

drücken'. Und eine lodernde Liebe voll Haß! Und ein Haß zum Lachen, um nicht zu weinen!

„Madame, Madame, Sie sind süß! Zum Verknautschen süß, ja! Ich will Ihnen kein Unrecht tun! Ich will für Sie sterben!"

Und küßt ihr ins Haar. Spitze, nippende Küsse. Die große Laure hat sich aufgerichtet, streift den weißen Gartenhut in den Nacken. Mitten im Blumenbeet steil und düster! Steht da und sieht mit stahlharten Blicken hinüber! Einen Moment nur! Statt heraus aus den Blumen, bebend vor Empörung, und mit zwei Schritten zu den Frauen. Ihr Arm faßt zu. Schleudert das weiße Dingelchen von dem Schoße der Frau! Ihre Stimme schrillt: „Herunter, Schlange! Da ist kein Platz für dich!"

Steht steil und düster. Und keine Regung mehr in ihr! Und nur wogendes Blut. Und nur das Bewußtsein, daß sie so hat tun müssen. So und nicht anders! Sie ist das der Frau schuldig. Der reinen Frau!

Ein weißer Bausch schwankend, stolpernd, stürzend die Terrassenböschung hinunter! Kein Schrei, nur ein gelles, verzweifeltes Lachen. Aber ein Schrei von droben her. Mehr ein herausgeschrierner Fluch. Der Mann stürmt die Treppen herunter, springt über die aufgemauerten Terrassenabsätze. Und drunten fragt er: „Fühlen Sie Schmerzen, Mimi?"

Da ist etwas in seiner Stimme! Wie diese Stimme in den Duft und in die Sonne klingt! So als gehörte sie hinein! So mit ihrer mitleidigen Wärme!

Er hebt sie auf. Ihr Fuß ist verstaucht. Der lichte Bausch an seiner Brust zittert in leisem Schrecken, ist heiß und schluchzend und voll sinnverwirrenden Lebens!

Am Gartenpförtchen steht Madame Marie, sagt breit und würdig, er könne sie Parterre links auf dem Paneelsofa niederlegen. Seine leise, heisere Stimme schnaubt sie an: „Nicht wieder in dieses Haus!“ Biegt in seinen Hof ein. Die Frau kommt mit zitternden Knien. Sie drückt die gefalteten Hände an den zuckenden Mund. Da geht ihr Laure langsam nach. Die Frau wendet sich nach ihr. Ihr Gesicht ist in weißer Starrheit.

„Ach Gott, Laure, das konntest du tun!“

Das Mädchen weiß ihr keine Antwort. Ihre Lippen sind schmal und blutleer. Es hebt steif den Arm, seine kalten Finger streichen an der Wange der Frau herunter.

„Petite tant'!“

Da geht die mit feuchtschimmernden Augen. Als sie über die Terrasse ins Zimmer tritt, hört sie, daß ihr Mann sagt: „Natürlich werden Sie vorerst bei uns bleiben.“

Er steht neben dem Sofa, einen Schritt weit von ihr weg. Sein Gesicht zeigt eine scharfe Bläſſe. Die Frau tritt ein und beugt über die Liegende.

„Wir wollen Umschläge machen, Mimi,“ und drückt den Handrücken an deren fiebernde Wange. Das Mädchen sieht mit wirrenden Rotaugen zu ihr auf und schluchzt auf ihre Hand.

Julien Pavonnet verläßt das Haus. Er sagt, daß er noch auf der Gerberei zu tun habe. Im Dämmer des kommenden Abends schellt Laure Pavonnet am Hause. Sie bleibt im Gange und sagt zu Madame: „Es ist Abend. Man kann Mimi zu uns herübertragen.“ Die Frau weicht ihrem Blicke aus.

„Es wird heute noch nicht möglich sein, Laure. Der Fuß ist verstaucht und das Knie angeschwollen. Der Fall war bös'.“

Laure sagt: „Sie kann doch nicht hier bleiben!"

Das peinigt die Frau. Das wirft eine große Erregung in ihr auf. Die stolze Scham wallt in ihr. Warum soll sie nicht bleiben? Ja, warum? Man schlägt ihr ins Gesicht. Da muß sie schweigen. Ist sie die einzige Frau, die so große Furcht hegen muß? Zum ersten Male zürnt sie dem Manne, der sie so klein als Frau gestellt hat. Und die stolze Scham aus ihr spricht: „Du hast recht. Sie kann nicht hier bleiben. Man kann das nicht, denn sie wohnt bei euch. Mimi wird das einsehen. Sage drüben, daß sie kommen wird — morgen, oder einen dieser Tage. Willst du Mimi nicht sehen, Liebe? Wie ich dir sage, der Fall war bös'."

„Es tut mir leid. Ich hatte nicht beabsichtigt, brutal zu sein. Ich wollte sie nicht auf deinem Schoß sehen, tant'." Der erregte Mund stockt. Sie wendet kurz und will gehen, sagt noch zurück: „Du kannst Mimi mein Bedauern ausdrücken. Es war ein unglücklicher Fall. Sie soll nicht meinen, daß ich ihr Böses will. Bitte, sage ihr das, tante Germaine. Und — schicke Nachricht, wann ich sie herüberführen kann."

Dorine kommt aus dem Zimmer, um neues Eis in den Eimer zu füllen. Die Frau tritt herein und zu dem Sofa. Mimis Augen fragen in tausend Ängsten.

„Laure ist dagewesen, nicht wahr?"

„Sie glaubte, Sie schon zurückholen zu können. Sie fühlen noch Schmerzen, Kind?"

„Ich kann nicht gehen! Ich kann nicht einmal ohne Schmerzen den Fuß wenden!"

„Warum erregen Sie sich? Es will Sie niemand zwingen. Laure ist betrübt über Ihren unglücklichen Fall. Es lag selbstverständlich nicht in ihrer Absicht, Sie zu verletzen. Es tut ihr sehr leid."

Mimi fühlt, wie förmlich diese Worte sind. Man fühlt das doppelt, weil diese Frau sonst ihre weiche Seele gibt. Sie liegt und spricht nichts mehr. Die niedere Stirn ist weiß und kalt. Ab und zu ein Zucken darüberhin. Die Gedanken kreisen. Geheim und still. Und eisig still! Sie sieht jetzt keinen Ausweg mehr. Sie muß jetzt ihren Retter suchen. Einer, in dessen Schatten sie stehen darf und trotzen! Sie hört Pavonnet zurückkommen, den Drücker in die Haustüre stecken. Die Hunde stürmen ihm in den Gang voraus. Seine Stimme schallt durchs Haus. Der Groom rückt ihm den Stiefelknecht hin, das schwere Schuhzeug plumpst vor der Zimmertüre. Und schon drückt der Mann die Klinke nieder. Man kann seine Ungeduld heraushören. Er beugt über den Tisch, der vor dem Sofa steht.

„Eh bien? Sehr langweilig, pas?"

„Ich habe nur einigemale gegähnt. Sonst war's schön. Dorine erzählte mir, daß man einem Cousin von ihr mütterlicherseits ein verstauchtes Bein abgeschnitten habe."

Er geht lachend ans Fenster. Da bricht sein Lachen jäh ab. Seine Blicke wüten zum Pavonnethause hinüber.

„Ist noch niemand von drüben gekommen?"

„Laure hat mir von der Haustüre aus sagen lassen, daß sie mir nichts Böses wünsche."

„Sie wird hoffentlich nicht wiederkommen."

„In — einigen Tagen!"

Er fährt herum. „Wie meinen Sie das?"

„Ich weiß nicht, wie sie es gemeint hat."

Da bleibt er mit dem Rücken gegen das Fenster und sieht finster zu Boden. Ihre Blicke haften auf ihn. Das Weiße ihrer Augen glänzt gleißend heraus. Sie will seinen Blick in den ihren zwingen.

Er fühlt diesen Blick, sieht auf, sieht sie an, starr und düster an. Ihre Augen treffen in sein Fleisch wie glühende Nadeln. Sie durchbohren ihn in physischem Weh, das wahnsinnig süß und betörend ist. So fordert das Weib den Mann heraus und schäumt sein Blut auf. Und beider Augen tauchen unter in stummem, heißem Begehren. Sie denkt, wie schön und stark in dem Augenblicke dieser dämonische Mann sei. Er kommt und schaut sie unverwandt an. Sie liegt hilflos und schön und gleißend. Er rückt ihr das Kissen.

„Sie liegen unbequem."

Seine Stimme splittert zu heiserm Flüstern. Sie rückt in die Ecke. Ihre Hand drückt abwehrend den Arm, den er unterschieben will.

„Madame wird das tun!"

Er steht steil. Eine tiefe Furche liegt auf seiner Stirne.

„Was fürchten Sie?"

Da sagt ihre leise, klare Stimme: „Ich fürchte, daß man mich aus Madames Haus werfen wird, wie man mich von Madames Schoß geworfen hat."

Er antwortet nicht gleich. Seine breite Brust könnte in heftigen Atemstößen zerreißen.

„Madames Haus ist das meinige! Das soll man nicht vergessen. — Aber es ist gut, daß Sie mich an Madame erinnert haben."

Er geht in weiten dröhnenden Schritten durchs Zimmer. Bleibt dann plötzlich stehen.

„Kann ich Ihnen etwas tun?"

„Wenn Sie mir vorspielen wollten!"

Er klappt den Klavierdeckel zurück. Da tritt die Frau ein. Hinter ihr Dorine mit der Teetablette.

„Guten Abend, Lieber!" sagt sie. Da erst fällt ihm ein, daß er sie bei seiner Rückkunft nicht begrüßt

hat. Er steht auf, nimmt ihr Gesicht in beide Hände und küßt sie. Sein Blick geht zu Mimi hinüber. Die lächelt. Da ist dieser Kuß ihm des Lächelns wert. Diese Küsse, die wie ein Handschlag sind! So bieder und treu! Und so in lieber Gewohnheit langer Ehejahre! Wie lächerlich zwei Menschen sein können!

„Gute Nacht“ sagt er seitdem und küßt nicht mehr. Die Frau spricht von seiner Vergeßlichkeit, umarmt ihn und will ihn erinnern. Das gleichgültige Verwundern in seiner Miene läßt sie zurücktreten. Er tätschelt ihr die Schulter in erbarmunglosem Spott.

„Findest du wirklich noch einen Gôut darin? In diesem Küssen? Alte, lassen wir das!“

Das fährt wie ein Ruck in sie. Sie tritt verletzt zurück. „Ja, lassen wir das!“

Es war ein Klang zum Rühren in ihrer Stimme. Er geht und hört den Klang nicht. Er hat eine königliche Frau, und seine Wünsche erwachen wieder nach der andern. Was ist das im Manne? Oder im Menschen? Ach, ein Alltägliches: die liebe Gewohnheit im Lieben und Küssen! Die Frau küßt noch in harmonischer Liebe. Sie hat nie gedacht, daß sie einer Gewohnheit nachgebe. Es war die Gewohnheit, einer Gewohnheit nachzugeben. Die Sehnsucht wird sie nicht treiben. Es schmerzt sie nur. Es kränkt sie. Und schreckt sie! Die Furcht wird größer in ihr. Sie geht im Hause voll Unruhe. Dorine sagt: ‚Sie geht nur so!‘ — Sie macht sich hundert unnütze Besorgungen und sagt sich, daß sie wichtig sind. Wie ein Mensch, der eine Krankheit in den Knochen spürt! Dann wird ein Entschluß fest in ihr, und sie wird ruhig. Mimi D'Psard sitzt im Sessel und hat das verbundene Bein hoch, als die Frau zu ihr tritt. Das Mädchen schnellt die Blicke auf. Es ist gewöhnt, daß man seiner überdrüssig

wird. So ist sein Mißtrauen immer wach. Da es die Frau sieht, weiß es, was sie will. Die fragt beklommen, so wie man in stockender Unterhaltung nach dem Wetter fragt: „Haben Sie noch Schmerzen, Mimi?“ und ehe diese antworten kann: „Madame Alphonse will Sie morgen besuchen. Es wird sie freuen, daß Sie Fortschritte machen. Sie können jetzt schon auf dem Fuße stehen, nicht wahr?“

Mimi sagt schnell: „Madame Alphonse wird staunen, daß ich gehen kann und nicht schon hinübergekommen bin. Aber sie wird sehr erstaunen, wenn ich ihr sage, daß ich lieber sterbe, als noch einmal in das andere Haus gehe!“

Da setzt sich Madame. Ihre Hände liegen im Schoß. Sie spricht mit weichem Drängen: „Es wird wohl nicht zu umgehen sein, daß Sie da einmal vorsprechen. Man muß das schon der Dienerschaft wegen, nicht wahr, liebe Mimi, das werden Sie?“

Mimi wirft den Kopf auf das Sesselchen und bricht in lautes Weinen aus.

„Ich höre es ja, ich soll hinüber! Ich sage Ihnen aber, daß ich lieber sterbe!“

In dem Gesicht der Frau zucken die Linien. Eine sanfte Entschiedenheit ist darin. Sie hebt der Weinenden Kopf, nimmt das nasse Gesicht zwischen ihre Hände, sieht mit Mitleid und Weh und tiefem Erbarmen hinein und kann doch nicht anders.

„Blicken Sie mich an, Mimi. Sehe ich aus, als sei ich hart? Ich bin eine Frau, die tiefe Leiden hat. Wie sollte ich allein mit Ihnen mitleidlos sein! So sehr Sie auch weinen, Ihr Leid ist nicht so groß wie meines. Ich will nur Frieden um mich. Das ist meine hauptsächlichste Forderung an das Leben. Sie verlangen mehr von ihm. Sie können noch nicht verstehen, wie ein Mensch dazu kommt, nur noch

Frieden um sich zu wünschen." Ihre Stimme ist bis zum Flüstern herabgesunken. Nun stockt sie, verharrt eine Sekunde in Schweigen und schreckt dann auf und scheint sich zu erinnern. „Ja, ich glaube, Liebe, Sie müssen das kleine Opfer bringen!"

„Madame, Madame, ich will nicht!"

Ihr Schluchzen mäßigt sich schon ins Weinerliche.

„Wenn Sie vom Leben so viel mehr fordern — Glück! liebes Kind, was wollen Sie denn bei mir?"

Die Stimme der Frau hat alle Festigkeit verloren. Sie muß sich halten, um da nicht die dumpfen Schreie in ihr heraushören zu lassen.

Mimi sagt: „Ich will nicht, süße Madame!"

Die Frau stößt lang den Atem aus, sitzt aufrecht. „Mimi, ich will Sie an etwas erinnern. An dem Unglückstage, als Sie im Garten auf meinen Schoß kamen, sagten Sie: ‚Madame, ich will Ihnen kein Unrecht tun. Ich will für Sie sterben!' — Sie übertreiben gern. Man nimmt Ihnen das nicht genau. Dennoch — Sie sollten mir Ihr Versprechen halten! Sie sollen mir kein Unrecht tun! Ich fordere es, Mimi!"

Das Miniaturgesicht erstarrt in tiefem Aufschrecken. Der klein und niedlich gehaltene Aufbau dieses Kopfes zeugt nicht von großen, edlen Entschlüssen. Sowie aber das schreckhafte Aufhorchen in ihren Zügen steht, ist die hartnäckige Weigerung gebrochen. Sie fragt: „Tue ich Ihnen unrecht?" — Und in ihr ist ein Lauern.

„Sie tun unrecht, wenn Sie uns in Konflikte mit Familie Alphonse bringen," erwidert die Frau schnell. Mimi knabbert an ihren Lippen. Ein Wort stachelt sie auf: ‚uns'! Da muß sie lächeln. Anfänglich vielwissend und spöttelnd, dann schadenfroh, und dann im stillen Triumph. Warum weint sie noch? Da ist

ein Rückhalt. Hinter ihm kann sie im Versteck stehen und die Verfolgte sein. Sie neigt den Kopf und sagt: „Ich werde gehen!“

Die Frau möchte ihre Einwilligung wie ein erbetteltes Geschenk entgegennehmen und so unendlich dankbar sein; da hält sie eine innere Unsicherheit zurück. Lächelt so ein Mensch, der Geschenke gibt? Sie beugt zu der Sitzenden herüber, ordnet die Bandage am Bein und hilft ihr in den Filzpantoffel. Nimmt sie dann unterm Arm und führt sie zum Speisezimmer. Es läutet Mittag. Das Glockenspiel rieselt in die sonoren Klänge. Als sie eintreten, kommt durch die offene Seitentüre Dorine mit der Suppenterrine. Hinter ihr im Gange die Reckengestalt Julien Pavonnets. Seine Blicke flackern herein. Er nimmt die Hausjoppe vom Ständer, ruft schon vom Gange her.

„Hein? Was gibt's denn?“ kommt herein, stülpt die Manschetten aufs Büffet. „Eh bien, kleiner Deubel, hat man wieder Schmerzen? Arg weh, nein? Dumme Affäre!“ wartet nicht auf Bescheid, setzt sich, wirft die Serviette übers Knie. „Eh du, Frau Liebste! Es ist kein Brot auf dem Tisch. Wieder nicht! Schlag der Alten den Schädel ein. Unappetitliches Weib! Ich kann häßliche Menschen nicht um mich haben. Laß doch den Groom servieren.“

„Fi donc! Aus dem Stalle heraus? Er scheuert jetzt noch an deinen Pferden, der Arme.“

„Warum beklagt sich der Kerl nicht? Man könnte ihm einen Jungen beigeben! Aber wenn der Dummkopf sich nicht beklagt, kann man ihm nicht helfen. Fällt mir nicht ein. Tins!“

Der Teller ist leergelöffelt. Er wischt sich den Schnurrbart. Drei Menschen sitzen steif. Es ist sehr ungemütlich.

„Sapristi! Eure Zungen sind heute belegt. Louis Fossard würde sagen: gänzlich verbogene Seelenachse! — Er sagt das dem René. Der läuft herum, als hätte er einen Aal verschluckt.“ Seine Augen drehen zu Mimi. „Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß die Herren täglich Krankheitsberichte bei mir einfordern. Ich werde auf meiner Gerberei eine Sprechstunde einrichten müssen. Selbstverständlich sind Sie — gefallen, Mademoiselle Mimi!“ Donnert Dorine an, die mit einem Stoß Teller hereinkommt: „Terrassentüre öffnen! Man erstickt hier!“ und ärgerlich zu den Frauen: „Ja seid ihr denn verhext? Sprecht doch!“ — Dreht aber ausschließlich zu dem Mädchen, als vermisse er nur diese eine lose, heitere, stachelnde Zunge: „Zeigen Sie mal die Beine her! Ist eins abgeschnitten? Nein! Haben Sie Schmerzen? — Auch nicht! Haben Sie Hunger? — Nein? Nein! Parbleu! Was haben Sie denn?“

Da spricht ihm Madame leise in seine Heftigkeit: „Mademoiselle Mimi hat sich entschlossen, morgen mit Marie Pavonnet hinüberzugehen.“

Er rückt wieder an den Tisch, wartet, bis der Fisch serviert ist. In sein Gesicht quillt das Blut. Es drängt ihm fast an den Augen heraus. Ein kurzes, stoßendes Hüsteln deutet seine unbändige Erregung an. Mitten im Essen legt er das Fischbesteck nieder. Seine Stimme ist voll verhaltener Wut.

„Mademoiselle Mimi hat sich also entschlossen! Nicht wahr, das haben Sie doch?“

„Sie hören ja, ich werde gehen. Fini!“

Da schlägt er heftig mit der flachen Hand auf den Tisch. „Parbleu, nein! Wir sind noch lange nicht am Finale! Sie bleiben!! Ganz einfach! Schluß!!“

Die Hand der Frau gleitet auf seinen Arm. Ihr Zittern ist so stark, daß sein Arm mit erschüttert. Ihre Worte sind Hauchen und Beben.

„Julien! Mein Gott! mäßige dich! Wenn Mimi entschlossen ist —."

„Ach was! Mumpitz! Madame ist entschlossen!"

Er hält inne. Ihre Augen flehen: Halt! Er respektiert noch dieses stille Fordern, beugt über seinen Teller. Mimi D'Ysard stützt den Arm auf und das Gesicht in die Hand. So sagt sie: „Ich habe mich nur entschlossen, daß ich gehen werde. Aber ich gehe nicht in dies Haus zurück. Ich reise heim."

Da bestimmt er laut und entschieden: „Bien! Sie reisen nach Hause, wenn Sie gesund sind. So lange bleiben Sie! Man wird die Güte haben, Sie bis dahin unbehelligt zu lassen."

„Wirst du das mit deiner Familie abmachen können?" fragt die Frau.

„Ich werde morgen Madame Alphonse empfangen!" Er zündet sich eine schwere, dunkle Zigarre an und geht zur Terrasse. Mimi muß ihre Blicke bändigen. Wie dieser Mann redet! Er ist ein Felsen. Man kann auf ihn bauen. Ach Gott! wenn alle Männer Felsen wären, alle! Inclusive René Monfort! Am Nachmittage schreibt dieser René Monfort, der kein Felsen ist, ein blau-grünes Briefchen mit seinen Initialen und englischem Format. Nachdem sie gelesen, lächelt sie und erzählt, Monfort rechne auf ihre baldige Gesundheit, auf daß er sie besuchen könne. Da erst geht das Zittern aus der Frau. Ihr verzweiflungsvolles Hoffen steht auf René Monfort.

Achtes Kapitel

Im Markthotel sind die Fenster weit offen. Die Vorübergehenden sehen hinein die langen Tische entlang. Es ist drinnen sehr sauber und sehr leer. Zwei Männer an der Tischecke im Hintergrunde. Ein blonder, spitzer Mosel vor ihnen. Die Flasche ist halb geleert. Der Wirt kommt herein und sagt: „Ich lasse Ihnen gleich eine zweite Flasche auffahren, da ich zur Post muß."

„Akzeptiert!" nickt der Dicke, „und wenn Se zurückkomme, trinken Sie 'n Glas Woi mit. Der Herr Frisquet hat's Geschäftche gemacht; er regaliert," und summt und trommelt auf den Tisch.

„Oho," macht Frisquet mit kurzem Herausstoßen seiner Verwunderung. „Oho, wieso?"

„Nu hol mich, gibste was hoste, der Deubel! Soll ich Ihne die Dividenten aasrechnen? Sie haben großartig abgeschnitte. Allein für 3000 Mark kaafe ich Ihne — Ihne, Herr Deiwelskerl, an Ledder ab. Und Se sein doch kei Gerwer. Richtig besehen, nicht! Hören Se! Stehlen Sie's?"

Frisquet dreht die fahle, dickleibige Zigarre im Munde. „Wenn ich stehlen würde, wäre ich längst ein reicher Mann," nimmt einen langen Zug aus seinem übelriechenden Kraut, „und hätt' sie längst all in der Tasche, all!" — noch einen Zug, — „uns' Gerber mein' ich! Die spielen die Herren und verloddern

die Wirtschaft. Mir tät alles in die Hände rutschen, wenn ich wollte, alles! Ich halt' nur nicht immer die Hände auf. Dann halten andere sie auf. So oder so! Ich hab' meine Not, daß mir die offenen Hände nicht immer voll werden."

„Ei dunner! Wie fein! No auf die Art machen wir's allemol. Mit der offenen Hand, kimmt man dorchs ganze Land. Pröstchen! — Ja, Herr Frisquet, Sie hawen's gemacht. Nu sorge Sie, daß Sie aus den Kellern heraaskommen. 'Raus aus der Stänkerei! schon Ihrer Kinder wegen."

„Ich bin 'raus, stimmt! Ich hätt's längst gemacht, wollt' nur noch meine Gruben auf der Pavonnet-Tannerei leer gerben. Ich bin 'raus, stimmt."

„Und dann — wie der Berliner sagt — mit'n Avec auftreten! Gewe Se sich'n Ruck, braver Mann! Brust 'raus! So! Wir gemachte Leutcher! Dunner noch mol! Sie können's ja! Aber wie gesagt, das mit'm Avec auftreten hawen Se noch nicht 'raus."

Frisquet stößt den Zeigefinger auf den Tisch. „Haben wir uns auch schon überlegt! Uns' Jung' nimmt seine Front sehr breit — diâle! — sehr breit! Uns' Mädchen kann sich sehen lassen Sonntags steht's auf der Brücke, wenn die Leute nach Bévercé 'raufmarschieren. Man hat sagen hören, daß sie gesagt haben: No, macht die'n Staat! — Grâce à diu! mit meinen Kindern kann ich dessentwegen zufrieden sein. Sie tragen mein Geld auf'm Leib. Nur keine Schleiers! Das ist für die Reichen."

Der Großhändler drängt den Bauch an den Tisch. „Und die Haarreinigungsmaschine läuft in Öl und Butter, gel'? Fast beinohe Fabrikbesitzer! Nu mache es Ihne oiner nach! Braver Mann!" hebt sein Glas und knurrt hinein: „Ein Mensch mit so eener Fassade! Großartig versteckte Intelligenz! Beinoh ei Vexierbild!"

Frisquet hat die Flaschen beiseite gerückt, reckt den Kopf vor. Sein langes, straffes Gesicht, an den Schläfen eingedrückt, am Kinn herausgebogen, stiert in Verschlagenheit und Gier.

„Mossieu!“ Da liegt er schon breit über den Tisch, „Mossieu, wegen dem Schnellgerben möcht' ich 'was wissen!“ Er hält atemlos inne. Ein Wort möchte ihm herausklunksen: Fabrikbesitzer! Das würgt er hinunter. Er setzt keine Worte vor der Tat in die Welt. Der Großhändler ist feinhörig. Er hört das Klunksen heraus, drückt den Bauch noch fester an den Tisch und raunt Frisquet ins Gesicht: „Seind Sie schon so weit, alter Schwede? Welche Gerwerei wird denn eigeschluckt?“

Da schiebt Frisquet zurück. „Die alte Fabrik gibt noch Raum genug neben der Haarreinigungsmaschine.“

„Aach gut. Behalten Sie Ihr Geheimnis bis nächscht Jahr. Wenn ich widderkomme, ist ei braver Mann Fabrikbesitzer und ei annerer, vielleicht aach braver Mann — ist pleite!“

„Ich möcht' wissen, ob's einer schon probiert hat? Mit dem Schnellgerben wird's sein wie bei einer neuen Schokoladenfirma. Man wartet, bis einer geschmeckt hat.“

Der Dicke wirft die Arme. Er schwimmt in seinem Fahrwasser.

„Man muß, woiß Gott, in der donkelsten Eifel sitze, um so'ne Frog' zu stellen. Menschenkinder, wißt ihr denn nicht, was in der Welt vorgeht? Gerade durch die enorme Einfuhr des Quebrachoholzes entstehen noch fortwährend an der norddeutschen Küste die großen Gerwereibetriebe, die jährlich an die einhundertundfünfzigtausend Häute verarweiten! Jawoll, das träumt euch nicht, ihr Kuschelmuschel-Batulljer! Ihr mit euerm rückständigen ‚Zeit und

Lohe'! Ihr mit euerm alten, soliden, kostspieligen Gruwenwesen! Ihr geht kaput! Fertig ist die Kiste! Die kleineren und mittleren Betriebe gehen alle mol kaput! Soll ich Ihne eine Zahl an den Kopf schmeiße? Nu, hören Sie!" legt den Finger an die Nase. „Im Jahre 1882 waren in Deutschland zehntausendfünfhundertfünfundfünfzig Gerwereien vorhanden. Die Herrschaft des Quebracho von einigen Jahren genügt, um eine solch rapide Abnahme der alten Gerwereibetriebe zu schaffe, daß man in oinem Zeitraum von ongefähr dreizehn Jahren etwa den Rückgang um ein Drittel notieren kann, wäre gegen zehntausendfünfhundertfünfundfünfzig Gerwereien im Jahre 1882 nur mehr siebentausendvierhundertundvierzehn im Jahre 1895. Nu, ist dös eine Garantie fürs Schnellgerwen?"

Frisquet staunt nicht, bleibt unempfindlich und sagt: „Man müßte probieren."

Da hört man's heraus, daß es ein fester Entschluß ist und dieser Mann störrisch nach seinem Ziele gehen wird. Der Dicke ist im Eifer.

„Schnellgerwerei muß man lernen, braver Mann. Ich wüßte Ihne oinen, den ich schicken könnt. Ein intelligentes Luder! Ein Bayer. Er paßt zu euch. Er schimpft auch über die Preußen."

Frisquet zieht die dünnen Lippen breit, schüttelt den Kopf. „Warum hätt' ich einen Sohn? Ich schick'n 'naus. Da muß er's lernen und kommt heim und kann mir's einrichten. So mach' ich's!"

„Nu ewen; so geht's aach! Dös liewe Herrgöttche hat Sie in die besten Hände geliefert. Bei meinem Schwager kann ich Ihren Sohn unterbringen. Der hat oinen großartigen Betrieb. Halten Sie sich an den genialen Mann. Dös ist'n wunderbares Genie für Ledder und Diverses. Der besorgt Ihne auch

den ganzen Krempel —.“ In das offene Fenster fällt ein Schatten. Ein schlapper Oberkörper hängt herein. Der Dicke schwenkt sein Glas: „Heda, Rendant! Pröstchen!“

Der sieht das ganze Zimmer ab, wulstet seine Antwort heraus: „Ich muß herumsagen, daß mein Gesuch bewilligt ist. Ich heiße wieder Blumenstein!“

„Ach, Schnack! Kommen Sie 'rein und lassen oine Flasche auffahren, ein Ahrwoinche! so was! Einer meiner Schwäger ist hier Lieferant. Garantiert rein! Kei Sprit auf Malaga-Rosinen!“

„Ich trinke nicht, vielmehr: ich trinke hier nicht. Wenn Sie zum ‚Zuckerhut‘ kommen wollen —.“

„Nateerlich! Da hawe ich aach noch zu tun. Aber erst müssen wir hier aastrinken.“

„Ich kann warten.“ Er schiebt die beiden feisten Arme auf die Fensterbank, stützt das quallige Kinn auf die Stockkrücke. Seine blinzelnden Augen heften sich auf Frisquet. Der starrt vor sich hin und mischt sich in keine Rede, wenn man sie nicht an ihn richtet.

„Guten Tag, Frisquet,“ sagt Blumenstein und stößt grüßend mit der Hand an seinen Hut, „wenn ich Euch ansehe, denke ich an die Hexe im Märchen. Die hatte ihren Hänsel fett zu machen. Ihr habt auch einen Hänsel, aber wie ich sehen konnte, wird er nicht fett bei Euch. Soll das von der anstrengenden deutschen Konversation sein, die er mit Euch führt?“

„Der Gilles? Oho! Er ist jetzt aus der Schul'.“

„Und wenn er auch aus der Schule ist, so doch noch nicht aus der Vormundschaft. Man wird tun müssen, daß der alte Förster, der verkindscht wird, einen Kurator bekommt. Dann ist der ausrangiert, und man muß weiter für den wallonischen Jesus sorgen.“

„Abin," macht Frisquet und weiter nichts. Wenn der Wallone nicht „ja" oder „nein" weiß, sagt er „abin". Das Wort hat keinen Sinn, wie ja die Antwort zwischen „ja" und „nein" keinen Sinn hat. Frisquet findet überhaupt keinen Sinn in des Rendants Rede, bleibt unempfindlich und, wie gesagt, versteift sich auf „abin". Der Rendant gibt die Übersetzung und sagt: „Euch ist's recht! Was geht's aber Euch an? Wenn es dem Patron recht ist, ist's Euch recht, also müßt es Euch in diesem Falle nicht recht sein!"

Frisquet dreht den hängenden, nachdenklichen Kopf etwas nach ihm, nur so weit, daß der Rendant das eine schläfrige Auge sieht, und fragt: „Der Patron? Ich hab' dem Patron gekündigt!"

„Das ist schade! Ich hätte Euch sonst einen Auftrag an ihn geben können," und drückt blinzelnd beide Augen zu: „Ihr hättet ihm sagen können, dreihundert Mark Strafe hat ihm meine wunde Seite gekostet. Sie sei jetzt heil, nun könne er mir die andere zerschießen. Ich werde schon für den Anlaß sorgen!"

Der Dicke gießt das letzte Glas hinunter, trommelt mit den beringten Fingern auf den Schwappelbauch und kommt summend heraus. Frisquet sucht seine Kappe und folgt ihm. Im Hausgang hinter der Türe wartet Gilles. Er trocknet sich seinen roten, verschwitzten Kopf mit der Arbeitsschürze. Die Haare stehen ihm wie Stacheln. Er drängt sich an Frisquet und sagt ihm in seiner scheuen, wispernden Art, daß René Monfort schon zweimal nach ihm gefragt habe und in der alten Fabrik warte. Frisquet nickt, kaut an der fahlen, gequollenen Zigarre, zerkaut das Schmunzeln um seinen Mund. Er geht sehr gehoben. Ein Gerber wartet auf ihn in der alten Fabrik, in

seiner Fabrik! — Es war nur ein blonder, spitzer Mosel, aber er hat dem Frisquet die Gedanken verdreht, und, wie gesagt, seine Schlipsenden flattern, und er geht sehr gehoben. Gilles getraut sich erst heraus, als der Blagueur mit dem Großhändler quer über den Markt geht. Die lange, blaue Arbeitsschürze, die ihm in die Füße schlampert, raffend, wirft er die Beine und macht weite Schritte hinter Frisquet. Aber so weit er sie auch macht, da ist mit Frisquets langen Beinen kein Schritthalten. Er ist drei Tage sehr stolz auf seine Lehrlingsschürze gewesen, dann foppten ihn die Buben auf der Brücke: „Sie wächst wie der Kuhschwanz nach unten!“ Das nahm er sich zu Herzen, schnitt ein Stück davon ab. Nun war's wieder nicht recht. Das bleichsüchtige Mädchen erhob ein Geschrei Man erzählte, Gilles Förster fange wieder mit seinen Schlechtigkeiten an! — Das nahm er sich noch mehr zu Herzen. Und was rosig um ihn war, wurde finster und schwarz. Es war nichts mehr von Gutem. Und Cicile Poupoudje ging wieder um ihren armen, kleinen Märtyrer klagen.

Um die alte Knopffabrik Haufen von Borsten und Haaren. Gebückte Frauen darüber mit Rechen. Die fahlen Spreiten dehnen sich und stinken zum Himmel. Und auch das ausgetrocknete Flußbett schwelt seine faulen Dünste hinein. Es ist kein lieblicher Aufenthalt. René Monfort, der von dem Parfüm einer Dame berauscht sein kann und der dafür bekannt ist, daß er seinen bevorzugten Tanzdamen in das obligate Zuckerosterei ein Odeurfläschchen einlegt, steht ohne Empfindung seines Geruchorgans; denn er steht schon dreiviertel Stunde! Und er bleibt noch mit Frisquet stehen! Sein Gesicht ist weiß wie sein Steifkragen.

„Ich höre, daß Sie bei Pavonnet gekündigt

haben. Sie können bei mir eintreten. Mit Anfang nächster Woche schon. Pavonnet wird Sie ja 'rauswerfen vor Ablauf der kontraktlichen Frist."

Er spricht überstürzend und blind und taub und toll, sonst hätte er sehen müssen, daß in Frisquet etwas gekommen ist. Vielleicht ein blonder, spitzer Mosel. Er schmatzt dem Gerber den Dampf ins Gesicht, er, der Frisquet.

„Merci, Mossieu, ich tret' nicht wieder ein."

„Nicht?"

„Nein."

Da sieht Monfort sich um, sieht fahle, gehäufte Spreiten, und riecht auch etwas! Und drinnen stampft eine Maschine! Jetzt weiß er, warum ihm Frisquet den Dampf ins Gesicht schmatzt. Der harkige Frisquet! Es beklemmt ihn etwas. Es ist ihm wie dem isolierten Feinde, der plötzlich ein Heer gepanzerter Krieger aus dem Boden herauswachsen sieht, die Lanzen gegen ihn richtend. Und eine Hand streckt sich aus, winkt. Da verschwindet alles wieder. Die Hand ist schwielig und verkrümmt. Als er genauer hinsieht, hält sie einen Zigarrenstummel und ist Frisquets Hand. Es ist ihm zum Lachen, aber die Beklemmung weicht nicht. Er findet nicht mehr die richtige Haltung diesem Manne gegenüber — dem Keller-Aufseher! Sapristi! Gibt sich einen Ruck, stößt ein Kommando heraus: „Sie müssen mir wieder vorschießen, Frisquet."

„Vorschießen? Ja. Sie haben schlecht verkauft, Mossieu, Sie gerben nicht. Ihre Arbeiter sind versoffene Schweine. Da fehlt was: die Aufsicht —."

Monforts feine Hände fächeln abwehrend. „Très bien, très bien! Wissen wir! Haben Sie alles schon gesagt! Im übrigen, Frisquet, ist's meine Sache, ob ich mich mit meinen Arbeitern in die Grube stellen

will oder nicht. Das ist doch meine Sache, nicht wahr? Wenn Sie das tun, bon, tun Sie es! Ich habe auch keine Zeit dazu. Ja, wirklich nicht! Ich führe meine Bücher —" da stockt er; eine weitere Beschäftigung weiß er nicht. Frisquets Kopf hängt wieder zur Brust herab. Den Zigarrenstummel stopft er in die Westentasche. Sein Mädchen sammelt für Heidenkinder. Nun glosen seine trüben Blicke den jungen Gerber an.

„Ja, Sie müssen einen haben, der in den Gruben steht. Sie könnten dann in die Bücher schreiben."

„Ja, freilich, so wie ich's sagte."

„Aber keinen, der bezahlt wird und ein Arbeiter ist und selber wieder Aufsicht braucht!"

„Einen zuverlässigen Mann wie Sie, sowie ich's sagte!"

Frisquet fährt unbeirrt fort. „Einer, der seine eigene Arbeit schafft, der sich die Finger blutig schafft. A bais, darum, weil er für sich schafft!"

„Versteht sich!" Da sagt Frisquet monoton: „Einen Teilhaber!"

„Ich kann's noch allein!"

„Auf die Art, Mossieu, auf die Art rechne ich in zwei Jahren auf Ihren Bankerott!"

„Na, Frisquet, Sie sind verrückt!"

Der sagt nichts mehr. Monforts unruhige Blicke wirren um ihn. Er steht wie ein steinernes Orakel, aus dem eine knappe, unheilvolle Stimme aus der Tiefe kommt und dann in alle Ewigkeit stumm bleibt. Die Hast jagt seine Worte.

„Patata! Machen Sie keine Scherze! Ich habe in letzter Zeit etwas Unkosten gehabt. Das Fest hat allein tausend Franken verschlungen. Ich muß jetzt Lohe kaufen und kann momentan kein Geld flüssig machen oder ich müßte denn Aktien verkaufen. Das ist

bei uns Gerbern nun einmal so, eh bien, schießen Sie vor — oder nicht? Sie haben doch alle Sicherheit!"

„Was nützt Ihnen mein Sümmchen?"

„Mehr brauche ich einstweilen nicht."

„Ich möcht' Ihnen mehr geben als ein Sümmchen. Die vielen ‚Einstweilen' zusammengerechnet, gibt's schon eine Summe!"

„Haben Sie das denn?"

„Ich biet's an!"

„Sagen wir zwölfhundert Franken!"

„Sagen wir zehntausend Franken!" Sagt das sehr ruhig, sehr selbstverständlich. Monfort will entrüstet gehen. Das könne doch nur Scherz sein. Frisquet wiederholt: „Zehntausend Franken könnt' ich einlegen!"

„Einlegen?"

„Als Teilhaber!"

„Ich verbitte mir das!"

„Sie können's ja halten, wie Sie wollen."

„Ich brauche keinen Teilhaber — Sie nicht!"

„Ich dränge mich nicht an, Mossieu. Begleichen Sie Ihre Rechnung, dann sind wir ja geschiedene Leute. Es sind bis jetzt dreitausendvierhundert Franken."

„Sie wollen schikanieren!"

„Ich muß das Geld haben. Ich fange eine Schnellgerberei an. Es ist auch möglich, daß ich zu einem Gerber gehe und ihm die Schnellgerberei einrichte — ohne Risiko!"

„Zu einem — zu irgendeinem? Zu wem?"

„Jetzt war ich bei Ihnen, Mossieu."

Da läßt Monfort ihn stehen und geht ohne Gruß. Am Abend des anderen Tages kommt er und nimmt Frisquet als „stillen" Teilhaber. Frisquet soll auf

der Gerberei Ordnung schaffen, soll in kürzester Zeit Geld, viel Geld schaffen, so viel, daß er nicht zu dem äußersten Mittel zu greifen braucht! Das äußerste Mittel eines Malmedyer Gerbers ist eine Frau, die — mit Gütertrennung in die Ehe kommt!

Frisquet Sohn muß fort, um das Schnellgerbeverfahren zu erlernen. Frisquet Vater hat alle Hände voll zu tun. Früher war er grob, jetzt ist er saugrob; jetzt poltert er. Er schlägt Gilles, der nach dem Mittag hinter den Haarhaufen schläft, die Mütze vom Kopfe. Da tragen die Weiber die Mär zu Cicile. Es kann schön werden, wenn die Cicile Poupoudje kommt. Sie können sich auf Skandal freuen. Sie sind sehr glücklich. Cicile kommt alle Tage, schleicht hinter den Schuppen, und da winkt sie. Unter der Schürze trägt sie etwas, zumeist abgelegten Kuchen aus den Häusern der Reichen. Er sieht oft nicht appetitlich aus. Wenn ihre Hände warm sind und schwitzen, zerläuft die Crème. Gilles macht ein verlegenes Gesicht, wirft scheue Blicke. Ob da nicht ein Spottruf von den übrigen Lehrlingen herübergellt? Er hat Heißhunger auf den Kuchen, aber bei den Lehrlingen wird er sagen: „Pah, ich werf' das Zeug weg!“ So schämt er sich. Er wirft es dann allemal fort, zwar zumeist in den Magen. Jetzt steht Cicile an dem Schuppen und kühlt ihm die Ohrläppchen mit Erlenblättern. Ein Tröpfchen Blut hängt an den Ohrläppchen. Sie sind rot geschwollen. Frisquets Finger waren daran. Cicile schnauft und weint, da müsse sie dem Frisquet etwas sagen, trifft ihn auf der Schwelle der Fabrik. Der steht da und raucht die kurze Wallonenpfeife. Cicile beginnt damit, ihm aufzuzählen, von welcher Profession der uralte Frisquet gewesen sei, wo er Sand gestohlen habe und wieviele Prozesse er meineidig gewonnen habe. Die

Leute laufen zusammen und horchen. Frisquet steht steif und raucht. Cicile fährt fort in der Genealogie der Geschichte der Frisquets bis auf den heutigen, der ein Schwindler und Stehler und Coujon sei. Die Leute drängen zusammen und lachen. Frisquet steht und raucht weiter. Er ist unempfindlich. Sein Ehrgefühl ist nicht zart. Cicile mag reden, bis sie müde wird. Und er stopft seine Pfeife von neuem. Cicile läßt ab, geht knodernd davon, fühlt ihre Wut wieder steigen und wackelt zurück. Kreischt und belfert von neuem. Frisquet raucht, stiert sie an, als erzähle sie, was ihn nicht weiter interessiere. Er wird so stehen und in Gleichmut zuhören. So lange sie will! Da will Cicile nicht mehr. Gilles sieht sie den Feldweg hinunter zur Mutter der Kranken gehen. Vielleicht wird sie beten, daß über Nacht ein Feuer entsteht und die alte Knopffabrik niederprasselt Aber Gilles weiß, wie oft die Erhörung lange auf sich warten läßt. Heimlich bohrt sich ein Gedanke in ihn. Da könnte ihm eine helfen. Warum wäre sie eine heilige Frau?

Der Rotfuchs schnaubt im Pavonnethofe. In seinem glänzenden Fell spiegeln sich die Spalierbäumchen am Rondell. Der Alkohol verdunstet auf dem Pferderücken. Da muß Jäk den Schnapskrug umstülpen und feste reiben. Julien Pavonnet steht mit verschränkten Armen daneben. Er hat da einen bösen Verdacht auf Jäk, den Kutscher. Jäk, der Kutscher, könnte innerlich nehmen, was für den Rotfuchs äußerlich ist. Inzwischen reitet der Groom mit „Pollux“ in den Hof. René Monfort hat die Gefälligkeit verlangt, mit dem Tier ausreiten zu dürfen. Das war ein Ritt par force! Das Roß ist schweißnaß und dampft. Seine Nüstern blähen auf. Es wittert den Wasserkübel.

„Wirf ihm eine Handvoll Heu ein," ruft Pavonnet dem Groom zu, „damit es nicht zu gierig säuft!"

Lockt schnalzend das Roß an, während der Groom zu dem Heustock hinaufsteigt. Von dort her ertönt sein Ruf.

„Es ist einer hier droben!" Jäk, der Kutscher, muckt auf.

„Laß ihn droben! Wär' er anderswo besser, hätt' ich ihn nicht 'naufgewiesen!"

„Wer ist das?" fragt Pavonnet.

„Nix, Mossieu! Ein armer, schmutziger Hund! Er will auf Madame warten. Da sagt' ich ihm: Madame sitzt nachmittags auf der Terrasse, gewöhnlich allein, manchmal auch die Mademoiselle, aber dann ist die Madame nicht grad' gut gelaunt. Und der Jung hätt'n Anliegen!"

Aus dem Torbogen der Ökonomiegebäude heraus ein balgendes Paar. Der Groom stößt den Fund vom Heustock in die Mitte des Hofes. „Da ist er!"

Jäk hat noch den Pferdestriegel in der Hand, klopft damit dem Jungen auf die Schulter und — als wäre der jetzt zum ersten Male im Wallonenland aufgetaucht — sagt: „Der Gilles Förster, Mossieu! Ich kenn'n von Sourbrodt her, wo ich daheim bin. Wir haben den Alten, den Süffer, mehr als einmal nach Mont Righi geschleppt, qwai, Djilles! Und nu ist der Djilles in schlechter Behandlung, dessentwegen möcht' er mit Madame reden."

„Tien! Audienz bei Madame? Willst du eine Rente, eine Statue — dergleichen? — Nein? Nein? Was willst du?"

Da läßt Gilles Kopf und Arme hängen und sagt: „In'n andern Dienst, Mossieu."

„So! In einen andern! In meinen! Man

kennt das. Bei mir faulenzen und desgleichen." Seine Augen rollen zu Jäk, dem Kutscher, und auf den Schnapskrug. In seine laute Stimme läuten Gilles hingestammelte Worte wie ein Armesünderglöckchen.

„In Dienst bei Madame!"

„So!", und nahe bei ihm und leise verwundert: „so!", greift ihn beim Arm, ein Schwung! über die Galerie der Terrasse. Da läßt er ihn stehen. Da soll er warten, bis Madame kommt. Zu Abend bei Tisch erzählt Mimi D'Ysard, der Mont-Righi-Junge amüsiere sie. Er sei wie ein Affe. Man könnte ihn reizen, daß er sich zu Boden werfe und brülle. Und unterstützt Madames Vorschlag, der Junge möge bleiben und sich als Groom einlernen. Nachher fliegt der andere. Monsieur will Schritte tun. Geht zum Alten im Hospiz und klopft ihm mit dem Spazierstock auf die Schulter. Der knickt zusammen in Ehrfurcht. Aye! Aye! Aye! Abgemacht!

Gilles Förster geht im roten Groomröckchen, das eng ist und keine Schöße hat und zwei Reihen blanker Knöpfe. So wünscht es Mimi D'Ysard. So ist er ein Affe. Pavonnet läßt ihn im Dogcart aufsitzen. Es macht ihm Spaß, an Frisquet vorbeizufahren und ihn zu ärgern. Es gefällt ihm auch, daß die Leute hinter ihm hersagen: „So mußt's sein! Der wallonische Jesus und Napoleon!"

Madame hat ein inneres Erfrieren, als sie sieht, was ihn vor Heiterkeit schüttelt und schmeichelt. Soviel Kleines und Niederes, nachdem so Großes in ihm war! Aber Mimi hat ein helles Lachen dafür. Der Frau kommt ein glühendes, zweifelndes Ahnen, daß er unter diesem Gesichtswinkel jetzt — seine Taten mißt! Da hallen die entsetzlichen Gedanken in ihr nach, als falle ein dröhnender Hammerschlag in weite, leere Säle. Dieses Mädchen zerstückelt in

ihm, was sie aufgebaut hat. Und er taucht unbewußt in dieser Kleinarbeit unter. Er geht lachend unter.

Und sie war es einmal, die ihm Gewalt gegeben hatte. Ach, ihre armselige Begeisterung, die der Not entspringt! Nun droht ihr Blendwerk in seiner Notdurft zu versinken. Es war doch nur geliehene Kraft! Er nahm von ihr! Sie nahm von ihrem Gewissen und Gott! Das ist doch Mietlingsarbeit — das ist doch anders als die in uns geborene Kraft. Aber daß Puppenhände daran rütteln, regt einen heftigen Schmerz in ihr auf. Es müßten Männerfäuste sein und der wogende Kampf und der besiegende Sturm. Dann wollte sie still über die Trümmer schreiten und zurück in die siebente Einsamkeit, wo die Menschen wie Statuen gehen, schön und unvergänglich wie Marmorgestalten! Und wie Job singen: Der Herr hat's gegeben. Der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gebenedeit!

Nun haben's Puppenhände genommen! — — — Nein! — — Nun sollen Puppenhände in den Schoß sinken! Das spricht sie am Morgen. Und geht durch den Herbsttag in tiefen Gedanken. Und ist stiller wie sonst. Mimi kommt erst um zehn Uhr zum Frühstück, nachdem sie Madames Friseuse in Anspruch genommen hat. Sie hat eine angenehme Nacht gehabt. Sie hat selig geträumt. Monfort hat ihr Konfekt geschickt. Julien Pavonnet bestellte Eis dazu. Sie aßen auf René Monforts Gesundheit und machten tolle Witze. Madame ließ sagen, man störe durch dieses Lautsein den Unterricht. Es war Schultag. Das Haus voll Kinder. Da wurde das laute Gespräch leise, sehr leise. Wenn Dorine an der Türe horcht, empört sie das Kichern. Sie hat für ein solennes Mittagsmahl zu sorgen. Da schickt sie Gilles, er möge sie am

Schlüsselloch ablösen. Mimi erzählt leise Sachen. Louis Fossard habe Blumen geschickt. Der kleine Ingenieur bloß seine Karte. Der dünne Deutsche! Ob der auch nach Geld heirate? Man müsse sich bei dem wohl auf vier Zimmer und einen Mann, einen so kleinen Mann, beschränken. Wie groß er sein müsse? Ihr Mann! So fragt Julien Pavonnet. Ein Meter neunzig — mindestens! Sagt sie! Und sehr gelassen, sehr selbstverständlich, er: „A peu près wie ich."

„Wäre erst zu messen."

„Messen wir. Hepp!"

Sie springt schon auf. Sie stöbern beide im Nähtisch der Frau nach dem Metermaß. Ein neckisches Spiel! Zu dumm! Zu süß! Patata — und außerordentlich harmlos! Auweh! Eine Nadel im rosigen Fleisch! Ein winziges Blutperlchen zwängt sich heraus. Rosenrot und warm. Und äußerst appetitlich. Wie hingemalt. Sie tut etwas aus Koketterie und Leichtsinn. Aus Flirt. Und was sie jedem Herrn tun würde, dem sie gefallen will. Notabene: Sie will allen Herrn gefallen. Sie hat schon heimlich geweint, wenn einer unempfindlich blieb. Einer, der ihr gleichgiltig war! Grauköpfe waren nie unempfindlich. Und der vor ihr ist — beinahe — ein Graukopf! Sie hält ihm den Finger, der das Blutperlchen balanziert, unter die Augen. Reißt ein wehklagendes Gesichtchen. Urkomisch! Ihr blitzt durch den Kopf, was René Monfort jetzt tun würde. Er würde darum bitten, das kostbare Tröpfchen in seinem Taschentuche auffangen zu dürfen. Und würde das Taschentuch nie mehr waschen lassen, nie mehr! Weiter möchte sie sich fragen — da brennt ein warmer Mund auf ihrem Finger. Saugt ihr Blut auf! Ihre unausgedachte Frage ist beantwortet. Sie will ihre

Hand von ihm befreien. Da drückt er fester. Sein glutvolles Flüstern splittert um sie.

„Der Tiger hat Blut geleckt!“ und eine atemraubende Stille wird. „Nun verlangt der mehr!“

„Geben Sie doch acht!“ raunt sie erschrocken, „man wird mich aus dem Hause weisen!“

„Aus meinem Hause, Mimi?“

„Ich danke dafür, in solchem Falle zwischen Mein und Dein zu stehen. Bewahren Sie Haltung, mein Herr!“

„Warum sagen Sie ‚mein Herr‘? warum nicht wie früher?“

Da bäumt sie langsam den Kopf in den Nacken, schließt halb die Augen, öffnet halb die Lippen, ist halb Engel und halb Dämon und sagt: „Moncheu!“

Und dann ist ein Wirbel um sie, von dem sie nichts mehr zu berichten weiß. Seine Arme pressen sie. Ihre Füße berühren nicht mehr den Boden. Sie ist von ihm emporgehoben, eingeklemmt in seine festen Arme. Er bedeckt ihr Gesicht mit heftigen, zornigen Küssen, verwirrt sie, betäubt sie. Das rauscht wie eine gewaltige Wonne in sie. Sie könnte zerbrechen in seiner Umarmung. Sie möchte zerbrechen! Von brutaler Gewalt zerbrochen werden! Es liegt ein Reiz darin! Aber sie wehrt sich. Sie ist von Angst gejagt! Sie will zu klaren Sinnen kommen. Da läßt er sie schnell niedergleiten, fährt herum nach der Tür. Die ist geöffnet. Gilles steht auf der Schwelle. Seine zitternden Finger zerren an den blanken Knöpfen.

„Das Essen ist angerichtet, Monsieur!“

Der dämpft kaum seinen Zorn.

„Geh' zum Teufel!“

Gilles läuft und läßt die offene Tür. Draußen im Gange Stimmen. Berthe Fossard, die Schulgehilfin, verabschiedet sich von der Frau. Man hört

sie sprechen: „Wenn Laure auch heute nachmittag absagen läßt, schicken Sie nur nach mir."

Dann kommt die Frau langsam und sehr müde durch den Gang. Mimi tritt aus dem Zimmer, faßt sie unterm Arm. „Madame, schicken Sie heute nicht zu Berthe. Verfügen Sie über mich!"

Die Frau sieht in das junge Gesicht. Eine hektische Röte flackert aus ihm. Die Augen lauern fast dreist. Das Haar ist unregelmäßig aus der Stirne gestrichen. So, als sei eine Hand schnell ordnend darüber hingefahren. Die Blicke der Frau gleiten an dem Mädchen hinauf. Tiefe Blicke, von denen man nicht weiß, was sie erraten. Sagt in ruhiger Entschiedenheit und ohne Härte und fast wohlwollend: „Es dürfte wohl nicht der Mühe wert sein."

Der Mann kommt hinter ihnen mit selbstbewußtem, schwerem Auftreten.

„Immerhin kannst du Hilfe annehmen, wo immer und wie lange sie sich dir bietet," sagt er. Es liegt in seiner Stimme ein Ton zum Streiten. Da nimmt sie am Eßtische Platz und erwidert nichts. Er tritt nicht ein, stapft in die Küche und ruft nach Gilles. Mit ihm geht er zu den Stallungen hinüber. Schließt das Remisentor hinter sich. Gilles steht eingeschüchtert vor ihm, drückt die Arme krampfhaft gegen die schmale Brust. Er denkt, daß er nun ermordet wird. Aber Pavonnet spricht freundlich: „Du hast Madame natürlich sehr lieb? — Glotze mich nicht an, antworte!"

Der schluckt, würgt und kann nur nicken.

„Nun denn, du wirst Madame Leid machen, wenn du darüber sprichst, was — hier im Hause geschieht! Sie wird dann aus dem Hause gehen! Für immer! Merke dir das! Na du! Hast du verstanden? Du darfst nicht sagen, was du gesehen hast!"

„Nein, Monsieur!“ stottert der. Seine kleinen Augen wirren erschrocken. Pavonnet geht, dreht sich am Tore wieder um.

„Kein Wort! Weil du Madame lieb hast!“ Geht und ist voll zorniger Scham. Er hat sich in die Hand dieses Knaben gegeben! Herrgott! Ist er blind, taub und toll? Am Tische gibt er auf Mimis Schwatzen grobe Antworten. Bis sie ihr Besteck in den Teller wirft und aufschluchzt. Da scharrt er den Stuhl zurück und geht verdüstert hinaus.

Dorines Ruf nach Gilles gellt aus der Küche. Der steht noch mitten in der Remise. Schmalbrüstig und zusammengekrampft. Die Knie zittern ihm noch. Er ist altklug. Er begreift. Er liebt Madame. O, er liebt sie! Monsieur sprach gut mit ihm. Er prügelte nicht. Aber seine Augen! Da vergißt Gilles die guten Worte und hat eine entsetzliche Angst. Und eine abgöttische Liebe zu Madame! Man soll ihr kein Leid machen! O, schöne Madame! Und hat einen bohrenden Haß gegen Mademoiselle. Und hat Liebe und Furcht und Haß! Das jagt in ihm. Er ist scheu und frech. In ihm ist alles zusammengeworfen. Er hat in der Unordnung keinen Halt mehr. Aber Madame darf nicht aus dem Hause! Seine Madame! Seine heilige Frau! Sie hatte ihm über den roten Kopf gestrichen. Die Hand war warm. Wenn sie aus dem Hause geht, muß er auch gehen. Das wäre schad'. Die Ställe sind hier wie Häuser; schöne rote Backsteinhäuser, weiße Rippen darin. Und die halben Stallwände mit Mettlacher Steinen. Fein! O, Madame muß bleiben! Er ballt die Fäuste. Er schüttelt sie. So ist Liebe, Haß und Furcht in ihm. Dann hört er Dorines Ruf. Sie gibt ihm Briefe, die er der Herrschaft hineintragen muß. Als er im Eßzimmer Monsieur nicht sieht,

zögert er an der Tür. Die Frau schwenkt die Hand herüber, nimmt ihm die Briefe. Wenn er Madame sieht, möcht' er in Ehrfurcht stehen bleiben, bis sie ihn fortschickt. Sie greift in die Konfektschale und stopft ihm die Hand voll Dessert. Dann sieht er noch, daß sie Mademoiselle einen Brief reicht. Und schleicht hinaus. Mimi überfliegt das Schreiben. Wirft ab und zu eine Bemerkung hin. Ihr Vater komme zur Hubertusjagd. Man wolle in den Wäldern von Grand Halleux jagen. Er verabrede mit ihr eine Zusammenkunft in Stavelot. Sehnsucht und so weiter. Seine kleine Frau sehe einem Ereignis entgegen, sei sehr reizbar. Darum sei es gut, wenn Mimi noch fernbleibe, bis das Kind da sei. Er aber müsse seine Tochter sehen. Sehnsucht und so weiter. „Langweilig," sagt Mimi, den Brief hinwerfend, „der petit père wird sentimental. Mag ich nicht! Wenn er jetzt wieder Vater wird, ist's mir noch unerträglicher. Der alte Mann. Aber ich werde doch hingehen."

Mit einem Neigen gegen Madame verläßt sie das Zimmer, um zu schlafen. An der Türe läßt sie Dorine mit der Tablette an sich vorüber. Die Alte will abräumen, stellt die Tablette auf den Tisch. Aber sie räumt nicht. Sie stützt die welken Hände auf die Tischkante. Die dicken Adern quellen darauf. Die Frau sieht erstaunt auf. Da fragt die Alte: „Soll das jetzt immer so sein?" und als die Frau noch größeres Erstaunen zeigt, „bleibt sie denn noch immer?"

„Wie kannst du nun wieder reden, Dorine!"

„Madame, ich wollt', ich könnt' mal frei von der Leber reden."

„Tue das lieber nicht."

Da schachtelt die Alte das Geschirr aufeinander, eine Zeitlang schweigend. Dann steht sie wieder, und ihre Hände ruhen. Eintönig spricht sie: „Ich hab'

Madame zur Schul' gebracht. Da hatte Madame noch den Zopf. Und ich hab' am Altar gestanden und das Brautbukett gehalten. Seitdem hab' ich viel gesehen und durfte immer frei heraus meine Meinung sagen. Warum jetzt nicht mehr?"

Da steht die Frau auf und stellt sich in die Vorhänge der Terrassentür. Von dort her hallen ihre Worte schwer und leise:

„Was hättest du zu sagen?"

Der alte weiße Haubenkopf beugt zur Brust herab. Die Stimme wird weinerlich.

„Mein' Madame sitzt jetzt allein. Warum lassen sie mein' Madam allein sitzen? Auf die Liebe Gottes schwör' ich's, man weiß nicht mehr, wer hier im Hause Gast ist und wer Herrin. Meine alten Augen möcht' ich in Ewigkeit zumachen, um das nicht mehr mit anzusehen!"

Aus den Vorhängen ein stiller Protest: „Deine alten Augen trügen!"

Dorine schurpt herum, schüttelt die emporgehobenen, gefalteten Hände. Ihre Stimme schwillt an: „Madame! Wenn Sie doch nur *sehen* wollten! Binamé bon diu! Sehen Sie der Mimi mal ins Gesicht, wenn die mit dem Kopf nickert und geht, wie jetzt eben! Da hab' ich gestanden, da an der Tür! Und ich sehe das! Das Dingsda! Das wir quasi aus Gnad' und Barmherzigkeit im Hause behalten! Das läßt Madame alleine sitzen und hat ein Kopfnicken für Sie —! Man kann konfus darin werden, wer jetzt eigentlich hier im Hause Herrin und wer — *überflüssig* ist! —"

„Dorine! Nicht weiter!" Die Vorhänge rauschen. Da räumt die Alte am Tische weiter, wortlos und stumm und verärgert. Hebt dann die Tablette auf den Arm und will hinaus. Die Frau tritt aus den

Vorhängen und öffnet ihr. Ihr hochwogender Atem schluckt fast ihre leisen, erstickten Worte ein. Sie sagt:

„Dorine, wenn wir Freunde bleiben sollen — sprich nie wieder darüber!" Die Hausklingel schrillt in ihr Sprechen. Gilles eilt vorüber und öffnet. Ein Polizeidiener will Erhebungen darüber anstellen, wieviel schulpflichtige Kinder die Privatschule besuchen. Es sind Klagen der Lehrpersonen über Arbeitsüberbürdung der Schüler eingelaufen, über mangelhafte Ausführung des Schulpensums und dies und das. Auch Zuschriften wegen wallonischer Agitation in dieser Schule, Widerstand gegen Realisierung des Staatszweckes. Gerüchte laufen durch die Stadt. Übertriebene Gerüchte! Die kleinen Kaufleute sagen: „Man verschlägt sich die deutsche Kundschaft!" und halten ihre Kinder zurück. Die Privatschule sinkt auf die Schülerinnenzahl 24. Diese tragen eine Äußerung Mademoiselle Mimis mit heim: Über ein Jahr oder zwei kommt ihr in belgische Schulen! Darum lernt das Deutsche nur so, um es bald wieder zu vergessen!

Da erging von der Behörde die Aufforderung, die Privatschule zu schließen. Mimi hatte ein Inquisitorium zu bestehen. Sie redet sich fieberhaft damit heraus, daß sie nur an den Plan betr. Gebietsaustausches angeknüpft habe, quasi der Tatsache vorausgeeilt sei, Möglichkeiten gestellt habe — dergleichen. Frau Germaine hatte hochrote Wangen.

„Wie dem auch sei, unser Werk ist vernichtet."

Pavonnet fühlt den unausgesprochenen Vorwurf für Mimi heraus, sagt schnell: „Mimi hat mir einen Dienst erwiesen. Meine Sache ist wieder im Munde der Leute. Ohne sie wäre das doch in Vergessenheit gekommen!" Ohne sie! Nun weiß die Frau, daß sie eine Statue ist, und daß man sie in Stücke geschlagen hat, um ein Götzenbild an ihre Stelle zu setzen. Und

Pavonnet würfelt noch ein paar Worte im Vorübergehen über die Schulter: „Ich werde Mimi im Dogcart mit zu den Jagden nehmen. In Stavelot trifft sie dann mit ihrem Vater zusammen."

Da geht die Frau ihm nach. Im Vorzimmer zu seinem Bureau bittet sie ihn zu bleiben. Während sie spricht, geht er ein und aus, hantiert im Bureau an seinen Flinten, ist sehr ungeduldig und sehr in Hast. Sie sagt: „Du hast dir die Bestimmung darüber vorbehalten, wann Mimi unser Haus verlassen kann. Ich möchte fragen: Hältst du sie jetzt für heil?"

„Wie du gastfreundlich bist! Parbleu! In der Höhle des Löwen wär's länger auszuhalten."

„Da du Mimi zu ihrem Vater bringst, ist Gelegenheit gegeben, sie dahin zurückkehren zu lassen, wohin ein Kind gehört: ins Elternhaus!"

Das sind wohlgereihte Sätze, wohldurchdacht und so, als müßte aus den schweren Silben die weiche Frauenseele herauswinken. Es tut ihr leid um die Menschen, die sie kränken muß. Aber der Mensch vor ihr sprüht ihr sein Leid ins Gesicht.

„Also par tout pris aus dem Hause! Warum?"

„Lieber, es — muß doch sein!" Ihre Qual stößt in die Stimme. Er bändigt kaum seine geheime Wut.

„Erkläre mir, warum das sein muß!"

Da sieht sie ihn an mit Blicken tiefer Not. „Das soll ich erklären?"

„Ich warte!"

Sie begreift das nicht. Sie sind doch keine Feinde. Und dann drängt doch wieder durch das Staket ihrer wohlgezirkelten Sätze ihre allerbarmende Seele. Wirft die herausgequälte Förmlichkeit über den Haufen. Ihre leichtbebende Hand gleitet über seinen Arm.

„Besinne dich doch; ich bin's! Hat deine Frau

im Hause nicht so viel Recht, daß sie fragen darf, was die Fremde zwischen uns will?" Da glaubt er von ihrer „Herzlosigkeit" abgestoßen zu sein. Sagt beißend und bitter:

„So ist euere Art, ihr Gottgefälligen! Der liebe Nächste friert an eurer Herzenskälte. Mimi macht sich hier im Hause angenehm und nützlich — ah! Das dumme Ding! Ist und bleibt doch die Fremde!" Ihre Hand auf seinem Arm wird schwerer, wie eine sinkende Last. Er spürt den Druck schmerzhaft. Sie sagt mit erloschener Stimme:

„Ist denn nicht alles, was zwischen uns von außen kommt, uns fremd? Sind wir denn nicht so ganz eins, daß wir uns selbst genug sind? Wir zwei Eheleute!" Nun lacht er laut auf.

„Parbleu, du hast Kühnheit, mich jetzt daran zu erinnern. Wir zwei Eheleute sind zwei gute Kameraden — weiter nichts! Hörst du, weiter nichts!" Sie schaut ihn an wie einen hohen, himmelanstrebenden schlanken Bau, den man stürzen sieht.

„Du dachtest doch einmal — größer!"

„Man kann lange Zeit hungern und die Welt darüber täuschen, daß der Mensch Nahrung braucht. Es gibt Hungerkünstler, die zweiundzwanzig Tage diese Täuschung hinziehen. Ich bin ein solcher Hungerkünstler gewesen; darauf bautest du, daß ich nun zeitlebens so aushalte. Deine Rechnung hatte keinen Sinn, darum war sie falsch!"

„Meine Rechnung war, dich groß zu wissen! Es ist wahrhaftig nicht des Lebens wert, nur den ordinären Hunger zu stillen! Wenn du aber bloß leben willst, um nicht zu hungern —."

„Verdammt sei alles andere!"

„Nein, nein! so bist du nicht! Guter Gott! sei doch wie du bist!"

„So bin ich immer gewesen! Du hast anderes sehen wollen!“

„Nein!“

„Was weißt du von mir?“

„Alles, Lieber! Ich habe dich ausgeschöpft. Ich habe keine brache Kraft in dir gelassen!“

„Nein, sage ich! Du hast den Menschen ganz und voll und unausgeschöpft in mir gelassen! Es war eine Dressur zum Hungerkünstler! Aber es ist nicht gekommen, wie du dachtest. Die Natur hat auf den Hunger das notwendige und natürliche Gefühl folgen lassen, das uns alle umwirft. Die Gier! Jetzt sättige mich, wenn du kannst!“ Er schüttelt sie so heftig, daß ihr laut der Atem herausstößt. Seine unartikulierten Schreie gellen in seine Worte: „Du! sättige mich, Statuendame! O Statuendame! O du von Gips und Marmor! Du hast mich in die elende Gier hineingehungert! Nun gehst du und kannst mich nicht sättigen! Habe ich ein Weib im Hause? Nein, eine schöne Statue! Ich darf beten und selig werden!“ und in matter, eisiger Ruhe: „Ach geh', du — Statuendame!“

Er läßt von ihr ab. Sie stehen steil und unbeweglich. Sie ist bis in die Lippen hinein weiß. Sie wird auch so stehen und stille halten, wenn er sie schlägt. Alle Erregung ist aus ihr. Wenn ihr Herz nicht stoßweise ging, wüßte sie nicht, wie rauh er sie geschüttelt, innen und außen! Ihre Worte fallen leise und klar: „Und glaubst du, daß Mimi dir geben kann, wonach du neben deiner Statue im Hause gehungert hast?“

„Liebe, du bist eifersüchtig!“

Ihre Augen flackern weit und entsetzt auf. Was sprach er da? Heiß quillt ihr die Röte ins Gesicht. Guter Gott! Was sprach er? Ihr Vertrauen in ihn

war so stark geworden! Sie konnte glauben und billigen, daß dieses Mädchen eine Lücke in seinem Leben ausfüllte, daß es ihm notwendig und erfrischend war. Auch, daß sein Weib ihm so leichte, tändelhafte Ware nicht bieten konnte! Sie gönnte ihm das, weil ihre Liebe nicht kleinlich war. Sie hätte ihm dieses Spielwerk lassen mögen! Wenn nicht von den Menschen aus eine Furcht in sie gekommen wäre! Und nun steht er vor ihr: Du bist eifersüchtig! — Da hat er sie sehend gemacht! Da wird ihr, als habe sie das immer gewußt. Und ihre Seele schreit. Sie hat harte Worte. „Wenn das ist, hat deine Frau ein Recht, ihr Haus — sauber zu halten!"

„Mein Haus wie das deine!"

„So haben wir beide das Recht und die Pflicht. Wir brauchen daher nicht zu streiten, sondern sind der gleichen Auffassung: sie geht!"

„Sie bleibt! Sie soll keiner eifersüchtigen Frau weichen!"

„Sie wird der Konsequenz weichen, daß — wo zwei Eheleute um ein Drittes in Unfrieden kommen, das Dritte weichen muß!"

„Hüte dich, sie fortzuschicken!"

„Guter Gott! Weißt du, was du sagst? Sie muß ja gehen! Du zeigst mir, wie hohe Zeit es ist!"

Da bricht er in gellendes Hohngelächter aus, stampft, rast durch das Zimmer. Die ausbrechende Wut bringt ihn um alle Fassung.

„Ah, charmant! Ah, Madame verdächtigt mich! Madame beschimpft ihren Mann! Macht ihren Mann schlecht! Ah, Madame, du bist niederträchtig, du bist gemein! Pfui!" Er stößt zwischen den Möbeln durch. Ein Stuhl poltert zu Boden. Sie geht hinter ihm händeringend. Sie beschwört ihn. Er ist blind, taub, tobend: „Stelle dich auf den Markt und schreie aus,

wie schlecht dein Mann ist! Lasse Messen für ihn lesen! Verdamme ihn! Verlästere ihn! Der Teufel wird kommen und ihn holen! Der Teufel hat ihn schon. Herrgott! Erlöse sie von dem Teufel! Ja, ja! Ja!! Ich will dich erlösen! Ah, warte du! das Biech schießt sich ein Loch ins Gehirn. Voila!" Er rennt gegen die Bureautür, stößt sie auf, will sie hinter sich schließen. Da fliegt sie herbei, klemmt sich ein, bäumt mit der wahnsinnigen Kraft ihres starken Körpers dagegen. Er drängt sie keuchend. Sie ringen. Und kein Laut, und nur dumpfes, verzweifeltes Achzen! Sie steht eingeklemmt und weicht nicht! Sie wird sich zerquetschen lassen und weicht nicht. Wenn sie zermalmt ist, greift er über ihre Leiche hin zur Mordwaffe! Aber erst über ihre Leiche! Sie beißt die Zähne aufeinander und würgt die dumpfen Schreie hinunter und wird sich zerquetschen lassen. In verbissener Wucht wirft er sich von innen gegen die Tür, sie splittert, knarrt. Die harte Kante preßt ihr die Fülle ihres Körpers. So könnte sie entzweigeschnitten werden! Er ist wahnsinnig. Er wird's tun! Ach Gott! Wenn ein Mann im Wahnsinn ist! Da schreit sie auf. Ein schrilles Herausstoßen ihrer grenzenlosen Verzweiflung: „Dorine! Dorine!! Zu Hilfe!"

Schwarze Flore wehen vor ihrem Blicke. Sie schließt die Augen. Seine Hand krampft sich um ihre Schulter. So will er sie herausstoßen. Und sein Keuchen: „Jetzt gibt's ein Ende!" Ein Luftzug fährt herein. Ohne Schrei, ohne Lärm eilt die Alte herein. Mit schlotternden Knien zu Hilfe! Ihre dürren, welken Arme zwängen durch die Spalte, reißen seine Hand herunter. Ihr Zischen schießt in seine stumme, blinde Wut: „Sehen Sie denn nicht — Sie machen sie tot!"

Da sinken seine Arme, fallen wie Hölzer gegen

den Körper. Er steht, starrt. Die Frau liegt am Türpfosten, kaum aufrecht gehalten durch die Alte. Er reißt die Tür auf, stürmt wie ein Rasender davon. Die Frau macht eine Armbewegung nach ihm. Ihre Augen flehen Dorine an: „Ihm nach! Ihm nach!“ Aus dem verrunzelten Munde der Alten ein hartes Knodern: „Lassen Sie ihn laufen! Je weiter er läuft — desto besser!“ Und führt die Frau zum Schreibtischsessel. Die sagt, man möge sie allein lassen. Dorine hat ein Zögern. Sie meint, wenn sie da in der Ecke hocken blieb, ganz still und nur für alle Fälle bei ihrer Madame. Die ringt nur wortlos die Hände. Ein stummes Flehen und Beschwören! Da geht die Alte, holt die Flinten von der Wand herunter und behutsam mit sich. Klinkt die Türe hinter sich ein. Atemraubende Stille. Nun möchte die Frau hinter der Alten herrufen: Bleibe bei mir in meiner Verlassenheit!

Die Welt schreitet leise und rücksichtsvoll um sie. Sie hört nichts von der Welt. Aber draußen, nicht einmal weit von ihr, werden die Menschen lachen und freundliche Dinge erzählen. Wie ist das möglich? Sie drückt die Finger an die Augen und weint leise und herzlich. Sie weint sich ihre erschütterte Seele ruhig. Und in ihr steht ein Erwarten, daß irgendein Mensch auf der Welt wäre, der zu ihr in ihre wehe Einsamkeit käme, um ihr maßloses Leid zu hören. Es könnte ein Toter sein! So wie Tote kommen und unser Vertrauen haben! Und man hat dann keine Reue, daß Tote es wissen. Sie denkt an ihre gestorbene Mutter . . . . Nein! Auch da wird die stolze Scham einer Frau verschlossenen Herzens sein.

Ein kaum hörbares Knarren an der Tür. Sachte wird die Klinke niedergedrückt. Eine kleine Spalte. Die halbe Seite eines Gesichtchens darin.

„Süße Madame, es ist so furchtbar still unten. Kommen Sie noch nicht?"

Die Frau kann in der Spalte nicht bemerken, ob dieses Gesicht Erschrecken zeigt, daß sie hier sitzt und nicht — — Nein! Nein! Nicht solche Gedanken! Wenn sie jetzt aufsteht und dieses Gesicht züchtigt, daß es seine dreiste kindliche Frechheit verliert, wer könnte es ihr, der Gezüchtigten, verübeln? Sie wird das nie tun. Es ist keine Brutalität und keine Gemeinheit in ihr. Sie kann dieses Mädchen gehen heißen. Sie kann das in Zorn und Mitleid! Und tiefen Schmerz empfinden, daß die Menschen lieber erst der Brutalität und Gemeinheit weichen. Dieses Mädchen wird in seiner kindlichen, frechen Süße bleiben — auch nach der Brutalität und Gemeinheit! So sehr die Noblesse ihres Innern sich dagegen sträubt, sie kann keine Antwort geben. Steht auf und tritt schweigend ans Fenster. Und Mimi, immer noch in der Tür: „Der Kutscher weiß noch nichts von unserer Fahrt morgen nach Stavelot. Monchen wird's doch nicht vergessen?"

Da erwidert sie gepreßt: „Wenn mein Mann nicht zurück ist, wird die Fahrt wohl unterbleiben müssen."

„Si! Er wird kommen!"

Die Frau wendet sich langsam nach ihr. Das Puppengesicht beugt herein. Es steht voll Triumph. Er wird kommen. Sie weiß das bestimmt. Sie hat die Macht über ihn. Da gibt es nur einen Ausweg: Macht gegen Macht! Zwei Gewalten! Eine nur kann siegen! Und sie wird die Besiegte sein! Das leuchtet wie ein Blitzstrahl in sie. Und zündet. Sie will mit diesem Mädchen einen stummen, verzweifelten, tödlichen Kampf wagen! — Da wallt schon die heiße Scham in sie. Ist sie so tief gestellt? Das

Weib konkurriert mit dem Weibchen! Schmachvoll! Ihre Seele zittert. Dieses Mädchen führt nicht Geist und Ideale in den Kampf. Es hat nur seine süße Dämonie und sein aufreizendes Locken. So wird sie, das Weib, mit ihrer vollerblühten Schönheit zum Manne gehen müssen! Menschenware nach Gewicht! Ah pfui! O Schmach! O, was will sie denn noch? Nachdem sie mit ihrem Geist und ihren Idealen beim Manne bankerott wurde! Nun wird ihre Stimme voll schneidender Härte:

„Ich wünsche nicht, daß Sie ungerufen zu mir kommen!“ Das Gesicht verschwindet. Sie hat noch sein Zucken gesehen. Das war Haß. Im Nebenzimmer die dumpfen, plumpsenden Tritte Dorines. Sie spricht, als wäre nichts geschehen, worüber sie jemals den alten Kopf verloren hätte.

„Madame, drunten sind einige Frés.“

Atemlos und schnell: „Der Herr ist nicht da. Sage ihnen das.“

„Es ist ihnen ebenso recht, wenn sie Madame sprechen können.“

Grausame Forderung des Lebens! Sie wird die Trümmer ihrer Seele zusammensuchen und stark sein und hinuntergehen müssen. Sie folgt fast instinktiv der vorangehenden Alten. Ihre Gedanken zerflattern. Die Erregung pulst in ihr und wirft sie fast um. Vor der Tür, dahinter die Frés warten, muß sie stehen bleiben. Und lang aufatmend ein furchtbares Erlebnis hinter sich lassen! Die Männer stehen auf, begrüßen sie. Ein Alter und Aufrechter, Gustav Xhayet; ein Junger, Fré Querin; ein Jüngster, „Voltaire“. Es hat jeder sein Anliegen zu sagen.

Gustav Xhayet:

„Madame, drei Vertreter verschiedenen Standes, verschiedenen Alters erlauben sich Ihnen vorzustellen.

Die Sache ist dringend. Übermitteln Sie Fré Amák unsere Mitteilungen, sagen Sie ihm, daß wir sein Zögern nicht verstehen. Enfin, daß das wallonische Volk gesonnen ist, die letzten Konsequenzen eines positiven Widerstandes zu tragen. Die letzten! Die Aristokratie wird geschlossen hinter ihm stehen. Nach mir wird Fré Quérin sprechen."

Die Frau erwidert: „So viel ich weiß, werden die Gerber nicht geschlossen für den Plan Fré Amáks sein."

Die Männer horchen auf. Aus der Stimme klingen geweinte Tränen. Sie sehen die Frau an und meinen, sie leidet. Xhayet fügt erläuternd hinzu: „Wohl außer einigen, die für ihre Leder in der Mehrheit deutsche Konsumenten haben." Die Frau nickt: „Fré Quérin wollte sprechen."

Fré Quérin: „Der Pastor sortiert schon die Kinder für den Kommunionunterricht. Adonc (und dann), er meint, mit dem französischen Katechismus müßt' es jetzt hapern. Die Kinder haben keine Nachhilfe mehr, und die Heilswahrheiten sind schwer. Adonc, er will das nicht probieren, das mit dem Französischen allein. Der Kommunionunterricht sei eine zu wichtige Sache. Adonc, er sagt den Kindern, sie könnten sich melden, wer den Katechismus deutsch lernen wolle und wer französisch. Es sei ihm gleich, ihm komme es — wie gesagt — nur auf die Heilswahrheiten an. Uns' Kinder wollen nun zumeist den deutschen Katechismus lernen, denn sie sagen: Dann können wir's allein machen! Da brauchen wir uns' Eltern nicht! Adonc, es gibt auch viele Eltern, die sagen: Was sollen wir uns mit Schulaufgaben placken? In Herrgottsnamen mögen sie deutsch lernen! — Nach mir soll der ‚Voltaire' reden." ‚Voltaire' —: „Madame, die Mehrheit unseres Volkes ist

aber der Meinung, daß das große Schande wär' und daß da der Frö Rmâk helfen müßte! Der Dokteur hat eine Weissagung gemacht, die jetzt schon anfängt sich zu erfüllen. Was soll werden, wenn nun auch die Kirche gegen uns ist und mit unsern Widersachern geht? Der Curé muß gezwungen werden, seine Anordnung rückgängig zu machen. Er muß wissen, daß seine Pfarrkinder nicht mehr zur Kirche kommen, wenn er das Deutsche auch dort einführen will. Der Staat kann uns zwingen, die Kirche nicht!"

„Junger Mann," sagt die Frau beunruhigt und erschreckt, „Sie sind sehr eifrig. Sie dürfen aber den Kampf nicht in die Kirche tragen. Der Herr Curé wird keine Staatsgeschäfte besorgen. Wenn er sich zu solchen Maßregeln gezwungen sieht, befindet er sich in einer Notlage. Er als Seelsorger wird durch eine Notwendigkeit zu diesem Schritte veranlaßt. Es ist die natürliche Folge aus der Regierungsorder. Wolle Gott, die einzige! Es muß Sache des wallonischen Volkes sein, dem Herrn Curé Garantien zu bieten, daß die Kinder dem französischen Unterrichte zu folgen vermögen."

Und Xhayet im rasselnden Brustton: „Wie lange könnte er das? Die Zeit wird kommen, daß es auch den Eltern schwer wird, die französische Sprache zu lesen. Dann fällt die letzte Hilfe für ihre Kinder. Es wird unzweifelhaft dazu kommen, was der Dokteur in seinem Artikel klargelegt hat. Die Augen sind uns geöffnet. Die Sympathien für einen Gebietsaustausch zwischen Deutschland und Belgien steigen. Frö Rmâk kann nicht mehr zurück. Also vorwärts!"

„Meine Herren, Sie werden Frö Rmâk nicht vergebens rufen!"

Und dann steht sie in dem leergewordenen Zimmer. Kommt zum Bewußtsein. Was hat sie ver-

sprochen? Ging das nicht über ihre Kraft? Sie hat sich in einen Riesenkampf gestellt. Und ihr Mut wankt schon! Was sie versprochen hat, muß sie halten. Da hilft kein Wanken. Aber um sie wächst alles so riesengroß. Sie geht zwischen dem in dem Bewußtsein, daß sie davon zerschmettert wird. In dem leeren Zimmer steht sie lange. Es sucht niemand nach ihr. Da geht sie, um jemand zu suchen, irgendeinen Menschen! Die Verlassenheit zermalmt sie. Trotz der feuchten Kälte tritt sie auf die Terrasse. Da hört sie ihres Mannes Stimme in dem Ökonomiegebäude. Er sagt dem Kutscher, daß er morgen in der Frühe mit dem Dogcart vorzufahren habe. Mimi hatte recht. Er war gekommen und dachte daran. Es stößt ihr bitterheiß zum Herzen. Nun weiß sie, wie sie diesen Mann trotz allem liebt! Mit ihrer guten, tiefen, starken Liebe! Sie steht hinter dem Efeu und wartet auf ihn. Als er die Treppe heraufstapft, sieht er sie und will weiter. Ihr Anruf läßt ihn steil stehen. Abwartend. Er sieht an ihr vorüber ins Haus. Ihrem Blick ist sein scharfes Profil zugewandt. Ein schöner Tyrannenkopf! Das kurzgewellte Haar strafft um den festen Nacken. Als sie spricht, kämpft sie noch um ihre Ruhe. Sie bringt ihm die Botschaft der Frés. Da weicht von ihm die Starrheit. Er blickt in Nachsinnen. Sie beobachtet ihn in der tiefsten Unruhe ihres Herzens. Plötzlich wendet er sich zu ihr. Sieht sie an.

„Wenn ich mich jetzt für die Sache engagiere, werde ich sie ausführen bis zu den letzten Konsequenzen! Ohne Pardon! Ich müßte in Stücke gehen, ehe ich weiche!"

Sie erwidert klar und fest: „Ich habe den Frés gesagt: Fré Amâk wird sich nicht vergebens rufen lassen!"

„Bien! Nach den Jagden reise ich zum Prinzen."

Ihre Augen treffen auf die seinen. Darin steht kein Wanken und Schwanken mehr. Er wird reisen. Er sprach's wie einen Schwur. Nun könnte er ins Haus gehen. Sie haben sich nichts mehr zu sagen. Er steht und wird gehalten. Seine grellen Augen haften an ihrem Gesichte, ihrer Stirne. Da ist dicht an ihrem Haare ein in die Haut eingedrückter Streifen. Ein Tropfen getrockneten Blutes daran. Die Eindrücke der Türkante. In die feine, sanfte Durchsichtigkeit ihrer Haut schlug er die Narbe. In die edlen Linien dieses Gesichtes sein Schandmal. In seinen Atem jagen die Herzschläge. Er möchte sich zertrümmern. Er wird zu ihr hingestoßen. Da steht er! Nimmt ihren Kopf zwischen seine Hände, bedächtig und sanft und fast mit Rührung. Drückt die Lippen auf die Narbe. Tief und heiser quälen sich ihm ein paar Worte heraus.

„Wenn ich brutal werde, Frau, dann gehe von mir! Ich kann mir und dir nicht helfen!"

Nun weiß sie nicht, was über sie kommt. Sie weiß nur, daß sie das sagen muß: „Lieber, die Statue in deinem Hause soll lebendig werden!"

Das wird ein Lebenswerk. Und ob zur Verdammung oder Erlösung. Mag der Himmel ihr helfen! Sie gibt ihre Gewissensruhe preis und geht zum Manne! Sie kommt und opfert! Und auf dem bräutlichen Altar flammen die abgeschwehlten Liebeskerzen wieder auf. Die Myrten blühen. Gold und Purpur leuchtet. Und sie kommt und opfert! Auf Lotosblättern ihre blühende Schönheit! Auf goldenen Schalen ihre weiche Frauenhoheit! Und in schimmernden Tränen den Schmelz ihrer Reinheit! Und heuchelt frohe Hingabe. Wie so der Frauen unendlich viele sind! Zur geheuchelten Leidenschaft drängt sie die

Furcht, ihres Mannes Liebe zu verlieren. Und der Mann wird nie wissen, ob sein Weib nicht freudig kommt!

Und Madame schlägt die Konkurrenz! Das feingliederige Wesen mit der süßen Dämonie, mit dem aufreizenden Gesichtchen, das so kleine Züge hat, steht in der Baisse. Hie das Weib! Vestalin und Weib! Die dunstige Schwüle der Brunst verkocht um sie! Die Sinnenseligkeit lodert! Und eine schöne, läuternde Flamme brennt! Sie wird nicht zugrunde gehen an dem Manne! Hie das Weib! Vestalin und Weib. Das Weib in der Baisse. Du lieber Gott! Und im Grunde genommen doch vielleicht nur ein Börsenschwindel!

Julien Pavonnet hatte gesagt: „René Monfort wird die Jagden mitmachen. Er hat am Taubenstand eine japanische Vase gewonnen. Nun glaubt er schießen zu können. Oder — glaubt er's nicht?" Sein Blick rollt zu Mimi. Der ihre begegnet ihm herausfordernd.

„Er glaubt's nicht, Sie nicht, ich nicht! Es kann aber Moncheu nur angenehm sein, wenn jemand da ist, der nicht schießt und sich ein wenig um mich kümmert. Wir werden aufeinander angewiesen sein, der gute René und ich. Papa sagt, ein Schuß habe für ihn mehr Interesse als ein Kuß. Der petit Papa hat aber immer gern geküßt! Eh bien, eh bien! wenn René Monforts Interesse —"

„Er wird jedenfalls das umgekehrte Interesse haben!" wirft er hart und spöttisch ein. Und sie in weichem Schmollen und mit sehr sprechenden Augen: „Moncheu kann es nur angenehm sein. Da Moncheu nicht das umgekehrte Interesse hat! genau wie der petit Papa!"

Da war die Frau aufgestanden und holte im

Nebenzimmer ihr Nähkästchen. Die Wortspiele, die dem Nebensitzenden einen tieferen Sinn verdecken, sind ihr zuwider. Pavonnet beugt über den Tisch zu dem Mädchen. Sein Gesicht ist steinhart. „Was wollen Sie nur, Sie Kröte? Glauben Sie denn, daß ich ein Interesse daran habe, Ihre Berechnungen zu zerstören?"

Sie lächelt. Die Frau kehrt zurück. Man hat einen Brief an sie abgegeben. Als sie ihn gelesen hat, legt sie ihn auf den Tisch, die Hand darauf. Sie sagt etwas beklommen: „Therese Rochefleur schreibt wegen der Votivtafel. Sie ist fertig — bis auf die Inschrift. Sie hat aus der Lauretanischen Litanei die Bitte gewählt: ‚Salus infirmorum, ora pro nobis!' mit dem Zusatze: ‚Danksagung für gute Heilung. Die Mutter der Kranken beschütze die Familie B.' — Also Blumenstein! Rochefleur ist wieder Blumenstein geworden."

Pavonnet antwortet nicht gleich. Er streicht liebevoll seinen Spitzbart. Die Falte in seinen Mundwinkeln vertieft sich. Und in schwerer Betonung: „Sieh 'mal, wie frummb! Der Cyklop! Der Porphyrmensch! Du wirst ihm Thoussaints Handlexikon zuschicken mit der Bitte, sein deutsches Gebet zu übersetzen."

Sie erwidert in zuversichtlicher Ruhe: „Er wird einsehen, daß sich das nicht machen läßt. In einer Litanei kann man nicht in drei Sprachen reden. Die Bitten lateinisch, die Danksagungen französisch. Und nur eine einzige deutsch! Es tut mir so leid. Es wird nicht gehen." Und Madame schrieb einen lieben, schönen Brief und dachte: Sie werden es einsehen! Damit schloß ein Tag voll schwerer Geschehnisse. —

Mimi D'Ysard kommt in Wonne heim. René fragte, ob sie auf ihn warten wolle? O ja, ein Jahr!

Sie wollten sich treffen an der Krankenkapelle, am Pouhon, auf der Promenade nach Bellevue. O ja! Zufällig — selbstverständlich! Und frech und frank jedes Einverständnis ableugnen. O ja! O ja! Weil doch noch erst ein Jahr vergehen muß! Und er fragt Frisquet, ob in einem Jahre schon ein merklicher Fortschritt in der Fabrik zu bemerken sei? — Die Antwort: Wenn nur kein Rückschritt! Das wäre schon etwas. Mimi hat den Dogcart kutschiert. Sie macht das jetzt öfter. Und sehr geschickt und sehr stramm! Die Zügel mit halbhoch gestellten Armen gerafft. Der Engländer aus Ligneuville versteht das. Der weiß schöne Damenhände nach dem Zügel zu stellen. Er war mit seinen Damen bei den Jagden. Die haben in Grand Halleux hineingeschossen, daß es in den Waldgründen hallerte. Forsche Damen! Sekt getrunken und die Herren mit Pfropfen bombardiert. Und so derlei! Wie gesagt, charmante Damen. Julien Pavonnet tritt seine Reise nach Berlin zum Reichstagsprinzen an. In aller Stille, aber in aller Form. Die drei Frés wissen davon. Sie gehen wie verwunschene Schweiger im Volke umher und sagen nicht, was die nächste Zeit bringen wird.

Julien Pavonnet kommt nicht froh heim. Er holt seine Frau in sein Zimmer und muß mit ihr allein sprechen. Der Prinz will kommen, will reden. Er sprach viel und liebenswürdig. Sie haben schwere Weine getrunken, und er hat einer Reichstagssitzung beigewohnt. Sie war langweilig. Berlin hat viele Denkmäler. Das ist alles, alles, alles! Die Frau sagt, er möge nachdenken; vielleicht sei ein verheißungsvolles Wort gefallen. Er denkt nach. Es sind viele Worte gefallen. Der Prinz habe Besitzungen in Belgien, sei da quasi naturalisiert, unterhalte Beziehungen zum belgischen Königshof, habe auch Einfluß in Ber-

lin —. Die Frau sagt: „Lieber, das ist eine Zusage!“ Er lächelt sie wütend an.

„Pardon! So sprach ich! Ich habe dem Prinzen seine vorteilhafte Stellung geschildert. Ich habe ihn zum verhätschelten Lieblinge zweier Fürstenhäuser notifiziert! Der Prinz — lächelte! Sprach wieder viel und liebenswürdig. Erst auf der Heimreise fiel mir ein, daß er eigentlich nichts gesagt hatte. Da fluchte ich meiner Dummheit und seiner Klugheit und — me voilà!“

Sie sagt in ihre tiefen Gedanken hinein: „Er wird kommen und reden. Darauf müssen wir warten.“

„Er wird reden vom schönen, deutschen Vaterland, vom ungleichen Tausch, von den Vorzügen der neuen Eifelbahn. Von der deutschen Wissenschaft, die in der Welt vorangeht. Madame, er wird hierherkommen und sich einen Orden verdienen!“

Es kam der Prinz. Er saß im Hause des Alten vom Kalvarienberge auf der Fensterbank und hörte Ständchen. Er war jovial und klug und fein. Er hört die wallonischen Wünsche. Er hört auch die deutschen. Beim Festmahl spricht der Landrat. Auch ein kluger und feiner Mann. Er spricht, als nach dem Braten französischer Sekt auf den leichten Rotwein folgt. Auch Arsène de Vries ist ein kluger und feiner Mann. Er spricht, als nach Tisch die Liköre verabfolgt werden. Noch viele kluge Männer sitzen hinter der Serviette, zum Beispiel Xhayet. Er schweigt. Zum Beispiel der Bürgermeister. Er schweigt auch. Julien Pavonnet sitzt bleich und verschlossen. Er wittert seine Entthronung. Er ist sehr reizbar. Den Prinzen bittet er auf den anderen Morgen zu einem Gabelfrühstück. Da will er von seinem Plane reden. Der Prinz läßt am anderen Morgen absagen. Dringende Reichstagsgeschäfte. Er ist nach Berlin zurück-

gereift. Julien ist in bleicher, stiller Wut. Im Schnellzug formelt Prinz Franz von Arenberg, Reichs- und Landtagsabgeordneter, die Interpellation der Wallonen. Im Tale hofft man. Der Prinz hat Einfluß. Er hat schon viele Privatwunden seiner Wähler geheilt. Er wird's auch im preußischen Parlament machen. Er wird den Tisch des Hauses zerklopfen! Seinen Wallonen zuliebe! Darauf warten sie. Da kommt schon ein Vorschuß aus Berlin. Die Schulbehörde tritt mit der städtischen in Unterhandlung wegen einer Mädchenfortbildungschule. Wöchentlich ein-einehalbe französische Stunde. Nicht obligatorisch. Aber man hofft, der Lehrsaal werde voll wie ein Ei. Anfänglich vierzig Schülerinnen. Die Herren von der Aachener Regierung kommen wieder, nicken wohlwollend und reisen ab. Dann zwanzig, dann durchschnittlich fünf. Die Deutschen in der Wallonie recken die Hände. Ihr Zeigefinger steht wie ein Uhrweiser auf dieser Zahl: Da sieht man's! Was sie haben, benutzen sie nicht! — Die Frés parieren: Wir wollen's obligatorisch, in den Volksschulen!

Die Deutschen: Ihr dürft nicht mehr im Namen des Volkes sprechen. Das Volk ist indifferent!

Da gehen die Auserwählten zum Volke und künden: Hört, was sie sagen! — Und gießen Öl auf die Lämpchen der Törichten.

Die Frés treten zusammen und tun heilige Schwüre. Und schweigen wieder! Aber das Schweigen rollt, surrt, tobt und leiert. Es wird schon zum Getümmel. Und die dumpfen, schweigenden Wogen wälzen über das stolze Haupt Fré Rmâks weg. Und man sieht keinen Glorienschein über diesem Haupte! Er soll nicht schwere Weine trinken und mit dem Dogcart durch die Straßen rasen! Das wallonische Volk steht wartend. Wenn er kommt, jubelt es noch.

Warum kommt er nicht? Einige sagen, er habe keine Zeit, weil Besuch in seinem Hause sei. Sie lächeln aber, wenn sie das sagen.

Der Dokteur schreibt wöchentlich seinen Artikel in die ‚Semaine'. Er spricht nicht mehr von der Sache selbst, sondern von den Personen dieser Sache. Er stachelt und pickt. Und das wird interessant. Die ‚Semaine' geht jetzt in 2 Exemplaren nach Amerika. Man macht sich Kopfzerbrechen, ob da noch ein wallonischer Auswanderer festsitze? Alphonse Pavonnet schreitet den stillen Weg weiter, gründet Arbeiterbibliotheken, wirft Abonnementsgelder für französische Zeitungen aus, und dies und das und sehr Zweckmäßiges! Julien sagt: „Mir zum Ärger!" Sagt das auch dem Dokteur nach. Er wird von Kleinigkeiten gehetzt. Sein großer, gewaltiger, stürmender Zorn wird jetzt zum kleinlichen Ärger. So will er zurückzahlen, was er vermeintlich empfängt. Er stürzt sich von neuem in die Bewegung. Ungestüm und wild! Er wird toben müssen, um über das Murren hinweg laut zu werden. Er wird seine Arme recken müssen, um über die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollen, hinauszureichen. Die Frau bemerkt das mit tiefem, schleichendem Entsetzen. Und sieht, wie er klein in sich geworden ist und darum nicht mehr über sich emporragen kann. Und darum den anderen kein Großer mehr! Das Herz zersprengt's ihr. Sie rankt in Liebe zu ihm auf. Sie schüttet ihre Schönheit vor ihm aus. Sie will helfen. Sie will retten. Sie hasten beide in den Taumel hinein. Sie schütteln sich im Taumel. Und schreien bittere Worte aus. So hart hat ihre Stimme nie geklungen. Ihre innere Not tönt daraus. Er drängt, ob sie glücklich sei, ganz glücklich? Kein stilles Glück! Ein heißes Glück! Schwül und wonnig und verzehrend!

Und am Frühmorgen dürfe es nicht entnüchtert davongehen! Solch ein Glück in den Exaltationen ewig neuer Verjüngung! Ihre matten Augen leuchten nicht.

„Dich muß man schütteln, um dein bißchen Warmsein schäumend zu machen!" grollt er und läßt sie stehen. Und stürmt hinaus. Zuweilen einen langen Tag. Man hört von ihm, daß er in den Wäldern der Felsenquellen umherirre, an Saumpfaden des Venns und auf den Höhen von Floriheid. Dann geht Madame mit stumm gerungenen Händen durchs Haus. Läßt den Tisch decken und wieder abräumen. Kommt zur Küche und fragt, ob der Herr zurück sei? Kommt wieder und fragt. Dorine murrt ihre heimlichen Sätze: „Sie soll ihn laufen lassen. Je weiter, desto besser!"

Und wenn er kommt, manchmal am Abend, wankt sie ihm fassunglos entgegen, preßt ihn, hält ihn. Will in Ewigkeit nicht mehr von ihm lassen! Mimi D'Ysard geht kritisch sagen: „Madame ist sehr nervös geworden. Sie sieht eingefallen aus." Der Mann bemerkt das. Er sagt ihr gereizt: „Du bist nicht glücklich!"

Ihr Lächeln soll glücklich sein. Es dünkt ihm verzerrt. Ihre Armen klagen: „Madame vergißt uns!" Sie stehen in der Kirche am Weihwasserkessel, tauchen die Finger ein und reichen das geweihte Wasser der Frau. Sie möge sich bekreuzigen. Und sie möge sich ihrer erinnern. Sie will das. Sie schickt die alte Dorine. Die weiche Güte treibt sie nicht mehr, selber zu kommen. Es ist eine Härte in ihr geworden. Sie erschrickt davor. O Gott! Kann sie einmal harten Herzens sein? Und will wieder Güte spenden. Und muß die Liebe in ihr suchen. Die Menschenliebe! Sie kann manchmal hart denken. Es ist in ihr — auf Augenblicke nur — — manch-

mal, wenn sie *ihn* ansieht — — eine stille Feindseligkeit! Guter Gott! Nein! Nein!

Berthe Jossard kommt mit ihr vom five o'clock heim. Sie sagt, Madame müsse ein Seebad aufsuchen, vielleicht Blankenberghe. Es sei das nächstliegende von hier aus. Wer weiß, sie könne mitfahren. Die Frau erschrickt. Ist sie so nach außen geworden? Da hat sie acht auf sich. Aber das innere Zermalmen fühlt sie wachsen. Es wird sie niederwerfen. Sie muß ihm sagen: „Lieber, wähle zwischen deinem Weibe und dem Mädchen!" Er hat keine Empfindung dafür. Er zuckt die Achsel.

„Wieder diese leidliche Affäre! Du solltest vernünftiger sein!" Ihr Blick streift ihn. Es ist ein eigener Blick. Er müßte sich darüber Sorge machen.

Und einmal steht Laure Pavonnet neben den Armen am Weihwasserkessel. Taucht den Finger für Madame ein und geht mit ihr den Weg heim. Es scheint eine lange Zeit zwischen ihnen zu liegen, da sie noch in guter Freundschaft waren. Die Frau hört in Laures Stimme einen anderen Klang. Fast wie eine namenlose Traurigkeit.

„Ich kann nicht zu Ihnen kommen. Es ist nun einmal so. Ich weiß nicht, wie das möglich geworden ist." Sie sieht in das Glitzern und Flimmern des Wintertages. Ihre Augen zwinkern. Es ist ihr unangenehm. Sie bäumt den Kopf zurück. Ihr hochfahrendes Gesicht wiegt zwischen den steilgezogenen Schultern. Und fährt dann schnell fort: „René Monfort kam des öfteren zu uns."

Die Frau horcht aus zerstreuten Gedanken auf. Ihr Hinhorchen ist gequält. „Aus welchem Grunde?" Laure verzögert die Antwort. Die petite tant' ist anders geworden, ganz anders. Sie würde das früher nicht gefragt haben. Aus Noblesse nicht. Aber jetzt

fragt sie in Hast, unbesonnen und verletzend. Laure erwidert den Gruß des Dokteurs und Xhayets, die vorübergehen, sagt zurückhaltend: „René möchte veranlassen, daß Mimi wieder in unser Haus zurückkehrt."

„Das sagt er — dir?"

„Ich soll ihm helfen; gewiß!"

Vollendete Selbstbeherrschung und kein Zucken! Die Frau schreckt vor der nächsten Frage zurück. Will René Monfort Mimis guten Ruf retten?! Sie würde an dieser Frage ersticken. Da sie aber etwas sagen muß, äußert sie: „René kommt jetzt seltener. Man vermißt ihn."

„Mimi vermißt ihn, petite tant'. Glauben Sie nicht, daß man ihr sagen müßte, warum René seine Besuche einstellt?"

Warum? Nun gehen die Frauen in heimlichem Entsetzen. Warum? Das Wort ist gesprochen und nicht mehr zurückzuholen. Sie biegen in den Petit Vinâve ein. Da holt die Frau Laures warme Hand aus dem großen Zobelmuff. Das Zittern ihres Körpers läuft in diese Hand. Sie drückt sie, sagt nichts. Drückt sie schmerzhaft fest und geht in ihr Haus. Das Haus kommt ihr groß und weit und unfreundlich vor. Größer als sonst. Sie hat nie gewußt, wieviel überzählige Zimmer sie hat. Jetzt läuft sie in diesen Zimmern ein und aus. Wie eine Fremde! Und hat ihr Haus so lange Jahre heimelig und traut gefunden! Die Unrast treibt sie zur Küche. Da sitzt Cicile und hält Gilles' Hand. Der steht groß und schämig neben ihr. Er hört's nicht mehr gern, daß er ihr lieber, schmutziger Hund sei. Sie streicht ihm mit der verknorpelten Hand an der roten Groomjacke herunter. Aus ihren eingefallenen Augen lächelt erfülltes Glück. Die Frau hastet herein. Sie möchte irgend etwas Nützliches tun. Cicile wird redselig.

Sie erinnert Madame daran, daß sie nichts mehr beten lasse. Wohl weil sie keine Anliegen mehr habe. Gar keine! Gott habe Madame gesegnet! Die bleibt im Vorübergehen bei ihr stehen.

„Cicile, du müßtest dich nicht bezahlen lassen für deine Gebete. So kalt wie das Geld, das man dir gibt, sind deine Gebete. Sie haben keine Erhörung gebracht. Ich bitte dich, Cicile, verkaufe deine Gebete nicht mehr. Bete, bete, wenn du Liebe spürst. Ach nein, Cicile, bete du nicht mehr! Es ist Gott nicht angenehm."

Sie ist hinaus und die Treppe hinauf in die vielen überzähligen Zimmer. Sie sind kalt und ausgestorben. Wo sie warm und gemütlich sind, sitzt Mimi D'Ysard und nestelt Firlefanz. Cicile laufen die Tränen die Backen herunter. In Dorines Poltern fährt ihr wehleidiges Greinen.

„Ich soll's nicht mehr um Geld! Aye sicola! Um was denn? Ich kann nicht viel arbeiten, ich arm' Mensch! Uns' Reichen sollten mir ein Gebiß kaufen, aye! Dann könnt' ich Ihnen zu Lieb' beten. O aye!" Gilles schiebt ihr beide Hände auf die Schulter, beugt zu ihr, dicht an ihr Ohr:

„Nächst' Jahr verdien' ich hier 'was. Dann kriegst du dein Gebiß. Schweig, liebes altes Huhn! Heul' nicht! Aber für Madame sollst du jetzt beten ohne Bezahlung. Ganz ohne! Es muß Gott angenehm sein. So sollst du für Madame beten. Aye, Cicile?"

„Aye!" Dann geht Gilles mit der Hand tief in die Hosentasche. Den Rosenkranz hält er darin. Die dicke Perle am Kreuzchen! daran beginnt er schon mit dem Credo. Er wird die Hand in der Tasche halten und die Perlen abbeten, auf seinen Botengängen, bei der Arbeit! Und wenn Dorine knodert, wird er

nicht hören. Er muß für Madame beten. Madame gibt keine Bezahlung mehr.

Und muß dann noch für einen gratis beten. Das ist der Alte von Mont Righi, der seine letzten Monate in kindheiterer Seligkeit hinbringt. Zwar hat er noch ausgerechnete fünf Sinne, aber sie sind nicht mehr in bester Ordnung. Am Ende seines letzten Tages führt man ihm seine Kindlein zu. Er lacht über Tonettens geschorenen Kopf, über Gilles' lange Hüften im roten Röckchen, über der barmherzigen Schwester unendlich barmherziges Gesicht, und lacht und findet alles so gar lächerlich in dieser Welt. Und darum legt er sich herum gegen die Wandseite und stirbt. Als sie ihn begraben in dem schönen, blühenden Friedhofsgarten im provenzalisch-heitren, idyllischen Bévercétale, rattert über die Outrelepontbrücke ein Möbelwagen. Frisquet Vater und Sohn trampfen hinter ihm. Die Leute jenseits des Flusses stehen vor ihren Hütten. Sie rufen ihnen Schimpfworte nach, dem Vater und dem Sohne! Ei, die wollen diesseits ihre Wohnung aufschlagen! Eijei! Sie wollen aus dem Vorstadtwinkel! Allwo sie groß geworden und ihr Geld geraffelt und sich Hornissen hinter die Stirne gesetzt! Eijeijei! Wohinaus soll das mit den Frisquets! Jetzt ziehen die ins „Punktum“, ins Herrschaftshaus! Eijeijei! Es schickt sich nicht für einen Bourgeois! Was werden die Reichen sagen? Die Reichen sagten, es sei unerhört, man müsse den „Imbecille“ kalt stellen. Sie stellten ihn kalt. Er wurde ein lebensunfähiges Ding zwischen Gerber und Bürger, zwischen Himmel und Erde. Es verdroß ihn nicht. Das bleichsüchtige Mädchen trat Sonntags aus dem „Punktum“ und trug einen Schleier. Da trugen reiche Damen keinen mehr. Und dann sagten nach einiger Zeit die Gerber, sie könnten den harkigen Frisquet nicht mehr

kalt stellen. Sie brauchten ihn. Da kam Frisquet wieder zu ihnen mit bissigem Schalkslachen. Er hat's gewußt. Und auch Madame Frisquet trug einen Schleier. Er lag fest um die Backenknochen. Sie wird ihrem Frisquet zeitlebens dankbar sein. Sie haben Zeit ihrer Ehe nicht viel böse Worte gewechselt. Die Arbeit war hart! Und Frisquet war nicht viel von Wort. Er ließ sie gewähren. Sie ihn. Wenn sie zanken wollten, schickten sie die Kinder hinaus. Sie waren gute Eheleute. —

Frostklare Tage spreiten über die starrenden Wälder. Jagdhunde schnuppern über das verschneite Feld. Julien Pavonnet macht seine einsamen Pürschgänge. Er hat die Jagd mit Monfort und Thayet. So ziehen dreie frühmorgens aus. Frühmorges vor Tag. Jäk, der Kutscher, versorgt den Herrn und füttert die Hunde. So ist's allemal. Nun will es Mimi anders. Sie will mit zur Jagd! Da sie reiten und kutschieren kann, warum nicht auch schießen? Und dann Zigarren rauchen! Das zuletzt. Sie schluckt den Dampf hinunter. Dann wird ihr übel. Kurz und gut, so will sie es. Sie will neben René Monfort im Schnee stapfen und Kognak trinken. Wenn möglich, aus demselben Glase. René Monfort wird entzückt sein. So denkt Mimi D'Ysard.

Es ist drei Uhr früh. Die Lampen brennen. Die Nachtwolken hängen noch im Morgen. Der Winterwind wühlt in den Gartenbäumen. Die kahlen Äste knattern aufeinander. Der abgeschüttelte Schnee plumpst an die Scheiben. Es könnte zur heimeligen Abendstunde sein. Aber man fühlt, ohne zu sehen, den schlaftrunkenen Morgen. Es liegt ein Gähnen darin und der Fleiß der neugestärkten Menschen. Frau Germaine ist wach und hört die Geräusche im Hause. Die Tassen klirren auf dem Frühstückstische. Sie will

den Mann nicht ziehen lassen ohne eine warme Mitgabe ihrer Liebe. Es drängt sie heute. Sie schlüpft in die weichen Morgenschuhe, wirft ihren Bademantel über. Kommt leise die Treppe herunter. Im Bedientenzimmer neben der Küche spricht Jäk mit den aus vollen Schüsseln schlampfenden Hunden. Sonst hört man nichts. Die schlaftrunkene Morgenstille hockt in dem halbdunklen Hause. Sie öffnet leise die Tür zum Terrassenzimmer. Horcht, ob die andren Herren noch nicht da sind. Aus der halboffenen Tür zum Speisezimmer flutet Licht. Keine Tassen klirren. Und doch spürt sie, daß da jemand ist. Das fühlt man. Die Menschennähe! Und ihr ist's, als huschten Schatten durch die träumende Stille. Dumpf über die Teppiche. Wilde, wehende Schatten! Und keine Stimmen! Stumm und fiebernd! Die Schatten fallen auf die beleuchtete Tür. Haschende Arme! Zwei Gestalten ineinander! Eine zurückbäumend! Sie tritt vor. Der Spiegel zwischen den Fenstern wirft ein Bild zurück. Das schüttelt sie in kaltem Entsetzen. Mimi D'Ysard bäumt aus den Armen ihres Mannes. Seine Blicke glosen. Er küßt sie. Und in die Stille sein leises, leichtlebiges Auflachen. Sie hat die Kraft, ihre schlotternden Knie zu bändigen. Die tragen sie noch bis in ihr Zimmer hinauf. Da sitzt sie. Es ist der Frisierstuhl. Vor dem Spiegel sitzt sie. Sieht ihr Gesicht und denkt, sie wäre es nicht. Und sie wäre hinuntergegangen und hätte die Lippen geküßt, die noch warm waren — da stockt ihr Denken. Sie könnte ohnmächtig hinfallen, wenn sie weiter denkt. Und sie muß doch hier sitzen bleiben, aufrecht und steil. Bis in ewige Zeiten so! Starr, fühllos! Dann hat er wieder seine Statue im Hause! Sie wird nicht mehr lebendig. Vorbei! Sie hat die Konkurrenz nicht ausgehalten. Sie schleppt in sich die Schwüle

heißer, schmachvoller Nächte. Sie hat das gläserne Piedestal ihrer Reinheit zerschlagen! Die stille, nagende Feindseligkeit in ihr gegen den Mann dämmte sie mit zuckenden Händen zurück. So hat sie den Mann geliebt! So wollte sie dem Manne sein! So tat sie ihrer Natur Gewalt an! Und jetzt würgt ihr der Ekel heraus vor ihr selber! Vor diesem Manne! Vor dieser Ehe!

Da steht er in der Tür und sagt: „Kleine Frau, ich komme, mir mein ‚au revoir‘ zu holen.“

Sie hebt sich aus dem Stuhle. Sie wird groß und steil. Sie steht in dem weißen, wallenden Mantel königlich und schön. Aus flammenden Gedanken stößt ihre wahnsinnige Erregung aus in tosende Worte. Ihre nackten Arme recken aus dem Mantel, pressen ihren Kopf. Ihre Augen stehen voll Grauen. Ihre Schreie gellen durchs Haus: „Ich ersticke! Ach Gott! Ich ersticke im Ekel! Ich will Erlösung! Du hast mich in den Schmutz geworfen! Jetzt will ich heraus! Heraus!! Ich will zu mir zurück! Du hast mich an deiner Seite erniedrigt! Du hast mich beschmutzt! Ich will nicht mehr in diesem Elend sein! Ich will deine sündige Luft nicht mehr atmen! Ich will dich nicht mehr!! Dich!! Sieh mich doch an! Siehst du's nicht, wie ich dich hasse?! Ich habe dich gehaßt in deiner heißen Wut! Ich habe dich verachtet in deinem brutalen Egoismus! O, ich habe dich so bitter gehaßt und wollte es nicht wissen! Ja, du! Ja, du!!“ Sie tritt dicht vor ihn. Ihr Atem sprüht ihm ins Gesicht. „So wie ein gefoltertes Weib dich hassen kann!“ Und wirft schrill auflachend die Arme. Der Mantel flattert zurück. Sie ist majestätisch schön. „Da! Nun töte mich!! Töte mich!! Mir ist's gleich! Ich freue mich!“ Bricht lautlos mit wirrenden Augen zusammen. Er macht einen Schritt, steht wieder, starrt!

Vornübergebeugt und wie zum Sprung! Und wie zum zermalmenden Schritt über sie! Minutenlang ein dumpfer, verwegener Gedanke. Ein Dämonengelächter in ihm! Die rote Wolke kreist vor seinen Augen. Zwischen den zusammengebissenen Zähnen ein leises, drohendes Rasseln! Schaum! Ein Tobsüchtiger vor der grauenhaften Tat! Da weicht das blitzschnell aus ihm. Wie ein fliehender Spuk aus ihm weg! Die verzerrten Linien seines Gesichtes glätten sich. Er hebt die Ohnmächtige auf und legt sie aufs Bett. Dorine sagt er, daß sie hinaufgehen müsse. Madame sei nicht wohl.

Und in stiller Verwegenheit zur Jagd. Sein Gesicht ist drohend, auch wenn er lacht. Man gibt auf ihn acht, daß er nicht allein im Busch zurückbleibe.

Mimi hält Wort. Sie schießt und trinkt. Verliebt sucht Monfort die Stelle, die noch feucht war von ihrem Schluck. Und sagt ihr zwischendurch, wie sie „jolie comme un coeur" sei, und sagt sein Drängen und Bitten. Sie müsse aus Julien Pavonnets Haus. Mimi tändelt mit der Troddel seines Jagdnetzes. „Unverbesserlich eifersüchtig?" Er bleibt unerschütterlich ernst.

„Wenn ich eifersüchtig auf Julien sein müßte, könnte ich nicht dulden, daß mein Name noch mit dem Ihrigen zusammen genannt wird."

„Ihre Maman hat Ihnen furchtbar bange gemacht, René?"

„Im Punkte der Ehre braucht Maman nicht für ihren Sohn zu sorgen."

„Und darum soll ich — ja, wohin denn? Ins Logis zu Laure zurück? Niemals!"

„Reisen Sie nach Hause, Mimi. Halten Sie es aus. Mir zuliebe! Was ich jetzt zu tun gedenke, kann ich auch nur durch Ihre Liebe. Ich arbeite!

So werde ich in die Lage kommen, nach meinem Herzen heiraten zu können."

„Steht's so faul?"

Da spricht er unbewußt die Worte seiner Mutter nach: „Ein Gerber muß nach Geld heiraten."

Ihr Lauern streift ihn. „Soll ich warten, bis ich alt werde?"

„Zwei Jahre machen Sie nicht alt."

„O, jetzt zwei Jahre! Sie steigern das Hochzeitjahr wie Ihre Lederpreise."

„Wollen Sie das tun, Mimi?" drängt er. „Ich kann nicht dulden, daß Sie so im Gerede der Leute sind." Sie blickt fast verächtlich über ihn hinweg.

„Maman und die Leute! Sie sind langweilig. Warum sind Sie in der Kleinstadt ein solcher Spießbürger? Sie sind doch im Moulin rouge gewesen —."

Dann kommt mit Xhayet Julien Pavonnet. Der war trutzig! Der gibt in der Leute Meinung einen Schuß! Paff! Und geht und läßt sie das Pulver riechen. So müßte René Monfort sein. Aber er ist's nicht. In zwei Jahren wird er sie heiraten oder nicht. Wenn sie noch zwei Jahre mit ihrer Stiefmutter leben muß, hat sie ihr die Augen ausgekratzt. Sie lacht nicht mehr. Sie ist sehr nachdenklich. Ob der Ingenieur auch nach Geld heiraten muß? Der macht kurz vor Weihnachten seine Abschiedsbesuche. Da denkt Mimi, nun müsse sie heimgehen und zwei Jahre auf René Monfort warten.

Madame ist aber nicht mehr von ihrem Zimmer heruntergekommen. Also muß sie krank sein. Dorine sagt es. Julien Pavonnet bestätigt es. Sie tut ihnen den Gefallen und glaubt es. Aber sehen möchte sie Madame. Da beruft man sich auf den Arzt, daß der strenge Ruhe verordnet habe. Nun sagt sie den Leuten, die es wissen wollen, daß es undankbar von

ihr wäre, die kranke Madame zu verlassen. Und sagt es auch Monfort. Es ist keiner mehr, der weiteres für sie tun will, als sich an ihr ergötzen. Sie hat früh geliebt und geschäkert. Nun wird das Liebesspiel alt, bevor sie alt ist. Sie muß den suchen, der ihr in die zweite Phase ihres Lebens hineinhilft — als liebende, schäkernde junge Frau! Also wird sie zwei Jahre auf René Monfort warten müssen! Sie hat das auf dem Herzen. Es beunruhigt sie. Sie wird Pavonnet sagen: „Ich gehe — freiwillig!" Wenn es ihr noch darum zu tun wäre — das war ein Triumph! Sie sitzen nach gesegneter Mahlzeit beisammen. Es ist alles sehr behaglich. Auch das Gemach. Kein ästhetisches Pretiösentum. Die Wände zu halber Höhe braun getäfelt. Die ganze Fläche der Decke mit einem flachen Relief aus einer Art Steinpappe. Es ist das Herrenzimmer. Durch die ockergelben Stores bricht das gedämpfte Sonnenlicht in einem dämmerigen Goldton herein. Der Groom bringt die flachen, weiten Mokkaschälchen herein. Mimi stochert ihre rosigen Fingerspitzen in den zierlichen Henkel. Aus Madames Raritätenschrank! Kostbare Täßchen mit dem echten Delft-Zeichen Ei, man haust jetzt barbarisch. Mimi kauert im Klubsessel. Eine etwas auffällige Röte überzieht das sonst bleiche Gesicht. Sie hat Wein getrunken und gut gegessen. Nun verdaut sie. Dazu braucht sie starken, dunkelglänzenden Kaffee. Fast zum Durchschneiden. Und eine Zigarette. Er und sie. Sie haben dieselben Neigungen. Er zieht das Rauchtischchen heran. Dann liest er belgische Zeitungen. Sie grübelt, raucht, schlürft. Die halbe Zigarette ist verdampft. Sie raucht nur halbe. Gegen Ende werden sie bitter und übelriechend. Sie wird sich hüten, ihren Atem zu verderben. Zündet diesmal keine neue an, sondern nimmt das Flacon von ihrem Gürtel, spritzt sich Aroma über

die Hände und in den Mund. Und weiß nicht mehr, was sie tun soll. Er liest noch. Sie ist fast beleidigt, stößt ihn sacht mit der Fußspitze wider das Knie.

„Sprechen Sie doch mit mir! Nachher gehen Sie, und man sieht keinen Menschen mehr bis zum Abend. Ich werde meine Zunge an den Meistbietenden verkaufen. Sie ist überflüssig an mir geworden.“ Sein Gesicht ist in erregter Spannung.

„Die belgische Presse erörtert ausführlich meinen Plan. Wollen Sie hören?“

„Pour l'amour de Dieu! Nein! Sprechen Sie etwas Vernünftiges mit mir. Wenn zwei Gerber zusammensitzen, reden sie vom Leder, Valdivialeder, Hemlock, Kastanienextrakt. Es war immer sehr langweilig, aber jetzt ist's schlimmer. Jetzt sprechen Sie Unsinn. Nicht wahr, Moncheu, Ihr Plan ist doch Unsinn? Sie wollen bloß renommieren. Es ist doch viel schöner, wenn wir Unsinn machen, der nicht in den Zeitungen besprochen wird. Intimen Unsinn unter uns. Zum Totlachen! Pas, Moncheu?“ und stößt ihn wieder ans Knie, da auf seiner Stirne noch die tiefe Falte ist. „Nun denn, wenn Sie partout in Moll bleiben wollen — mir ist's auch nicht besser. Ich werde doch wohl heimreisen müssen.“

Sein Gesicht schnellt zu ihr. „Es heißt Sie niemand gehen.“

„Pardon, wie sollten Sie das wissen? Einer heißt mich gehen.“

„Einer, also René! Bien! Lachen Sie ihm ins Gesicht, oder —“, seine Augen funkeln sie an, „gehen Sie!“

„Jawohl, Moncheu, ich gehe!“ Fest und schneidend und unzweideutig. Er sieht sie an und hat ein tiefes, gedämpftes und sehr ruhiges Lachen. Ein Zittern und Rieseln läuft über ihre Haut. Sie mag das Lachen

nicht hören. Sie wehrt sich dagegen, wiederholt: „Ich reise!“

„Weil René befiehlt, nicht wahr?“

„Er wünscht es.“

„Mit welchem Rechte?“

Da sagt ihr naives Erstaunen alles. „Sind sie aber komisch! Ich werde ihn heiraten!“

„Ja, ich bin wirklich komisch! Sehen Sie, Mimi, manchmal ist man schwerfällig im Denken. Man begreift das nicht gleich. Ich bin Ihr Protektor gewesen, habe Sie in meinem Hause einnisten lassen, habe diverses abgetan, unter anderem meine Frau — doch das nur nebenbei, liebe Mimi. Wer tät' das nicht alles recht gern, um Sie, liebe Mimi, mit René Monfort zusammenzubringen! Ganz recht! Wirklich komisch!“ Und lacht leise und in grausamer Ruhe. Und läßt kein Auge von ihr ab. Sie möchte sich der Kontrolle dieser Augen entwinden, preßt die Hände wider die Ohren, bricht erregt los: „Lachen Sie nicht! Lachen Sie nicht! Ich halte das nicht aus!“ und springt auf mit zornig geballten Fäusten. „Warum lachen Sie?“

Er faßt einen der drohenden Arme, hält ihn eisenfest. Und steht fürchterlich vor ihr! Seine Stimme ist voll kalter Unerbittlichkeit. Aus dem Tyrannenkopf leuchten niederzwingende, tödliche Blitze. Dieser Mann wird eiserne Konsequenzen ziehen, erschütternde! Und sie lauscht mit stoßweisem Atmen.

„Sie wollen gehen? Gehen Sie, Mimi! Parbleu! Das Dingelchen zittert! Warum zittern Sie, Mimi? Ganz einfach: Sie können nicht mehr fort! Dem Graukopf haben Sie das Fell gekitzelt. Der schnurrt. Da haben Sie Spaß gehabt! Der Spaß ist aus! Jetzt mag der Graukopf weiß werden. Mademoiselle

Mimi geht! Ade! Ah, Parbleu! Mademoiselle Mimi, du wirst nicht gehen! Niemals!! In alle Ewigkeit nicht!" Und drohend und laut: „Denn du gehörst jetzt dahin, wo ich bin! Aus geordneten Verhältnissen in ungeordnete! Der Graukopf steht jetzt vor dir und fordert! Und läßt sich nicht abweisen! Nie! Das hast du wohl nicht überlegt, als du Spaß machen wolltest? Ah du! Jetzt habe du auch den Mut, in die Hölle hinunterzuschauen, dahin wir müssen! Du mit dem Teufel! Du hast ja den Teufel so gerne! Jetzt liebe ihn! Liebe ihn!! Jetzt mußt du ihn lieben!" Er hält sie nur noch an dem Arm aufrecht. Sie bricht ihm zusammen. Da läßt er sie in den Sessel fallen, beugt über sie und mit sengendem Atem: „Er liebt ja auch dich! Du hast ihm die Hölle so heiß und schön gemacht. Jetzt mag uns die schöne Verdammung holen! Dich und mich!" Und dicht bei ihr mit heißer, verzehrender Inbrunst: „Dich und mich!!"

Weit offen starren ihre Augen. Sie zeigt kein Leben mehr. Kein äußeres! Im Innern quillt ein Tosen. Was da an bösen Wundern vor sich geht! Das entschleiern ihre starren Augen. Die drängen ein phosphoreszierendes Leuchten heraus. Ein unbändiges Offenbaren! Wie eine wachgerüttelte Seele am Tage der Abrechnung. So in sich selbst erstaunend, im entsetzten Jubeln! Ja, der Spaß ist aus! Der Spaß ist nie gewesen! Da war von Anfang an der blutige Ernst des Begehrens, mit dem sie das Spiel des Spaßes trieb! Die Fieberschauern rasen in ihre Augen. So sieht sie den Mann, der sie fordert! Barbarisch fordert! Und zerknittert vor ihm. Zitternd und strahlend und weinend! Ein Menschengott, der sie zertrümmern darf! Und muß ihn lieben voll Grausen und Schwachheit, voll Anbetung und Furcht!

So ist noch kein Mensch geliebt worden! So im innern Entsetzen.

Tief in die Polster gezerrt kauert sie, lugt sie. Sieht mit starren, anbetenden Augen zu ihm auf. „Ich bleibe!“

Neuntes Kapitel

Vorüber das Schimmern und Glitzern der frostweißen Tage. Vom Kalvarienberge tropfen und rinnen die Gewässer. Die Keller im Hause am Kalvarienberge stehen voll Wasser. René Monfort kommt und sagt, er habe hydraulische Vorrichtungen. Er könne sie leihen. Er kommt jetzt öfter und hat derlei zu sagen. Dann bleibt er und spielt mit dem starrköpfigen Alten Schach. Sie sitzen am Eckfenster. Monforts Blicke wirren hinaus, spähend. Laure weiß von Anfang an, warum er kommt. Er atmet auf, wenn der Alte auf eine Weile das Zimmer verläßt und er mit ihr allein bleibt. Dann quält er sich ab, ihr etwas zu sagen, was ihm nicht in die rechten Worte fließt. Sie ist so kühl und verständig. Und so wohlgeordnet! Er schämt sich seiner geringen Selbstbeherrschung. Und möchte ihr doch vertrauen! Es ist ein Freuen in ihr, daß er dieses Vertrauen sucht. Aber sie kann ihm nicht helfen. Sie kann ihm nicht entgegenkommen! Von allen Menschen ihm allein nicht!

Was er ihr sagen würde? In der Stadt heißt es: die Schande des Hauses Pavonnet! Den Namen des Fré Rmâk nennt man nicht mehr ohne Murren. Er soll sich hüten! Das Volk richtet ihn. Drüben liegt sie hinter herabgelassenen Gardinen. Die Fremde im eigenen Hause! Und muß dies dulden, und ist keine Megäre und ist eine Kranke geworden! Die

große Laure schickt ihre erbarmenden Gedanken hinüber. Man spricht von der armen Germaine, aber man kann nicht in „dieses" Haus. Da stößt Laure der stolze Wille heraus. Sie sagt: „Maman, nun muß ich zu der petite tant'!"

Und schellt an „diesem" Hause. Die alte Dorine — der Rücken ist ihr rund und gebeugt geworden — meint, sie müsse nachsehen, ob Madame etwa schlafe. Sie habe so dringend gebeten, sie im Schlafe zu lassen. Man könnte Barmherzigkeit an ihr üben. Wo Laure warten wolle? Das Terrassenzimmer sei leer. Im Salon sei Mimi am Abstäuben. Was kommt da in Laure Pavonnet? Sie will schon zum Terrassenzimmer. Da ist plötzlich, unvermittelt ein Entschluß in ihr. Sie fragt sich nicht, ob das richtig sei. So muß sie handeln! Es ist ihr, als habe sie das von Anfang an gewollt. Immer und unerschütterlich getragen! Und nur nicht gewußt! Die ausgestreckte Hand drückt schon die Klinke nieder. Sie steht im Salon. Mimi rückt eine Jardinière vors Fenster, sieht Laure, zuckt in leisem Erschrecken. Nur einen Moment! Dann preßt sie ihre Lippen zusammen. Sie erwartet Kampf. Sie ist bereit. Laure spricht in vornehmer Gelassenheit. Sie wird immer und ewig die einzige Ausgelassenheit ihres Lebens — die Mimi in dieses Haus hineingeschleudert hat — bereuen.

„Wenn es dir unangenehm ist, was ich dir sagen will, Mimi, so denke, daß ich es nie aufrichtiger mit dir gemeint habe wie jetzt."

„Du hast mir nie anderes als Unangenehmes gesagt."

„Ich will das zugeben. Ich tat das vielleicht nicht in der richtigen Form. Vielleicht hat man dir dadurch viel Unrecht getan, daß man zu hart war

und zu — ehrenhaft, um deinen Leichtsinn richtig zu lenken. Jedenfalls ist es so gekommen, wie ich gefürchtet habe. Mimi, es kann doch nicht so bleiben. Das muß doch einmal ein Ende nehmen!"

Das Mädchen weicht zurück hinter die Jardinière. Ein verbissenes Frohlocken tönt aus ihrer Stimme:

„Jetzt, liebe Laure, jetzt hast du mir keine Vorschriften mehr zu machen!" Sie bricht ab. Sie meint alles gesagt zu haben. In dem einen Worte: Jetzt! Die große Laure steht regungslos still, sagt: „Die Vorschriften, die ich dir jetzt machen könnte, muß sich jeder anständige Mensch machen, Mimi. Ich will dich nicht aburteilen wie die anderen. Es ist möglich, daß du nicht weißt, wie du in dem Munde der Leute bist. Ich kann mir nicht denken, daß man sich das auch nur andeutungweise sagen lassen kann." Mimi lacht.

„Mache dir doch keine unnützen Sorgen, Laure. Ich war immer im Munde braver Leute gewesen. Ich ignoriere das!"

„Du wirst Gelegenheit haben, dich ignoriert zu sehen!"

„Ich werde es zu dieser Gelegenheit nicht kommen lassen!"

Nun verliert Laure fast die Fassung. Das Unglaubliche raubt ihr die Sicherheit. „Du willst der öffentlichen Meinung trotzen?"

„Gewiß; es macht mir eben Vergnügen!"

„Mit allen Konsequenzen?"

„Mit allen! Es sind so viele nicht!" Ihr Lachen ist fast frivol. Laure fragt langsam und schwer.

„Auch wenn — einer unter diesen Konsequenzen leidet?"

Mimi horcht schweigend auf, und rascher fährt Laure fort: „René Monfort kann nicht zu dir kom-

men, solange du in diesem Hause bist. Die Ehre eines Mannes, die du so gering bewertest, achtet er um so höher. Und — vielleicht — — weißt du nicht, daß René gern zu dir kommen möchte."

„Das weiß ich!"

„Und trotzdem —?"

„Trotzdem!" — Da fährt in das große Mädchen Leben und Bewegung. Sie tritt bis dicht an die Jardinière. Ihre Hand reckt in die Blumen. Sucht Mimis Hand.

„Ich bin heute in der Absicht gekommen, irgend etwas zu tun. Ich wußte nicht, was. Jetzt weiß ich das. Mimi! Ich komme, um dich zu bitten — zu bitten, Mimi! in unser Haus zurückzukehren! Und wenn man so bittend kommt, weißt du, daß alles, was hinter uns liegt, vergessen ist. Ich glaube nicht, — daß ich dann noch mit dir hart sein könnte."

Und Mimis feine, lauernde Stimme: „Das ist merkwürdig! Warum könnte die stolze Laure das tun?"

Da kommt in Laures wohlgeordnetes Sprechen eine weiche Trauer.

„Um der kranken Frau willen, Mimi, der armen, kranken Frau willen!"

Eine Weile banges, zitterndes Schweigen. Mimis spitze Stimme fragt leise hinein: „Darum will Laure Pavonnet ihr Herz bezwingen und mich zu René Monfort führen?"

„Mimi! Du hast kein Recht, danach zu fragen!"

Da fährt das Mädchen wie eine Natter auf. „Ein Recht habe ich noch, stolze Laure Pavonnet: dir ins Gesicht zu lachen! Dir zu sagen: Geh heim mit deiner edlen Entsagung! Wer verlangt nach ihr? Ich nicht! Also gib nichts Unverlangtes! Meine Liebe, hier bleibe ich! Wenn René Monfort noch

wartet — hat er eben zu lange gewartet! Au revoir!" Und lacht hellauf in kindlicher Verderbtheit. Da weiß Laure, daß da schon der Ruin einer Menschenseele begonnen hat.

Um die Jardinière an Laure vorüber. Hinter ihr geht leise die Tür ins Schloß. Die alte Dorine steckt den Kopf herein. Madame warte. Mit der Alten steigt Laure die Treppe hinauf. Ihr Gang ist leise, schwer und zögernd, als gehe sie in eine Totengruft. Es könnte in diesem unfreundlichen Hause nach Weihrauch duften. Die Frau liegt auf der Chaiselongue in einem überheizten Zimmer. Sie hat in sich ein Frösteln. Darum heizen sie. Das wird keine Hitze austreiben. Es ist ein Nervenfrösteln. Man hat Madame ihre Statuen vom Zimmer drunten heraufgeholt. Sie wollen's ihr heimlicher machen. An der Wand, ihrem Ruhebette gegenüber die große, braune Antoniusstatue. Sankt Anton herzt das Jesuskind. Das ist ihr Elend. Sie hat kein Kind zu herzen! Wenn sie zur Seite blickt, steht da auf einer Konsole die Pietà. Bleich und steinern im Schmerz. Ihre Augen hängen unverwandt daran. Dann bewegen sich ihre Lippen. Sie flüstert das unzählige Male: Ist ein Schmerz gleich dem meinen?

Und zu ihren Statuen wandern ihre Blicke. Sie liebt sie so! Weil sie stumm sind! Geräusche erschrecken sie. Sie meint aus der Welt fort zu sein. In dem gedämpften Lichte scheinen ihre stummen Freunde zu winken. Und zu lächeln! Sie bleibt dann abgewandt und regunglos. Sie kann doch nicht lächeln! Mit steifen, starren Augen liegt sie dann. Und weiß dann nicht, ob sie schon in der Pavonnetschen Begräbnisstätte beigesetzt ist. Als sie Laure kommen hört, winkt sie ihr mit der Hand: Sie möge still neben ihr sitzen! Und Laure bleibt und

sieht in die steifen, starren Augen. Und würgt ab und zu die jagenden Herzstöße hinunter. Dann sagt die Frau plötzlich als Fortsetzung ihres tiefen, unausgesprochenen Denkens: „— weil es zu spät war, darum war mein Einfluß machtlos. So trage doch ich die Schuld!" Und lange nachher, als in die beängstigende Stille zweier Menschen Atem verhaucht: „Du hattest recht, Laure, damals —. Ich habe viel genäht und gebetet. Da sah ich nicht das Unglück kommen. Wenn einmal das Herz erfaßt ist, ist keine Rettung mehr." Und fast unhörbar: „So trage doch ich die Schuld!"

Da gleitet Laure vom Stuhle herunter auf die Knie, faßt die weiße, ätherische Hand der Frau, preßt sie gegen ihren zuckenden Mund. „Statuendame! Du bist heilig!"

Die Frau gibt keine Antwort. Laure blickt auf. Sie sieht, daß die Augen geschlossen sind und die Brust im Schlafe wogt. Geräuschlos schleicht sie hinaus. Der helle Tag schmerzt sie. Sie möchte eine stille Ecke suchen und weinen. Aber die stolze Laure würde sich auch vor dem einzigen Menschen schämen, der sie weinen sieht — vor sich selber!

Mimi D'Ysard aber möchte singen. Oder doch Klavier spielen! Sie ist in einem Totenhause. Sie wird das nicht aushalten. Und sie darf nicht nachdenken. Sie ist nicht mutig. Darum denkt sie nicht, wie das Ende sein wird. Und darum möchte sie singen, spielen! Sie wird Pavonnet fragen, ob sie singen und spielen darf. Es kann einer kranken Frau, die keine Krankheit hat, nur angenehm sein. Es schellt! Da wirft sie einen Blick auf die Uhr, eilt selber zu öffnen. Es könnte schon Pavonnet sein. An der Türe steht ein Mann mit der Mütze in der Hand. Der Grabsteinhauer. Er bringt die Votivtafel im

Auftrage des Blagueurs. Gleichzeitig trifft Pavonnet ein, nimmt die Marmorplatte in Empfang. In dem Herrenzimmer lesen sie: Salus infirmorum, ora pro nobis! Danksagung für usw. –

Er schwenkt den Arm mit der Tafel. Sein erster Impuls ist, sie zu zertrümmern. Mimi hält ihm den Arm, nimmt ihm die Platte, verschließt sie im Vertikow.

„Mon Dieu! Warum aufregen! Sie mag hier liegen bleiben! — Kuß, Moncheu!"

Sie patscht ihm wieder die Stirne. Da sind Furchen. Die wollen nicht weg. Er ist mißlaunig. Aber darüber kann er nicht sprechen. Mit ihr nicht! Seine grollenden Gedanken gehen nach oben in das einsame Krankenzimmer. Da müßte er hin. Sie könnte helfen. Sie hat immer guten Rat gewußt. Sie hat Kräfte in ihm wachgerüttelt, die jetzt brach liegen. Nun ist er in den Kampf gestellt! Durch sie! Den muß er ausfechten. Er allein! Vielleicht auf verlorenem Terrain. Es ist eine Stimmung gegen ihn. Er fühlt das. Sein Wort bändigt keine Gegenrede mehr. Er weiß warum. Die Autorität wankt. Die Gerüchte kreisen. Und er muß inmitten stehen und die Stürme aushalten, die ihn hinwegfegen wollen. Sein Zürnen wütet in das einsame Krankenzimmer hinauf. Sie hätte ihn nicht preisgeben dürfen! Das ist seine Logik. Die Männerlogik! So spricht der naive Egoismus, der uralte Rechte hat. Von Adam her! Seinetwillen wurde das Weib erschaffen.

Die Fastnachtstage rauschen ins Land. Da halten die Festzüge nicht mehr unter seinem Fenster. Aber man erzählt, daß dem Dokteur eine Huldigung geblasen wurde. Vor dem Xhayethause stiegen Raketen. Das giftet den Mann, dessen Namen sie auf Heiligen-

bildchen geschrieben hatten. Nun treiben ihn keine Ideale mehr. Nun treibt ihn ehrgeiziger Zorn und die kleinliche Sucht des Widerspruchs. Er verliert die große Perspektive. Die Frés lassen ihm mitleidig den Schein seiner Autorität. Das Volk mag daran noch glauben. Derweil bereitet die auserwählte Schar die neue Bewegung vor. Der Geist voran, nicht mehr die Gewalt! Der Dokteur verfaßte kluge Artikel. Fein und klug! Und mit dem Augenzwinkern einer schlauen Diplomatie. Warum wäre er Arsène de Vries, der Vicomte nach französischem Recht und Gesetz? Sein Vater war Emigrant. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen reichen bis in die belgischen Ministerkabinetts. Ein beliebter Prinz des belgischen Königshauses hatte ihm, dem kleinen Dokteur, auf die Schulter geklopft. Das war in Spa. Er sollte über die Pferderennen schreiben. Auch die Königin ließ starten. Man sagte, daß sie seine Berichte lese. Sie wären geistreich und von einem — gewissen — aristokratischen Timbre. Enfin, duftende und sehr hoffähige Berichte — fast gedichtet!

Unter diesen Umständen hatten die feinen und klugen und diplomatischen Artikel Arsène de Vries alle Aussicht, in belgischen Ministerkabinetts gelesen zu werden, um so mehr, als Arsène de Vries, der erbfolgeberechtigte Vicomte, diese gedruckten Blätter mit der Zuschrift schicken durfte: Cher ami!

Darum: der Geist voran! Belgien voran! Belgien in der Initiative! Wenn von da aus mit dem Preußenhofe wegen des Gebietaustausches Fühlung genommen wurde — und weiter spricht der Dokteur sich nicht aus, reibt die Hände, fragt, wie tief das Barometer stehe, der Lennwinter bringe noch einen letzten Schneefall. Xhayet geht darauf mit geheimnisvollem Schmunzeln ein. Er sagt, bei dem Dokteur

habe jedes Wort seine Bedeutung, jedes! Auch Wetternachrichten. Man möge sich demnach noch auf einen letzten politischen Schneefall gefaßt halten. Xhayet ist allerwege gut' Christ; aber er hat jetzt seine Kirche in Verdacht, daß sie germanisiere. Da will er zu Gott dem Herrn beten und die Kirche nicht mehr hören. Wenn die Kirche germanisiert! Die Männer setzen sich in die Kabarets und sagen: „Sie germanisiert! Diâle! Uns' Kinder müssen deutschen Katechismus lernen. Uns' Kinder gehen zur Beicht' und lernen den deutschen Beichtspiegel. Sie sagen, da stehen kein' so dicke Sünden drin wie im französischen."

Der Curé kommt in einen Arbeiterverein, spendiert ein Faß Bier und ein Kistchen Zigarren und formuliert eine Ansprache. An die lieben Eltern! Wenn morgen ihre Kinder kämen und nur chinesisch sprächen, er würde es lernen, um sich mit ihnen zu verständigen, und nicht verlangen: sprecht deutsch, denn das ist meine Sprache! Liebe Eltern! Sie sollten Kinder in den Religionsunterricht schicken, die französisch lesen und verstehen können, so würde er sie bis ins dritte und vierte Glied hinein segnen. Da aber nun die Kinder selbständig nur deutsch lernen könnten, die Aufgaben des Religionsunterricht aber im deutschen Sprachenunterricht von den Lehrpersonen als Übungspensum behandelt werden, so müsse er als Seelsorger — nur als solcher! — den Weg wählen, der durch das Verständnis zur Seele des Kindes führe. Liebe Eltern! Soundso! Es wäre ungerecht, auf den Curé zu schimpfen. Amen!

Das Bier war gut. Die Zigarren auch. Der Pastor hat recht. Aber ein Bierrausch ist wie eine Tagesmeinung, und umgekehrt. Wenn man darüber einmal geschlafen hat, sieht die Welt anders aus.

Man sagt dem Curé alsbald nach, er verstehe seine Worte gut zu setzen. Er sei ein Fuchs. Mit Bier und Zigarren fängt man keine Wallonen, nicht einmal Krammetsvögel. Man kommt in Hitze. Man sagt, das Bier und die Zigarren seien einem gleich verdächtig vorgekommen. Und kurz und gut: trau, schau, wem! am wenigstens dem Curé, der schließlich doch auch nur ein Deutscher sei. Da tönen die Stimmen der Frauen in die der Männer. Und wenn ein Engel vom Himmel käme, er könne es heuer nicht recht machen. Wenn sie, die Männer, nicht mehr in die Messe des Curé gehen wollten, so gingen sie, die Frauen! Ostentativ! Gäb' es fürderhin demnach eine Männer- und eine Frauenmesse. Da knurrten die Männer in den Kabarets: „Der Curé trägt Unfrieden in die Familien!"

So wurde der staatliche Kampf ein kirchlicher. Das Schlachtfeld wurde verschoben, die Ziele verwischt. Die Folgen der staatlichen Gewalt trafen die Kirche.

Und ein Tag ward! In einer einzigen Stunde ward er blutig! Und nur verwundete, aufschreiende Seelen! Was war's denn? Bei dem wahrhaftigen Gott! Nur die ganz einfache, unaufhaltbare Entwickelung! Nur die den ehernen Gang der Geschichte schreitende logische Folgerung. Der Pastor hält wieder eine Ansprache. Liebe Eltern! Es sei unabwendbar. Dem deutschen Religionsunterricht müsse die deutsche Predigt folgen. Sei also vorgesehen: eine deutsche Schulmesse sonntäglich! Die Achtuhrmesse — deutsch! Es war eine bequeme Stunde. Nicht zu früh, um einen Sonntagsbummel auszuschlafen, nicht zu spät, um den Frühschoppen zu versäumen! Und diese außerordentlich bequeme Stunde den Deutschen! Und diese Gunst den Deutschen! Dieser Einzug in

die Pfarrkirche war eine Gunst. Mochte das deutsche Häufchen in der Kapuzinerkirche seine Lieder brüllen. Die Pfarrkirche sei der Wallonen Hochburg. Wer schlägt die Bresche hinein? Der Curé! Nieder mit dem Curé!

Xhayet sagt: „Wir wollen sehen, ob er den Mut hat, deutsch zu predigen!“ Da geht das Gerücht: er werde den Mut haben!

So sagt Xhayet: „Wer wallonisches Ehrgefühl hat, demonstriert!“

Man ist neugierig, wie Xhayet demonstrieren wird. Man eilt zur Achtuhrmesse wie zu einem Schauspiel, zu einer mit allem Pomp angekündigten Première. Die Sänge verhallen. Der Pastor besteigt die Kanzel: Im Namen des Vaters, des Sohnes — — die deutschen Laute hallen majestätisch und sieghaft durch das Kirchengewölbe. Geliebte Christen! — Da kommt in die Männerreihen eine Unordnung. Ein Stapfen den Kirchgang herunter. Xhayet verläßt das Gotteshaus. Ihm nach Fré Nmâk, ihm nach ein ganz Untenstehender — fast am Ausgange, einer, der in den Kabarets renommieren will, „Voltaire“! Und sonst keiner. Und nicht der Dokteur! Er sitzt und lächelt und horcht. Um ihn die Wallonen mit gesenkten Köpfen. Ihre Stirnen furchen. Aber hier ist Gottesland. Hier trotzen sie nicht. Gott vor allem die Ehre! Und dem Curé an Gottes Statt! Im Privatleben mag er zum Sankt Jakob nach Galizien gehen! Und noch weiter! So weit als möglich! Das Vertrauen seiner Pfarrkinder ist unwiederbringlich dahin! Und was ist ein Seelsorger ohne das Vertrauen seiner Pfarrkinder?

So wogt der Sprachenstreit um die Kirche, die aufgebaut ist auf dem Felsen Petri. Keine tosenden Wogen, keine lärmende Gewalt! Aber ein inneres,

grollerfülltes Loslösen und Zerklüften! Eine Wirrung in der Herde, die kein Hirtenruf mehr zusammenhält! Eine Religion nach Meinungen und Neigungen! Ein geheimes Zerbröckeln! Und so wie man zu Gott hin will und nicht durch den Menschen!

Das war das Stigma der neuen Bewegung! — Es kam ein Weckruf in die schlafende wallonische Seele. Und es kam Monseigneur Antonius Fischer aus Köln zur Firmung. In den festlichen Empfang scholl eine Frage: „Wird der Bischof eine Wallonendeputation empfangen?“ Er wird's! Sie hinterlassen ihm ihre geschriebenen Wünsche.

Wird dann wieder gefordert, den französischen Katechismus für alle Stufen einzuführen, und den deutschen Gottesdienst wie bisher auf die Kapuzinerkirche zu beschränken. — Folgen 705 Unterschriften. Monseigneur verspricht, die Sache dem Erzbischof vorzutragen. Also beruhigt man sich an einem wohlwollenden Versprechen.

Nach alledem ist der Blagueur ein frommer Christ geworden. Er will dem Curé von Malmedy einen Gefallen tun und seine Osterbeichte bei ihm halten. Und geht auch zur „Mutter der Kranken“. Geht morgens und abends.

„Therese,“ sagt er, „die Platte sehe ich nicht!“

„Bruder, sie muß in die Wand eingelassen werden!“

Am achten Tage: „Bruder, die Frau ist noch krank!“

Nach einem Monat sagt er: „Nun gehe ich fragen, ob die Frau tot ist.“ Da verspricht Therese eine zweite Platte, eine kleine für 6,50 Mark, wenn er wieder heil heimkomme. An der Pavonnettür öffnet dem Blagueur die alte Dorine. Eine Votivtafel? Wieso? Warum? Nun läßt der Blagueur für den Herrn einen Zettel zurück, darauf folgendes steht:

„Wenn Sie binnen acht Tagen die Votivtafel

nicht in der Krankenkapelle aufstellen lassen, reiche ich die gerichtliche Klage gegen Sie ein wegen widerrechtlicher Vorenthaltung meines Eigentums, Unterschlagung oder Betrug. Ich habe die Auswahl."

Dorine steigt zu der Frau hinauf, zeigt den Zettel und meint, die Platte müsse im Hause sein. Mimi verkündet, sie wäre im Hause. Da läßt die Frau ihrem Manne sagen, sie fordere von ihm die Platte. Sie könne eine der heiligen Jungfrau gestiftete Gabe nicht zurückweisen. Dorine berichtet, er habe ihr die Tür gewiesen — weiter nichts! Mimi aber kommt in die Küche und berichtet, Monsieur gedenke sich pfänden, ausrauben, vierteilen zu lassen, ehe er die Platte zu diesem Zwecke hergebe. Da weiß Madame keinen Rat, läßt den Pastor kommen und legt ihr Amt als Ehrenkastellanin der Kapelle nieder. Er nimmt das nicht an, will nur bis zu ihrer Genesung eine Vertreterin bestimmen. Sagt ihm, daß da eine Votivtafel im Hause sei. Die möge er mitnehmen, nach seinem Ermessen bestimmen. Dorine führt ihn zu Mimi. Die ist überrascht und verwirrt. Kann sie sich auf die Abwesenheit des Mannes berufen, der mit der Sache nichts zu schaffen hat? Dorine sieht den Schlüssel stecken, trägt dem Pastor die Platte nach. An diesem Tage sagt Julien Pavonnet Mimi D'Ysard, daß er sie, weiß Gott wohin, verwünsche! Sie erwidert ihm, dann wäre er doch der alte Narr, der mit ihr in die Verbannung ziehe. Und wirft ihm leichtfertig hin: „Ah, mon Dieu! Was liegt daran! Das ist doch Unsinn! Man regt sich nicht darüber auf!"

Er bleibt vor ihr stehen. „Was ist bei Ihnen einmal nicht Unsinn?"

„Alles, Moncheu, alles ist Unsinn! Darum finde ich das Leben so schön!" Da geht er hinaus. Durch

den Garten den Kalvarienberg hinauf. Dumpfe Gedanken trägt er, bohrende! Man will ihn niederstampfen, hier wie dort! Hah! Man soll wissen, daß man auf Eisen stapft, wenn man ihn tritt. Und Eisen klirrt, gibt Funken! Wissen sie das nicht? Den steilen Berg stürmt er herunter. In ihm eine beißende, züngelnde Rachegier. Und kein großer Gedanke mehr in ihm, der die kleinliche Rachesucht erdrückt. Sein Ehrgefühl ist jetzt Reizbarkeit und Empfindlichkeit und argwöhnisches Mißtrauen! So wirbeln seine kleinen Gedanken um den konstanten Punkt: die Platte darf nicht in die Kapelle!

Er sucht im Hause nach Dorine. Brüllt nach ihr. Er weiß, daß sie im Krankenzimmer ist. Das kann ihn schon stacheln. Es ist erkünstelter Groll zu seiner Rechtfertigung, zu ihrer Verdammung — der Frau, die droben Krankheit heuchelt! Denkt er! Also, Dorine, wo der Schlüssel zum Sekretär sei? Madame hat ihn. Sie verschließt ihre Angelegenheiten im Sekretär. Aber keine Geheimnisse! Er mag nachsehen. Er sieht nach. Sucht keine Geheimnisse, wühlt in den Fächern. Horcht auch, ob nicht irgendwer komme. Auch Mimi nicht! Mit ihr kein tötendes Geheimnis! Niemals! Er hält inne im Stöbern. Und muß darüber nachdenken, daß er nie, aber auch nie und in keinem Falle Mimi zur Mitwisserin einer geheimen Absicht oder Tat machen möchte. Was ist ihm denn? Hat er Zeit nachzudenken? Jetzt! Aus dem Mittelfache holt er zwei derbe Schlüssel in einem Ringe, steckt sie zu sich. Dann fort über die Terrasse, Gärten, Kalvarienberg, dann über die Outrelepontbrücke durch die Feldwege zur Kapelle. In der Kapelle ab und zu ein Vorübergehender, der den Finger in den Weihwasserkessel tunkt, ein Ave spricht, weitergeht. Dazwischen — niemand. Da geht Pavonnet hinter den Altar in die

Sakristei, schließt auf. Ans Fenster, drückt dort den Riegel zurück. Es ist ein altes, lockeres Fenster, schließbar durch einen Riegel, den man von oben herunter in den Haken drückt. Das Fenster ist in Nässe und Staub eingequollen. Es braucht den Riegel nicht.

Und in Eile den Weg heim über den Berg. Die Schlüssel legt er ins Mittelfach zurück, läßt das Bund im Sekretär stecken. Es wird so kommen, wie er vorausgesetzt. Dorine besorgt heute noch die Kapelle, begießt den Blumenwald um den Altar, nimmt die geopferten Kerzen in Verwahr. Um die neunte Abendstunde wird sie abschließen. Und düster wird's sein. Um die Kapelle und drinnen. Nur das rote Glutauge der Ampel. Schein genug, um . . . .

Als Dorine sich aufmacht zur Kapelle, sagt er: „Ich denke, Madame hat diese Besorgung abgegeben."

„Wenn auch, Monsieur! Man kann gefällig sein und es heute noch tun."

„Hat der Pastor die Platte, kann er auch die Schlüssel haben."

„Nu ja, nu ja!" knodert sie ihm ärgerlich entgegen. „Heut kriegt er sie."

Am folgenden Tage schickt er Gilles zur Kapelle. Ob man die Platte einlasse? Nein. Sie läg' am Fuße des Altars. Der Blagueur und seine Schwester seien dagewesen. Sie wollten verlangen, daß sie eingefügt werde in die Litanei. Was das für eine List sei! Und des Blagueurs zornige Augen wären auf ihn, Gilles, gegangen. Ob er Nichtsnutz die Platte dahingestellt habe? Bitte sehr, nein. Madame habe die Schlüssel abgegeben. Da patscht Pavonnet die breite Hand auf Gilles' dünnen Kopf, schüttelt ihn.

„Na, du roter Deubel! Wenn du dem Blagueur etwas antun könntest! Gelt, tätst du lachen. Hein?"

„Ja, tät ich lachen!“ Gilles reißt sein mageres Gesicht zum Grinsen. Und Pavonnet lacht ihn an. Was das für ein Lachen ist! Das Grinsen des Kleinen ist schöner als das Lachen des Großen. Aber des Großen Rachsucht ist klein wie bei dem Kleinen.

„Hör' du, roter Deubel! Schlag' ihm die Platte entzwei!“ Noch so im Lachen! So nebenbei! So bübisch nett! Und Gilles, der Kompagnon: „O ja, ich schlag' sie ihm kaput!“ und interessiert wie zum spaßhaften Bubenstreich: „Wann?“ — „Heute! Heut' abend, qwai?“ — „Ja!“ — „Nach neun Uhr!“ — „Ja!“ — „Ich gehe mit dir.“ — „Ja! Ja!“

„Und — Maul halten!“ — „Ja.“ Als die Schatten aufdämmern, hat Gilles eine Unrast, nimmt sich Ursachen, um des öfteren an der Korridortür vorbeizukommen, und da sie acht zeigt, meint er, es müsse neun sein. Fragt Dorine, ob die Glocke neun geschlagen habe? Um 9 Uhr hüllen die Schatten die Häuser ein. Um 9¹/₄ sind die Menschen in den Straßen auf dem Heimwege. Um ¹/₂10 geht Pavonnet den Weg über den Kalvarienberg, Gilles durch die schlafbereite Stadt. ³/₄10 in einsamer Nacht an der Kapelle im Felde der Große und der Kleine. Aus den rundbogigen Fensterchen ein mattroter Schein.

„Gamin!“ flüstert der Große, „wollen wir's?“ Der nickt einige Male hastig. — „Zitterst du? Dann gehe heim!“ — „Nein, Mossieu!“ — „Komm!“

An das Kapellenfenster reiht sich das der Sakristei. Ein Eisengitter darum. Die Abstände der einzelnen Eisenstangen sind eben breit genug, um ein schmalbrüstiges Kerlchen hindurchzuzwängen. Pavonnet reckt mit dem Arm zwischen die Stäbe, drückt gegen das Fenster. Ein Prickeln im Staub und gequollenen Holze. Die eingerenkten Fensterflügel dehnen sich, schnellen aber wieder zurück in den Rahmen. Noch

ein Druck — das Fenster prasselt auf, klirrend gegen die Wand zurück. Das schrillt in die Stadt wie eines Verräters Stimme. Gilles schreckt auf, läuft bis zur Brücke zurück. Pavonnet pfeift ihm leise zwischen den Zähnen. Der Knabe schleicht geduckt heran.

„Kommt gewiß keiner, Mossieu?"

„Du hast keinen Mut, du — Deutscher!"

„Sia! Sia! Mossieu!"

„Meinst du nicht auch, der Blagueur wird sich ärgern?"

„Und wie! Daß er wieder krank wird!"

„Bien! Dann 'rein und schlage ihm die Platte entzwei!"

„Soll ich sie werfen?"

„Stracks auf den Boden, ja!"

„Wird keiner kommen?"

„Ich warte hier."

Er hebt den Knaben und zwängt ihn durch. Der springt ab. Drinnen ist er. Pavonnet ruft ihm noch ein paar aufstachelnde Worte nach. Der antwortet nichts mehr, schleicht aus der Sakristei. In der Kapelle wirrt das gespenstige Rot auf den leeren Bänken an den weißen Wänden! Umsäumt die Krücken und Stöcke, die wächsernen Herzen und Votivtafeln! Und rings an den Wänden steht's geschrieben: Dank! Dank! Dank! Da zogen vom Altare weg Jubelnde und enttäuscht Weinende und Hassende. Und taten Gelübde und Schwüre. Und sprachen Fluch. Und Maria mit dem Kinde sitzt da viel hundert Jahre in Gold und Purpur und Schweigen!

Gilles sieht die Platte im roten Zwielicht blinken. Am Fuße des Altars! Dort hat er als Chorknabe die Messe bedient! Dort an derselben Stelle! Und der stillen Mutter der Kranken seine kleinen und die großen Anliegen von Ciciles Kunden vor-

getragen. Ein scheues Zögern packt ihn. Da tönt Pavonnets leiser Ruf. Von draußen her. Hastig geht Gilles um den Altar, macht die gewohnte Kniebeuge, faltet die Hände — ein Aufblick! Heilige Jungfrau, das läßt man sich nicht gefallen! Heilige Jungfrau! Du bist wallonisch, und er will dich deutsch machen wie den Gilles Förster. Das müssen wir ihm abgewöhnen. Sagt der Mossieu. Gelobt sei die heilige Jungfrau! Also betet Gilles Förster! Faßt die Platte! Eins! Zwei! Drei! Bums! Knarr! — — — — —

Steif steht er, die Arme noch wie zum Wurfe ausholend. Hollah! — Das Echo an den weißen Wänden — — — hinter dem Altar — — — und weiter — weiter hinaus! bis in die Pouhonberge hinein! dröhnend! Und die Krücken an den Wänden klappern. Wie Totengebeine, die sich mitternächtig regen. Heben sich drohend — — — drohend gegen ihn! All die Krücken der Lahmen und Hinkenden und Danksagenden! Der rote Schein glüht sengend um ihn! Wie ist die Hölle so heiß! Und in dem glutroten Schein das lebendige Gesicht der Gottesmutter mit dem Kinde! Und ihre traurige Stimme im glutroten Schein: „O Gilles Förster, du hast mein Heiligtum zerschlagen!“

Da stürmt der Knabe davon, zwischen den raschelnden Lorbeerbäumen hindurch. Sein Körper schlottert im Fieber. Die Wand hinan auf die Fensterbank. Hängt da an den Eisenstangen. Der draußen im Dunkel Stehende sieht ein schreckhaftes, weißes, verzerrtes Gesicht. Häßlich und wild und atemringend! Ein gehetztes, furchtsames Tier im Käfig! Er reißt ihn heraus, läßt ihn zu Boden gleiten. Zu seinen Füßen plumpst er nieder, kauert da mit Zittern und Zähneklappern. Pavonnet zieht die Fensterflügel ein, fest in den Rahmen! Als er

dann nach Gilles sieht, ist der verschwunden. Er pfeift ihm leise. Sucht dann die Brücke ab und weiterhin die Feldwege. Ist unwirsch. Der wird den Heimweg wieder durch die Stadt genommen haben. Selbstverständlich! Kehrt schnell zurück und zum Café Müller. Da bleibt er bis spät in die Nacht. Und trinkt, und alle fürchten ihn. Was ist in seinen Augen?

Das war in der Nacht, als die liebe Mutter der Kranken nach vielen hundert Jahren zum ersten Male ihr Schweigen brach! — — — —

Julien Pavonnet ist noch im dumpfen Schlaf, spätmorgens. Da schickt der Pastor Nachricht. Die Platte wäre entzwei. Madame war Marmor und Stein und Gips. Jetzt wird sie lebendig. „Dorine," fragt sie, „wann hast du die Kapellenschlüssel abgegeben?"

„Am selben Tag. Madame wissen, nach neun Uhr!" Die Spannung weicht. Ihr Gesicht ermattet wieder. Aber es wird nicht mehr zu Stein. Die Augen wirren darin im tiefen, versunkenen Denken.

Die ersten Beter in der Krankenkapelle sehen den Schaden und beten weiter. Die Platte könnte heruntergefallen sein! Und erzählen: „Eine Votivtafel ist entzwei. Wohl an die zehn Mark verknallt!" Einige treten ans Altargitter und lesen die zerstückelte Inschrift. „Tins! Die vom Blagueur!" Nicken sich heimlich zu. Abgesehen davon, daß man der lieben Mutter der Kranken nichts Böses wünschen möchte — abgesehen davon! — dem Blagueur wünscht man's!

Der Blagueur kommt und steht vor dem Altargitter. Steht lange davor. Stützt sogar die Arme auf. Hinter ihm zürnen die Beter. Glaubt er, am Biertisch zu sitzen? Ja, er glaubt's. Er will gemütlich nachdenken. Einer Platte wird's nicht einfallen, ohne Anlaß herunterzufallen. Es war also ein Anlaß.

kommt viele Tage und grübelt am Altargitter. Ein Druck —? Ein Stoß —? Wann? Es waren immer Beter da. Bei Tag und bis zum Türschluß? Nach dem Türschluß? Ja! Geht zum Pastor. Wer die Schlüssel habe? Ob nicht eingebrochen worden sei? Nichts. Nein! Schade! An einem Samstag kommt er vorbei und man reinigt die Kapelle. Das Sakristeifenster steht weit offen. Wenn nicht die Eisenstäbe davor wären —! Ein Körper wie seiner zwängt sich nicht durch. Also kein Körper wie seiner. Schade! Ein anderer Körper. Er wird nachdenken. Und dann, es war keine Scheibe eingedrückt. Er wird nachdenken. Die Putzfrau kennt er. Ob das Fenster nicht angebohrt gewesen sei? Nein! Nichts derlei? Oho! Er meine wegen der Platte? Das Fenster sei überhaupt nicht geschlossen gewesen. Das sei eingerostet, das alte Fenster! Es seien ja Eisenstäbe. Da könne keiner herein. Nein, gewiß nicht! Er wird nachdenken.

Gilles Förster war eine Nacht nicht heimgekommen. Jäk, der Kutscher, schläft in seiner Stallstube. Der Groom ist entlassen. So konnte Gilles eine Nacht ausbleiben, ohne daß man's merkte. Am andern Mittag bringt ihn Cicile. Er sei am Abend frierend zu ihr gekommen. Mit Zähneklappern. Es sei eine Kälte in ihm. Sie habe ihm Tee gekocht. Als Cicile gehen will, klammert er sich an sie. Sie soll da bleiben. Da sieht er Monsieur über den Hof kommen, und er steht regunglos. Cicile kann gehen. Er hält sie nicht mehr. Pavonnet sagt ihm, er müsse das Zaumzeug putzen. Der Knabe duckt an ihm vorüber, als fürchte er Hiebe. In der Remise sucht er nach Jäk, ruft leise und verschreckt nach ihm. Da ihm keine Antwort wird, schlüpft er in die alte, verstaubte Chaise in der dunkelsten Ecke. In das Tor fällt ein Schatten. Den will er nicht sehen. Aber

Pavonnets Pfeifen tönt schon. Der holt ihn aus dem alten Wagen.

„Racker! Was treibst du da? Hat man Angst?" Nun hebt er ihn hoch, drückt ihn gegen die Wand. Seine Augen rollen drohend. „Hüte dich, ein Wort zu verraten! Racker du! Du hast die Platte zerschlagen! Du kommst ins Gefängnis! Hüte dich! Ich nagele dich an die Wand — so! so! wenn du etwas verrätst! Verstanden?"

Der Knabe schluckt, würgt, reißt sein geisterbleiches Gesicht in nervöses Zucken. Er kann nicht sprechen, nickt! Da stellt Pavonnet ihn zu Boden, geht davon. Jäk, der Kutscher, Dorine, die Köchin, und Bäbe, die Magd, schimpfen hinter Gilles her. Sie sagen, es sei ihm etwas in die Krone gefahren. Er hat eine Angst, wenn sie ihn anrufen, und spricht nicht. Wenn der Herr hereintritt, hat er ein Zittern. Jäk fragt ihn, ob die Fallsucht in seiner Familie sei. Nein? Kommt dann zu der Ansicht: er hat Würmer!

Einmal nur, ganz spät am Abend — Dorine hat ihm noch hurtig eine Speckschnitte gebraten und aufs Brot gelegt, es ist ein Götterfressen des wallonischen Volkes, und Gilles hat nichts zu Abend essen wollen — geht ihm in der Trautheit der Küchenwärme und im köstlichen Bratgeruch der Mund auf, und er fragt leise und scheu, ob Madame nicht mehr — nie mehr — herunterkomme?

Madame läßt sich gerne von Gilles erzählen. Sie hört und denkt. Unvermittelt sagt sie an einem Tage, daß sie hinuntergehen wolle. Da wirkt ihr Wandeln durchs Haus wie eine Auferstehung aller guten Geister; bei denen, die sie lieben. Man schickt ihr Blumen und Grüße. Sie geht bleich und mit Abwesenheitsblicken. Aber es ist eine Hoheit um sie. In ihrem Gesichte ist ein Zerfall. Ihr Leid ist ihre

weiche Würde geworden. So wie entthronte Fürstinnen in stolzem Leide gehen. Mimi D'Ysard irrt durch die Räume. Ihre Blicke sind dreist geworden. Aber an diesem Blicke gleiten sie ab. Es gibt keinen Anlaß, da zu schmähen. Darum kann sie diese wiedererstandene Frau nicht ertragen. Julien bringt ihr eine Einladung des Ligneuviller Nimrods für eine Woche oder zwei. Das ist Vorsorge. Die Sommerfeste der Gerber beginnen. Man wird Mimi ausschließen. Er will ihr das ersparen. Aber es packt seinen Stolz, daß er nur zu Herrenabenden geladen wird. Dort ist er ein brutaler Trinker. Man schickt Freunde zu ihm, die ihn mäßigen sollen. Er nimmt's nicht von jedem an. Er ist empfindlich und mißtrauisch. Sein scharfes, streitsüchtiges Wort trifft harmlose Bemerkungen. Da läßt man ihn fallen und geht ihm aus dem Wege. Und in schweren Weinen trinkt er sich den Groll vom Herzen. Er hat ein Grausen vor seinem Hause. Tief in der Nacht schwankt er hinein. Jäk muß ihn erwarten. Ist wer anders noch auf, so brüllt er in trunkenem Zorn. Sein Kopf hängt voll Blut. Er könnte ihm springen. Das Rasen im Gehirn martert ihn. Er nimmt die Douche. Der kalte Strahl in den Nacken kühlt das kochende Blut. Jäk, der Kutscher, erzählt: Er kriegt mal 'n Schlag!

Wenn aber Jäk, der Kutscher, fragt, ob Gilles im Dogcart mit aufsitzen soll, rasen des Herrn Augen. Er hat einen Haß gegen den Knaben. Wenn der ihm in den Weg läuft, könnte er gewalttätig werden. Das magere, häßliche Gesicht, das wie der Tod ist! Die scheuen Blicke, die erzählen wollen, die anklagen wollen! Wenn dieser Knabe redet — — Er knirscht, tobt innerlich! Und trinkt! Was will die Frau von ihm? Sie und der Knabe? Er fühlt es, daß die Blicke der Frau diesem Knaben nachgehen.

Hast und Pein jagen ihn. Wenn er nüchtern ist, fordern die Gedanken Rechenschaft. Und das, was er fühlt und kommen sieht, dreht ihm einen Kurbel ins Gehirn. Es ist zum Verrücktwerden! Er kann dann stehen bleiben mitten im hastigen Gehen, auf der Straße, wenn die Frés ihm aus dem Wege gehen, um keine Auskunft zu geben, zwischen den Lohhügeln der Gerberei, wenn er seine Arbeiter tuscheln hört: „Man will eine Volksversammlung einberufen — nach Stavelot zum Wallfahrtsfest St. Remakles. Und Monsieur wollen sie daheim lassen!" — und steht und lächelt dumpf in sich hinein.

„Parbleu! Sie werden mich verrückt machen!"

Der Blagueur umkreist seine Gerberei. Es sind absichtliche Wege. Sein stieres Gesicht deutet etwas an. Pavonnet erträgt das nicht. Seine gebrochene Kraft hängt in ihm. Die drängt nicht mehr zu einer kühnen Tat, zum verwegenen Draufgehen, und wenn es gälte, den Bau zusammenzurütteln und unter ihm verschüttet zu werden. Sie reicht nur noch zur feigen Niedertracht, meuchlings und aller Kühnheit bar! So flieht er das Haus und die Arbeit, reitet, wenn er trunken ist — nach Ligneuville. Alphonse Pavonnet, der bisher stille Kompagnon, muß wieder in Lohe und Gruben und Kellern stapfen. Laure übernimmt seine Stelle am Schreibtische. Monfort meint da gute Ratschläge geben zu können. Aber Alphonse sagt, sie seien alle schlecht. Laure nimmt die schlechten Ratschläge dankend an. Wenn die Liebe einer stolzen Frau zur mitleidigen Nachsicht zu dem Manne wird, müßte dieser ohne Dank von ihr gehen.

Der Blagueur stellt seine Gänge um die Pavonnetgerberei ein. Er sagt zu Therese, der Schwester: „Wozu?" und ist sehr befriedigt. Und kann jetzt schon ohne Stock gehen. Geht durch die Grognetgasse. Sie

ist das schmale „Kirchengängelchen“ zum Chatelet und Markte. Am Eingang ist der Stock eines Hauses darüber gebaut. Der Regen gießt in feinen Fäden. Die Leute suchen Schutz dort. Am Eckstein einer geduckt im roten Jäckchen. Dem fährt der Mund auf in lautlosem Schrei. Das hilflose Erschrecken verzerrt sein Gesicht. Er schiebt bebend an der Hauswand hin, die starren, flehenden Augen auf den Blagueur gerichtet. Der bleibt stehen, dicht vor ihm, bohrt ihn mit Blicken ein. Und in schwerem, schläfrigem Sagen: „O, du bist im Dienste des Fré Rmâk!“

An ihm vorüber saust das Rotröckchen, durch Nässe und Wind. Blindlings durch die Einfahrt in den Pavonnet-Hof. Steht da mitten im Regen, ist irr und wirr, weiß nicht wohin. Von der Terrasse her ein Anruf. Frau Germaine stellt die Blumen auf die Treppe. Der Regen plantscht in den Pflanzenbusch. Und sie dahinter mit Winken. Gilles steht in Angst und Argwohn. Freund oder Feind? Da ist sie schon die Treppe herunter, auf dem glitschrigen Pflaster, im windgepeitschten Regen. Faßt ihn am Arme und mit ihm ins Haus. Er läßt sich schleppen in leisem, zähneklappernдем Greinen, ganz kopflos, ganz verschüchtert. Sie sitzt auf dem Sofa, er vor ihr. Seine beiden Hände zittern in den ihren. Manchmal auch ein Zerren, als müsse er die Hände frei machen. Sie legt ihm die weiche, beruhigende Hand an die Stirne, bäumt ihm den Kopf zurück. Sie möchte die jagenden Kinderblicke in den Bann ihrer sanften Ruhe bringen.

„Du brauchst doch keine Furcht zu haben, Kind!“ Sie sagt ihm das so selbstverständlich und gelassen, daß er starr und regunglos in ihr bleiches, geduldiges Gesicht sieht. Sie nickt ihm zu und wiederholt:

„Warum sollst du dich fürchten? Wenn du bei mir bist, werde ich nicht dulden, daß irgend jemand dir etwas antut.“ Ihre Augen gehen nicht von seinem Gesichte. Er erwidert nichts, zuckt nicht, horcht, was sie sagt, bleibt steif, stumm.

„Du armes Kind, was ist nur? Sie haben dich in Angst gebracht. Das müßtest du mir sagen. Du hörst ja, ich dulde nicht, daß man dir etwas antut. Du mein kleiner Peter! dich werde ich doch nicht schutzlos lassen. Sei nur gar nicht bange. Ich helfe dir. Hast du mir etwas zu sagen; ja? ja?“

Steif, stumm; starre, lauernde Augen. Aber sachte, sachte drückt er sich zwischen ihre Knie. Ein zaghaftes Hinneigen an ihren Schoß. Sie wartet, neigt zu ihm. Und leise: „Ja, nicht wahr, jetzt wirst du mir etwas sagen?“ — Wartet. „Was ist's? Was?“ Seine Kinnbacken zerkauen ein paar hingehauchte Worte. Er wird zu ihr gestoßen und von furchtbarer Angst zurückgeworfen. Und er flüstert kaum hörbar: „Ich möchte wissen, ob ich's beichten muß?“ — „Was?“

Er schweigt. Er drängt in ihren Schoß. Sein Zittern läuft in sie hinein. Sie neigt den Kopf an sein Gesicht, horcht. Seine Wange schmiegt sich an ihre. Er ist in ihrer sanften Gewalt. Das nervöse Zucken ist aus ihm. Ein Stammeln löst sich aus ihm: „Die heilige Jungfrau — — hat — — gerufen! — Ich wollt' — keine — Sünde machen! Und da hat sie — — gerufen! Ich hab's gehört! — Es war — ganz dunkel. — — Madame! — — — — — — ist's Sünde, wenn —“

Die Türe geht auf und Pavonnet tritt ein. Mit gellendem Schrei fährt der Knabe auf, schlägt mit Fäusten auf die Frau ein, die ihn halten will, und reißt sich los. Und von Schrecken geschüttelt in die

Zimmerecke. Dort mit Trampeln und Kreischen und grellen Angstaugen. „Die heilige Jungfrau! — Die heilige Jungfrau! Ja! Ja! Sie hat's gesagt! Es ist Sünd'!" Wirft sich auf den Boden. Und plötzlich stumm und in tierischer Stumpfheit und Ergebung. Er atmet fast nicht mehr. Und hört und sieht scharf, was um ihn geschieht. Die Frau steht hochaufgerichtet. Ihr Blick trifft den Mann. Sie tritt nahe zu ihm. Ihr Flüstern weht.

„O, das hättest du mir ersparen können!" Sein Gesicht flammt auf. Da wehrt sie mit erhobener Hand: „Der Knabe zeugt gegen dich."

Er sieht sie an. Er hat keinen Stolz mehr. Sein Stolz ist geheim nagende Wut. Er wendet sich jäh und geht hinaus. Und dieser Anblick zerschneidet ihr Herz mehr als das furchtbare Erlebnis, das hinter ihr liegt. Sein Zorn hätte zum wilden Ausbruch kommen können! Er hätte brutal und tyrannisch auf seine Tat pochen können! Noch Mann und Stürmer genug, um mit skrupellosen Mitteln sein Ziel zu verfolgen. Aber daß er schweigend geht, hinausgeschickt von ihr! Das zeigt ihr erst, wie tief sein Fall schon ist. Die Regung, die ihm nachdrängt, zerfällt in ihr. Und wenn sie auch dem Manne nachgeht und seine Spuren küßt — er wird sie hinausstoßen aus seinen Wegen! Aber diese Spuren können zurückführen zu ihr. Dann wird sie das Haus offen halten müssen für den Heimkehrenden! Die heilige Frau, wird man sagen, die heilige Frau wird nicht umhin können —.

Und heilige und unheilige Frauen werden nicht umhin können —. Die Ehe ist heilig!

Gilles muß aus dem Pavonnethause auf die Farm ‚Mon plaisir'. Ein reiches Gerberhaus hat seine ‚ferme', die es mit frischer Milch und Butter versorgt. Und gute Pacht. Die ferme der Pavonnets

liegt weit im Felde und heißt „Mon plaisir“. Da tönen in den Bergen noch manche klingende Namen: Mon repos, Mon bijou! Aber keiner wie dieser in seiner frechen Lüge.

Julien Pavonnet hat das Haus verlassen. Er meint da kein Anrecht mehr zu haben. Aus der zorngepreßten Brust wogt ihm die tiefe Scham. Er hat in ihr Gesicht gesehen. Seit langem zum ersten Male! Den Rest des Versunkenen in ihm hat sie wachgerüttelt! Ihr letzter Einfluß! Ein Wogen und Fiebern in ihm! Die letzten Gewalten lösen sich aus Nebeln zum Lichte. Sie soll wissen, daß seine Kraft noch in ihm ist! Sie sollen es alle wissen! Fré Rmâk wacht auf! Fré Rmâk fordert seine Rechte! Zu dem Dokteur geht er und verlangt die geheimen Schriftstücke, die über die nächsten Pläne handeln.

„Wir haben keine Schriftstücke,“ sagt der Dokteur.

„Haben Sie nicht eine Agitationskasse angelegt? Warum verschweigen Sie es?“

„Pardon! Pardon! Mein lieber Julien, Agitationskasse ist doch wohl nicht das rechte Wort. Wir haben einen Fonds festgelegt zur Verbreitung der französischen Sprache in der preußischen Wallonie! Verstehen Sie wohl: wir agitieren nicht! Wir geben nur dem Volke, was es verlangt!“

„Und darum die Volksversammlung in Stavelot! Wahrscheinlich um die Wünsche des Volkes jenseits der Grenze zu hören? Dokteur, glauben Sie, daß ich meinen Verstand versoffen habe?“

„Hören Sie zu, lieber Julien! Man muß das Volk ab und zu an seine Wünsche erinnern!“ Und lächelt fein und möchte eine Flasche alten Burgunder heraufholen lassen. Pavonnet dankt, geht verbittert von ihm. Der Bescheid auf seine Frage: eine Flasche

alten Burgunder! Ist er ein Trunkenbold? Geht und schlägt bei Gustav Xhayet die Faust auf den Tisch.

„Was habt Ihr vor?“

„Julien Pavonnet, du fragst etwas spät. Wir haben dich vergessen!“

„So erinnert euch! Fré Amâk ist euer Führer!“

„Julien Pavonnet, weißt du nicht, daß die Kinder dich von ihren Heiligenbildchen gestrichen haben und die Frauen nicht mehr hinter dir hersagen: Die heilige Jungfrau segne den Fré Amâk! — Julien Pavonnet, weißt du das nicht? Du mußt so abwesend gewesen sein, daß du das nicht weißt.“

„Ich werde euch an mich erinnern!“ droht er und stürmt hinaus.

Über die schwarz-gelb-roten Grenzpfähle hinaus ziehen die Wallfahrtprozessionen. Die schweren, feierlichen Sänge rauschen durch die sonneglänzenden Felder. In den engen, holprigen Straßen Stavelots wimpeln die Fahnen, belgische und päpstliche Flaggen! Der schmale Streifen Himmel zwischen den alten Häusern ist von dem Flattern und Wehen bedeckt. Ununterbrochen schwillt der eintönige Gebetklang um die Kirchen. Und aus der Menschenwoge ragen die goldenen Kreuze, die roten Oriflammen und die Zeltdächer der Schaubuden. Von der hochgelegenen Kirche aus laufen die steilen Straßen hinunter in das enge Häusergewirr. Das Pontifikalamt ist zu Ende. Die Menschen strömen. In dem enggeviertelen Kirchplatze häufen, stemmen, drängen sich die Menschen. Belgier und Preußen! Aber Wallonenbrüder! Sie schütteln sich die Hände. Es ist da in ihren

Blicken ein Einverständnis. Sie sagen: A torate! (Bis gleich.) Und eilen geschäftig.

Aus den weitoffenen Kirchtüren rauscht die Orgel, strömen neue Scharen! Die Menge schwillt an, stößt zu erdrückenden Haufen zusammen. Da — teilt sie sich! Eine Gasse in den Schwarm! Stoßen und Schreien! Ein schnaufendes Pferd inmitten. Wirft graziös die schlanken Beine. Und in die Menge mit spitzem Gewieher. Blank und reich angeschirrt an den Wagen. Ein Dogcart! Stimmen der Unzufriedenen schallen. Murrende Männer stellen sich in den Weg. Das Roß bäumt auf, schlägt, trampelt den Boden. Zwei Männer hängen ihm am Zügel, reißen es nieder. Da gleißt die Herrschaftspeitsche über allen Köpfen in der sonnenhellen Luft. Ein scharfer, kurzer Knall. Ein Mann hebt sich vom Wagensitz, steht aufrecht, sagt den Männern, die sein Pferd zügeln: „Fré Hinri! Fré Querin! Warum? Ich bin zum wallonischen Volke gefahren. Das Volk soll mich hören!"

Die Scharen drängen um den Wagen. Die Frés wehren. Da recken Arme drohend gegen sie. Fré Rmâk ist zum Volke gekommen! Man soll ihn hören! Vive! Fré Rmâk, der gekommen ist! Was will er? O Fré Rmâk! Da sie ihn sehen, schön und stattlich wie ein Sieger und lächelnd, bestrickt sie der Zauber seiner Persönlichkeit. Und ihre Herzen jubeln! Sein Auge hat eine Gewalt. Und er ist bleich und lächelt. Stützt die Hand auf die Hüfte. Ragt über sie alle hinweg.

„Was wollt ihr von mir? Ich soll euch zurückführen, wohin ihr gehört? Jetzt sind wir, wo wir sein wollen! Hier sind wir Brüder! Was steht ihr da und liebt euch nicht? Liebt euch! Ihr sollt jauchzen! Ich höre nichts! Ihr möchtet weinen! Die Prozessionen werden euch dorthin zurückführen,

wo ihr nicht sein wollt! Geht nicht mit den Prozessionen! Bleibt bei euren Brüdern und geht nur über die Grenze, um euer großes Leid hinauszurufen. Warum schweigt ihr? Ihr sollt nicht hungern! Wollt ihr Gold? Ihr sollt es haben! Ich habe zu viel! Und jeder ehrliche Mann tue wie ich! Die Kasse soll sich füllen, um euch zu helfen! Sie hat schon Reichtümer! Sie soll mehr haben! Da! Da! Und da habt ihr Gold!" Schwingt seine Börse, leert sie, schleudert sie in den Lärm. „Und da habt ihr Geschmeide! Heh, Geld und Geschmeide!" Er schleudert seine Ringe, Uhrkette und Busennadel! „Und da habt ihr die Schlußkantate!"

Über die tausend Köpfe hinweg ein Schuß. Und dann steht er und sieht verächtlich über die tausend Köpfe hinweg und den Lärm und das Balgen. Sie lassen sich zertreten und niederschießen! Er kann sie kaufen, um sich ein schönes Schauspiel zu gönnen! Er sieht aber, daß die Frés abseits mit finsteren Mienen stehen. Um sie die Scharen der Malmedyer — still und entsetzt. Die da zu Haufen sich wälzen, ist der Pöbel und das zum Feste hergelaufene Gesindel. Das taucht mit schweißgebadeten, blutroten Gesichtern aus dem Knäuel auf, schüttelt ihm die Hände, will ihn herunterziehen. Sie klettern an den Rädern herauf, steigen aufs Pferd. Sie sind trunken von Gold und Jubel. Aber Pavonnet steht und wendet den Blick nicht von den Frés und ihrem Anhang. Die Glut ist in ihm geschürt. Die rote Wolke flammt vor ihm. Da macht er eine einladende Handbewegung, erhebt seine Stimme und sagt: „Nehmt Platz, Männer meines Volkes! Da ich sein will wie ihr, fahre ich nicht mehr in Karossen! Mein Gefährt gehöre der Kasse! Ich schenke es dem Volke!" Springt ab und zieht tief den Hut: „Ehre dem wallonischen Volke!"

Und verschwindet in der Menge. Wo ein steiles Gäßchen hinunter in die Stadt führt und wie ausgestorben liegt, bleibt er stehen, schlägt sich an die Stirne: „Ja, nun bin ich verrückt!" — — —

Am Abend fährt Frs Querin im Dogcart heim. Mit Zurückhaltung und Verlegenheit erzählt er der Frau, was da in Stavelot geschehen ist, und fügt hinzu: „Wir glauben, daß er trunken war!" — —

Julien Pavonnet ist nicht heimgekehrt. In Ligneuville empfangen sie ihn und sagen: Ein Geniestreich! Und schütteln ihn. Er scheint noch nicht wach aus einem wilden, phantastischen Traum. Sie wollen ihm einen Epilog folgen lassen, der wie flutender Rotwein in den Abendhimmel gießt. Ein Sonnenuntergang zum fröhlichen Sterben! Aber ein Sektglas an den Lippen und ein betendes Weib im Arm.

So zwischen Rausch und Andacht hingehen in die sonnige Stille! In den ewigen Hauch! In die weiße Wolke von Uranfang an! So aufgelöst werden wie ein Sekttropfen am Glasrand, funkelnd und voll Licht und Geist — und nichts mehr!

Cléo sagt, das sei Nirwana! Cléo beansprucht das Recht der Gattin im Hause des Engländers. Recht und Ansehen! Sie will nicht das gefahrvolle Experiment einer Ehe, die im Himmel geschlossen ist und um derentwillen man dem Himmel flucht und die auf langem Passionswege wieder zum Himmel führen soll. Sie will die Treue nicht durch äußeren Zwang. Aus feineren, seelischen Bedürfnissen soll der Drang zur Treue kommen!

Fifine, Mischa, Muzz, die Saisongeschöpfe, die von Spaa mit ihren Gentlemen herüberkommen, lachen über Cléo. Das brutale Besitzrecht des Mannes, sagen sie, das brutale Besitzrecht des Mannes beuge Frau und Dirne!

„Nein," sagt Cléo, „verbriefte Rechte machen brutal! Wenn man auf den Kontrakt ad dies vitae pochen kann, wird man nicht zueinanderneigen und forschen, wo die Seelenfäden liegen, die ewige Bande knüpfen aus innerem Zwang. Wollen ist Drang! Müssen ist Zwang! Wir wollen nicht, was wir müssen! Und umgekehrt! So sei die Treue Drang und nicht Zwang! So sei sie ewig wiederholte Werbung und nicht die vom Gesetze geleistete Garantie! Sie sei Zustand der Liebe, der mit der Liebe schwinde!" Und Fifine, Mischa und Muzz sagen: „So wird sie futsch sein von einem Morgenrot zum andern! Die heutigen satten, bürgerlich-dezenten Frauen würden Herden verlassener Weiber bilden! Wenn das Gesetz Treue garantieren muß, ist das nur äußerlich! Nun — es wird auch wohl nur äußerlich sein!"

Und Fifine, Mischa und Muzz kichern und werfen freche Blicke. In ihren Augen stehen die Dokumente.

Cléo hat später noch bei einem belgischen Bergwerksbesitzer gewohnt. Da legten sich schon Fältchen um ihre schönen Augen. Der Engländer nahm eine Fifine! Oder Mischa oder Muzz! Er hatte noch Jünglingsfeuer! Das Weib hält den Mann nicht aus!

Aber nun gibt Cléo noch intime, brünstige Feste. Da sie hinhorcht auf des andern Wünsche und Wesensart, und da er hinhorcht und beide den Einklang finden! So verrauschen in den Prunksälen des Bauernschlosses die intimen, brünstigen Feste. Wie das wird? Mit kulinarischen Superlativen! Man beginnt schon mit Austern und Caviar. Da ist einer in Ligneuville, ein Brauchbarer! Heute noch! Man kann bei ihm Delikatessen essen. Heute noch! Sie kommen von Aachen und Spaa her zu ihm. Haus Dumoulin! Der Alte trägt einen Schmeerbauch. Er

könnte Memoiren schreiben. Er hat Lukullus das Mahl bereitet. Wie gesagt: Vorspeise Austern mit Caviar. Malossol! Mimi D'Ysard stochert in dem graukörnigen Brei. Sie denkt: Es ist furchtbar nett!

Und grellweiße Tubarosen neben blutroten Nelken schließen ihre Decolleté. Cléo erzählt, wohin sie reisen. Im Winter auf etliche Wochen nach Ägypten, im Frühjahr nach der Riviera! Im Sommer Ostende. Im Herbst —? Vielleicht zu den oberitalienischen Seen! Ob Mimi nicht reise? Mimis Blicke feuern zu Pavonnet hin. Er greift in den Kühleimer. Ob er Moet Chandon zugießen soll? Mimi sagt: „Wir reisen im Herbst — vielleicht — — Meran!"

Und trinkt Moet und stößt an sein Glas! Ihre Blicke feuern. Sie entzündet eine Zigarette, streift die Asche an seinem Halskragen ab. Das sprenkelt ihm den Nacken. Er darf nicht schelten. Er darf ihre Zigarette weiter rauchen.

Cléo radiert auf Solenhofer Steinen ihre Originallithographien. Man reicht sie der Tischrunde. Die Gentlemen sind voll Kunstverständnis und Interesse. Fifine, Mischa, Muzz essen aus ihren Bonbonnièren. Nach ihrer Meinung treibt die Cléo Schnack. Silence! Fifine will singen! So wie man singt zwischen Glock zwölf und eins in Amsterdam bei Hille Bobbe! So international ist Fifine! Muzz sitzt ihrem „Schah" auf dem Schoß. Sie ist auch nicht groß. Bis zur Taille hinauf schlank und in normalem Maß. Von da ab wie eingestampft. Und als sei ihr das Weiterwachsen durch Polizeiverbot eingeschränkt worden. Schah läßt sich tätscheln. Sie ist müde und schläft ihm fast auf seiner Schulter. Er weckt sie, daß sie trinke. Hält ihr die glühende Zigarre an das gekrauste Haar. Sie tappt nach dem Glase, schüttet ihm den Inhalt den Nacken hinunter. Da! — und

wirft's an die Decke! Und fällt ihm auf die Schulter. Ihre Augen glosen schwer und schlecht. Und Schah stiert in diese Augen. Mischa ist von allen guten Sektgeistern angeregt. Ihr Elegant findet Gnade bei Mimi D'Ysard. Er stiehlt ihr die Tubarose am Decolleté. Und Mischa ruft: „Mon ami! tunke sie in Rotwein! Du wirst sehen, daß er abfärbt!"

„Der Wein nicht, eher die Rose!" zwinkert er, „weiße Blumen sind wie Frauengesichter. Die färben auf den Röcken der Männer ab. Ich habe mir schon diverse Anzüge verderben lassen!"

Mimi D'Ysard drückt ein Schmollmäulchen heraus.

„Von Ihren Theaterfrauen, ja! Finden Sie, daß mein Gesicht verkleistert ist?"

Er streicht mit der weichen, feuchten, nervösen Hand an ihren Wangen herab.

„Meiner Treu! Es ist echt!"

Da weiß Mischa, daß sie Pavonnet zähmen muß. Tippt ein Bonbonchen aus der Konfektschale und schiebt es zwischen die Lippen. Neigt zu Pavonnet, mit zwinkernden Augen auffordernd! Er darf daran knabbern! Aus ihrem Munde! Es ist zum Totlachen. Er küßt sie nicht! Seine Blicke flammen zu Mimi. Und zerkaut das Bröckchen aus ihrem Munde, als wisse er keinen Geschmacksunterschied zwischen Kartoffeln und Trüffeln. Und in der sektperlenden Luft und dem Duft und Glast und der dunstigen Röte flirrt das sinnberauschende, fiebrische Odeur de femme. Schah muckt auf. Seine Backen sind aufgebläht von Schweiß und Glut.

„Puh!" stöhnt er. „Geh weg! Ich schwitze! Du bist heiß!" Wirft das Weib von sich ab. Es fällt auf den Teppich, plumpst gegen seine Knie. Lacht und lallt und singt! Schah schüttelt seine Beine, stößt sie weiter.

„Non, ma belle! Wenn du schlafen willst, schaffe dich irgendwo unter!“

Und der Elegant: „Jawohl! Unters Sofa!“

Und der Schah: „Scher dich! Unters Sofa! Hörst du?“

„Aber — Sekt!“ lallt sie, schmatzt — —

Schah stampft mit dem Fuße auf. „Kusch! Willst du wohl! Kusch!“

Sie schleppt sich unter das stelzbeinige Sofa. Mit blödem Lachen und Kreischen: „Sekt! — Schnukkelchen! — Ihr R—Rackerchen!“ Sie wälzen ihr eine Chandon zu. Mag sie trinken bis zur Bewußtlosigkeit. Die Männer sind in dem Stadium der vorgerückten Stunde, wo auch das Weib zurücktreten muß vor dem wilden Suff. Mimi sieht zu Cléo hinüber. Die sitzt in süßer Berauschtheit und nicht wild und schamlos. Sie weiß noch, was sie tun muß, um schön zu sein. Unter dem Sofa ein blödes Gestammel. Und Mischas schrille Stimme: „Ich werde mich hüten, mich unter den Tisch werfen zu lassen!“ Mimi möchte ihre Gedanken ordnen. Sie möchte einen fragen, wo sie ist? Einen, der kein gedunsenes Alkoholgesicht und keine schwimmenden Augen hat. Der Schah toastet auf die Kreuzzüge, auf Hamlet, auf bayrisch Bier und den ersten Menschen! Die Luft wird dick und heiß. Das Marons glacé zerfließt daran, die Kerzen am Kronleuchter brennen bis zum Stumpf aus. Bläuliche Lichtzacken wirren und zucken im dunstigen Dämmer. Ein fahles, geisterhaftes Licht zieht an der Decke hin. In dem glühenden Zwielicht ragt der Hausherr auf. Hält sich am Tischrand. Seine dünne, kalte Stimme zittert:

„Meine Herren, es geht zum Morgen. Sie haben auf jedermanns Gesundheit getrunken, nur auf die unseres Malmedyer Freundes nicht. Er hat von

sich reden gemacht. Wenn das in London geschehen wäre, würde man ihn zum Peer machen oder Herzoginnen würden ihn heiraten wollen —!"

Der Schah ruft: „Phrasen, Mylord! Er ist verheiratet!"

„Nun denn, so erhebe ich mein Glas auf die allzustarke Gesundheit der — — — — Statuendame! Hipp! Hipp! Hurra!"

Da zersplittert das Glas ihm in der Hand. Ein Stuhl poltert um. Aus schwerer Trunkenheit erwacht Julien Pavonnet. Steht mit erhobener Faust vor dem Engländer. Seine schwimmenden Augen drohen. Man fällt ihm in den Arm, reißt ihn zurück. Schwer und schlapp fällt er in den Fauteuil. Seine Sinne hängen im Nebel. Er murmelt einen Fluch. Die starre Trunkenheit umfängt ihn.

Es flackern noch einige Kerzen in den Morgen. Spiegeln ein unruhiges, flackerndes Scheinchen in dem getäfelten Parkett. Auf die kostbaren Möbelstoffe. Auf den Kristalleuchter und die Spiegel. Und auf den langen, weißgedeckten Tisch mit Rotweinflecken und leeren Flaschen. Und zerpflückten Blumen.

Weiße Tubarosenblätter!

„Glaubst du, daß ich Fifine oder Mischa oder Muzz sein will? — Nicht einmal Cléo!"

Das sagt Mimi D'Ysard aufgeregt am Morgen zu dem Manne. Sie ist wach geblieben bis in den Tag. Sie hat auf ihrem Bette gehockt und die Lippen zernagt. Das Bild zerrinnt nicht aus ihren Gedanken. Wie er sich aufraffte, schwankend, drohend! Mit erhobener Faust das höhnende Wort zu rächen. Was ist in seinem Hause vorgegangen, seit sie hier ist? Seit der Schatten der Statuendame sie hinaus-

trieb? Sie will in das Haus zurück und ihre Furcht und Ehrfurcht bezwingen! Und Schulter an Schulter mit der Statuendame! Und sie fühlt, daß sie jetzt den frechen Mut haben wird. Man kommt nicht von der Fifine, Mischa, Muzz, ohne etwas zu verlieren und — zu gewinnen!

Der Wagen Mylords bringt sie zurück. Sie wählen die Stunde so, daß sie abends in der Stadt anlangen. Vor dem Hotel Dumoulin ein leeres Gespann. Ausflügler von Malmedy. Dumoulin steht unter der Türe und ruft Pavonnet zu: „Deutsche Herren, Monsieur Julien! Sie halten bei mir ihr Mittwochskränzchen. Hotel Dumoulin ist eben international.“ Pavonnet sieht ihn nicht an, starrt vor sich in die dämmerige Luft. Da spürt er, daß Mimi ihn am Arm zupft. Neben dem Wagen her schlappen Schrittes der Blagueur.

„Julien Pavonnet! Kann eine Platte vom Altar herunterspringen?“

„Zufahren!“ brüllt Pavonnet dem Kutscher zu. Der Wagen verschwindet in Baumschatten und Staubwolken. —

Der Pastor kommt zu der Frau.

„Fegen Sie die Sünde aus Ihrem Hause!“

Weib, du sollst! Der Pastor hat Worte und keine Mittel. Und nur ein Mittel, das aber schlecht ist: Weib, du sollst!

Die Frau ist in der stillen, grauenvollen, verwegenen Verzweiflung. Sie tritt vor den Mann. „Schaff sie aus dem Hause!“

„Nie!!“

„Nun denn: sie oder ich!“

Da steht der Mann steif. Seine Blicke lohen. Ein dunkles, furchtbares Drohen darin! — —

In den grauen, verschlafenen Morgen schrillt das Pfeifen des Frühzuges. Der erste Reisetag der neuen Eifelbahn! Die Frau wartet am Frühstückstisch. Wartet und sucht! Im Herrenzimmer auf dem Rauchtisch ein Zettel. Eine halbgerauchte Zigarette und ein Zigarrenstummel daneben. Auf dem Boden ein in der Eile zurückgelassener zerknüllter Handschuh.

Auf dem Zettel drei Worte: „Sie und ich!“

Zehntes Kapitel

Mit stockendem Atem steht René Monfort in dem Hause am Kalvarienberge.

„Sie ist fort mit ihm! Ist das so?"

Laure erwidert: „Man wird es wohl nicht länger verheimlichen können."

Sie vergißt, ihn zum Platznehmen einzuladen. Er wartet auch nicht darauf. Seine Knie wanken. Er setzt sich. Aufrecht und wie erstarrt. Sie steht einen Schritt weit vor ihm. Sie scheint sehr ruhig zu sein. Seine weiße, wohlgepflegte Hand bedeckt seine Augen. Er spricht tonlos: „Vielleicht hätte ich sie nicht fallen lassen sollen. Sie kann ihn doch unmöglich lieben!"

Da schießt eine Blutwelle in ihr auf und rüttelt ihre Selbstbeherrschung zusammen.

„Warum unmöglich! Ist denn nur möglich, daß Sie lieben, Sie geliebt werden —," stockt, preßt die Lippen zusammen, bäumt den Kopf. Ein stolzes Zürnen ist in ihr. Er sieht zu ihr mit unsicheren Blicken.

„Es sollte nicht beleidigend für Sie sein, Laure."

Sie hat längst ihre Fassung wieder. Ihre halbgeschlossenen Augen mustern ihn mit spöttischer Überlegenheit.

„Sie werden der Stadt nicht das Schauspiel des geprellten Liebhabers geben, René."

Er überhört das. Er jagt seinen Gedanken nach.

„Mein Gott! Es ist nun alles aus meinem Leben. Man verwindet das nicht von heute auf morgen.“

„Alles?“ fragt sie.

„Ja, alles, Laure! Ich habe meine Fabrik vernachlässigt. Ich habe die Lust daran verloren. Die ganze lange Zeit bin ich zerfahren und unnütz gewesen. Jetzt ist eine Unlust zu jeder Arbeit in mir. Mir graut vor allem! Aber was wissen Sie davon, Laure?“ — Er hat den Kopf mutlos gesenkt. Ein schmaler Aristokratenkopf! Sie möchte mit der leise bebenden Hand darüber hinstreichen. Und ein warmes Wort sagen! Auf daß er einmal weiß, wie erlogen ihre Kälte ist. Aber die Hand, die solches zu tun imstande wäre, hält sie festgekrampft an der Stuhllehne. Was sie nun sagt, ist wohlgeordnet und glatt:

„Was anders könnte Ihnen jetzt besser helfen als die Arbeit? Versuchen Sie es, René! Sie überlassen Frisquet Ihre Rechte. Man sagt, er stehe schon auf der Gerberei wie ein Herr und Besitzer.“

„Meine Bücher sind in Ordnung. Es ist alles verrechnet.“

Als Alphonse Pavonnet diese Antwort von seiner Tochter hört, sagt er barsch: „Er rechnet falsch!“

Monfort hat eine Unruhe mitgenommen. Er muß zu Frisquet.

„Wir müssen einmal verrechnen. Wieviel Gruben besitzen Sie?“

Frisquet führt ihn kreuz und quer. Da eine! Dort eine! Und zwischen Lohhügeln. Dort auch eine! Und weiter nach dem Flusse zu. Diese auch! Monfort reißt ihn am Arm. Er ist geisterbleich.

„Was bleibt mir noch?“

Und Frisquet gleichgültig: „Wenig! Sie konnten ja nichts einlegen!“

Da ist Monfort wach aus seinem Kummer.

„Warum hätte ich Sie in meiner Gerberei gehabt? Sagen Sie?"

„Ich hab' Sie bis heut' über Wasser gehalten. Jetzt ist's aus!"

„Sind Sie wahnsinnig?"

„No! Sehe ich so aus?"

„Hören Sie auf! Sie schwatzen Unsinn!"

„Sie werden wohl den Konkurs ankündigen müssen!"

Er stopft sich gleichgültig gelassen die Pfeife.

„Dann sind Sie mein Ruin! Sie! Wissen Sie das!"

„Schlagen Sie doch in Ihren Büchern nach. Sie haben gut gelebt."

Monfort faßt ihn am Rockaufschlag, und ganz verstört: „Ist denn das wirklich so? Mein Renommee ist kaput? Ich muß aus der Stadt gehen?"

„Es wär' besser. Ein Bankrott hat viele Scherereien."

„Bankrott! Hören Sie, Frisquet, das ertrage ich nicht!"

„Ich könnte Ihnen einen Bankrott ersparen. Ich übernehme Ihre Gerberei."

Monfort sieht ihn aus stumpfen Augen an. War das Frisquet? Er trägt nicht mehr den Arbeiterrock. Und hat einen Steifkragen! Monfort fährt auf: „Nein! Nie! Sie müssen sich irren! Es ist nicht möglich!" Läßt ihn stehen und fort und stöbert in seinen Büchern. Mit wehem Kopfe geht er mit ihnen zu Alphonse Pavonnet. Er möge nachsehen. Es sei doch alles in Ordnung. Alphonse blättert bis zum Abend. Dann klappt er zu, legt die flache Hand darauf: „Ich sagte es ja, Sie rechnen falsch!"

Da verläßt Monfort mit schwankenden Knien das

Haus. Alphonse sitzt noch der Türe zugewandt, als sei da nicht schon einer hinausgegangen, der alle Brücken hinter sich abbrechen muß. Als müsse er auf sein Gehen warten. Und könne ihm nicht sagen, daß er gehen — muß! Laure kommt zu ihm herein. Durch die Türe, durch die Monfort hinausging. Es war ein Kommen und Gehen zwischen diesen beiden. Sie sind nie auf des Lebens Schwelle zusammengetroffen. So zwischen Türe und Angel! Das sind die bedeutsamen Begegnungen im Leben. Die fliehende Sekunde nimmt sie hinweg. Man konnte nicht fragen: Wie ist deine Seele? Man hat einen Menschen gestreift! Man streift an Blumen vorüber und trägt ihren Schmelz und Blütenstaub mit sich. Und Bedeutsames hat man erlebt. So zwischen Türe und Angel. Laure Pavonnet muß den Menschen fragen: Wie ist deine Seele? Sie kann nicht Blumen streifen. Sie wird sorgsam den gelben Blütenstaub von ihren Kleiderärmeln abschütteln. Aus Sorge, daß man sie der Unordnung zeihen könnte. Und sie ist zu stolz, um unordentlich zu sein. Vielleicht ist sie darum nicht mit ihm auf des Lebens Schwelle gestanden! Sie fragt: „Petit papa, kannst du ihm nicht helfen?"

„Ich? So!"

„Dir sind nun die ganzen Lasten der Fabrikleitung aufgebürdet. Du mußt doch Hilfe haben! Tante Germaine wird endgültig nach Monplaisier übersiedeln. Du wirst ihr künftig nur die Dividenden auszuzahlen haben. Im übrigen wird sie dich walten lassen. Dich allein, petit papa! Du bist nicht mehr jung."

Er sitzt unbeweglich, breit, stiernackig. Greift langsam in die Brusttasche und wirft einen Brief auf den Schreibtisch.

„Julien Pavonnet ist in Aachen!"

„Mit ihr?“ — Er lacht kurz und verächtlich.

„Hast du's anders erwartet? Er will seine Geschäfte hier abwickeln und dann nach dem Süden.“ Und langsam und schwer: „Er will als stiller Teilhaber in der Firma bleiben und stellt seine Bedingungen. Sie sind hoch. Er braucht Geld. Selbstverständlich!“ Und eine stille Weile; sein schweres Atemholen darin: „Dann teilt er mit, daß er die Scheidung will. Wir sollen seiner Frau zusprechen, andernfalls will er — in diesem Verhältnisse weiterleben!“ Sein wuchtiger Körper bäumt gegen die Stuhllehne. In kaum zu bemeisterndem Zorn trommelt er mit den dicken Fingern auf die Schreibtischplatte.

„Es tut mir leid, daß ich das mit dir besprechen muß, aber mit deiner Mutter kommt man nicht zu Ende. Sie will jetzt schon die Schmach nicht überleben. — Und es ist doch erst der Anfang. Geh und sprich mit deiner Mutter und sage ihr, daß ich am Mittag bei Tisch kein Lamento hören will! — Was stehst du denn noch?“

„Meine Frage ist noch nicht beantwortet.“

Und er absolut und entschieden: „Nein! daraus wird nichts! Ich brauche Hilfe, aber die René Monforts nicht! Es könnte ihm nichts Schlimmeres geschehen, als gleich wieder in die fette Pfründe zu kommen. Der Mann muß Arbeit und Not kennen lernen, um ein Charakter zu werden. Jetzt ist er ein Waschlappen! Er hat keine Widerstandsfähigkeit. Nein, Alte,“ und nun ist eine herbe Zärtlichkeit in seiner Stimme: „Alte, den lassen wir schwimmen! Kopfüber ins Wasser! So! Jetzt hilf dir selbst! Alte, und dann mag er zeigen, was an ihm ist. Wir müssen das abwarten!“

Weiß Gott, wie gern er nach ihrem Wunsch

getan hätte — und seinem. Es war sein liebster durch all die Jahre. Da hört er Laure hinter seinem Stuhl. Sie muß sich Gewalt antun, um klare, sichere Worte zu finden. Aber wo sie überzeugt ist, kann sie nicht wanken.

„Ja, wir müssen abwarten. Du hast recht, petit papa!“ Er scharrt herum. Sieht sie an. Sein breites, strenges Gesicht mit dem vollen, ausrasierten Kinn zeigt keine Veränderung. Aber sein Arm reicht an ihr hinauf. Es drängt ihn zu einem Beweis der Vaterliebe. Er möchte an ihrer Wange hinabstreichen; da wird's fast ein Stoß in ihr Gesicht. Und Laure nimmt seine rauhe Zärtlichkeit steif und wie ein Geschenk dar, das keinen Dank beansprucht. Und es kreist doch um Vater und Tochter ein Augenblick der Weihe. Und kreist und schwindet!

Das war auch der Augenblick, da René Monfort vor Frisquet steht und sagt: „Ich willige in den Verkauf ein!“

Was wird er anfangen? fragen die Leute. Louis Fossard weiß Antwort: „Weinreisender! Er kennt gute Weine. Er wird die hiesigen Gerber zu Kunden haben. Da kann er passabel leben. Ich habe ihm schon einen Auftrag zugesagt, davon allein schlägt er für sich schon vierzig Mark heraus!“

Am selben Abend, da der kleine Louis das schwatzt, verrechnet ihm der Kasinokellner ein Zechkonto von vierzig Mark fünfunddreißig Pfennigen!

In Malmedy klappern die Zünglein. O je! O je! So geht's! Der Monfort ist für die Katz! Er reist in der Welt herum mit Wein-Probefläschchen. Die Madame hockt vergeistert in Monplaisir. Der Blagueur geht sagen: „Es war Zeit, daß er flüchtete. Er! Man weiß, wer! Man weiß aber nicht, wieso. Der Blagueur meint, „wieso“ sollte man auch bald

wissen. Der Blagueur hat jetzt dicke, weinrotblaue, lachende Backen. Er sagt: Germania docet!

Jetzt spricht er gar lateinisch. Warum nicht französisch? Wenn schon, denn schon! Die neue Bahn pfeift in der Wallonei. Das Reisen hat jetzt begonnen. Es war schon ein Fremder gekommen. Er hat im Markthotel zu Mittag gegessen. Die deutschen Herren sagen, nun könne Malmedy zum Luft- und Wasserkurort werden. Abin! Desto besser! Warum störren die Frés? Man kann nicht jeden Sonntag aus der Kirche laufen; der Curé predigt weiter. Man sagt, sehr schön. Die Kinder singen. Das Gotteshaus könnte zusammenstürzen. Es gibt Väter, die stolz darauf sind. Sie stehen hinter den Kinderreihen, und schmunzeln, wenn „noss p'tit" (unser Kleiner) den Kopf in den Nacken bäumt und den Mund aufreißt und losbrüllt. Aber die Männer können wüten, wenn die Frés kommen und sagen: Ihr seid Verräter unserer Sache. Ihr seid unbewußt schon — Deutsche!

Allemand! Fi donc! Und pfeifen:

> O yes! O yes!
> Qu'u les Allemands sont bièsses!

Und schwören: Wir sind und bleiben Wallonen!

Wie gesagt, so haben die Jünglein viel zu klappern. Und nicht zu vergessen: Cicile Poupoudje trägt ein neues Gebiß!

Warum hat Cicile Poupoudje sich mit fremden Federn geschmückt? Sie ist daran zu Grunde gegangen. Als am Morgen die lieben Schwestern ihre Frühgebete sagen kamen, fanden sie das Weibchen erstarrt und blau auf der Wendeltreppe. War da ausgeglitten. Das Gebiß stak ihm im Halse, das schöne, teure. Daran erstickte Cicile. An dem einzigen Luxus

ihres Lebens! Mit ihr ging die letzte Betfrau der Wallonie dahin. Die neuen Menschen sind ihre eigenen Vermittler zwischen Himmel und Erde. Man hat keine Totenzettel auf Weibchens Tod drucken lassen. Aber Gilles Förster trägt um den roten Rockärmel einen schwarzen Flor, an demselben Arm, in dem er den Henkelkorb durch die Straßen trägt. Er bringt Wohltaten von Madame. Und kauft und feilscht für Madame. Er ist ein langer, schweigsamer Simpel. Er wird nie heiraten! Weil Dorine ihm gesagt hat, die Ehe sei ungesund. Wenn er eine Woche nicht zu Tonette kann, schreibt er ihr. Hat er von Madame zu schreiben, setzt er große Anfangsbuchstaben, wie in alten Gebetbüchern, wenn von Gott, oder in alten Chroniken, wenn von der Majestät die Rede ist. Er ist aus den Schuhen des wallonischen Jesus hinausgewachsen. Man sieht ihn nicht mehr darum an. Man hat vieles vergessen. Es drängen neue Ereignisse. Der Frisquet hat jetzt ein Wägelchen. Er sagt, er braucht's für die Fabriken. Aber Sonntags sitzt die Frisquetfamilie mit Flitter und Staat darin. Die Haustüren rasseln auf. Die Leute laufen zusammen. Er treibt's wie ein Reicher, der! Man entrollt das obskure Familienregister. Einige aber sagen: Warum sollte er's nicht? Viele sagen's. Heute sagen's alle. Und viele Wägelchen rollen Sonntags. Aber Frisquet hört's immer gern, wenn man ihn den Begründer des Mittelstandes nennt.

René Monfort hört's nicht gern. Er beißt die Zähne zusammen, wenn er an der Frisquettannerei vorüber geht. Warum geht er vorüber? Er hat ein Anliegen an die Mutter der Kranken. Dann eilt er zum Brunnenhaus; dann trifft er dort bisweilen die große Laure; dann gehen sie zusammen. Er fragt, ob er's annehmen soll; man will ihn zum

Bürgermeister in wallonischen Dörfern machen. Die große Laure geht heim, fragt, ob er's annehmen soll. Die große Laure tanzt mit siebenundzwanzig Jahren noch auf den Kasinobällen. Vater Alphonse sagt nein, er soll's nicht annehmen! Er braucht einen für die Fabrik, einen Kompagnon oder Schwiegersohn. René Monfort wird die stolze Laure davor bewahren müssen, mit neunundzwanzig Jahren noch auf den Kasinobällen zu tanzen. Man kann das jetzt schon voraussagen: Sie werden drei blühende Kinder zur Welt bringen; nicht mehr! Sie sind zu ästhetisch! Und diesen Kindern werden sie dermaleinst sagen, eine gewisse Mimi D'Ysard sei daran schuld, daß Papa und Maman sich erst so viele Jahre später gekriegt hätten!

In Aachen in der Kaiserstadt sind weißgedeckte Tische am Elisenbrunnen.

Man spricht russisch und englisch und Oecher Platt. Wenn aber die Aachener hochdeutsch sprechen, sprechen sie französisch. Man kann da gut leben und trinken. Es ist eine prächtige Stadt mit stinkendem Wasser. Die Männer in und um den Elisenbrunnen hinken oder haben schwere Beine. Es sind steife, kräftige Männer, die gegen üblen Geruch unempfindlich sind. Und sie sprechen russisch und englisch. Wenn sie französisch sprechen, weiß man, wie gesagt, nicht, ob es Einheimische oder Ausländer sind. An einem Tisch in den Kolonnaden sitzen zwei Paare, die französisch sprechen und Deutsche und Engländer und Belgier sind. Die Frauen sind Belgierinnen. Cléo ist im Kohlenrevier bei Courcelles geboren. Die Dörfer sind da unterminiert. Häuser stürzten ein. Auch das, wo Cléos Wiege stand. Da ließ sie sich

mit nach Spaa nehmen. Im Laufe der Zeit ist ihr Engländer ein steifer, hinkender Mann geworden. Darum kommt er nach Aachen. Man wird heilsame Bäder nehmen, bis Julien Pavonnet Gelder flüssig gemacht hat, und dann nach dem Süden reisen.

Mimi D'Ysard spricht laut und auffällig. Wie alle Belgierinnen. In Aachen spricht man leise und wenig. Und wenn man bei Konzerten mit fremden Leuten am Tische sitzt, nichts! Es ist sehr fein, nichts zu sprechen, besonders, wenn man nicht weiß, ob die Leute, denen man sagt: „Das Chopinsche B-moll-Scherzo, das berüchtigte Gouvernantenstück, spielt er prima!" oder: „Wunderbar, wie sie diese große Hypottarie singt!" — nicht abfärben?

Mimi D'Ysard liebt es, wenn die Leute sie anstarren, besonders die Herren. Pavonnet kann sich darüber ärgern. Er sagt: „Aachen ist eine große Kleinstadt!" Sie sagt, sie könne das nicht finden. Überall würden schöne Frauen angestarrt. Auch in Brüssel. Sicher auch in Berlin. Und er gereizt: das seien ihre Erfahrungen! Und sie: er möge sie mit seiner Eifersucht in Ruhe lassen! Sie wolle nicht beengt sein! Nein! Nein! Nein! Hitzige Worte fliegen. Sie streiten. Sie werden laut und rücksichtlos. Sie beherrschen sich nicht mehr. Cléo schämt sich. Und stammt doch nur aus dem Kohlenrevier bei Courcelles. Mimi stochert mit dem Strohhalm im Eiskaffee, pariert mit mokantem Lachen seine Vorwürfe, springt dann plötzlich auf und läuft fort. Fort zwischen den weißgedeckten Tischen durch, an bauschenden, hellen Toiletten vorüber, an Gruppen von Kurgästen und mitten durch die lange Droschkenreihe. Vom Elisengarten herüber rauscht die Kurmusik. Pavonnet greift zu Hut und Stock und eilt ihr nach. Fünf Schritte hinter ihr her. Sein Blut

kocht. Sie hastet und stößt in die eilenden Menschen. Zorniges Weinen zuckt ihr im Gesicht. Man dreht sich nach ihr um. Aus dem Gewühl des Dahmengrabens eilt sie in eine enge, holperige Gasse, die Korneliusstraße. Die ist menschenleer. Ein scharfer Geruch aus Pferdeställen. Ein Bäcker, ein Klempner, ein Korbmacher! Pavonnet ist dicht hinter ihr, reckt über ihre Schulter, schüttelt sie am Arm. Schleudert ihr wutersticke Worte zu. Aus einem niederen, baufälligen Häuschen sieht ein struppiger Mann durch das schmale Fenster. An der Scheibe klebt ein Zettel: Hier wird gewaschen. Der Mann lacht breit und schadenfroh. Es gefällt ihm sehr, daß die Feinen es machen wie die Armen und wie er! Gröhlt in die Stube zurück: „Kiekens aa, Modder, dä schläet dat Mädche!"

Die beiden drunten eilen hastig weiter. Seite an Seite. Der Mann sieht ihnen nach in die andere Straße hinein. Er faßt sie unterm Arm. Sie sprechen aufeinander ein. Sie lächelt. Sie schmiegen aneinander. Am Ende der Straße scheinen sie versöhnt zu sein.

Mimi fragt: „Wohin?"

„Ins Hotel zurück."

„Nicht mehr zu den Engländern! Wir brauchen sie nicht. Cléo ist unausstehlich!"

Und zürnen beide diesen Menschen, weil sie Zeugen ihres Streites waren. Wie das so geht! Man zürnt oft, wo man sich schämen müßte. Im Hotel lassen sie Burgunder auf ihr Zimmer bringen. Sie wollen guter Dinge sein. Und lieb! Pavonnet sagt: „Ich wüßte nicht, warum wir die Engländer auf uns warten lassen sollten. Mögen sie reisen! Wir finden den Süden schon allein. Und wenn wir ihn nicht finden — auch gut! Dann nach Norden

oder Osten oder Westen! Überallhin, wo wir allein und glücklich sind!"

Sie reagiert nicht auf seinen tiefen Blick. In ihr jagen die Gedanken. „Wir werden hier hocken bleiben und versauern. Deine Malmedyer Affären dauern furchtbar lange. Fahre doch wieder einmal hin!"

„Ich erreiche damit nichts. Laß dir das doch einreden! Wir Gerber stecken unser Kapital in die Erde. Das gräbt man nicht von heute auf morgen heraus. Außerdem kommt das Vermögen meiner Frau in Betracht. Man muß sich da einigen!"

Sie hält die Ohren zu, trampelt mit den Füßen. „Hör auf! Hör auf! Ich sehe es schon werden. Du kommst nicht los!"

Ihre stete Ungeduld hält ihn in peinigender Hast. Seiner Liebe zu ihr fehlt die Tiefe. Darum begreift er ihr Drängen nicht und erträgt's nicht. Und rücksichtlos: „Allerdings wird meine Frau nicht in die Scheidung willigen. Sie kann es nicht! Sie ist durch die Kirche gehalten. Ich glaube aber auch: sie *will* es nicht!"

Sie spitz: „Rührend! Du scheinst schon an den Tränen zu schlucken. Du hättest Madame überhaupt nicht verlassen müssen."

„Parbleu! Willst du mich ärgern?"

„Es soll dich nicht ärgern!"

„Freilich, ich müßte, um dir zu gefallen, diese Frau beschimpfen. Das kann ich nicht und werde ich nicht. Ich habe sie verlassen. Ich liebe dich. Warum soll sich unser Haß noch gegen sie richten? Sie ist aus unserm Leben. Wir werden unser Glück bauen. Man müßte schlecht sein, um ihr Schlechtes nachzusagen. Eh bien! so will ich das. Sei so gut und quäle mich nicht!"

„Moncheu! So konntest du mit deinem Hausknecht sprechen! Mit mir nicht! Verstanden?"

Er schiebt sein Glas zurück.

„Du vergällst mir wieder die Freude! Kannst du nicht schweigen — mir zuliebe?"

„Es regt mich entsetzlich auf, daß ich noch hier bleiben muß. Ich bin überzeugt, sie lassen dich nicht los. Wir machen hier noch den Winter mit!"

„Fängst du wieder dein Lamento an? Hol dich der —!"

Er springt auf und stapft in das nebenanliegende Zimmer. Sie ruft ihm nach: „Lamento nennt er das! Meine Ehre ist hin — durch dich! Glaubst du, ich werde auf gut Glück mit dir zusammenleben? Werde ein Türke und heirate mich! Aber du bist feig! Du kapitulierst vor den Wünschen dieser Frau! Die heilige Frau, die am liebsten mit dir ins Kloster gegangen wäre!"

Aus dem Nebenzimmer sein dumpfes Grollen: „Diese Frau hat keinen Geifer wie du!"

Da bricht sie in hysterisches Lachen aus, lacht, schmäht ihn! Er ist gerüttelt in seinem tiefsten Ehrgefühl. Das steigende Blut tost und summt ihm im Kopfe. Er will hinaus. Er könnte sie züchtigen. Da sticht ihn ein wahnsinniger Schmerz im Kopfe. Er muß sich setzen, stützt den Kopf auf. So bleibt er ruhig wie betäubt. Es dauert lange, bis sie kommt und nach ihm sieht. Sie sagt: „Es ist Migräne. Ein Mann muß das überwinden."

Er streckt sich auf der Chaiselongue aus. Mimi gähnt: „Man wird trotzdem die Engländer nicht reisen lassen. Es ist dann so langweilig."

„Man läßt sie reisen — basta!"

Sie wirft ihm einen wütenden Blick zu. Das Unausgesprochene liegt darin: Brutaler Mensch! Sie

macht zwei Schritte in das andere Zimmer hinein, besinnt sich und schupst die Schulter, als müsse sie ein kleines Mißgeschick abschütteln, ein ganz kleines! Was soll das bißchen Ärger! Draußen, wo die geputzten Leute gehen, ist's schön. Wirbelt zu dem Manne hin.

„Wenn du nicht mitgehen kannst, möchte ich noch die Geschäfte auf dem Graben ablaufen, ja?"

Es ist ihm wirklich nicht zum Mitgehen. Er möchte Ruhe haben, nickt ihr zu. Sie kann gehen. Als sie fort ist, holt er seine Zigarrentasche und versucht es mit einer dunklen, schweren „Echten". Er nimmt ein paar Züge und legt sie weg, streicht oft und beunruhigt über die Stirne. Ein bohrender Schmerz, der nicht nachläßt! Er steht auf und geht hinunter in das Hotelzimmer, liest die Zeitungen und trinkt hastig. Wenn der Kopf umnebelt ist, wird das elende Summen darin aufhören. Er hält eine Aachener Zeitung in der nervös zitternden Hand. Die Nerven rasen in ihm. Er kann nicht mehr zur Ruhe kommen, so quälen sie ihn. Seine Blicke haften an den Parlamentsnachrichten. Es ist da einiges in Sperrdruck und eine ganze lange Rede in Borgis. Er beugt darüber. Prinz Franz von Arenberg interpelliert die Regierung in der Wallonenfrage. Er greift zurück in die Geschichte des Ländchens, bis zur Annexion durch Preußen. Es war da ein Erlaß König Friedrich Wilhelms III. an die Polen, den er grundlegend für seine Ausführungen macht. Der König schrieb am 15. Mai in bezug auf die Polen: „Ihr seid meiner Monarchie einverleibt, ohne daß von Euch gefordert werde, Euerer Nationalität zu entsagen!" Und wie da auch die Wallonie eine tröstliche Versicherung aus folgenden Worten des Königs gelesen habe: „Diese Länder, die deutschen Ursprungs waren, müssen dem

deutschen Lande erhalten bleiben .... So komme ich denn in Euere Mitte mit königlichem Vertrauen und gebe Euch Euerem deutschen Vaterlande zurück und mache Euch zu Preußen! Der Krieg, der Euch von Frankreich losgerissen hat, war notwendig, wenn Ihr mit Euren Kindern Deutsche bleiben solltet in Euerer Sprach, Euren Sitten und Gefühlen!" Und dann als Überleitung mutatis mutandis, und dann ins eigentliche Fahrwasser. Es schwimmen viele Zitate über die Muttersprache darin. — Aus den Reihen der Nationalliberalen ein Sprecher, der erklärt, „zufällig" mit bestem Material in dieser Angelegenheit versehen zu sein. Er ist ein Schwager des Malmedyer Landrats. Der greift noch weiter in die Geschichte des Wallonenlandes zurück, da wo es deutsch war im Ursprung, anknüpfend an die Worte des Königs. Malmedy, das zur Germania inferior gehörte, einst bewohnt von dem deutschen Stamm der Eburonen. Heute noch sei der Eburonenfürst als Ahnvater im Wallonenland. Ein anderer Name tauchte auf in der Wallonengeschichte, Heinrich der Vogeler als Besitzer Lothringens. An die Geschicke Lothringens und Austrasiens war immer dasjenige des Ardennenfürstentums geknüpft. Es wurde dem deutschen Reiche einverleibt. Als Kronzeuge seines Wohlseins unter deutschem Szepter ein Blatt aus Arsène de Vries' Landesgeschichte: „C'était l'aurore de la restauration qui se levait sur le pays." Wie das mit der Sprache gewesen sei? Der berühmte nachmalige Bischof von Lüttich, Notker von St. Gallen, hielt seine Predigten in Latein und jener romanischen Sprache, aus der sich späterhin das Wallonische entwickelte, verlas auch gewissenhaft in Latein die Stelle: „Vulgari plebem, clerum sermone latino erudit!" Wiederholte: in wallonischer Sprache, der Volks-

sprache! Da wurde ihm Beifall. Wies daraufhin, daß das älteste wallonische Dokument aus dem ehemaligen Fürstentum, nämlich die Verfassung von 1459, in einzelnen Redewendungen an den direkten Einfluß des Deutschen erinnere. Fragt: Wo bleibt das Französische? Der Gebrauch der französischen Schriftsprache verallgemeinerte sich erst seit der Revolution. Von 1815 an wurde dann die deutsche Amtssprache! Verlas eine gelehrte Abhandlung des Malmedyer Kreisschulinspektors, daraus hervorgeht, daß zur Zeit, da der heilige Remaklus an den Ufern der Warchenne sein Kloster gründete, die dortige Gegend deutsch war, daher dann die Namen Engelsdorf, Außelborn. Die romanischen Namen wie Faymonville, Oudenval und so weiter seien offenbar vom Kloster ausgegangen, das die deutsche Sprache bis an die nordöstlichen Grenzen des Fürstentums zurückdrängte. Und folgert: Wie überhaupt die große Zahl der Ordensleute, sage und schreibe, die kaninchenhafte Vermehrung der Klöster in der Wallonie ein Hort des Franzosentums gewesen sei. (Zurufe aus dem Zentrum: Kulturkampfmusik! Zur Sache!) „Ich bin mitten in der Sache. Ich komme zu dem Fazit: Man sollte auch das Französische aus dem Religionsunterricht der Unterstufe ausschalten und dort das Wallonische gestatten.“ Wenn es schon einmal Sprache der Predigt gewesen sei, könne es auch zur Übermittelung der Heilswahrheiten für die Kinder dienen. Dem Französischen aber keinerlei Förderung durch die Volksschule! „Wenn die Wallonen das Französische als Muttersprache festhalten, so hat die deutsche Regierung nicht nötig, eine Muttersprache, die man schon kennt, neben der Landessprache zu lehren. Sie ist einfach und kurzer Hand auf die Zeit nach der Schule zu beschränken, auf die Fortbildungschulen, für die der Staat wohl-

wollend sorgt, und auf die höheren Schulen. Die Regierung hat keinen Anlaß, es zu fördern, sondern einzig die Verpflichtung, die allgemeine Landessprache zu lehren. Gibt die Regierung dem Wunsche der Wallonen statt und führt wieder das Französische in den Lehrplan der Volksschulen ein, so kultiviert sie eine Sprache, die ihre eigenen Staatsbürger zu Nutz und Frommen des Erwerbs und besseren Fortkommens nach Belgien lenkt. Somit werden alle deutschen Kulturbestrebungen, die engeren Anschluß an dies fremdsprachliche Gebiet haben wollen, illusorisch. Je mehr das Französische lahmgelegt sei, desto eher ist die Wallonie auf die eine Heerstraße angewiesen, die — zum Herzen Deutschlands führt!"

Minister von Goßler beruft sich auf frühere Erlasse der Regierung in dieser Angelegenheit, hält diese Gründe auch jetzt noch in vollem Umfange aufrecht und kommt eingehend auf den, seiner Meinung nach, hauptsächlich strittigen Punkt der Wallonenfrage zu sprechen, auf die Beziehungen des Wallonischen zum Französischen.

„Meine Herren! Die Äußerungen des verehrten Herrn Abgeordneten Prinzen Arenberg haben die irrige Ansicht zur Grundlage, daß das Französische die Muttersprache im Wallonenlande sei. In der Gegend aber, um die es sich handelt, ist das Wallonische die Muttersprache, die man spricht, aber nicht schreibt. Ob und inwiefern das Wallonische dem Französischen ähnelt, oder als platte Sprache in Beziehung tritt, das ist, wie Sie wissen, bis jetzt noch die strittige Frage unter den Sprachforschern. Wie dem auch sei, nach dem mir vorliegenden Material ist der Unterschied der beiden Sprachen so groß, daß man mit seinen Kenntnissen des Hochfranzösischen unmöglich das Wallonische versteht, und umgekehrt dem nur

wallonisch Sprechenden das Französische fremd erscheint und jedenfalls große Lernschwierigkeit bereitet. Nehmen wir also ein paar Schwierigkeiten mehr hinzu und gehen direkt zur Erlernung des Deutschen über. Die Zeit und Arbeitskraft, die man auf Behebung der Schwierigkeiten des Französischen vergeudet, soll und muß der Landessprache zugute kommen."

Die Wallonen-Interpellation fällt unter den Tisch des Hauses. Julien Pavonnet faßt zum Glase, führt es bis zum Munde und läßt es wieder sinken. Ein bohrendes Weh ist in ihm. Eine mächtige Erinnerung streift über ihn wie ein Phantom, das in der Weltferne zerrinnt. In wallonischen Bergen hallt noch sein Name wider. Ein Volk hatte sich um ihn geschart: Sei unser Napoleon! Jetzt ist er in Aachen der soundsovielte Kurgast in später Saison. Er trinkt Kaiserbrunnen und flirtet. Drunten in der Eifel steht sein Haus. Man wird die Vorhänge heruntergelassen haben. Da standen einmal zwei Menschen im Ostermorgen, kraftvoll und schön und mit flammenden Seelen! Ostern! Halleluja! Um sie loderten die Brände edler Begeisterung. Da war seines reinen Glückes Feiertag! Nun stand die Frau im ewigen Karfreitag. Es wird kein Ostermorgen mehr leuchten. Fré Rmâk ist nicht zur Auferstehung gekommen. Und sein Haus ist das Grab des Fré Rmâk! Und ein getäuschtes Volk schickt ihm heimliche Schwüre nach. Stumpf und stier schaut er in das volle Glas. Er sieht hinunter wie in einen tosenden Krater. Seine Seele taucht er hinein, die Armesünderseele, die auf Sturmflügeln durch eine leergebrannte Welt haftet, die arme, angemoderte Seele, die am Ostermorgen nicht auferstehen konnte. Sitzt und stiert. —

Die Dunkelheit rinnt durch die Hotelfenster. Durch das schon grell erleuchtete Vestibül huscht Mimi

die Treppe hinauf und stößt die Türe zum Zimmer auf. Sie ist atemlos und fällt aufs Sofa. Streift die Handschuhe ab. Da klopft es. Sie ist auf, wie emporgeschnellt und schon an der Tür. Öffnet schnell. Ein Herr lüftet den Hut. Sein Schnurrbart läuft aus zur Nadelspitze. Eine dicke, sinnliche Oberlippe drängt vor. Mit tiefer Stimme fragt er halbleise: „Wohnt hier nicht eine junge Frau?“

Seine Blicke strafen die Unsicherheit seiner Frage Lügen. Er ist überzeugt. Er ist ihr gefolgt. Die Frage ist pro forma. Er denkt, daß sie ihn einläßt. Er taxiert sie so! Ihre Augen gehen wirr. Da wiederholt er seine Worte in französischer Sprache mit breit deutschem Akzent. Wie gut er sie kennt! Vielleicht von dem Streit am Elisenbrunnen her. Vielleicht, weil sie kokett neben einem Graukopf geht. Sie ist wie von derben Fäusten geschüttelt, zeigt ihm ihr glühendes Gesicht. Und erregt: „Non! Non!“

Schlägt ihm die Türe zu. In großer Angst läuft sie durch die Zimmer, sucht in allen Ecken, als müsse Pavonnet da irgendwo stecken und gelauscht haben. Dann steht sie mitten im Zimmer, preßt die Hände an die glühenden Wangen. Was ist das? Dumpfe Tiefen gähnen in ihr auf. Wenn sie allein gewesen wäre und in Not, hätte sie ihm die Türe offen gelassen! Ob es Geschöpfe sind, die in Not sind und darum —! Nur aus Not? Ihr ist entsetzlich! Sie wird sich diesen Mann merken. Sie wird ihn hassen! Als sie Pavonnets Tritte auf der Treppe hört, steht sie noch. Sie kann das nicht fassen. Die dumpfen Empfindungen tönen aus ihr. Die wollen zu Wort! Es ist ein Grauen in sie gekommen! Sie hat solche Angst — vor sich selber! Sie sieht Pavonnet kommen Sie empfängt ihn mit Blicken, die tief und fremd an ihr sind. Er bemerkt das nicht. Seine

Augen sind schwer und abwesend. Er bringt einen Weindunst ins Zimmer. Sie streicht ihm mit spitzen Fingern längs der Schläfe. Dort ergraut schon das Haar. Sie muß sorgen, daß ihr Sicherheit wird. Ja, sie muß sorgen. Und muß ihn quälen und stacheln und muß ihn frei machen. Um jeden Preis! Sie kämpft um ihre Existenz — und daß da keine Not über sie komme — —. O, das angstvolle Entsetzen!

In heißen Tagen auf Waldwegen grüßt ein Herr.

„Gilt das dir?“ fragt Pavonnet.

„Weiß ich nicht!“ Kurz, ablenkend und furchtsam.

— — — — Nach Jahr und Tag!

In heißen Nächten auf dunklen Wegen grüßt ein Herr . . . .

❧ ❧ ❧

So du, o Wandrer, zur Nacht die Kolonnaden am Elisenbrunnen entlang gehst, wirst du draußen an schattendunkle Wände gelehnt einen schwarzen Mann sehen. Er ist angetan wie zur Hochzeit. Langschößiger Rock und filzüberzogener Wellblechhut. In einer Ausstellung Alt-Aachener Gegenstände unter dem Vermerk: Sturmhaube! Solch ein Hochzeiter! Und die Hochzeit könnte in einem früheren Jahrhundert gewesen sein, denn der Rock schillert grün und es könnte in den vergangenen Jahrhunderten niemals Staub von ihm gebürstet worden sein. Der Staub so vieler Jahrhundertnächte! Aber der Mann war Bäckermeister und hat vor einem Jahrhundert noch keine Bretzel gebacken. In seinem fahlweiß gedunsenen Gesichte hängen die hellen Barthaare wie versengte Grashalme. Wenn der Mann spricht, so ist das leise und knarrend und so aus einer vorgeschichtlichen Zeit

heraus, als stiege die sparsam gehaltene Figur Karls des Großen vom Marktbrunnen herunter und spräche: Meine Herren, ich habe lange genug dort gestanden. Die Fremden verhöhnen mich. Jetzt könnt Ihr den da hinaufstellen, der ist Eure Sehenswürdigkeit! — So wie eine Mär! Also klingt's! Ein Ärmster der Armen! Er kreuzt die Hände und hält die Düte mit dem Butterbrot. So steht zur Nacht der schwarze Mann in den Schatten. Und wenn man des Weges kommt und fragt, weiß er Adressen. Es fragen die Herren! Und der dunkle Mann führt sie zu den Droschken. Zu Aachen in der Kaiserstadt nennt man das „Porzellanfahrten".

Nach Jahr und Tag!

Wenn man diesen Mann zwischen Glock zwölfe und eins fragt, kann man die Adresse Mimi D'Ysards gegen ein Entgelt erfahren. Und in Nonpareille kann man hin und wieder in den Lokalblättern lesen: Blanka ist verzogen nach Antoniusstraße.

Es ist kein Mord geschehen darob. Aachener Zeitungen brachten nichts dergleichen, nicht, daß ein Pärchen sich in einem Hotel eingenistet habe, schnäbelnd und streitbar und lieb und kosig und eifersüchtig zum Rasen. Nun, wie das eben also geht! Haben sich da irgendwo eingemietet. Faule Geschichten! Sehr faul! Sie sollen geheiratet sein. Er irrt tagelang im Stadtwalde, wird als verschwunden gemeldet. Auf dem Polizeiamt in Lüttich meldet er sich und gibt an, er wisse nicht, was mit ihm vorgegangen sei. Und kehrt zurück. Als er dann wieder geht, kehrt er nicht mehr zurück. Irrt in der Welt, weit über den Grenzen des Stadtwaldes.

Also hätten Aachener Zeitungen berichten müssen! Aber erstens müssen vermischte und lokale Anzeigen der Aachener Zeitungen auf den Familientisch passen, zweitens ist Aachen eine stubenreine Kurstadt, wo derlei Geschichten nicht vorkommen dürfen, und drittens ist er nicht mit dem Revolver zurückgekehrt, um einen Mord zu begehen. Zeitungen sind unzuverlässige Berichterstatter. Sie wissen nichts. Sie haben auch nichts von dem Manne gewußt, der in die wallonischen Berge reiste, spät im herbstnebeligen November. Die Bahnschaffner halten ihn für einen Fremden. Aber er weiß Bescheid daheim. An der Vorstation von Malmedy rufen sie in ihren harten, deutschen Lauten: „Weismes! Nach Malmedy umsteigen." Da steht der Mann auf dem Perron des Durchgangwagens. „Weims!" ruft er, „sagen Sie Weims!" und geht mit den vereinzelten Passagieren. Manche stoßen sich an. Manche kennen ihn noch. Er hat das Kopfhaar dichter und länger. So erscheint das Gesicht schmaler und eingedrückt an den Schläfen. An der Chausseeüberfahrt bei Bellevue setzt das Zugglöckchen mit kläglichem Gebimmel ein, Mensch und Vieh vor seinen tödlichen Eigenschaften warnend. In fürchterlichem Rattern und langsamer Fahrt! Der Mann steht auf dem Perron und wartet, bis die Landstraße durchquert wird. Dort springt er ab. Es ist knapp so gefährlich, wie vom fahrenden Tram abzusteigen. Die Leute, die da herum wohnen, sparen sich den Weg vom Bahnhof hierher zurück. Aus drei, vier Häusern flimmert Licht. Sonst Gärten und weites Feld. In einem Heckenweg taucht der Mann unter. Der in Dunkelheit und halbentlaubten Hecken versunkene Weg läuft in ein Tor ein. Ein eiserner Bogen darüber. Die Aufschrift darauf: „Monplaisir!" Der Hofhund bellt hinter dem Tore. In dem länd-

lich blitzblanken Hause hebt man die Köpfe, vier Köpfe! Die Frau sitzt allein in einem quadratisch plumpen Zimmer. Die Fenster sind hoch gelegen. Ein Tritt davor, sonst könnte man kaum hinausschauen. Dunkle Teppiche hängen über das Fensterbrett herab und halten die Zugluft ab. Die Frau ist eingemauert hinter Doppelfenstern und Plüsch und Buchsbaum-Schutzhecken. Der Regulator geht mit weichem, samtnem Pendelschlag. Die Welt um die Frau ist leise. Die Ereignisse gehen geräuschlos wie die Sterne in der Nacht ihre Bahn. Wenn der Hofhund bellt, kommt ein Ereignis. Die Frau sieht auf. Sie hat geschrieben. Sie ordnet noch immer in den Papieren, die aus dem aufgelösten Geschäftsgang der Fabrik wie eine Sturmflut über sie kamen. In der offenen Türe steht Dorine. Unter der gesteiften weißen Haube ein weißer, glatter Scheitel. Den streicht sie mit welken, zitternden Händen. Ihr fällt kein Wort ein. Sie starrt bloß. Sie ist geisterbleich. Die Frau glaubt, sie komme zu ihr herein, um zu sterben. Da faßt die Alte den greisen Kopf und schwankt davon. Und auf die Schwelle tritt ein Mann; steht da! — Seine Blicke jagen durch das Zimmer, in die Ecken, die Decke hinauf und nach der Frau. Immer auf der Wanderung, unstät. Mit einer heiseren, verkaterten Stimme spricht er: „Ich brauche Geld!"

Wie ein verdursteter Bettler! Er friert in der schlappen Kleidung. „Komm herein!" sagt sie, sitzt noch steil an dem Tische. Er schließt die Tür hinter sich und sucht nach einem Stuhle. Setzt sich.

„Hast du was zu essen?"

Da stoßen in ihr dumpfe Schreie auf. Würgen ihr den Hals. Sie ringt nach Luft. Die schluchzenden Stöße schütteln sie ruckweise. Man hört sie in

die Brust hineinschlagen, sie glaubt, nun springe ihr der Körper mitten entzwei. Und dann legt sie das Gesicht in die Hände und weint, wie sie nie geweint hat. Dorine schurft wieder herein, angstvoll! Die drei Menschen bleiben regunglos. Der Regulator geht mit zagem, samtnem Schlag. Der Mann sieht dann nach Dorine. Seine Augen sind leer. Er fragt: „Warum weint sie denn?"

Da steht die Frau auf. Zu ihm hin! Gott, o Gott! Was spricht aus dem Manne? Ein klangloser Ton! Ein sinnloser! So ohne Wärme und Verständnis! Einem schlaffen, schweren Denken nachgeplappert! Sie nimmt seine Hand, die er aufs Knie stützt. Kein Fragen soll über ihre Lippen. Er kommt wie ein gehetzter, müder Mann. Er soll bei ihr Wärme und Ruhe finden. So steht sie bei ihm und preßt seine Hand. Und ist still bei ihm und von unhörbarem Weinen erfüllt. Er sagt: „Ich möchte doch jetzt essen!"

Die Nacht ist leiser noch wie der Abend. Der Hofhund bellt nicht mehr. Das Haus liegt mit steif quadratischem Schatten weit im herbstlichen Feld. Wenn die Sterne durchblinken, fällt ein Scheinchen auf den Torbogen: Monplaisir!

Hinterm Tor fiebert der Schmerz!

Die Frau hat bis in die halbe Nacht hinein gewacht. Jetzt ist der Schlaf ein krallendes Tier geworden, das über sie herfällt, überwältigt, niederwirft. Ihre schweren Atemzüge wehen in die tote Stille. Schreckhaft und stockend, zuweilen ein nervöses Zucken des ganzen Körpers. Dann richtet sie sich mit geschlossenen Augen und im Schlaf halb auf, greift um sich mit tastenden Händen — etwas erhaschend in der Dunkelheit und Stille, den verkörperten, furchtbaren Träumen nachtastend. Und wird wieder nieder-

gestreckt. Das krallende Tier fällt über sie. Plötzlich! Ihre Atemzüge setzen aus. Die Lippen halb geöffnet, horcht sie. Ein Lauschen aus nebelhaft weiten Traumgegenden heraus. Ein greller Lichtschein fällt auf ihr Gesicht. Sticht in die halbgeschlossenen Augen. Aus tiefem Schlummer heraus wird sie wach. Völlig wach. In ihre weitoffenen Augen prallt das Licht einer Lampe. Der Mann steht an ihrem Bette. Die Türe ihres Schlafzimmers ist breit geöffnet. In seinen Augen geht ein Flackern und Flimmern. Er spricht leise vor sich hin. Ingrimmige, verärgerte, leise Worte! Von dem Weibe, das er züchtigen muß, und das draußen in der Welt ist. Das verräterische Weib!

„Bist du es?“ fragt er wild. Sie klingelt Jäk, dem Kutscher. Im ersten Schrecken kann sie nur das! Nur Hilfe anrufen. Sie redet ihm zu. Sie denkt, es könne eine momentane Verwirrung sein. Er hört nicht. Spricht weiter sein leises, heimliches Drohen. Läßt sich aber widerstandlos in sein Zimmer führen. Hinter ihm dreht Jäk leise und vorsichtig den Schlüssel.

In herbstlichen Tagen ist viel Leid. Kranke sterben. Der niedertropfende Regen kann all das Leid nicht beweinen. Aber es ist das Schlimmste nicht, wenn Kranke sterben. Die lebenden Kranken, die für die Welt tot sind, die gesunden Körpers sind und doch nur plappernde Leichen — die müßte der Himmel und die Erde beweinen.

Der Hofhund bellt wieder ein Ereignis an. In dem Hause hört man eine Tür knarren. Aus der Dachrinne brodelt das Wasser ins Regenfaß, die Frau tritt in den Gang. Da steht plump und schwer und schlapp der Blagueur. Er grüßt, behält den Hut auf dem Kopfe.

„Guten Morgen! Ich höre, er ist hier.“ Eine

zustimmende, zurückhaltende Bewegung ihrerseits. „Dann müßte ich ihn sprechen!"

„Was wollen Sie?"

Der Blagueur wulstet die Lippen heraus. „Wenn man etwas zerschlägt, ist man so anständig und bezahlt es. Man läßt mir meine Votivtafel zerschlagen in der Sakristei, und niemand fragt, wer sie mir ersetzt. Jetzt möchte ich Ihren Mann danach fragen." Da sie noch schweigt, fügt er hinzu: „Es fehlt mir zu meinem Beweise noch eine Aussage — die kann sich das Gericht holen. Das verständigt sich auch mit wallonischen Jesuskindern —," wulstet die Lippen bis zur Nase herauf. Nun winkt sie ihm, ihr zu folgen, öffnet die Glastüre, die den Gang von den hinteren Räumen abschließt. Bleibt stehen. Aus der Stille tief im Hause gellt eines Mannes Stimme. Wild und einfältig! Und Tierschreie! Kurz, heftig! Die Frau sagt: „Und nun gehen Sie und ziehen diesen Mann zur Rechenschaft!"

Über den Blagueur kommt eine halbe Betäubung.

„D a s ist er —?"

„Ja! — Man wird ihn fortbringen müssen!"

Da tritt der Blagueur einen Schritt zurück, nimmt den Hut ab. „Frau Pavonnet," sagt er, „Frau Pavonnet, Sie sehen, ich hinke heute noch etwas auf dem rechten Bein. Aber ich würde mir auch noch den linken Teil von ihm zerschießen lassen, wenn d a s nicht wär'!"

Geht. Der Hofhund bellt hinter ihm her.

‚Man muß in Statuen Wesen sehen, welche die Einsamkeit lieben, suchen . . . . . und solche Wesen sind nicht alltäglich! Ich suche sie oder begegne ihnen, sie halten mich auf, und ich führe lange Gespräche mit meinen Lieblingen. Sonst nichts und — keine anderen.' Hat das ein Aristarch geschrieben? Nein, Diderot

schrieb's. Und Diderot hat nicht die Statuendame von Monplaisir gekannt und schrieb's doch. Und wußte nichts von der Pouhonquelle im Park von Monplaisir. Wo da an der Steinnische, dem sie entquillt, eine lebende Statue steht und trinkt und über der Nische die Aufschrift liest:

„In itio sine cura bibe et spem fove salutis."

(Sorglos trink in Muße und habe Hoffnung auf Rettung.)

Der Becher fällt in die Quelle. Eine zitternde Hand kann ihn nicht halten. Und glanzlose Blicke gehen an der Inschrift weg hinaus ins weite Wiesenland, den tiefen Abhang des Felsens hinunter über Berg und Straße und den blauenden Himmel. Statuen sind Wesen, die nicht mehr lebendig werden.

Armenhände strecken sich nicht mehr nach der weichen, warmen Aristokratenhand, denn diese Hand winkt nur noch hinter Wagenfenstern, wenn das geschlossene Gefährt durch die Straßen rollt. Die Bittenden drängen nicht mehr um den Weihwasserkessel, der heiligen Frau ih e armen Wünsche zu sagen. Die Dorfcurés schicken Bettelbriefe und scheuen die weiten Bittwege zu ihr ins verregnete Feld! Ihre zahlreichen Statuen wandern ins Land und bringen ihr Ruhm und Segen und fromme Wünsche Sie ist Statue und wandert nicht und läßt sich anbeten und erhört. Sie ist eine große Heilige! Und der Wurm frißt in ihr! Er wird die menschliche Natur wurmstichig machen, daß sie eines Tages zerfällt. Warum? werden die Menschen fragen; sie war doch eine große Heilige! Sie wird auch nicht mehr lachen können, denn wenn sie lachen möchte, hört sie von weit — weit her in die wallonischen Berge hinein und in ihre Feldeinsamkeit die irren Schreie hinter Eisenstäben.

Da kommt denn in ihre Weltfremdheit Berthe Fossard Sie sagt: so gefalle ihr ein Leben. Je weiter von den Menschen, desto besser! Um Mittag fährt Jäk, der Kutscher, bei ihr vor, und am Abend bringt er sie heim. Sie vermittelt die Zusammenhänge der Welt mit der Statuendame. Die Armen streichen ihr die Hände. Die Bittenden flehen sie an am Weihwasserkessel. Die Nonnen und Priester, Vereinsvorstände und Kirchenkollekteure wissen, daß Berthe Fossard bis zum Mittage zu Hause ist. Sie zählt die Händedrücke und Küsse, die Bitten und Forderungen. Und die Rechnungen! Fürsten und Heilige müssen doppelt zahlen! Da hat Berthe zu vereinfachen. Es rauschte nicht mehr in den Wiesenbächen. Sie waren überfroren. Es rispelte nicht mehr in den Bäumen. Kein Vogel strich hindurch. Weit ins Feld läuteten Glocken zur Sylvesterandacht. In Monplaisir rasselt ein Dachziegel herunter, fällt klatschend in den Hof. Stille! Zwei Frauen schrecken auf und wieder in ihre Versunkenheit. Sie öffnen Briefe. Dankbriefe für Sylvester und neue Wünsche fürs kommende Jahr. Dampfende Groggläser. Die Dampfsäulchen brodeln bis unter die Lampenglocke. Der Grog ist dickflüssig wie alter Wein. In dem aufbrodelnden Dampf steigen seltsame, geheimnisvolle Gedanken mit auf. Die Frau sieht hinein. Flatternde Geisterchen streichen an ihre Stirne. Die ist voll tiefer, geheimnisschwerer Sylvestergedanken. Sie horcht, was Berthe liest. An die heilige Frau! Eine Aufschrift auf einer schreiend farbigen Glückwunschkarte! Sie legt die Hand darauf. Berthe muß im Lesen innehalten. In den zagen, weichen Pendelschlag des Regulators weht ihre Stimme wie eine ferne, traumhafte Trauermelodie, wie das Rezitativ eines Gluckschen Werkes, voll mächtiger Wehmut und anklagender

Pein: „Ich habe im Leben der Heiligen geforscht, ob ich ‚heilig' bin. Sünder und Büßende haben Kirchenbußen mit heroischer Geduld ertragen. Sie standen in härenen Gewändern bettelnd vor den Kirchtüren, streuten sich Asche aufs Haupt und bekannten laut ihre Vergehen. Ich lese auch von der reinen Frau, die nackt und nur von ihren Haaren überdeckt durch die Straßen ritt, um die Stadt zu erretten. — Das alles möchte ich tun! Es wäre nicht so hart, als hören zu müssen, daß sie mich die heilige Frau nennen! Das ist meine Kirchenbuße!"

Der Grog sprüht sein Aroma in den warmen, stillen Raum. Berthe Fossard ist über das Glas gebeugt. Die flatternden Geisterchen berühren auch ihre Stirne. Eine seltsame Gestaltung der Dinge wird dahinter. Sie erwidert: „Was wissen die Menschen von uns? Warum sollen wir uns den Menschen anders offenbaren? Vielleicht, wenn wir die Kühnheit haben, aufrichtig zu sein, enttäuschen wir und die Freunde gehen von uns. Wenn Menschen glücklich werden wollen, sollen sie ihr Inneres nicht nach auswärts kehren, sondern nur so viel herausblicken lassen, als dem Geschmack jedes einzelnen Menschen zusagt. Was über des anderen Begriffe und Neigungen geht, kann er nicht schätzen. Man gebe ihm löffelweise so viel, als er von uns und an uns vertragen kann. Das ist das Glück des Lebens."

Die Frau spricht: „Ich habe mich gleich ausgegeben. Und allen alles. Ich war immer froh, wenn ich zerteilt war. Darum konnte ich nie ein Ganzes geben. An dem Stückwerk meines Lebens ist ein Mann zugrunde gegangen!"

Berthe erwidert: „Es sollen vielmehr zweie ihr Ganzes zusammensteuern, um das Stückwerk des Lebens zu reparieren. Es ist wie eine Mosaikfläche,

die Lücken hat. Zweie kommen und bauen daran. Die Stücke, die sie dazu mitbringen, müssen sich in die großen und kleinen Lücken einfügen lassen. Haben sie beide die kleinen und wenig große und umgekehrt, so ergibt sich, daß sie die Lücken nicht füllen, das Bauwerk ihres Lebens nicht fertigstellen können. Es ist rein zufällig, wenn zwei Menschen zusammenkommen, die ihre großen und kleinen Mosaiksteinchen in ausgleichender Zahl mitbringen und das Glück ihres Lebens bauen können. Das nennt man eine gute Ehe! Sie beruht auf Zufall. Man wagt! Rouge ou noir? Der günstige Zufall heißt immer Glück! Ob im Spiel oder in der Ehe! Ein Spieler gewöhnt sich nicht an die Verluste. Eheleute können das sehr wohl. Dann wissen sie nicht mehr, was rouge ou noir ist. So ist die Mehrzahl der Ehen! Wir, die wir nur beobachten, wissen das. Diejenigen, die in solchen Ehen sind, wissen davon nichts. Sie glauben es aber, wenn man es ihnen sagt."

Die Frau spricht herb. Sie will Kirchenbuße tun: „Ich habe mein Herz gegeben, wie ich Statuen verschenke. Ich hatte Freude, es zu geben. Ich nehme das Leben sehr leicht. Ich wußte nicht, daß es dunkle Tiefen hat, und diese in der Ehe liegen. Die Freude, mein Herz und meine Statuen zu geben, ist in mir geboren. Ich gab auch schon gern meine Puppen! Sie haben recht, Liebe, es sind zwei Menschen zusammengekommen, die nicht die ausgleichende Zahl von Mosaiksteinchen zum Bau ihres Lebens brachten! Sie haben sich dann an die Verluste nicht gewöhnen können! Sie haben immer gewußt, was rouge ou noir war! Das war unsre Ehe!" Ihre Hand faßt nun das Grogglas. Durch den Messingbeschlag schwitzt die Wärme. Die kalte Hand empfängt nichts davon. Die tiefen Blicke hängen an den federnden Dämpfen. So

wird's ein leises, stilles Reden und wie ein Selbstgespräch: „Ich habe viele einfache Leute um mich gehabt. Auch ganz Arme und Elende. Sie haben die Probleme der Ehe auf die schlichteste und einfachste Weise gelöst. Sie sprachen mit mir darüber. Sie sagten, man muß den Brautstand rein halten, damit man sich in der Ehe noch achten kann. Man muß beten und den Segen Gottes herabflehen. Und keine Mischehen! Das Weib soll nachgiebig sein und nicht immer das letzte Wort haben. Es soll für pünktliches Essen sorgen, daß der Mann den Mittagstisch bereit findet, wenn er heimkommt. Und Frieden halten! Sie haben nichts von dem gesagt, was eigentlich die Ehe bildet. Was verborgen ist! — Und was uns doch quält! Sie empfinden das nicht. Sie wissen, was sie zu tun haben — und gehorchen, wenn der Mann es verlangt. Sie sind nicht gequält! Ihre Seele fiebert nicht. Sie denken, es ist das Geschäft der Frau. Wenn der Mann arbeitsam ist und nicht trinkt und Frieden hält, dann haben sie die Grundbedingungen zu einer glücklichen Ehe. Und es ist doch nicht schon die Ehe, daß zwei Menschen harmonisch leben! Nun, da ich es weiß —!"

Sie schrickt aus tiefen Gedanken, da Berthe ihr antworten will. „Gleiche Meinungen und Ansichten in den wichtigsten Lebensfragen, gleiche Interessen und Glücksbedingungen. Dann leben sie glücklich. Dann leben sie in F r e u n d s c h a f t. So können Geschwister und Freunde leben, zwei Fremde, zwei Menschen! Nur nicht Eheleute! Haben sie nur das, dann leben sie wie Freunde zusammen. Das genügt nicht für sie. Aber es gibt Eheleute, die nur das haben und damit auskommen. Mit der Freundschaft, die sie o h n e Ehe haben könnten! Also ist es nicht das, was die Ehe bedingt. Sie bedingt L i e b e! Es gibt Ehe-

leute, die Freundschaft schon für Liebe nehmen. Wenn sie an dieser Täuschung Genüge finden, kann eine harmonische Ehe werden. Ein Freundschaftsverhältnis mit ehelichen Verpflichtungen! Wo die Ehen unharmonisch werden, oder der andere Teil die Täuschung entdeckt, und nun das Sehnen hat entweder nach dem was einmal war oder was nie war, dann wird das Mißverhältnis so, daß ein Teil nur die Pflichten der Ehe, der andere nur die Rechte der Ehe einfordert!"

Ihre Stimme verhallt in der Stille. Jäk fährt mit dem Wagen vor. Berthe muß Abschied nehmen. Die Frau preßt ihre beiden Hände. Ihr Flüstern verhaucht an ihrem Ohre. „So war's, Liebe! Ich brachte Freundschaft und nur Pflichten! Er forderte die Liebe und nur Rechte. So wurde das Pfuschwerk einer Ehe! Leben Sie wohl, Liebe! Grüßen Sie die Welt da draußen im neuen Jahre. Und überall, wo Sie hinkommen, bitten Sie, daß man mich vergißt. Statuen leben nicht mehr. Sie sind nur Denkmäler gewesenen Lebens. Das Leben war mir so unverständlich."

Das Rollen des Wagens zerrann in der tiefen Feldeinsamkeit. Und in der Nacht, da das Alte zum Neuen geheimnisvoll verrauscht, holt Berthe Fossard die Dokumente Ahn' Roderiques hervor und fügt den gelben, steifen Blättern, die dauerhafter waren als diejenigen, die sie beschrieb, feine, duftende Bogen mit dem Wasserzeichen „Heureka" bei. Der Kommentar der neuen Generation! Sie schrieb!

„Da ist eine Welt! Wie die ist. Sie liegt in einem ungeheuren, ungemessenen Kreise. Die Hamburg-Amerika-Linie könnte mit einigen Eisenbahntrusts und Handelsgesellschaften ein Verkehrsabkommen treffen, wonach in dieser ungeheuren Kreislinie ein

fortlaufender Handelsweg um die Erde gezogen würde. Da schon bereits Linien von Hamburg nach New York und von Hamburg nach Ostasien in Betrieb sind, wird es die weitere Aufgabe sein, eine Verbindung zwischen New York und Kansas City herzustellen und von diesem großen Knotenpunkte aus den Eisengürtel der Schienen weiter vorzuschieben bis zur Westküste Mexikos, etwa unter dem 26. Breitegrad. Das wäre die ideale Fahrkarte um unseren Planeten. Die eine Fahrkarte, statt der bisher mindestens fünf verschiedenen. So ist der Kreis um die Erde durch den einen Zirkel, der die äußere Peripherie zeichnet, geschlossen. In diesem großen, ungeheuren Kreise, der Billionen Menschen einfaßt, wirren ineinander, nebeneinander eine Unmenge Kreise unzählig verschiedener Kreise, von Zirkeln gezeichnet, die ausgemessen einen Durchmesser von 1700 Kilometer ziehen, also Entfernungen etwa von Ostende bis Galatz, und solche, die nur 1000 Menschen umfassen. Und solche, die nur zwei Menschen in einen Kreis stellen. Zwei Menschen in einem Kreise abgegrenzt! Ein Schicksalskreis! Zwei Menschen, die Gefallen aneinander finden. Gemeinhin kennzeichnen den einen die Hosen, den andern der Jupon. Wenn zwei Menschen, einer in Hosen und einer im Jupon, zusammenkommen, sehen sie sich als zwei Geschlechter an, und daß sie sich möglicherweise lieben und paaren könnten. Würden beide Geschlechter in gleichen Trachten gehen, auch die Männer in Jupons, auch die Frauen in Hosen wie Sennerinnen beim Melken und Stallmisten, wie Fidelio in der Hosenrolle, und trügen beide Geschlechter durchweg kurze oder auch lange Haare, und wäre die minutiöse Unterschiedlichkeit in früheren Jahrhunderten nicht so weit getrieben worden, daß verheiratete oder ledige Frauen erkenntlich waren an dem geschürzten oder

herabwallenden Schleier, an dem hängenden oder aufgeturbelten Haare, so würde nicht schon das erste Zusammentreffen zwischen Mann und Weib ihr Verhältnis für Lebenszeit regeln. Es würde von vornherein eine Kameradschaft sein, die vergebens von einer Frauenemanzipation erkämpft wird!

Es würde vielleicht kein „sexus sequior" mehr sein, weil diese Kameradschaft einen Ideenaustausch gestattet, der Mann und Weib zu gleichen Zielen hinlenkt, gleiche geistige Perspektiven errichtet, gleiche Weltanschauungen gibt, dem Weibe aus dem kleinen Pflichtenkreis Ausblicke in den großen, vom Kleinlichen in das weltgroße Verantwortliche! Damit könnte dem Weibe und seiner Ehe schon geholfen werden, ohne daß man es in den wirtschaftlichen Kampf stellt! Die Frauenemanzipation wird niemals zu den letzten Resultaten kommen, solange die Haare noch lang wachsen!

Das äußerlich gekennzeichnete sexus sequior läßt keine wahre Kameradschaft zu! Hand aufs Herz! Eine wohlbeleumundete Frau kann das nicht! Sie wird zur Wohnungmiete gehen und in das Peinliche der Frage gestellt: „Empfangen Sie Herrenbesuche?" Sie wird heißen Durst haben und es wagen, in ein Restaurant zu gehen und mit niedergeschlagenen Augen ein Münchener zu trinken, keine Silbe mit dem Manne reden, bei dem sie am Tische sitzen muß, keine Frage an ihn richten, und wenn das Lokal mit Flugblättern über die Ermordung der ganzen Kaiserfamilie überschwemmt würde, denn der Mann würde kein Stündlein mit ihr sprechen, ohne zu fragen, wo sie wohnt und wohin er sie begleiten soll und so weiter. Sie wird mit einem Manne auf der Promenade zusammentreffen, und erstaunt wird man fragen: „Sind sie denn verlobt?" Wenn sie keinen Mann oder

Vater oder gefälligen Bruder oder dankbaren Neffen oder eine Familie hat, die sie „mitnimmt", wird sie in Sylvester- und anderen Nächten und überall da, wo das Leben sich abspielt, wo sie Einblicke gewinnt und den Schein der Dinge von der Wirklichkeit unterscheiden lernt, daheim bleiben müssen und ein Buch lesen, worin George Ohnet vielleicht ein Sylvestertreiben beschreibt. Und ihren Krapfen essen! Eine mit dem wissenschaftlichen Strickstrumpf beschäftigte alte Jungfer! Ach was! man ahnt es ja gar nicht, was die herausgestaffelte Weibskleidung einem Menschen antut. Ihre Art und der Zuschnitt zwingt zur Gefallsucht. Man muß sich mit dieser Kleidung beschäftigen wie mit einem Lebenszweck! Sie ist kompliziert und zeitraubend. Sie kann nur schön oder häßlich sein. Harmonisch ist schön! Wer für diese Harmonie Sinn zeigt, aber keine Zeit vergeuden will, ist häßlich! Welche geistvolle Frau möchte sich häßlich machen! Und würde einer geistvollen Frau die saloppe Kleidung verziehen? So muß die beste Frau sich dazu bequemen, putzsüchtig zu werden. Einen Mann diskreditiert das!! Das ist ein Phantom, ich weiß es! Es soll ein Phantom sein! Es soll aber zur Kameradschaft führen! Es soll von vornherein nicht das Verhältnis vom Mann zum Weibe feststellen, sondern vom Menschen zum Menschen!

Es kommen zwei Menschen zusammen!

Und sind Freunde und haben Gefallen aneinander! Zwei Menschen! Zwei Freunde! Und Freundschaft! Und tiefe Freundschaft! Das ist die Liebe! Zu dieser Liebe gehören nicht nur Weib und Mann! Zwei Menschen gehören dazu. Zu dieser Liebe! Sie steigt aus den Seelen! Nicht aus dem dekolletierten Busen! Aber sie ist grundlegend und einzig notwendig zur Entwickelung von der Liebe zur

Ehe! Es gibt Menschen, die bei dieser Liebe verbleiben, glückliche Menschen! Die sich erkennen als Mann und Weib, schreiten weiter! Gib mir deinen Mund! Er ist süß! Gib mir deinen Leib! Er ist süß! Das ist der landläufige Schritt zur Ehe! Zwei Menschen sind zusammengekommen! Und haben das Weib, den Mann entdeckt und paaren sich! Oder ist es besser, sie entdecken dann erst ihre Seelen? Nach dem Leibesgenuß schmeckt die Seele anders. Manchmal schaler, manchmal besser! Man wird aber nicht Perigord-Trüffeln nach Kartoffeln essen. Warum genießt man den Leib vor der Seele? Mit der Seele muß man leben, um nicht zu sterben! Mit dem Leibe muß man essen, um zu leben! Wenn man die Seele speisen könnte wie den Leib mit Suppe, Gemüse und Fleisch, dann wären nur gut bürgerlich gemästete Seelen, denn nichts ist heißhungriger als eine Seele! Sie ist nicht zu stillen! Ehe man den Leib sättigt, soll die Seele gestillt sein, so wie der Bräutigam der Antigone bei ihrem Vater, der sie verurteilt hat, um ihr Leben bittet und von seiner begehrenden Liebe kein Bekenntnis weiß und ihr doch in den Tod folgt! Ich glaube, daß zwei Menschen sich aus Liebe in den Tod folgen! Ich glaube nicht, daß Mann und Weib — nur Mann und Weib und nicht auch allgemein zwei Menschen — aus Liebe sich in den Tod folgen! Wo nur die Sinne bezaubern, liebt der verzauberte Egoismus! Wenn *der* zum Tode geht, ist's Feigheit! Ich glaube an keine Treue über den Tod hinaus! Wir müssen schon zufrieden sein mit einer Treue, die bis zum Tode reicht. Ich glaube an keine Treue! Treue ist ein augenblicklicher Zustand, ein Zustand schlechtweg! Wo Liebe, da ist Treue! Wo freie Liebe, da ist freie Treue! Wo keine Liebe mehr ist, da ist keine Treue mehr. Da ist *Pflicht*! — vielleicht!

Pflicht ist keine lautere Liebe! Freie Liebe hat die garantierte lautere Treue und den freien Abschied. Das Weib kann darüber zugrunde gehen! Die Ehe ist die für eine gewisse Zeit oder zeitlebens garantierte Treue! Mann und Weib können darüber zugrunde gehen! Aber wenn sie den Himmel suchen, werden sie auch die Treue lieben, die Pflicht ist!

So frage ich: Was ist die Ehe?

Ein ewiges Genügen!

So frage ich: Was ist freie Liebe?

Ein ewiges Werben um Treue!

Und Liebe und Treue ein ewiges Werben!

Das schreibe ich, da ich eine Frau liebe, die zeitlebens warb. Und ihre Seele wurde nicht heiß, und ihr Leben ward greis, das Haar vor dem Alter weiß. Mon Dieu! Das Experiment der Ehe ist ihr eben nicht geglückt.

So geschrieben Sylvester 1890, beigefügt den gelbgewordenen Blättern Ahn Roderiques. Mögen diejenigen, die nach mir kommen, meine Blätter gelb werden lassen und weiter schreiben. Und von uns Überlebten die Worte Goethes sagen: „Man hat die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer zu beschämen?"

Und wenn sie dann über uns Überlebte lächeln, kann man wohl annehmen, daß das Ideal wahrer Kameradschaft erreicht ist. Und ich weiß es nicht, da ich alsdann vermodert bin!" — — — — — — — —

Unter den Linden am Römerplatz wandelt ein Gebeugter in schwarzer Soutane. Neben ihm der alte Aumonier der Klosterkirche. Wispert sein Brevier, bevor der Gottesdienst beginnt. Sie kommen an der Brunnenmuttergottes vorüber und lüften die Barette.

Der Gebeugte steht, faltet die Hände über der breiten Brust. Was er sagt, ist ein wehmütiges Gebet:

„Der deutsche Geist ist über uns. Ich sehe unser Volk und erkenne es nicht wieder. Der alte Wallonencharakter zerbröckelt unter der deutschen Faust. Was wollen wir noch, wir letzten Getreuen? Die heilige Jungfrau schütze das wallonische Volk!“

Der Aumonier legt dem Konfrater die Hand auf die Schulter. Die Worte schlumpfen ihm durch den zahnlosen Mund: „1112 Jahre hat dieses Ländchen seine Selbständigkeit in Stürmen bewahrt, welche die mächtigsten Staaten erschütterten. Es wird nie untergehen!“

Die Glocken der Klosterkirche hallen darein. Und prophetische Klänge jauchzen ins Tal. Die da trauern, horchen auf. Ihre Seelen zittern. Und kein Haß ist mehr. Und nur eine Wehmut! Die wehe Erinnerung an ein Totes! Die hegen und pflegen Trauernde. Und nun ist das Überraschende da! Die Erinnerung an das Tote! die kein Trauern mehr ist, die T a t ist da! Das Französische ist tot! Offiziell! Da ist's in die Volksseele geflüchtet. Die hat's gehegt und gepflegt und gewärmt. Und auf die Zunge genommen! Auf die Wallonenzunge. Bourgeoisie und Arbeiter! Die Wallonenzunge wird stumm. Die französische redet. Die jüngste Generation lauscht. Sie hört jetzt französische Laute aus dem Elternmund. So wird sich forterben, was man nicht fortpflanzen wollte! Und h e u t e i s t d a s F r a n z ö s i s c h e M u t t e r s p r a c h e! Da sie es mit ihren Kindern sprechen! Da sie die Erinnerung an ein Totes hegen! Bourgeoisie und Arbeiter! Als es nicht tot war, hegten sie es nicht. Und Zeiten werden kommen, wo das Wallonental zur französischen Sprachecke im Deutschen Reiche wird — — — — — — — — —

Und Zeiten sind gekommen!

Heute!

Plötzlich! Ohne Kampf! Ohne Tränen! Ein Geschenk von Berlin! Französische Lehrstunden sind wieder in dem Plan der Volksschule! Nach dem Kampf! Ohne Kampf!

Der Blagueur ist heute tot. Wenn seine Gebeine noch sind, so hat er sich im Grabe herumgedreht!

Bevor diese letzten Zeichen und Wunder eintrafen, begaben sich die Frés zu dem Alten am Kalvarienberge und frugen, ob da keine Rettung mehr sei? Es sei keine mehr! Sie sollten sich selber treu bleiben! Im Herzen treue Wallonen! Da gingen die Frés und trugen einen entschlafenen Koloß zu Grabe: die deutsch-wallonische Bewegung! Die Führer waren hinweggefegt vom Kampfplatze, die Schlachtenherde lief irr und wirr und drängte verschüchtert zusammen und wollte aus dem Brausen des Kampfes. Und wollte nur Frieden, um zu weinen. Die Frés schickten noch zu dem Dokteur, ob da keine Rettung mehr sei? Es sei keine mehr! Die neue Eifelbahn sei schuld! Und Xhayet kam und sagte: „Der deutsche Verkehr, die deutschen Fremden, die deutschen Freier! Es werden viele Mischehen, es werden viele Groschen, aber weniger Centimes, es wird Deutschland, Deutschland über alles!" —

Der Ausklang ist wie der eines Märchens. Und willst du's wissen, wie's geschah? Ein Fürst erstand! Der war Blut von ihrem Blute, temperamentvolles Blut! Napoleonsblut! Und konnte schäumen und lieben und groß und ritterlich sein wie sie! Das verhaßte Deutschtum war zu einer Persönlichkeit geworden! Die berauscht sie, die läßt ihre Begeisterung

hoch lodern. Der Wallone muß lodern, wenn er liebt. Und er liebt

Guillaume II.

Er hat ihnen nach Elsenborn seine Soldaten geschickt! Er wird selber einmal kommen! Die Herzen fiebern, daß er kommen könnte! Er wird kommen mit Glanz und Herrlichkeit. Ritterlich und schön! Wie Karl der Große durch die Eifelgaue zog und den Papst, den dritten Leo, in Prüm feierlich krönte. Sie werden an seinem reichgeschirrten Roß hinauf die Arme recken und die Schwurfinger heben: Ewige Treue Dir, weil Du gekommen bist!

Darauf warten die Wallonen!

Nachwort

Ich muß etwas schreiben, was eigentlich selbstverständlich ist. Aber des Guten ist besser zu viel als zu wenig getan.

Der Roman basiert auf der Wirklichkeit und der Wahrheit; er knüpft an und schreitet fort nach Daten, er schweißt das Lokale in das Zeitgeschichtliche und stellt Typen, die Fleisch und Bein sind, weil zur geschichtlichen Wahrheit dieser Volksbewegung gehörend. Nun habe ich mich durch Taten und chronologische Reihenfolge nicht einschüchtern lassen, und wo es künstlerisch not tat, sprang die Feder darüber weg und rückte Ferneres zu Gegenwärtigem, zu Nutz und Frommen eines abgerundeten lokalgeschichtlichen Bildes.

Das sage ich von der Germanisationsbewegung und ihren weit auseinanderliegenden Etappen. Für alles übrige keine andere Erklärung, als die es in sich selbst manifestiert.

